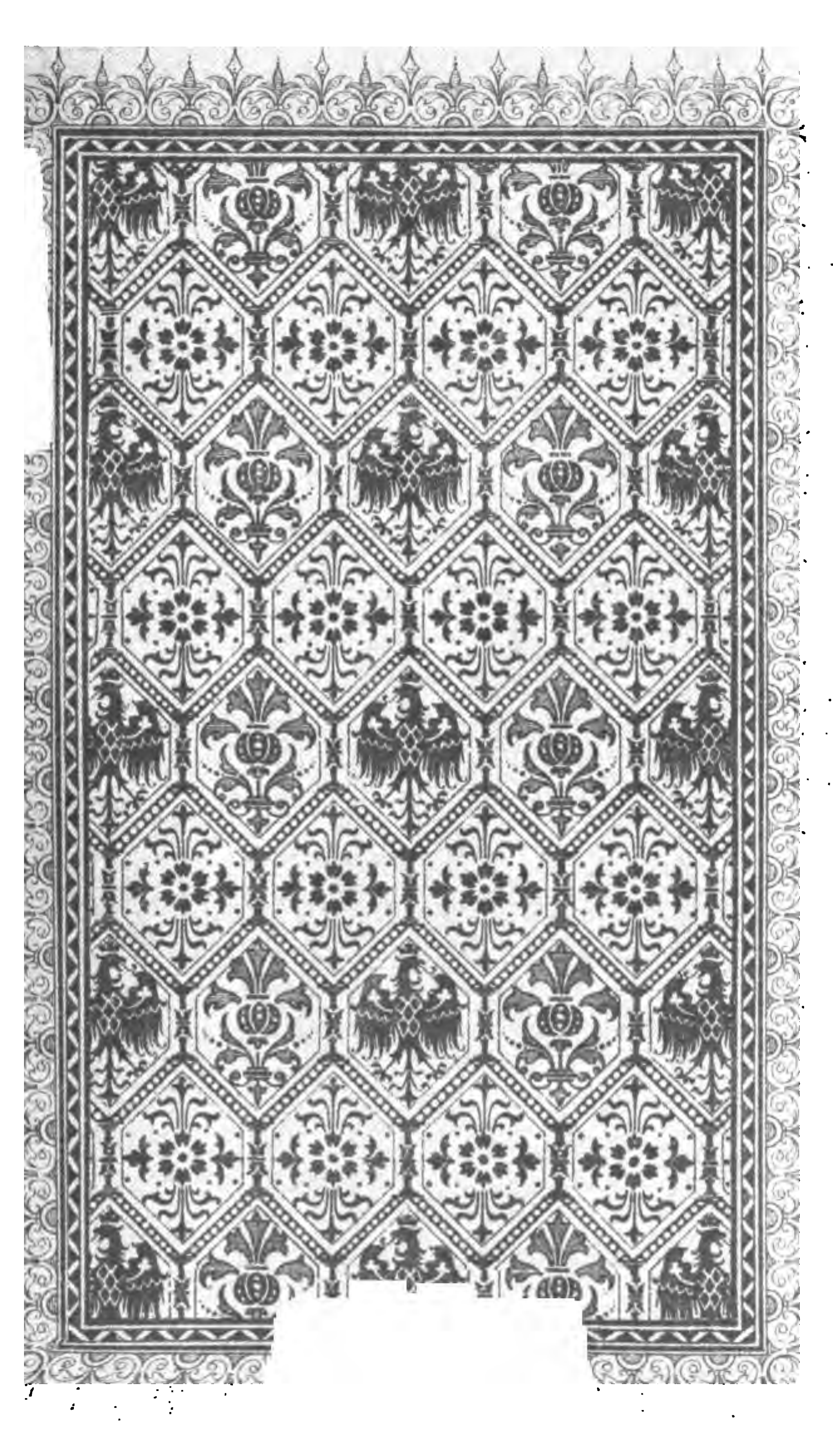
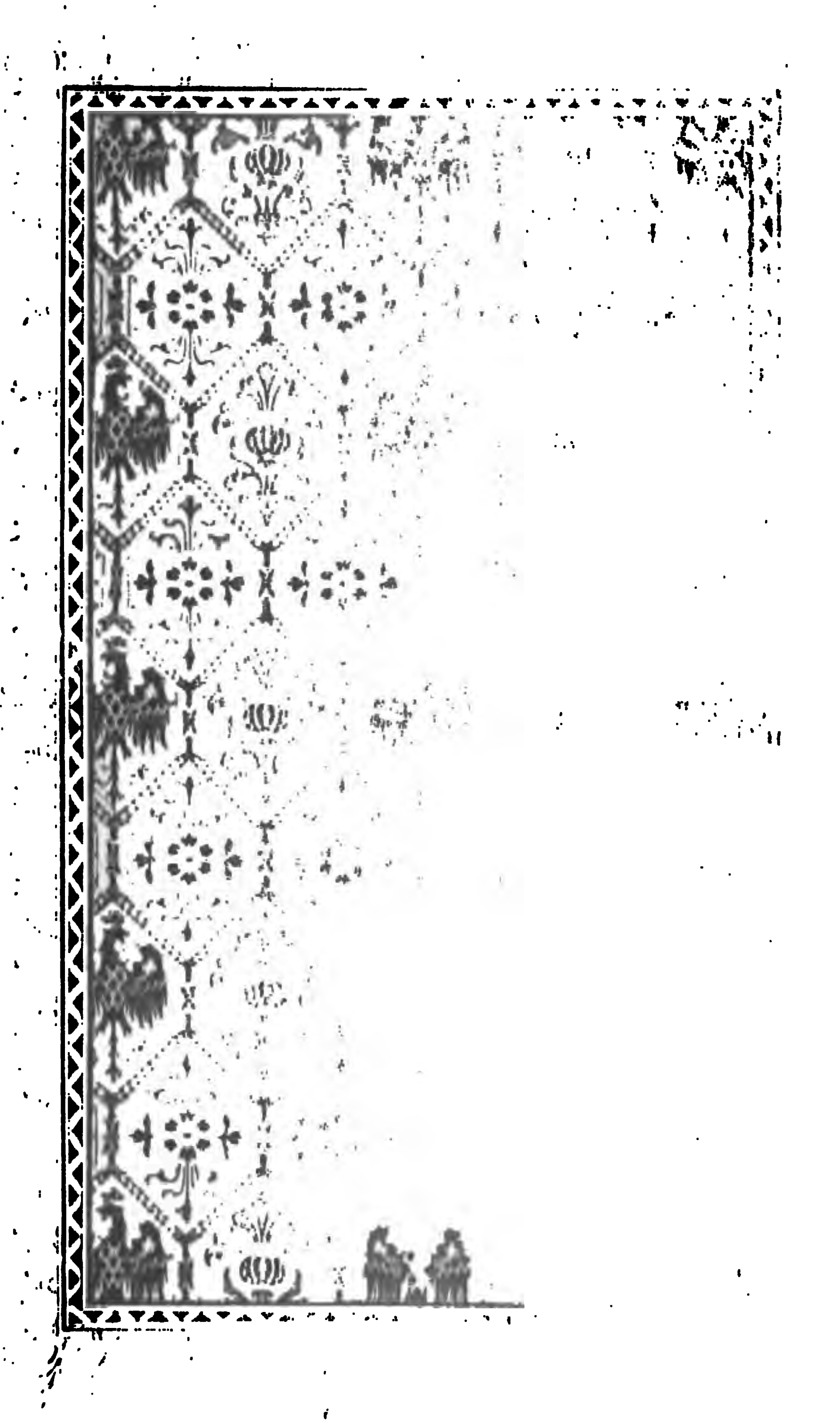

G. Freytag
gesammelte
Werke.





Gesammelte Werke

von

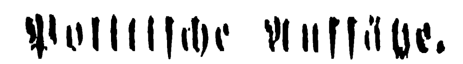
Gustav Freytag.

Zweite Auflage.
(6.–10. Tausend.)

Fünfzehnter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1897.

Aufsätze.



Politische Aufsätze.



Vorwort.

Die Aufsätze dieses und des folgenden Bandes wurden — wenige ausgenommen — in den Jahren 1848–1871 geschrieben und zuerst in den Zeitschriften „Die Grenzboten" und „Im Neuen Reich" gedruckt. Sie stehen hier, um von der fünfundzwanzigjährigen Betheiligung des Verfassers an den politischen und literarischen Zeitfragen Rechenschaft zu geben. Die Auswahl unter einer Menge von Artikeln, welche für den Tag geschrieben waren, hat besonders in dem politischen Theil Nachsicht zu erbitten. Es mag für den Leser reizlos sein, die Stimmungen einer vergangenen Zeit, welche durch das seitdem Gewordene längst überholt und vielleicht widerlegt sind, in das Gedächtniß zurückzurufen; auch der Herausgeber entgeht schwer der Versuchung, durch die Auswahl sich selbst als gescheidt und weitsichtig vorzustellen. Ich habe versucht die Flottille der kleinen Kanonenboote zwischen diesen Klippen hindurchzusteuern, indem ich mir zwar einigemal die Freiheit nahm, ungeschickte und persönlich verletzende Stellen von dieser Ausgabe fern zu halten, mich aber wenigstens enthielt, irgend welche verschönernde Zusätze zu machen. Für den, welcher sich die Mühe geben wollte, den früheren Druck mit diesem zu vergleichen, ist Jahr und Stelle des ersten Abdrucks den Aufsätzen beigefügt.

deren Herrschaft ich schrieb, wohl oder übel, wie ich es verstand. Und doch habe ich kaum jemals ein Buch drucken lassen, welchem so sehr das Wohlwollen neuer Leser nöthig ist, als diese Betrachtungen aus vergangener Zeit, welche hier spät, nach vielen Jahren, zu einem Bande vereinigt werden.

G. F.

Inhalt.

Politische Aufsätze.

I. 1848—1850.

1. Preußen.

2. Oestreich.

II. 1850—1867.

1848—50.

I. Preußen.

1. An den Bauer Michael Mroß,

erwählten Deputirten des Kreises Strehlitz in Schlesien für die constituirende Versammlung in Berlin.

(Grenzboten 1848, Nr. 26.)

Michael Mroß! Ihr werdet diesen Brief nicht lesen. Lest ihr doch, wie ich höre, niemals; am wenigsten deutsch, von dessen Kenntniß und Einwirkungen ihr euch möglichst rein erhalten habt. Und doch sollen diese Zeilen meine Freude darüber ausdrücken, daß ihr und euresgleichen das Recht, euch wählen zu lassen, so tapfer in Anspruch genommen habt. Jetzt endlich wird im Staatsleben, in Gesetzgebung und parlamentarischer Debatte durchgesetzt werden, was gelehrte Weisheit zur Verjüngung des spießbürgerlichen Menschengeschlechts erstrebt hat: die Urlaute naiver Natur werden siegreich durchklingen durch die Bücherformeln rationalistischer Bildung, die alte Urkraft der Erde wird ihre Faust ballen auf den Sammetbänken unserer Parlamente, und anstatt des gebildeten Fragezeichenliedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" wird jetzt der liebenswürdige Blödsinn echter Volkslieder mit uralten Melodien, z. B. „Faßt das Schemel Schemelbein, ju ja Schemelbein" durch das freie Land fahren. Schon lange lehrten die Romantiker, daß unser Heil nur zu hoffen sei durch ein Zurückgehen aus dem scharfen Licht logischen Denkens in das reizende Dämmer volksthümlichen Grübelns. Wir glaubten ihnen nicht.

Und jetzt ist es doch wahr geworden: Schelling und Michael Mroß, der Philosoph und der Deputirte, der Weise und der Tölpel, durch beide eine Umkehr des Menschengeschlechts zu dem Zustand antediluvianischer Reinheit; die Philosophie, welche den Mußtopf himmlischer Seligkeit zusammenkocht aus den Seelen irdischer Individuen, und die politische Parteiweisheit, welche den hohen Himmel einer Staatsverfassung zusammenleimen will aus den Gesichtskreisen von möglichst vielen kurzsichtigen Tröpfen, beide sind Formen desselben ewigen Proteus, der alten, unzerstörbaren Romantik.

Michael Mroß! ihr seid nicht nur ein ungelehrter, einfältiger Mann von der Art, die bei den Nachbarn „Wasserpolaken" heißt, der Ruf erzählt noch Anderes von euch. Ich sehe euch vor mir, ein hübsches, hitziges, geröthetes Antlitz, einen entschiedenen Blick, zwei kräftige Fäuste, vielleicht am Hinterkopf den Hornkamm im langgestrichenen Haar, kurz einen echten Kampfhahn auf Kirmes und Ablaßmärkten. Das Gerücht erzählt von euch, ihr wäret der verschrobenste Querkopf, der größte Prozessirer und Schreier in eurer Gegend. Wir wissen, daß das Verläumdung eurer Feinde ist. Ob ihr in dem frommen Verein gegen Branntweingenuß seid? Nein, ich erinnere mich, von dem seid ihr abgefallen, seit euer Pfarrer auf der Kanzel behauptete, er habe den Branntweinteufel um Mitternacht in euer Haus wanken sehen, mit einer Mistgabel und einer Schnapsflasche bewaffnet. Ihr wußtet, der Pfarrer hatte schlecht gesehen.

Wie steht's mit eurem politischen Glaubensbekenntniß, Michael Mroß? ihr fahrt eilig mit der Hand in die Tasche; ich verstehe euch. Eigentlich seid ihr gegen den König und die Monarchie. Denn der König hat euch schon manchen Groschen abgefordert, geschenkt hat er euch noch gar nichts. Doch die Sache hat einen Haken. Ihr wißt, auf jedem Geldstück vom Thaler bis zum Silbergroschen steht des Königs Bild, weiß oder röthlich, es ist einmal doch sein Bild, und er läßt

das Geld machen; nur auf den Pfennigen ist sein Bild nicht. Das überlegt ihr und deshalb schließt ihr: wenn der König aufhörte zu sein, so würde ja auch das Geld aufhören müssen vom Thaler bis zum Silbergroschen, und man könnte nachher nur Pfennige machen. Das ist klar und deshalb werdet ihr vorläufig für das Königthum stimmen, aber mit recht viel Freiheit, wie ihr sagt, oder wie die Gelehrten schön und verständlich sagen, für Monarchie auf den breitesten demokratischen Grundlagen. Wenn ihr diese Redensart nicht versteht, so darf man deshalb nicht schlecht von euch denken; die klugen Hasenfüße, welche sie erfunden haben, verstehen von Politik fast ebenso viel, als ihr.

Ihr seid also für die Freiheit gegen den Landrath, gegen den Gensdarmen, gegen den Schulzen, jetzt auch gegen den Pfarrer seit der Geschichte mit dem Branntwein, wo man euch zwang, vor dem Altar zu beschwören, was kein ehrlicher Mann zu halten vermag; kurz ihr seid für die Freiheit ohne Ausnahme, sowohl für die Preßfreiheit dem furchtsamen Amtmann gegenüber, als für die Freiheit des Raff- und Leseholzes in den „herrschaftlichen" Wäldern.

Seid ihr für Judenemancipation? ihr lächelt zweideutig und schüttelt mit dem Kopf. Ja ihr seid's im allgemeinen, nur den Moses Heymann nehmt ihr aus, dem ihr noch das Geld schuldig seid für den letzten Saathafer, und den kleinen Samusche, der euch mit zwei Packeten Tabak durchgegangen ist.

Desto liberaler seid ihr in Bezug auf Frankfurt. Dies ist nicht dasselbe Frankfurt, wohin sie das Holz auf der Oder flößen; es gibt noch ein anderes; dort beräth man über die Einheit Deutschlands. Euch ist das ganz recht, in der Theorie seid ihr immer für Einheit und Einigkeit, und bis 9 Uhr Abends stimmt dazu in der Regel die Praxis. Erst nach 9 Uhr geschieht's, daß in der Schenke — weiß der Henker, wie — doch dann werft ihr das Licht um, es wird finster

und wer die meisten Hiebe bekommen hat, heißt am andern Morgen der Friedensstörer. Ihr sorgt männlich dafür, daß ihr der nicht seid.

In der italienischen Frage seid ihr leider ganz indifferent. Von den italienischen Bilderhändlern kauft ihr nichts, das Heiligenbild in eurer Stube erhaltet ihr für 10 Silbergroschen in Oel gemalt durch einen Maler eurer Gegend; wozu braucht ihr Italien? Panslavische Ideen habt ihr auch nicht, ihr hegt keine Sympathien weder für die Gorallen, welche mit Mäusefallen durch euer Dorf ziehen, noch für die böhmischen Leinwandhändler. Wie aber denkt ihr über Posen, mein Bursch? Seid ihr für Reorganisation unter preußischem Schutz oder für gänzliche Ablösung des Großherzogthums? — Das ist der Punkt, wo ich euch mißtraue. Ihr liebt die Polen nicht, das ist eine alte Abneigung der oberschlesischen Polaken. Und ihr seid als Soldat in Posen gewesen, und wißt, wie sie's dort treiben. Dort sind's die Gutsherren, die Grafen, welche Krakehl machen und nach Freiheit schreien, und wenn die Zeit kommt, wo sie Sensen brauchen, so sagt der Graf zum Bauer: „nichts Graf, nichts Graf, dein Bruder, dein Brüderchen"; wenn's aber vorbei ist, schert er sich den Teufel um den Bauer, nein, das ist unwahr, er schert den Bauer selbst. So denkt ihr, und das ist ein wunder Fleck in eurer Politik. Denn ich versichere euch jetzt ernsthaft, der Posener Graf, der seine Sensen für die Freiheit zusammenruft, hat dazu gerade so viel Berechtigung, als ihr habt, in Berlin Constitution zu machen; ihr seid Beide Ritter einer unklaren Empfindsamkeit, die sich in die Politik des Liberalismus geflüchtet hat, seit man sie an Königen und Düsseldorfer Malern abgeschmackt findet.

Ihr geht jetzt nach Berlin. Michael Mroß, ihr werdet dort viel Neues sehen, vom weißen Saal an bis zu den wunderbaren Nachtstühlen, in welche das frische Wasser von selbst läuft. Hütet euch, Mroß, Berlin ist eine große verführerische Stadt, Alles ist dort zu kaufen und zu verkaufen, auch Menschen,

und Alles hat seine Taxe. So kostet z. B. ein Vater mit einem Regenschirm für den Nachmittag 8 gute Groschen, eine Mutter mit einer Straußenfeder für die Nacht 1 Thaler. Ich sage euch das nur, damit ihr selbst euch nicht zu billig verkauft. Doch da thu' ich euch Unrecht, ihr werdet euch umsonst weggeben, noch dazu ohne es zu wissen. Armer Bursch, jeden Morgen beim Beginn der Sitzungen werdet ihr die Aermel aufstreifen und die Ellenbogen aufstemmen, um eure Sache zu verfechten, und jeden Mittag werdet ihr thatlos entschlummern, bis euch der Hunger aufweckt. Und aus der Art, wie ihr beim Abstimmen aufsteht und sitzen bleibt, werden wir sehen, welche Jagdpartei euch, den Stier des Annaberges, eingefangen hat. Wie mir ein Vogel ins Ohr singt, wird es ein Jäger sein, der nicht glaubt, daß man Könige braucht, um Silbergroschen zu machen.

Aendern wir den Ton. Seht, Michael Mroß, auch ich stamme aus dem Strohdach eines Bauernhauses, und so oft ich neben dem verständigen, erfahrenen Mann sitze, der jetzt darunter wohnt, hab' ich meine Freude daran, daß ich aus Bauernblut bin. Aber eben deshalb habe ich euch, den ich nicht zu meinen Verwandten und nicht zu meinesgleichen zähle, diesen Brief geschrieben. Und wärt ihr der einzige eurer Art, der einzige unwissende, rohe, confuse Thor in einer verhängnißvollen Versammlung, so hätte ich euch schweigend eurem Schicksal überlassen. Aber es werden leider mehre darin sitzen, die euch gleichen. Und hätten wir nicht einen blutigen Strich gemacht durch ein altes Schuldbuch, so würde ich um eurer Wahl willen laute Klage erheben gegen die Regierung von Schlesien, die so wenig und so Ungeschicktes gethan hat, euch polnische Oberschlesier aus eurer rohen wüsten Weise herauszuheben, die ungesunden Beziehungen zu den Gutsherren zu heilen, das demoralisirende Becturanzwesen abzuschaffen, euch zu Männern, das heißt für euch, zu Deutschen zu machen; ich würde klagen gegen eure Pfarrer, von denen freilich manche

ebenso verwahrlost sind, als ihr; und den großen und reichen Grundbesitzern unter euch müßte ich fluchen, die sehr, sehr wenig Mühe angewandt haben, eure Störrigkeit und himmelschreiende Unwissenheit durch Unterstützung der Schulen und ausdauerndes Wohlwollen zu mindern. Doch wir haben ein neues Blatt unserer Geschichte begonnen und wollen uns mühen alte Sünden zu vergessen.

Zum zweiten schreibe ich dies, weil ihr und euresgleichen gewählt seid nicht allein durch den alten Trotz eurer Standesgenossen gegen klügere Leute, sondern auch in Folge fremder Einflüsterungen und Aufreizungen. Die Andern, welche euch Bauern so gerathen haben, sind zum Theil ehrliche Männer, sogar meine politischen Freunde; sie haben es gethan in guter Meinung, aber mit wenig Verstand. Sie haben euch den Genuß eines neuen, großen Rechtes verschaffen wollen, das war gutmüthig, aber unklug, denn ihr seid noch nicht befähigt dies Recht auszuüben; sie haben unsere Partei durch eure Stimmen, die doch mitzählen, verstärken wollen, das war unehrlich, denn ihr könnt nicht aus Ueberzeugung stimmen, weil ihr die Verhandlung, ja sogar die Sprache nicht versteht; sie haben verhindern wollen, daß unsere politischen Gegner, aristokratische Gutsherren, durch euch in die Versammlung kämen, das war unpolitisch, denn es lag im höchsten Interesse unserer Partei, die große und einflußreiche Kaste schlesischer Gutsbesitzer in der Constituante sitzen und stimmen zu sehen; sie haben endlich gehofft, daß eure zahlreiche Vertretung die künftige Verfassung auch dem Bauernstand angenehm und volksthümlich machen werde, das war ein Irrthum, denn noch imponirt euch mehr, was euch befohlen wird, als was ihr selbst beschließt.

Der Hauptgrund aber, der mich trieb, eure unbehilfliche Person an das Tageslicht zu ziehen, ist der Kampf für ein großes Princip. Ich behaupte nämlich und will beweisen, daß eure Wahl und die zahlreichen Wahlen von euresgleichen, welche ein sehr unrühmliches Fakt und für alle Parteien höchst be-

klagenswerth sind, nur möglich wurden durch das falsche Princip indirecter Wahl. Merkt auf, Mroß, und ihr Herren alle, die ihr seine Mitdeputirten sein werdet! Jeder Kreis wählt einen Deputirten durch Wahlmänner, durch je einen auf 500 Einwohner. Gesetzt nun ein Kreis, der keine größere Stadt in sich schließt, z. B. der Kreis von Michael Mroß enthielte 25,000 Einwohner, also 50 oder (da ausnahmsweise schon die Ortschaften von 300 Einwohnern einen Wahlmann für sich allein zu wählen berechtigt sind) 60 Wahlmänner, so würden von dieser Anzahl durch die kleinen Städte des Kreises circa 7—15, also im Durchschnitt 10 gewählt werden; wieder 7—15, also circa 10 Wahlen werden auf Rittergutsbesitzer fallen, weil sie beliebt sind oder durch ihre Beamten, Knechte und Tagearbeiter sich eine Majorität verschaffen. Rechnen wir ferner, daß etwa 5 Wahlen auf Geistliche oder sonstwohin fallen, so bleiben circa 35 Stimmen für bäuerliche Wahlmänner. Es sind also von 60 Wahlmännern im Durchschnitt

10 Bürger,
10 Rittergutsbesitzer,
5 Geistliche, Beamte und
35 Bauern, Gärtner und kleinere Insassen.
60

Da sich nun die Stimmen der Bürger und Rittergutsbesitzer noch außerdem selten in einem Kandidaten vereinigen werden, so bilden die Landbewohner mit 35 Stimmen eine entschiedene, unüberwindliche Majorität. Bei einem festen Zusammenhalten der 35, welches sich bei Landleuten fast ohne Verabredung macht, jedenfalls aus der leisesten Animosität gegen Städter oder Rittergutsbesitzer folgt, ist es unmöglich, daß irgend eine Partei ihren Kandidaten gegen diese Phalanx durchsetze. Die 35 Wahlmänner kommen aus ihren entlegenen Ortschaften erst am Morgen der Wahl in der Kreisstadt zusammen, bei dem Wahlact selbst darf kein Kandidat zu den Wahlmännern sprechen und ein früheres schriftliches Bewerben

bei den Einzelnen würde wenig nützen, ja Mißtrauen erregen. So ist das Resultat einer Kreiswahl nichts Anderes, als das Resultat einer viertelstündigen Verabredung auf dem Wege zur Kreisstadt oder auf den Bänken einer Schenke; und ist unter den 35 bäuerlichen Wählern irgend ein Wortfechter oder Strudelkopf, welcher mit Entschiedenheit auf seine ledernen Hosen schlägt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er zum Deputirten gewählt wird.

Dagegen directe Wahlen in demselben Kreise. 25,000 Menschen geben ungefähr 6000 Wahlmänner, also am Wahltage eine Versammlung von 5000 Männern. Diesen muß der Kandidat sich vorstellen, er soll an seine Person, seine Thätigkeit erinnern, meinetwegen auch sein Glaubensbekenntniß ablegen. Nun aber weiß jeder Volksführer, daß es leichter ist, eine entscheidende Majorität unter 5000, als unter 50 zu gewinnen; im ersten Fall ist es das Fortreißen zu einer Ansicht, im zweiten Fall ein industriöses Ueberreden, welches die Stimmen erwirbt. Daß die Wahl dadurch eine gute werden müsse, ist allerdings nicht zu verbürgen; unsinnig aber und abgeschmackt wird sie bei einer Majorität unter 5000 Männern, da, wo durch die Feierlichkeit des Moments, durch ein lautes Aussprechen über die höchsten Interessen des Volkes, die Seelen der Wählenden im gesunden Selbstgefühl erhoben sind, nie und nirgend werden. Es wird eine Wahl sein auf offenem Markt, im reinen Licht des Tages, während ihr, Michael Mroß, das Product einer stupiden Verschwörung beim Talglicht eurer Schenken seid. Und so gilt hier, wie überall, der Grundsatz, eine halbe mit Clauseln und Vorsichtsmaßregeln umstellte Freiheit bringt Verwirrung und jede Art von Unsegen, das Gute folgt nur aus der vollständigen Ausbildung eines großen Princips.

Daß wir diese Erfahrung bei der Versammlung machen, welche die wichtigste ist, die Preußen je gehabt hat, wäre ein furchtbares Unglück, wenn nicht ein Trost bliebe. Die Verhältnisse liegen so, daß gegenwärtig durch die öffentliche Meinung

Regierungen und Rathgeber fortgerissen werden, wir haben keinen Mann in ganz Deutschland, der stark genug wäre, den Volkswillen aufzuhalten oder aus seiner Richtung zu bringen. Habt ihr je von den mächtigen Stürmen in der östlichen Steppe gehört, Michael Mroß? Diese Stürme sind so stark, daß sie große Schafherden mit ihren Treibern fortreißen in einer Richtung, Meilen weit, Tage lang. Merkt, mein Bursche, ihr und Viele euresgleichen sind die Schafherde, ihr und eure Treiber müßt dahin, wohin der lebhafte Drang unserer öffentlichen Meinung jagt. Weder der Sturm, noch die Herde weiß, wo das Ende des Jagens sein wird, aber beide können nicht mehr auseinander. Und wollt ihr wissen, Michael Mroß, wer ich bin? Ich bin einer von den Namenlosen, die euch den Wind machen.

---

2. Die Kunst, ein dauerhafter Minister zu werden.

(Grenzboten 1848, Nr. 30.)

Auf meinem Leichenstein wünsche ich nicht die Worte, welche der Ministerpräsident v. Auerswald der preußischen Nationalversammlung als Grabschrift empfahl: „Er lebte 1848 und war ein Sohn seiner Zeit“, sondern ich will die Aufschrift: „Er lebte 1848 und wurde nicht Minister.“ Ja noch mehr, ich habe den Wunsch, daß außer mir noch einige Deutsche aus diesem Jahrgange übrig bleiben möchten, seien ihrer auch nur wenige, welche nicht Minister gewesen sind, oder jetzt sind, oder in Zukunft sein werden. Um nun dem Vaterlande solche Männer zu erhalten, sehe ich mich genöthigt, gewisse Recepte der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche die besondere Wirkung haben, einer volksthümlichen Regierung Halt, Dauer und Wirksamkeit zu sichern. Auch ich hege die innige Ueberzeugung, daß unsere Zeit eine sehr große ist, und wenn ich auch annehme, daß sie gerade deshalb so groß wurde, weil die Menschen darin so klein

sind, so soll dadurch keinerlei Anklage gegen die Redefertigkeit unserer Revolutionshelden ausgesprochen werden. Ferner weiß ich sehr wohl, daß gute Recepte vielleicht dicker, aber nicht größer machen können, selbst wenn ein Talent, wie z. B. Robert Blum, seinen Kohl darnach zurichtet. Demungeachtet sind es goldene Lehren, und sie haben den großen Vorzug, sämmtlich uralt zu sein. — Ob man sie hier und da frivol finden wird? Höchstens in einigen Vereinen zu Wien, Breslau und Berlin, deren republikanische Tugend sich gegen jeden Schein von List, Verstellung und Heuchelei empören müßte. Da aber diese ehrenwerthen Vereine im Begriffe sind, die Wissenschaft des Lesens für reactionär zu erklären, weil Jedermann während des Lesens in widerlicher Abhängigkeit vom Schriftsteller und Drucker lebt, so ist nicht zu befürchten, daß ihnen diese Worte zu Gesicht kommen.

Vor Allem mögen die Kandidaten eines Ministeriums den Glauben abthun, daß eine gewisse Redlichkeit, feste politische Ueberzeugungen und Geschäftskenntniß hinreichen, sie zu solcher Stellung zu befähigen. Im Gegentheil, diese Eigenschaften helfen jetzt dazu, einen Staatsmann zu ruiniren, sobald sie ihn doctrinär und sicher machen. Von allen Schulen, durch welche das Leben für diese Kunst vorbereitet, weiß ich keine besser zu empfehlen als die, auf ein Jahr Director einer Truppe von Komödianten zu werden. Hier kann er lernen, finanzielle Verlegenheiten durch Diplomatie zu überwinden, Intriguen zu machen und zu vereiteln, und Fächer mit passenden Subjecten zu besetzen. Der Hauptvortheil aber ist, daß er begreift, was unsere Minister sämmtlich nicht verstehen, die Kunst, durch dramatische Effecte die Masse zu leiten, und daß er die innigste Ehrfurcht vor dem Geschmack und den Launen des hochverehrten Publikums bekommt. Leider machen die stürmischen Zeitläufte diese Vorbildung, die einzig gründliche, vor der Hand unmöglich.

Die Völker haben von je das Bedürfniß gefühlt, über ihre

Götter zu lachen. Jupiter stand unter dem Pantoffel, Thor mußte sich von den Riesen ganz nichtswürdig vexiren lassen, und selbst Napoleon wurde zum „kleinen Corporal", um der Phantasie seiner Soldaten recht handlich zu sein. Und die Völker danken es durch rührende Anhänglichkeit, wenn sie hin und wieder das eigene Selbstgefühl durch Erniedrigung ihrer Heiligen aufblasen dürfen. Wer seinem Volke ein Gott werden will, soll den Punkt nicht außer Acht lassen. Er überlege sich, ob er irgend etwas Komisches in seiner Erscheinung hat oder hineinbringen kann, etwa einen seltsam gestutzten Bart, oder ein humoristisches Bäuchlein, oder eine große Nase, oder wenigstens einen lächerlichen Zug um die Augen. Diese komische Seite soll er cultiviren und dem Volke preis geben, und er wird den Vortheil überall merken. Seine Volksthümlichkeit wird sich erstaunlich schnell befestigen, jedes edle Wort, das er spricht, wird in dem unedlen Beiwerk seiner Erscheinung die beste Unterlage finden, und seine Neider und Feinde werden so viel Witze über seine Nase oder seinen Bauch zu schreiben und zu zeichnen haben, daß sie darüber andere gefährlichere Angriffe versäumen.

Während früher ein Minister leutselig sein mußte, um populär zu werden, soll er sich jetzt, wo die größte Höflichkeit erwartet wird, zuweilen einer kräftigen Grobheit befleißigen. Das souveräne Volk hat in diesem Augenblick wenig Respect vor Rang und hoher Stellung und hält in dem bengelhaften Uebermuth seines jungen Sieges Freundlichkeit leicht für Schwäche. Jeder Widerstand gegen seine Launen wird es empören, und doch hegt es leisen Zweifel an seiner eigenen Weisheit und eine stille Sehnsucht sich imponirt zu sehen und einen „ganzen Mann" sich gegenüber zu stellen. Ein „ganzer Mann" aber nach dem Herzen des Volkes kann diesem nicht angenehmer werden, als wenn er bei Gelegenheit gegen eine Deputation des Volkes oder gegen einflußreiche Persönlichkeiten sackgrob wird, d. h. den Eindruck sicherer Kraft macht. Solche Bescheide, wie: Meine Herren, entweder sind Sie betrunken

oder Sie halten mich für verrückt, in beiden Fällen kann ich nicht mit ihnen verhandeln, sind bewundernswerth, entzücken durch die liebenswürdige Ueberlegenheit, welche aus ihnen hervorscheint, und fliegen, wie sonst reizende Bonmots, von Mund zu Munde. Kann der Herr grob und zu gleicher Zeit witzig sein, so ist das vollends vortrefflich. Allerdings muß er dabei gerade stark in seinem guten Recht sein und hohle Tröpfe zu Gegnern haben. Gegen Männer aus dem Volke selbst wird er natürlich stets fein und artig sprechen. Auch auf sein Costüm soll er wohl achten, geht er spazieren, so sei er unscheinbar, damit er nicht auffalle; den Parteiführern feindlicher Clubs gegenüber nachlässig, um einen gewissen Mangel an Respect anzudeuten, dem Volke gegenüber elegant gekleidet, das gefällt und schmeichelt der Menge immer noch; hat er aber eine Partei im Volke, die fest an ihm hängt, so trage er unter ihr das Kleid, das sie selbst liebt, sei es die Uniform der Nationalgarde oder die Blouse.

Hier muß ich auf die Cigarren, als auf eine kleine liebenswürdige Stütze des Regierenden aufmerksam machen. Sie müssen aber sehr stark sein und in einem großen merkwürdigen Etui aufbewahrt werden. Wo im Budget ein Fond für geheime Ausgaben durchzusetzen ist, wird diese Summe viel nützlicher in Havannas, als in Spionen angelegt. Hat der Minister eine persönliche Neigung zu Malicen, so gibt ihm eine Sorte mörderischer und berauschender Maduros Gelegenheit, in dem Lager seiner Feinde unter dem Schein freundlicher Gesinnung, flaues Wesen und Abspannung zu erzeugen. Immer aber muß er sein Etui gefüllt erhalten und bei allen Gelegenheiten, wo er es nicht angemessen findet, als vornehmer Mann aufzutreten, mit unbedingter Leutseligkeit selbst rauchen und Rauch verursachen. Besucht er z. B. einen feindlichen Club, so schaffe er sich durch sechs bis acht Cigarren, die er gleich beim Eintritt an Solche, die ihn etwa noch kennen und grüßen, ungezwungen und scherzhaft austheilt, eine kleine Partei und

ziehe diese Partei allmählich bis in die Mitte des Raumes nach sich. Findet sich nun irgend eine Gelegenheit, in seinem Interesse dramatisch zu wirken, durch Zischen, Toben, Prügeln und dergleichen, so kann er sicher auf sechs bis acht menschliche Wohlwollen rechnen, welche seinen übrigen Gönnern Muth machen. Wichtiger werden sie in andern Fällen. Gesetzt: Herr Staberl oder Herr Buffey erscheint als Deputation, dem Minister anzuzeigen, daß er das Vertrauen der Nation verloren habe. Der elegante Kammerdiener meldet die Deputation, sie wird in ein kleines, gemüthliches Rauchzimmer geführt. Jetzt muß der Minister schnell die Halsbinde abnehmen und einen leichten Hausrock anziehen. Dann tritt er zur Seitenthür schnell herein. (Eine Entschuldigung, er habe es für Unrecht gehalten, sie warten zu lassen und) Nun, mein treuherziger Staberl, oder: Buffey, mein alter Feind, wie geht's? Was habt ihr wieder gegen die arme Regierung conspirirt? (bietet liebevoll Cigarren an). — Staberl oder Buffey recusirt mit steifer Verbeugung, wird um eine Nuance aufgeregter und beginnt feierlich: Herr Minister. — Minister (mit vornehmer Grazie unterbrechend) Ach, meine Herren, ihr Club hat mich abgesetzt und sie kommen mir das zu sagen. (Uebergang, Hervortreten guter Laune) Aber das ist kein Grund, mir meinen Comfort zu rauben, ich werde Sie ruhiger und gefaßter anhören, wenn Sie mir das Recht geben weiter zu rauchen und deshalb fordere ich, daß Sie den Brauch meines Hauses ehren. (Nochmaliges Anbieten der Cigarren, schleuniges Hereinstürzen eines Dieners mit Licht.) Wenn jetzt einige der Deputirten sich bethören lassen, eine Cigarre zu nehmen, so wird es eine rechte Freude sein, wie gemüthlich sich die Absetzung ausnimmt, wie geschickt sich der Minister vertheidigt, wie der versöhnende Duft des Rauches in die Herzen eindringt, wie vielleicht Alles nur ein Mißverständniß war, oder die Feindseligkeit des erbitterten Clubs wenigstens auf das zum Gedeihen des Staats und des Ministers nöthige Maß heruntergebracht wird. Ver-

weigert aber die Deputation tückisch jede Annahme von Cigarren, so erhält der Minister immer noch eine anmuthige dramatische Wendung, wenn er in der Mitte der Unterhaltung plötzlich seine Cigarre wegwirft — nach hinten, um Verachtung anzudeuten — und seine Niederschmetterung der Deputation so beginnt: Wohl gedachte ich unsern Gegensatz mit der Ruhe eines biederen Mannes auszugleichen, Sie aber u. s. w. — — Hierbei erwähne ich noch, daß der Minister einer ackerbautreibenden Nation auch verstehen muß, mit Stahl und Stein Feuer zu schlagen, am besten nimmt er Holzschwamm dazu. Kommt irgend eine Deputation von Bauern oder anderen Kraftmenschen, so greift er im Laufe der langen Unterhaltung unwillkürlich in die Hosentasche, schlägt sich (abgewandt) Feuer und zündet seine Cigarre an. Es ist unglaublich, welche Fülle von Zutrauen durch die altfränkische Ehrlichkeit dieser Operation gewonnen wird. Aber es gehört ein großer Geist dazu, um sie geschickt zu machen.

Der erste Regierungsact eines neuen Ministers muß das Aufsuchen eines einsamen Winkels sein, wo er sich ungestört hinsetzen und nachdenken kann, selbst wenn er dazu den Ort wählen müßte, auf welchem Pater Bonaventura seine wirksamsten Predigten zu machen pflegte. Er frage sich: womit soll ich regieren? Gesetzliche Majoritäten gibt es nicht, oder sie sind zu schwach, um feste Stützen zu sein, das Militär ist verpönt, die Bürgergarden sind vorläufig nur bei Sonntagsparaden zuverlässig, die Stimmung der Hauptstadt, in der die Zeitungen gemacht werden, ist in den Händen der Straßenjungen, welche Plakate verkaufen, jeder verrückte Schwadronierer, der hundert Mitglieder des souveränen Volks von einem Eckstein aus regiert, kann mir meinen Bart solange raufen lassen, bis ich abdanke. Wo finde ich eine Kraft, welche mich dagegen schützt? In der Hauptstadt muß sie sein, sie muß energisch, sie muß ergeben sein. Lamartine fiel, weil er sich auf Ideen stützte, und nicht auf Menschen, Cromwell regierte, weil sich

„die Stillen im Lande“ für ihn totschlagen ließen, Napoleon war Herr, solange er Soldaten und Patronen hatte. Wo ist in meiner Hauptstadt die Kraft der Revolution? — Siehe zu, mein Mann, daß du dir diese Fragen richtig beantwortest, durch die Antwort bestimmst du dein Schicksal. Wohlan, auch die Revolution hat ihre Ordnung, es ist ein Sicherheitsausschuß vorhanden. Neben einem solchen Tribunal kann keine Regierung, kein Minister bestehen, wohl aber in ihm. Er muß um die Erlaubniß bitten, Mitglied des Collegiums von Tribunen zu werden, „um mit den Wünschen und Interessen der Bürgerschaft, welcher er jetzt anzugehören das Glück hat, ganz zu verwachsen.“ Am ersten Tage seines Regiments wird ihm die Aufnahme nirgend verweigert werden, wenn er recht artig bittet, denn da er noch gar nichts gethan hat, so ist die große Menge gern überzeugt, daß er der Mann sein wird, Alles zu thun. Ist er Mitglied des Sicherheitsausschusses, so muß er ihn verzehren, wie der Hecht die Karpfen im Fischteich. Und das fügt sich von selbst. Der Minister gewinnt durch das Collegium eine Fülle von Anschauungen und politischen Details, er gibt der Gesellschaft Etwas von seiner Einsicht und seinem weiten Gesichtskreis ab. Im Anfang freilich wird das harte Kämpfe mit einzelnen ehrgeizigen oder beschränkten Revolutionshelden setzen, doch wenn der Minister keine Sitzung des Ausschusses versäumt und von jeder Thätigkeit unterrichtet wird, so ist sein endlicher Sieg nicht zweifelhaft. Er macht nämlich den Ausschuß allmählich unbeliebt dadurch, daß er ihm größere Gesichtspunkte öffnet, als die Menge hat, und ihm die Ausführung der unangenehmen Nothwendigkeiten aufträgt. Zuletzt läßt er ihn vom Volke stürzen oder er löst ihn selbst auf. Jedenfalls hat er unterdeß Zeit gewonnen, andere, vernünftige demokratische Stützen seiner Gewalt zu errichten. Und dies Aufzehren des revolutionären Tribunals wird für das Volk ein großes Glück sein, wenn der Ausschuß nicht besseren Freiheitsinstinkt und gesündere Kraft hat, als z. B. der Wiener,

der eine ehrliche und wohlmeinende, aber durchaus unfähige Behörde der Aufregung ist und in seinen leidenschaftlichen Forderungen einen gefährlichen Mangel an politischer Bildung zur Schau trägt. — Hat aber die Hauptstadt keine revolutionäre Organisation, so suche der Minister unter den vorhandenen, Waffen tragenden Verbindungen die verständigste aus. Studentencorps sind enthusiastische, aber unzuverlässige Helfer, jeder Einzelne ist ein Disputirer und fühlt die Kraft in sich, selbst ein Franklin, Washington, Danton, Napoleon zu werden; Bürgergarden sind zu sehr an ihre Seifensiedereien gebannt, auch haben sie zu wenig gemeinsame Ideen. Dagegen ist vielleicht ein Handwerkerverein vorhanden, das beste sociale Institut, das wir bis jetzt haben. Werde Mitglied, mein Held, bilde dir aus seinen Führern einen Rath für sociale Fragen, schenke dem Verein deinen ganzen Vorrath von Ehrlichkeit und Liebe, und du wirst größere Liebe und hingebende Treue dafür empfangen. Deckt dich ein Verein von 3—4000 munteren bewaffneten Gesellen, so magst du ärgeren Stürmen trotzen, als die waren, welche bis jetzt Ministerien fortgeblasen haben.

Hast du deine Stützen, Herr Minister, so magst du ruhig anfangen zu regieren. Regieren aber heißt gegenwärtig nicht viel thun, nur reden. Laß die Dinge gehen, soweit es möglich ist. Unser liebenswürdiges Volk ist wie ein wohlgenährter Rentier, der in vorgerückten Jahren den plötzlichen Entschluß gefaßt hat, Landwirth zu werden, und du bist sein Amtmann. Der starke Herr rennt die ersten Tage in unheimlicher Aufregung hin und her, inspicirt jeden Grashalm, untersucht den Steiß jeder Bruthenne, befiehlt zehnmal jede Arbeit und nimmt jeden Befehl zehnmal zurück, flucht Allen und ärgert sich über Alles und hat jeden Abend die gesammte Wirthschaft in vollständige Verwirrung gebracht, sich selbst aber in gefährliche Mattigkeit. Unterdeß lächelt der Amtmann still in sich hinein, er weiß, sein Herr wird das Wesen nicht lange aushalten; wenn er

ein gescheidter Amtmann ist, so verhütet er im Anfange nur hin und wieder eine schädliche Dummheit, ergreift ganz leise die Zügel der Regierung aus der müden Hand seines Herrn, und wenn er ein guter Amtmann ist, so macht er in derselben Zeit ebenso unbemerkt seinen Herrn zu dem, was er nicht war, zu einem tüchtigen Landwirth. Dazu aber gehört Zeit, und da für den Augenblick unser souveräner Herr, das Volk, noch in der Periode ist, wo er alle Regierungseier selbst legen will und für jeden Keim demokratischer Freiheit schon den Zaunpfahl eines Systems bereit hält, um ihn daran zur Höhe zu ziehen, so sollst du als getreuer Amtmann vor Allem klug darauf sehen, daß du dich für die Zukunft nicht unmöglich machst durch vorzeitiges Besserwissen und ungeschickte Intriguen.

Deshalb aber darfst du nicht müßig sein. Deine Augen und Ohren mußt du überall haben, du wirst dich keinen Abend niederlegen, ohne zu wissen, was in sämmtlichen Clubs verhandelt, in sämmtlichen Blättern deiner Hauptstadt gedruckt worden ist. Du sollst nicht Spione, sondern Freunde haben, die für dich hören, im Nothfall dich auch vertreten. Jedes Ministerium hat drei feindliche Parzen, welche an seinem Lebensfaden arbeiten: die Zeitungen, die Plakate und die Clubs. Die Zeitungen spinnen, die Straßenplakate weisen auf die verhängnißvollen Stellen und die Clubs schneiden den Faden durch. Mit allen muß der Minister einen fortwährenden stillen Krieg führen, und besiegen kann er sie nur, wenn er mit ihren eigenen Waffen kämpft; denn sie gering zu achten, ist Thorheit, sich über ihre Angriffe wegzusetzen, ist Leichtsinn, sie despotisch zu behandeln, ist brutal. Wer sich zu „edel" dünkt zu solchem Pygmäenkampf, der mag mit Erfolg seinen Kohl ziehen, aber nicht die Nation, er ist unfähig zu regieren und hätte er die Weisheit eines Sokrates und die Bürgertugenden des alten Wessenberg. Die Zeitungen werden solange schreien, die Plakate solange die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, und die

Clubs solange gegen ihn decretiren, bis er als reactionäres Scheusal durch das Volk verjagt wird. Wie er aber diese Feinde zu bekämpfen hat, das auszuplaudern, sind die Grenzboten doch nicht unverschämt genug. Nur andeuten dürfen sie es: die Redacteure der Zeitungen wollen viel Geld und etwas Ruhm, die Führer der Clubs viel Ruhm, die Verfertiger der Straßenliteratur etwas Geld und viel Krakehl. Darnach wird es sich richten. Nur, o pfui, nicht auf rohe Weise bestechen! Auch würde das nur ausnahmsweise nützen. Aber seine Gegner sind entweder gescheidt oder bornirt. Die Gescheidten wird er an sich zu ziehen suchen, und wo der Parteistandpunkt das unmöglich macht, wird er sie wenigstens persönlich kennen lernen. Das ist sehr wichtig; derselbe tapfere Feind, der in seinem Journal oder Club gestern gesagt hat: „Der unwürdige Minister, welcher die Schamlosigkeit hat, die heiligsten Interessen der Nation auf ruchlose Weise zu verrathen, mit einer nichtswürdigen Camarilla zu conspiriren" u. s. w., wird, wenn er eine Tasse Kaffe in freundlicher Unterhaltung mit dem Ministerium getrunken hat, dieselbe Herzensmeinung ungefähr so ausdrücken: „Wir müssen bedauern, daß das ehrenwerthe Ministerium die wahren Interessen der Nation verkennt und sich von den Einflüssen einer Camarilla nicht freihalten kann" u. s. w. Wobei zu bemerken, daß die persönliche Bekanntschaft bei einer Tasse Kaffe ungefähr auf acht Tage, ein gemeinsames Diner durch etwa vier Wochen seine segensreiche Wirkungen ausübt. Natürlich muß die Zusammenkunft der „ehrenwerthen Gegner" auf neutralem Gebiet stattfinden. Gegen die Tröpfe unter seinen Feinden, gegen die Schreier und Krakehler aber gibt es für den Minister keine bessere Waffe, als sie lächerlich zu machen. Wenn er Zeitung gegen Zeitung, Club gegen Club zu setzen hat, so ist bei der Straßenliteratur vollends nothwendig, daß er Plakat gegen Plakat anklebt. Er lasse durch gute Freunde einen Mann anwerben, der Witz oder gute Laune hat, und lasse den seine

Wespenstiche gegen den Blödsinn der Gegner unausgesetzt richten. Freilich muß das geschickt geschehen, die Betheiligung des Ministeriums darf nicht sichtbar sein, auch darf man den Erfolg nicht augenblicklich erwarten. Aber das Volk hat stets die Herablassung sich gern zu amüsiren, und ein gesundes Gefühl für das Wahre in solchen lächerlichen Angriffen. Und wenn dergleichen Angriffe auf einflußreiche Demagogen zehnmal abgerissen werden, das elfte Mal bleiben sie hängen. Doch dergleichen Mittel sind unwürdig, gemein! Allerdings sind sie wie Thranstiefeln bei schlechten Wegen, wer sie vermeiden will, der trete in unseren Verein gegen das Ministerwerden und bleibe ein friedlicher Abonnent dieses Blattes.

Das größte Unglück aber für die deutschen Minister ist der traurige Mangel an dramatischer Tüchtigkeit. Dramatisch sein heißt: die Fertigkeit haben, im Moment das ganze Wesen, Inneres und Aeußeres, gehoben und beherrscht zu zeigen von der Idee, welche im Menschen lebt. Wir Deutsche haben Gedanken in Menge, aber wir verstehen nicht sie schnell in die That umzusetzen, der Augenblick des Handelns zerstreut und verwirrt uns, die feindlichen Gegensätze betäuben uns, statt uns anzuspannen und das gesammte Ich in Harnisch und Waffen zu rufen. Das Volk in Masse ist immer dramatisch, der einzelne Deutsche sehr selten und unsere Minister sind sämmtlich schlechte Schauspieler. Diese Kraft des schnellen Sammelns muß eben deshalb, weil sie in den guten Ministerseelen so unentwickelt ist, sorglich und mit Fleiß ausgebildet werden. Sie zeigt sich aber auf zwei ganz verschiedene Weisen, in Regierungsmaßregeln und in dem persönlichen Auftreten. Im ersteren ist sie das Resultat eines feinen ethischen Taktes und weiser Ueberlegung, im zweiten außerdem die Folge sorgfältiger Uebung und Technik.

Dramatische Form der Regierungsmaßregeln ist zu allen Zeiten höchst wichtig, unvermeidlich bei großen Staatskrisen, beim Antritt der Regierung, beim Besiegen einer feindlichen

Partei, sehr nützlich endlich für den Nachruhm selbst beim Abgange vom Posten: die Wirkungen auf das Volk sind unermeßlich, es gibt Völker, z. B. die Franzosen, welche auf die Länge nur durch dramatische Kunst zu regieren sind, und Louis Philipp wäre vielleicht noch heute König, wenn er mehr dramatisches Talent gehabt hätte, er war aber von den unglücklichen Dilettanten, welche stets Komödie spielen wollen und doch keinen Muth haben, die Pointen herauszutreiben; außerdem war sein Rollenfach durchaus nicht in Einklang mit seiner Stellung; er war von dem Genre Kotzebue'scher Väter, so eine Art launenhafter Rechnungsrath und Partienmacher, während die Nation einen Helden und Coulissenreißer wünschte, deshalb langweilte er die Franzosen und es half nur eine Zeit lang, daß er, um diesen Mangel seines Wesens zu verdecken, Andere gegen sich dramatisch werden, d. h. auf sich schießen ließ. Und nun vollends sein schlechter Abgang! Dieser Abgang hat seine Familie ruinirt, es war sogar keine Gelegenheit zum Beifallklatschen dabei, selbst nicht für seine Freunde. Uns Deutschen passirt es noch außerdem, daß wir rohe Komödianten sind, wenn wir einmal die Nothwendigkeit fühlen uns dramatisch zu geberden. Z. B. ein König ist in offenem Kampf mit seiner Hauptstadt, Bürgerblut, Barrikaden, Revolution u. s. w. Er muß einlenken, den neuen Geist anerkennen. Seine Räthe empfehlen ihm die Action eines großen Königszuges mit allem theatralischen Zubehör. War der nicht dramatisch genug? Nein, zum Teufel, das war ein unkluger Streich in den Augen jedes gewissenhaften Schauspielers, denn dem Effect fehlte jede Spur innerer Wahrheit, es war nichts als eine unmotivirte Effecthascherei, wie sie keiner von unsern Theaterdichtern wagen würde, und die sind doch wahrhaftig darin nicht bedenklich. Wohl weinten und schrien die Leute, welche den armen Herrn in seiner Schaustellung sahen, aber sie thaten das gerade deshalb, weil ihnen der König weh that, der zu so schlechtem Schauspielen heruntergekommen war, sie klatschten ihm aus Jammer

und Mitleid zu. Die Männer aber, die ihm dazu gerathen, verdienen Eselsohren, denn sie haben ihn und sein Volk in den Augen Aller, welche die klägliche Begebenheit nicht selten erlebten, auf lange Zeit gedemüthigt. Hätten sie nur den Shakespeare gekannt, dessen historische Stücke jeder Minister auswendig wissen muß, sie hätten ihn ganz anders geführt. Dort steht die ganze Geschichte. Richard II. hat durch romantischen Leichtsinn sein Volk gegen sich empört, er ist in Gefahr abgesetzt zu werden. Der Dichter hat ihn bis dahin frivol, gewaltsam, rücksichtslos gegen Volkswünsche gezeigt, jetzt muß er auf einmal demselben König die Theilnahme des Publikums zuwenden, alle Sympathien auf seine Person vereinigen. Er läßt ihn keinen Aufzug machen, sondern er gibt dem König Gelegenheit, den vollen, rührenden Schmerz eines Mannes zu zeigen, der von Allem scheiden soll, was sein vergangenes Leben ausgemacht. Das ergreift, das erschüttert uns, denn es ist echt dramatisch, es ist menschlich, es ist wahr. In derselben Weise mußte man den bewußten König auch agiren lassen. Eine einzige Bekanntmachung hätte genügt, worin er sagte: Ich werde thun, was mein Volk will, Alles, Alles, ohne egoistischen Rückhalt, verantwortliche Minister regieren von heute ab. Dafür aber bitte ich mein Volk, daß es ein Mitgefühl habe mit den Empfindungen eines Mannes, der noch in vorgerücktem Alter brechen muß mit der ganzen Richtung seiner Vergangenheit. Ich werde für mein Volk leben, solange das Volk meine Regierung verlangt, ich bin entschlossen, mich dem Geist der Gegenwart rücksichtslos hinzugeben, aber diese Wandlung in meinem Innern macht mir Kämpfe, macht mir Schmerzen. Möge mein Volk diese schonen u. s. w. im Tone männlicher Rührung mit eingestreuten lyrischen Pointen. Hätten die Rathgeber des Königs ihn diesen Weg geführt, so hätten die Bürger seiner Hauptstadt an den Straßenecken Wache gehalten und jede Fliege arretirt, die zum Schloß hinaufgesummt wäre, und die Schusterjungen hätten auf dem Schloßplatz ihre klappern-

den Holzschuhe ausgezogen. Denn in diesem Falle hätte er die dramatische Stimmung hervorgebracht, welche seiner Situation genau entsprach. Daß er den rechten Uebergang nicht gefunden, wird sein Staat fühlen, solange der Herr besteht. — Es ist nämlich überall, wo man politische Gegner zu behandeln hat, vortheilhaft, den Angriff so einzurichten, daß man die höchsten und edelsten Stimmungen, deren die Situation fähig ist, hervorbringt. Der Deutsche hat einen wahren Durst nach gemüthlicher Hochherzigkeit, und es wäre unklug, wenn man ihm nicht recht oft Gelegenheit gäbe, sich in dergleichen Gefühlen zu berauschen.

Die Nachwelt wird sich den Kopf darüber zerbrechen, weshalb wohl manche deutsche Ministerien dieses Jahres ein so kurzes Leben gehabt haben. Und die Nachwelt hat guten Grund dazu. Denn es ist in der That schwer zu sagen, worin die Pillersdorfe, die Camphausen schlechter sind, als ihre Nachfolger. Sie haben gerade so viel politische Bildung, so viel Redlichkeit und Liebenswürdigkeit, als ihre Erben, und die feinen Unterschiede in ihren und ihrer Nachfolger Ansichten sind in unserer Zeit, die in kolossalen Gegensätzen arbeitet, wahrhaftig nicht der Rede werth. Weshalb also wurden sie unbeliebt? und warum sind die jetzigen Minister auf dem besten Wege, dasselbe Schicksal zu haben? Weil ihr Erscheinen, ihre Maßregeln, ihre Decrete undramatisch waren, sie hatten keinen Schein, kein Aussehen, sie konnten nicht wirken, nicht erwärmen und anziehen. Gleich ihr Auftreten, ihre Programme, wie unkünstlerisch, wie flach, keine Pointen darin! Sie glaubten Wunder wie viel gethan zu haben, als sie sich für verantwortlich erklärten. Das verstand sich ja von selbst; es war, als wenn ein Schauspieldirector nach seiner Ankunft in einer kleinen Stadt anschlagen ließe: ich werde Komödie spielen. Das setzt Jedermann voraus. Aber welches Stück, das ist die Hauptsache. Er muß das Stück mit allem Detail ausschreien lassen und das Stück muß alles Mögliche enthalten, Thränen, Lachen, Gesang, Meuchelmord aus Wohlwollen und Vergnügen,

und darunter eine Erklärung von alle dem und noch einige anmuthige Redensarten: Hochverehrtes Publikum u. s. w. und zuletzt verspricht er vielleicht bei zahlreichem Besuche ein gemästetes Schwein oder wenigstens eine Gans auszuspielen. Das fesselt, das zieht, denn Jeder findet darin etwas für sein Herz. So muß auch das Programm eines neuen Ministeriums sein, es muß wirken können und deshalb muß es detaillirt und in kräftigem Stil geschrieben sein. Um Gotteswillen keine diplomatischen allgemeinen Phrasen; die hat das Volk in den Clubs- und Volksreden viel schöner und wirksamer, und da gegenwärtig der deutsche Liberalismus noch sehr in rhetorischen Phrasen steckt, wie ein Kind in Drüsen, so gibt dieser Umstand dem Ministerium einen unermeßlichen Vortheil, sobald es bestimmte Verhältnisse oder Zustände bespricht, an deren Umgestaltung die Masse bis jetzt noch nicht gedacht hat: zumal in den socialen Verhältnissen gibt es ein ungeheures Feld für wirksame Verheißungen. Solche Sätze z. B.

Die Königlichen Regierungen sollen aufhören; freies Selbstregiment der Kreise, oder:

Das Ministerium übernimmt die Vaterschaft über sämmtliche uneheliche Kinder und über die Kinder aller Verbrecher.

Das Ministerium erklärt, daß alle freien Vereine, welche die Volkserziehung befördern, Handwerkervereine, Schullehrervereine, Turnvereine u. s. w. die heiligsten Rechte auf Förderung und Dank des Staates haben.

In dieser Weise muß es wenigstens drei Octavseiten fortgehen. Durch alle Staaten Deutschlands brennt eine ungeheure Majorität immer noch darnach, sich einem tüchtigen Ministerium in die Arme zu werfen, das benutze man, man zeige, daß die Arme sehr weit geöffnet und die Brust so groß ist, eine ganze Welt daran zu drücken. Da höre ich nun, wie mir sämmtliche Ministerien einwerfen: was wir da schreiben und versprechen können, sind das nicht auch Phrasen, nur in

anderem Zuschnitt, und ist es nicht Leichtsinn zu versprechen, was man in all seinen Consequenzen noch nicht übersieht, was vielleicht unausführbar sein wird? Thörichte Biedermänner! Wozu seid ihr constitutionelle Minister? Was unausführbar sein sollte, das laßt auf dem Verfassungswege durchfallen, was aber wirklich noth thut, das im Allgemeinen zu sehen, ist heut zu Tage wirklich nicht schwer. Seid nur nicht so krakehlig, aus jedem Wunsch, jeder Ansicht eine Kabinetsfrage zu machen. Was thut's bei unsern Zuständen, wenn ihr bei irgend einem Punkt in der Minorität der Kammer steht? Wozu gleich abdanken? Im Gegentheil, dann müßt ihr euch erst recht fest setzen. Denn fast in allen deutschen Staaten steht es mit der staatsmännischen Einsicht der Volksvertreter so, daß sie heut verwerfen, was sie morgen annehmen. Und das Volk weiß das bereits. Allerdings gibt es auch hier eine Grenze. Wozu aber seid ihr, die Minister, so rechthaberisch in Einzelheiten, wo die Ereignisse sich so überstürzen, daß voraussichtlich nicht der zehnte Theil von dem, was die Kammern beschließen, in die That umgesetzt werden kann? — Habt ihr für ein tüchtiges Programm gesorgt, so werft noch schnell einige wirksame administrative Verordnungen hinterdrein, damit die Menschheit sieht, daß ihr regiert. Achtet auch auf den Stil eurer Proclamationen, macht recht viel Absätze. Solche Absätze können, geschickt angebracht, wirken, wie die Kanonenschläge bei einem Feuerwerk. Im Allgemeinen geben Regierungsdecrete durchaus keine Gelegenheit, gute Laune zu zeigen, indeß gewähren Revolutionszeiten auch hierin einige Freiheit. Ein recht kräftiger Ausdruck, zarter Anflug von Bonhommie, recht treuherziger Ton, zuweilen auch Kürze und Grobheit versüßen dem Volke die Lectüre dieser trockenen Sachen und bringen die anmuthige Stimmung des Gehorsams viel leichter hervor, als irgend etwas anderes. Und solche Decrete und Bekanntmachungen muß ein neuer Minister sehr oft erlassen, er muß sich fortwährend der Nation als geschäftig, rührig auf

dem Platze zeigen. Nur so kann er ihr Liebling werden. Heut hat das Volk seine Plakate gleichgiltig gelesen, in acht Tagen freut es sich bereits über seine starken Ausdrücke oder epigrammatischen Sätze, in vier Wochen gewinnt es die feste Ueberzeugung tüchtig regiert zu werden und das gereicht dem Volk zum großen Troste, dem Minister aber bringt's Vertrauen.

Napoleon, der es überhaupt verstand, dramatische Wirkungen hervorzubringen, ließ sich von Talma Privatlectionen in der Mimik der Majestät geben. Der kluge Mann verschmähte es nicht, zu ahnen, daß ein Vorhemdchenband, welches oben zur Halsbinde herausragt, die ganze Erscheinung eines Staatsmannes ruiniren könne. Manche unserer Minister haben nicht nur schlechte Chemisen und Toiletten, ihr ganzer äußerer Mensch ist schlecht. Sie wissen nichts Dramatisches mit ihrem Leibe auszurichten. Ach und wie verderblich wird das! Gesetzt, hundert Proletarier dringen in das Zimmer des Ministers und verlangen Arbeit, vor der Hausthür stehen noch ein sechs bis sieben Hundert. Es ist Abend, Periode der Katzenmusiken und des Fenstereinwerfens. In diesem Moment ist die ganze dramatische Kraft auf Seiten der Proletarier, der Minister spielt die undankbare Rolle eines Vertrauten oder Pierrots, welcher nur dazu da ist, damit an ihm herum gehandelt wird. Aus dieser defensiven, zweiten Rolle muß er einen geschickten Uebergang in die erste, angreifende gewinnen. Ist er aber weiter nichts als ein würdiger, ehrenwerther Mann, so wird ihm das nicht gelingen, er wird sagen: Liebe Leute, das geht so ohne weiteres nicht u. s. w. und das Ende wird sein, daß er und seine Wohnung gemißhandelt werden. Auch das aristokratische Rettungsmittel, den Schreiern Geld zu geben, ist, obgleich nicht ganz unkünstlerisch, doch nur eine halbe Hilfe. Hat er dagegen den nöthigen dramatischen Blick, so läßt er den eingedrungenen Haufen sich recht ruhig und ausführlich aussprechen, dann erhebt er sich mit Feuer und Begeisterung:

Kommt mit mir, Bürger, das ganze Volk soll mich hören. Er tritt an die Hausthür, zwei Diener neben ihn mit Armleuchtern und sind, wie zu erwarten, Betrunkene in dem souveränen Volkshaufen, gar mit Fackeln, weil in diesem Fall die stärksten Effecte nöthig sind. Jetzt sorgt er dafür, daß sein Haus leer wird, indem er die Deputation bittet, den Haufen zu ordnen und Ruhe zu schaffen. Ein solcher Befehl wird stets mit großem Eifer ausgeführt, weil Jeder gern befiehlt. Dann steigt er selbst in der Hausthür auf einen Tisch oder so etwas, damit ihn Alle sehen können, denn sonst lärmen die Hintersten fort; und beginnt mit größtem Eifer: Mitbürger, ihr sollt, ihr müßt Arbeit haben, es ist die heiligste Aufgabe meines Lebens, dafür zu sorgen, daß der unwürdige Zustand, in welchem ihr jetzt lebt, aufhöre. (Es wird recht gut sein, wenn das Wahrheit ist.) Ihr sollt Arbeit haben, und von morgen ab, und ich selbst will als euer Vater, euer Freund dafür sorgen, ich selbst will die Arbeit, angemessene, lohnende Arbeit euch zuweisen. (Erstes Bravo, eine Stimme: Vivat hoch.) Bis jetzt sind die Arbeiter u. s. w., es folgt idealisirte Schilderung ihres Zustandes, mit inniger Stimme gesprochen (schallendes Bravo, lautes Vivat.) Von heut ab soll das anders werden. Und ich will mich auf meine Beamten nicht verlassen, der Geschäftsgang ist langsam (ja, ja), muß langsam sein. Ihr, die ihr heut Abend mit so schönem Vertrauen euch zu mir gewendet, sollt durch mich selbst Beschäftigung, ja ihr sollt in mir einen treuen Freund finden. Gebt mir eure Namen, meine Leute sollen euern Namen und eure Wohnung aufschreiben, damit ich persönlich erfahre, wer das ehrenvolle Zutrauen u. s. w. (mit donnernder Stimme) Schreibzeug her! Die Diener fliegen, er selbst muß weiter fortsprechen, um ein grollendes Gemurmel zu übertäuben. Ist Schreibzeug und Papier gebracht, so zieht er sich, einen entfernten Platz zum morgigen Antreten bestimmend, zurück, der Haufe bleibt verdutzt stehen. Darauf lassen sich vielleicht 50 Mann auf-

schreiben, die Uebrigen werden durch ein gewisses, nicht ganz unmotivirtes Mißtrauen davon abgehalten. Entweder zerstreuen sie sich nun allmählich, oder sie beginnen zu lärmen. Im letzteren Falle muß der Minister noch dafür sorgen, daß sein Thor zu rechter Zeit geschlossen wird. Dann verläuft sich der Haufe. Geht er aber, was nach solcher Rede sehr unwahrscheinlich ist, zu Angriffen über, so hat der Hausherr wenigstens hinlänglich Zeit gehabt, Wachmannschaften herbeizuziehen. Dieser Fall mußte genau dargelegt werden, weil die dramatische Action darin eine kunstvolle ist: das auf den Tisch Steigen, das Sprechen und die sogenannte „Umkehr“ der Handlung, das Auslegen der Listen. Man wird schon hieraus sehen, wie schwierig es ist, diese Regierungskunst auf Regeln zu ziehen, jeder Fall verlangt eine verschiedene Auffassung. Doch Einiges möge der Minister sich sagen lassen. Er gewöhne sich, jede Situation, in die er kommt, zu beherrschen. Das kann er dadurch, daß er sich von ihr ergreifen läßt, ohne die Fassung zu verlieren. Während seine Gegner activ auf ihn eindringen, muß er fortwährend sich neben dem Zuhören vorsagen: Alles schon dagewesen, Alles schon dagewesen, oder Berg Sesam, öffne dich! oder ein altes Schulgebet oder eine ähnliche Phrase, die als Schwimmblase ihn über dem Wasser der eindringenden Empfindungen erhält, und dabei werfe er Seitenblicke auf sein Aeußeres, das um so größere Unbefangenheit zeigen muß, je mehr die Aufregung in ihm tobt. Kommt aber der Moment, wo er activ sein muß, so gebe er sich einen Ruck und springe sogleich kräftig in die Stimmung hinein, die der Augenblick fordert. Er wird in der Regel gut thun, schon die ersten Worte recht laut und kräftig herauszusprechen, wenn es ihn auch Anstrengung kostet und er das folgende noch nicht recht übersieht, denn durch die energische Spannung wird sein ganzes Wesen, auch seine Mimik gehoben und nachdrücklich. Vor Allem aber gewöhne er seine Gedanken, daß sie den Weg vom Ohr zur Zunge recht schnell zurück-

legen. Er muß das, was er eben erst in sich aufgenommen hat, mit der größten Sicherheit und Fertigkeit als ein tief Durchdachtes und Durchlebtes ausdrücken. In diesen kritischen Momenten, wo er eine Unwissenheit durch flüchtig aufgefangene Notizen zu verdecken hat, muß sein ganzes Wesen verklärt sein durch die Innigkeit und Kraft seiner Ueberzeugungen, seine Stimme muß in den vollsten Tönen einherrauschen, und hat er ein Bäuchlein, so muß es schüttern. Es ist natürlich, daß unsere jungen Minister Vieles nicht wissen, aber nie muß man ein Schwanken, ein Zaudern an ihnen bemerken. Vollends schwer ist es, für den Umgang mit Personen allgemeine Vorschriften zu geben, nur die eine gilt immer, daß der Minister vor der Annahme jeder politischen Visite genau überlegt haben muß: welche ist meine Rolle, welcher Frack, welche Verbeugung, welcher Ton, welche Wirkung. Im Anfange kostet das Zeit, zuletzt hat man's im Augenblick. Hier muß ich unter den Volksführern der Gegenwart Einen rühmend erwähnen, der Mann hat eine große Zukunft, denn er hat eine höchst achtungswerthe dramatische Technik. Der Moment z. B., wo er den „kühnen Griff" that, bleibt ein Muster für Situationsbegeisterungen, er hat nicht nur etwas Originelles geleistet, er ist auch vom Standpunkt ministerieller Kunst bewundernswürdig. In derselben Versammlung sitzt noch eine andere dramatische Erscheinung, die so interessant ist, daß sie eine besondere Besprechung verdient, es ist der Hauptführer der Linken. Hier nur die Bemerkung, daß er einzelne der angeführten Künste eines Ministers mit großer Virtuosität ausgebildet zeigt, z. B. das Hören während des Sprechens, die schnelle innige Begeisterung, welche er mit Vollkommenheit darstellt. Vielleicht ist er eben deshalb, trotz seiner brillanten Technik, mehr Virtuose als Künstler und in einiger Gefahr manierirt zu werden; man muß von ihm sagen, was die Catalani von der Sontag sagte: er ist groß in seinem Genre, aber sein Genre ist nicht groß. — Manchmal sind diese dramatischen Repräsentationen mit Ge-

fahr verknüpft, um so schöner sind sie, wenn sie gelingen. Z. B. das Wohl des Landes verlangt, daß ein fanatisches Freicorps aufgelöst wird. Es ist Abend, das Corps hält bewaffnete Sitzung. Der Minister tritt, in einen Mantel oder Ueberwurf gehüllt, herein, er läßt im rechten Augenblick leise den Vorstand um's Wort bitten. Er erhält es, er steigt auf die Tribüne, der Mantel fällt kräftig von seinen Schultern. Dies ist einer der dankbarsten ministeriellen Momente, welche es gibt, aber er verlangt tiefes Studium. Der Minister hat die Heldenarbeit, die feindliche Verbindung zu überzeugen, daß sie sich freiwillig zum Wohl des Vaterlandes auflösen müsse, er selbst sei gekommen, sie darum zu bitten u. s. w. Möglich, daß ihn Einer erschießt und ihm dadurch auf brutale Weise den dramatischen Effect verdirbt, doch wenn es Deutsche sind, mit denen er verhandelt, so ist das kaum anzunehmen, wahrscheinlich aber, daß seine Rede, seine ehrenhafte Kühnheit, die Ueberraschung des Momentes sie so weit bringen, daß sie sich seinem Willen fügen. Diese Action hat übrigens für den Minister außerdem, daß sie ihm Gelegenheit gibt, eine gewaltige Ueberraschungsscene zu spielen, noch ein Interesse; er kann in ihr merken, ob er von dem Stoff ist, aus dem sich die Zeit ihre großen Männer meißelt.

Wer also das Zeug hat, einen Staatsmann aus sich zu machen, der versuche diese Recepte, und er wird sie untrüglich finden, sie garantiren ihm Dauer und Kraft. Außerdem kommt es freilich noch auf eine Kleinigkeit an, ob der Herr nur ein intriganter Wagehals oder von echtem Metall ist; auch im ersten Fall wird er die Herrschaft erringen, aber es kann ihm vielleicht begegnen, daß er noch vor seinem Tode das Unglück hat, durch Volksjustiz beseitigt zu werden.

Im zweiten Fall wird man ihm Statuen setzen und sein Andenken segnen.

---

3. Preußens Stellung zu Frankfurt.

(Grenzboten 1848, Nr. 31.)

Von der staatlichen Neubildung, welche der Enthusiasmus des deutschen Volkes zu Frankfurt erstrebt, wird Oestreich sich ausschließen. In der That ist nicht abzusehen, wie nach den jüngsten Ereignissen der Kaiserstaat anders als durch gänzliche Auflösung zu festem Verband mit den übrigen Deutschen gelangen soll. — Der Versuch, welchen man auch dort macht, höchst verschiedene Bestandtheile des Staates in den Formen constitutioneller Einheit zusammenzubinden, wird wahrscheinlich scheitern. Wohl ist möglich, daß eine Verfassung für den Augenblick Galizier, Dalmatier, Böhmen, Tiroler und Wiener unter einen Hut bringt, wenn aber die Regierung des Kaiserstaats dadurch, wie sie zu hoffen scheint, die Leidenschaften und Forderungen der einzelnen Stämme, welche diametral auseinander laufen, versöhnen will, so ist sie in einem verhängnißvollen Irrthum; und wenn das frische Selbstgefühl der deutschen Oestreicher den übrigen Deutschen die Fähigkeit absprechen möchte, die verzweifelte Lage ihres Staats zu beurtheilen, so ist auch das eine gefährliche Täuschung und ein Beweis dafür, daß selbst bei einem hochherzigen Volksstamme Selbstvertrauen nicht immer mit richtiger Einsicht verbunden ist. Die besten Folgen der bisherigen Schritte der östreichischen Regierung werden etwa sein, daß ein Aufschub der staatlichen Krisis bewirkt wird. Diese Krisis aber wird eintreten, und sie wird entweder die gänzliche Auflösung des Kaiserstaats zur Folge haben, oder denselben in einen Bundesstaat mit Provinzialverfassungen umformen. Und wenn in beiden Fällen die Hoffnung festzuhalten ist, daß die deutschen Provinzen Oestreichs früher oder später die Vereinigung mit Deutschland suchen werden, so muß man doch besorgen, daß dies erst spät der Fall sein wird und daß dieselben nicht die Organisation kräftiger Einheiten, sondern finanzielle Verwirrung, kraftlose Regierungen und ein gestörtes Volksleben mitbringen werden.

Es besteht demnach die Aussicht, daß einer von den drei Haupttheilen Deutschlands der jetzt versuchten Vereinigung nicht beitreten wird: sie wird sich zu begnügen haben mit einer Verbindung Preußens und der übrigen kleinen Staaten. Wenn Preußen dieser Genossenschaft dem Ländergebiet und der Einwohnerzahl nach ungefähr die Hälfte zubringt, so stellt sich die Rechnung doch ganz anders, wenn man die staatliche Kraft der beiden Theile gegeneinander abwägt. Wie es auch um das Ansehen Preußens in der Meinung des Tages stehen mag, nie und von keiner Partei darf geläugnet werden, daß ein Staat mit einem Heerbann von fast 500,000 exercirten Soldaten, dessen bisherige Schulden eine zweijährige Staatseinnahme kaum übersteigen, dessen Verwaltung trotz aller Mängel des alten Regimes zu den besten der Welt gehört, eine große Ueberlegenheit über die gleiche Zahl von Menschen und Quadratmeilen hat, wenn diese in eine Anzahl von eigenwilligen Einheiten zersplittert sind. Selbst der unbefriedigende Eindruck, welchen das erwachende Volksleben in Preußen gegenwärtig macht, darf den Erfahrenen nicht irren, denn es liegt in dem härteren und spröderen Wesen der Norddeutschen, daß jede Schwäche und Unbehilflichkeit sich leicht in unangenehmen und peinigenden Formen äußert. Wenn aber Preußen bei einer Vereinigung mit den übrigen Staaten an Ansehen, Kraft und Energie bei weitem mehr als die Hälfte mitbringt, so hat es auch ein Recht zu fordern, daß dies anerkannt werde und seine Stellung im richtigen Verhältniß zu seiner Macht sei.

Gegenwärtig ist dies nicht der Fall, Preußen hat auf die deutsche Revolution, welche ihre gesetzlichen Formen durch die Frankfurter Nationalversammlung bekommen hat, nicht den Einfluß, der ihm gebührt. Diese Empfindung lebt nicht nur im preußischen Heer, sie ist selbst bei der Partei unserer Demokraten vorhanden, welche zum Heil deutscher Einheit ein Zerfallen Preußens hoffen. Das Letztere aber ist, wie sich die Verhältnisse seit dem Februar gestaltet haben, weder zu fürchten

noch zu wünschen. Es gehört wenig Vortheil dazu einzusehen, daß die Existenz Preußens kein Zufall, keine Laune des Weltgeistes ist, sondern daß Preußen noch immer das Markenland der deutschen Völker gegen Osten, Norden und jetzt auch gegen Westen sein muß, und daß die Nothwendigkeiten, welche ihm seinen Ursprung gaben, solange fortdauern, als ein slavischer, skandinavischer und französischer Egoismus vorhanden ist, welcher an den Grenzen Deutschlands eine strenge, energische und kriegerisch behende Organisation deutscher Kraft nöthig macht. Und wenn man den gutmüthigen Schwärmern nicht zürnen kann, welche meinen, daß jetzt die Zeit der Verheißung gekommen sei, wo der Egoismus der Völker durch brüderliche Liebe und gegenseitige Achtung überwunden wäre, so soll man sich doch hüten, ihnen in der Behauptung nachzugeben, daß die Einsetzung des Kriegsministeriums des deutschen Reiches und das Aussprechen der Einheit Deutschlands genügen werde, dem Auslande Achtung vor deutscher Kraft, den einzelnen Theilen Deutschlands aber kriegerische Tüchtigkeit und Schulung einzuflößen. Ja es läßt sich beweisen, daß gerade bei besserer Vereinigung der deutschen Völker die Vorzüge der preußischen Individualität, deren Einseitigkeit die übrigen Stämme bis jetzt oft gedrückt hat, von größter Wichtigkeit und zum Gedeihen Deutschlands unentbehrlich sein werden. Denn wenn Preußen ohne das übrige Deutschland von der Höhe einer Großmacht, die es seiner inneren Kraft nach allerdings ist, herabkommen würde, und wenn selbst eine enge Verbindung mit einzelnen Staaten Norddeutschlands keine genügende Entschädigung für eine oppositionelle Stellung zu einem neuen westdeutschen Reich sein könnte, so ist andrerseits ein deutsches Reich ohne Oestreich und ohne Preußen eine kraftlose Fehlgeburt und es wäre gleichgiltig, ob bei einem solchen Reich die Königreiche Sachsen oder Baiern oder gar das kleine herrschlustige Weimar eine Hegemonie durchsetzten.

Es ist unnöthig zu erzählen, wodurch die schwierige Stel-

lung Preußens zu der gegenwärtigen Bewegung entstanden ist, nur darüber wird kein Zweifel sein, daß sie nicht nöthig war, nicht, wie bei Oestreich der Fall ist, in der Idee des Staates lag. Das ruhige Fortgehen auf dem Wege, der seit Gründung des Zollvereins eingeschlagen war, hätte Deutschland allmählich in einen Staatenbund verwandelt, dessen Präsident der König von Preußen war, der im Ausland durch die preußischen Legationen vertreten wurde, dessen innere Angelegenheiten, die des freien Verkehrs und der materiellen Interessen durch ein Bundesparlament und Commissarien desselben geordnet wurden. Dieser Weg der Vereinigung hätte vieles Gute gehabt, obgleich er wenig imponirt hätte, wir haben kein Recht zu klagen, daß das Volk selbst durch Machtsprüche einen andern vorgeschrieben hat, der großen Schein für sich hat zu einer schnelleren und energischen Verbindung zu führen, bei dem der ruhige Beobachter sich aber doch des gewichtigen Zweifels nicht entschlagen kann, ob dieser nähere Weg durch die Paulskirche nicht in Wirklichkeit ein Umweg sei, der durch den Schein prächtig gerader Richtung täusche, um zuletzt in die Brüche zu führen.

Wenn hier die Meinung geäußert wird, daß es der Frankfurter Versammlung nicht gelingen kann, die Vereinigungswünsche der deutschen Stämme verständig zu befriedigen, so gestatten Sie mir auch die Bemerkung, daß ich trotzdem diese Versammlung für die edelste und größte That des deutschen Volkes seit 1813 halte, und mit Freude, ja nicht ohne Rührung sehe, wie dieser hohe Rath deutschen Geistes und Rechtsgefühls so sehr genau den Charakter, alle Nüancen der Persönlichkeit des Volkes selbst, seine Tugenden und Schwächen in sich darstellt. Und wenn man die Furcht hegen muß, daß die Constituante auch darin die Eigenthümlichkeit des Volkes abspiegeln wird, daß sie, selbst ein Schmerzenskind aus der Zeit idealer Sehnsucht und speculativer Träume, auch wieder nur ein Ideales, eine Art Gedicht schaffen wird, so soll man auch denken, daß

sie in jedem Fall fördernd und segensreich auf neue praktische Bildungen, welche aus diesen Versuchen hervorgehen, wirken wird. Sie mögen diesen Ausgang aus jedem Blatt in der Geschichte dieser Versammlung lesen. Prüfen Sie zunächst den idealen Drang der Nation, welcher sie ins Leben rief: es war die Unzufriedenheit mit dem System der alten Monarchien, welche sich in einzelnen Staaten durch offenen Kampf gegen das Hausregiment derselben Luft gemacht hatte, es war ferner bei den kleinen Stämmen die bittere Empfindung ihrer staatlichen Ohnmacht und Kraftlosigkeit, es war, und dies ist die reellste Grundlage der Versammlung, das Bedürfniß nach freiem Verkehr, in Handel, Gewerbe und allen übrigen Aeußerungen des Volkslebens, welche der Staatsgesetze zum Gedeihen bedürfen, es war Schwäche, ja Verzweiflung der alten Regierungen, welche den betäubenden Schwall der Revolution durch diese Versammlung wenigstens in ein gebahntes Bett zu bringen hofften, es war zuletzt das schöne Band der Sprache, der Wissenschaft und der historischen Erinnerungen, welches die einzelnen Stämme zusammenzog. Durch diese Bedingungen ist das Gedeihen der Constituante keineswegs gesichert. Ihre Autorität mußte unbestreitbar sein, solange die einzelnen Völker sich schwach, entmuthigt, in Gefahr fühlten, sie bleibt in vollem Ansehen, solange es sich in ihren Verhandlungen um allgemeine Wünsche und Begriffe handelt: gesichert in ihrem Wirken wäre sie erst dann, wenn es ihr gelänge, die realen Interessen des Handels, der Industrie, des inneren Verkehrs, das heißt den gesunden Egoismus der einzelnen Völker zu fördern. Denn ihre Majestät beruht auf nichts Anderem als auf der Achtung und Zuneigung, welche ihre Beschlüsse den einzelnen Völkern einflößen. Von dem Augenblicke, wo die Versammlung der Paulskirche es versuchte Gesetze zu geben, welche den Egoismus einzelner Völker verletzen, mußte ihre Autorität und ihre Wirksamkeit in Gefahr kommen. Und die Constituante hat Vieles gethan diese Uebelstände zu vermehren. Hervorgegangen aus einer

Verbindung der Revolution mit dem Recht, hat sie vergessen, daß ein Kind der Revolution die Energie und schnelle Thatkraft seiner Mutter braucht, um zu gedeihen. Sie hat kostbare Zeit in Formstreitigkeiten, Proclamationen, einem unbehilflichen Streben selbst zu regieren, sich in einzelne Händel zu mischen, verloren. Es war dies nicht Kühnheit, sondern Schwäche. Unterdeß entwickelt sich unabhängig von ihr ein neues Volksleben in den einzelnen Staaten, dort tritt an die Stelle der Unordnung und Verwirrung, freilich zögernd und allmählich, Selbstgefühl und Thätigkeit. Die Angelegenheiten und die Regierung des eigenen Hauses, welche jetzt bei der Majorität der einzelnen Völker stehen, treten in den Vordergrund und die Separat-Interessen der einzelnen Staaten fangen an, ihre verständige Berechtigung geltend zu machen, deren man damals, als die Deputirten nach Frankfurt gesendet wurden, wenig gedacht hatte. Schon dadurch muß die Frankfurter Versammlung allmählich an Boden verlieren, noch mehr aber, weil sie das natürliche Bestreben aller neuen Mächte hat, zu Vieles schaffen zu wollen. Sie wird dadurch Collisionen mit den Souveränitätsrechten der einzelnen Staaten herbeiführen. Wenn sie z. B. ein Gewerbegesetz in die Reichsverfassung aufnähme, selbst wenn sie dabei 80 Deputirte aus dem Handwerkerstande zu Rathe zieht, mit welchem Recht will sie diese Bestimmungen gegen die sächsischen Gesetze über Innungswesen oder gegen die direct entgegenstehenden preußischen über vollständige Gewerbefreiheit durchsetzen, vorausgesetzt, daß die Majorität dieser Länder sich für Beibehaltung der bisherigen Gesetze entscheidet? Ob sie sich für competente Autorität in Bezug auf Handelspolitik und industrielle Fragen hält, wissen wir noch nicht sicher, doch hat es den Anschein. Hiergegen müßte das deutsche Volk entschieden protestiren. Die Versammlung hat souveräne Autorität eine Verfassung für Deutschland zu machen, aber was darüber hinausgeht, soll sie mit Vorsicht behandeln, denn ihr Mandat ist keineswegs un-

beschränkt. Doch wäre es auch in diesem und in vielen ähnlichen Fällen bei demokratischen Lebensformen gestattet, die Selbstbestimmungen einzelner Staaten vom Standpunkt der Constituante aufzuheben, und ich leugne entschieden, daß dies zulässig ist, so liegt die Hauptgefahr der Versammlung immer noch darin, daß sie, je länger ihre Mitglieder vom Hause entfernt sind, je mehr sie in der Versammlung zusammenwachsen, um so sicherer in die Gefahr kommen, uniformiren zu wollen. Den unnützen und spitzfindigen Unterschied, welchen man in Frankfurt zuweilen zwischen Bundesstaat und Staatenbund macht und die Behauptung, daß Deutschland ein Bundesstaat werden müsse, mag man ruhig hingehen lassen, es würde am besten sein, wenn man Falstaff's Unterschrift: „Hans Falstaff für meine Freunde, Sir John für ganz Europa" bei dieser Frage parodirend sagen könnte: „ein Staatenbund für Deutschland, ein Bundesstaat für die Feinde im Ausland"; aber es gibt bedenklichere Anzeichen davon, daß die Constituante keine Neigung hat, Rücksichten darauf zu nehmen, wie Deutschland viel verschiedenere Theile und Interessen zu versöhnen hat, als selbst Nordamerika. Ueberdies wird man sich bei der größten Achtung vor den Kräften der Constituante doch der Furcht nicht entschlagen können, daß die Versammlung, wenn sie in der begonnenen Weise fortgeht, mehr als Monate zur Beendigung ihres Verfassungsentwurfs bedürfen wird, und die Geschichte lehrt, daß die Früchte langer Constituanten ungenießbar sind. In diesem Augenblick scheint die Versammlung im Zenith ihres Ansehens zu stehen und doch ist gerade die Wahl des östreichischen Prinzen Johann der Act, welcher am tiefsten in das Leben derselben einschneiden wird. Wohl war diese provisorische Wahl eine unvermeidliche, im Stillen geben alle Parteien dies zu, sie ist ein nothwendiger Durchgangspunkt in der Entwickelung unserer Verhältnisse. Selbst wenn die Voraussetzung dieser Wahl, daß Oestreich durch sie unmittelbar mit Deutschland zu verbinden ist, sich als irrig ausgewiesen haben

wird, soll die Bedeutung und der Werth derselben nicht verkannt werden. Es war nothwendig, eine Person an die Spitze der Bewegung zu stellen, welche Bürgschaften gebe für die Tüchtigkeit der Arbeiter und Hoffnungen für die Zukunft. Daß diese Hoffnungen nicht alle erfüllt, ja daß die Befriedigung, welche durch diese Wahl über Deutschland gekommen ist, sich als eine sehr vorübergehende ausweisen und neue Abspannungen nach sich ziehen wird, hebt die segensreichen Folgen nicht auf, welche dieser friedliche Ruhepunkt für die athemlosen deutschen Völker gehabt hat. Heinrich von Gagern hat das Beste gethan, was er unter den gegebenen Verhältnissen thun konnte, und daß dadurch die Person eines liebenswürdigen Fürsten, vielleicht Gagern selbst, zu Opfern unserer Bewegung geworden sind, darf uns als ein tragisches Moment in unserem großen Entwickelungskampfe nicht irren; daß aber die Versammlung durch diese Wahl sich leicht ein Verhängniß bereitet hat, wird schon die nächste Zukunft lehren. Das neue Reichsministerium hat keine andere Grundlage als die Frankfurter Versammlung selbst, nichts für sich als die gute Meinung des deutschen Volkes. Auf solchem Hintergrunde kann man, vorausgesetzt, daß man an ihn glaubt, wohl Gesetze machen, aber man kann sie nicht ausführen, sobald die Ausführung irgendwo bedeutende örtliche Interessen verletzt, und es ist vorauszusagen, daß dies zuweilen der Fall sein wird. Die Uebernahme des Oberbefehls über sämmtliche deutsche Truppen sichert z. B. die gesetzlichen Executionen ganz und gar nicht, denn da es unthunlich ist, die Heere der einzelnen Staaten in der Weise an das Reichsministerium zu fesseln, daß sie die Befehle desselben directen Gegenbefehlen ihrer Volksvertreter oder Regierungen vorziehen müssen, so ist jedes energische Stützen der executiven Gewalt abhängig von dem guten Willen der einzelnen Regierungen oder Völker, und die Nationalversammlung sowohl als ihr Ministerium sind trotz allem Schein des Gegentheils in diesem Augenblick bereits factisch der Be-

gutachtung der einzelnen Regierungen und ihrer Volksvertreter unterworfen. Und es wird von dem guten Willen der Regierungen abhängen, ob sie ihr Veto dem Reichsverweser durch einen Gesandten privatim zusenden, oder nach Publication des Gesetzes an die Versammlung ihrer Volksvertreter appelliren wollen. Was man mit Entrüstung gegen diese Behauptung anführen wird, daß ein vernünftiges Erkennen von der Nothwendigkeit einer starken Centralgewalt und eine liebevolle Zuneigung zu derselben im deutschen Volk allgemein sei, und daß man bei neuen großen Gestaltungen über unendlich Vieles deshalb wegkomme, weil sie das Wesen und die Aeußerung einer frischen imponirenden Kraft seien, gerade das kommt auch der Opposition gegen die Centralgewalt mit demselben Rechte zu gut. Auch das mögliche, ja wahrscheinliche Auflehnen einzelner Staaten gegen die Centralgewalt mag keine Opposition beschränkter Regierungsmenschen sein, sondern ein Widerstand nationalen Willens, welcher dieselbe volksthümliche Basis und Berechtigung haben kann, als die Beschlüsse der Versammlung. Jedenfalls hat die Constituante durch die getroffene Wahl ihr Schicksal mit dem der Reichsverweserschaft verbunden, das Ansehen Beider wird zusammen steigen und fallen. Wer schon jetzt die Zukunft sowohl aus der Physiognomie der Gesellschaft, als aus den Personen des Reichsministeriums, ja aus der Persönlichkeit des Fürsten selbst, welcher an der Spitze steht, zu prophezeien wagt, der übernimmt zu gleicher Zeit die Verpflichtung, seine Muthmaßungen über die Folgen eines möglichen Umschlags der öffentlichen Meinung auszusprechen.

Zunächst verdankt Deutschland der Frankfurter Versammlung und der Stellung des Erzherzogs den unendlichen Vortheil, daß die einzelnen Staaten für die zeitgemäße Umwandlung ihrer eigenen Verhältnisse Zeit und Muth gewinnen. Der Gegenwart und der nächsten Zukunft ist die große Aufgabe gestellt, in allen kleinen Kreisen des staatlichen Lebens festen Grund zu legen für den Neubau unserer Zeit. Freie Formen

des Rechtsverfahrens, Selbstregiment der Stadt- und Landgemeine, freies Regieren der Landeskreise und Bezirke, gerechte Principien der Besteuerung, möglichst feste Verbindung des Volkes und des Heeres und vor Allem die Anfänge der socialen Reformen, welche die letzte Forderung unserer Zeit sind, können während dieses Uebergangsregiments in das Leben treten. Wird dies gewonnen, dann erst ist die wahre Grundlage vorhanden für eine freie Vereinigung der deutschen Völker, welche die Separatinteressen nicht aufhebt, sondern versöhnt. Und wenn hier die Ueberzeugung ausgesprochen wird, daß in dieser Zeit der preußische Staat seine Pflicht und sein Recht, die Führerschaft deutschen Lebens zu übernehmen, antreten wird, so ist damit zu gleicher Zeit die Hoffnung ausgesprochen, daß es dem preußischen Volk am ersten und vollständigsten gelingen muß, die Keime des neuen Lebens in sich zu entwickeln und zur Blüthe zu bringen.

Die Beweise dafür liegen in der merkwürdigen Organisation des preußischen Staates, welcher höchst originelle, ja bewundernswürdige demokratische Unterlagen besitzt, und einzelne derselben, z. B. Gewerbefreiheit, ganz radikal gebildet hat. Freilich ist das segensreiche Gedeihen dieser Institutionen überall gedrückt und beschränkt worden durch den Umstand, daß sie von der Regierung gegeben, behütet, überwacht und bevormundet worden sind, gerade dadurch entstand die seltsame Verbindung zwischen freiem Volksleben und aufgeklärtem Regierungsdespotismus, welche Preußen zu einem Gegenstand des Mißtrauens viel häufiger gemacht hat, als nöthig war. Jetzt sind alle freisinnigen Institutionen Preußens von diesem Druck befreit und können sich zeitgemäß entwickeln. Nicht die Größe des Heeres, nicht die Ordnung des Haushalts soll hierbei in Rechnung gebracht werden, wohl aber der Umstand, daß in Preußen das große Princip, jeder Mann sei in Waffen geübt, durch die Landwehr bereits die Anfänge volksthümlicher Gestaltung gewonnen hat, der Umstand, daß die preußische Klassen-

steuer, deren Vertheilung und Aufbringung durch die Communen, der vernünftigen Abgabenform, einer Einkommensteuer, welche durch das Volk selbst erhoben und in die Staatskasse geliefert wird, näher kommt als das Steuersystem irgend eines anderen Staates. Dazu kommt, daß Preußen in der Städteordnung und der Krystallisation der Communen zu einzelnen Kreisen vortreffliche Grundlagen für ein Selbstregiment des Volkes findet. Kein anderer Staat hat ferner mit solcher Mäßigung, Ausdauer und Gesetzeskraft so schwierige Verhältnisse zu reguliren begonnen, als der preußische bei Entschädigung einzelner Gewerbegerechtigkeiten in den Städten, bei Lösung der bäuerlichen und gutsherrlichen Verbindung zu überwinden hatte. Was man auch im Einzelnen an den Principien der bäuerlichen Ablösungen aussetzen und ändern muß, im Großen betrachtet ist die fünfundzwanzigjährige Thätigkeit der Ablösungscommissionen eine so weise Maßregel gewesen, daß die Wirkungen derselben zumeist dazu beigetragen haben, den preußischen Staat zu einem Vertreter deutscher Freiheit gegen die patriarchalische Hörigkeit slavischen Lebens zu machen. Selbst in der gründlichen Bildung seiner Beamten, der großen Kraft und Ehrlichkeit seines Richterstandes besitzt Preußen eine Macht, welche, wie auch ihre bisherige Verwendung war, von jetzt ab viel dazu beitragen wird, Erfahrung und Lebensweisheit in den neuen Lebensformen heimisch zu machen. Rechnen Sie noch den Umstand dazu, daß Preußen in der Zeit eines unbeschränkten Monarchismus sehr glücklich vermieden hat, eine schädliche Centralisation der Intelligenz und der Verwaltung in seiner Residenzstadt zu bewirken, so daß die einzelnen Provinzen freie Verbündete und nicht Knechte Berlins geblieben sind, lassen Sie auch den Vortheil gelten, daß Preußen in diese finanziell schwierige Zeit ein, mit Ausnahme der Ostbahn, fertiges Eisenbahnnetz gebracht hat; ja lassen Sie selbst ein großes Unglück Preußens nicht aus der Rechnung, den Umstand nämlich, daß die furchtbare Hilflosigkeit, an welcher einzelne Theile

des Landes leiden, die Pestdistricte Oberschlesiens, die Bezirke der Weber und Spinner, dem Staat die zwingende Nothwendigkeit auflegt, eine Versöhnung socialistischer Ideale mit dem praktischen Staatsleben durchzusetzen; bringen Sie alles dies in Rechnung, so finden Sie darin einen Antrieb und eine Bürgschaft dafür, daß die Entwickelung preußischer Kraft und preußischen Volkslebens eine energische, imponirende und heilvolle werden muß. Da die Aufgabe des preußischen Volkes und seiner Regierung eine so große und vielverheißende ist, so mag der Preuße auch mit ruhigem Vertrauen und mit Hoffnung den Gegensatz ansehen, in welchen vielleicht das preußische Selbstgefühl dem der übrigen Stämme gegenüber kommen kann.

Was die preußische Regierung bis jetzt gethan hat, den Beschlüssen der Paulskirche entgegen zu kommen, war verständig, auch die Erklärung des Ministerpräsidenten von Auerswald wegen Uebernahme der preußischen Kriegsmacht durch den Reichsverweser, war ebenso klug als offen. Vielleicht war die Form, in welcher das Reichsministerium die Aufforderung erließ, nicht passend, doch jetzt ist keine Zeit, wo man ein Recht hat ängstlich an Formen zu mäkeln. Vereinigung des Commandos in einer Hand ist nothwendig, daß an die Stelle eines Bundesfeldherrn der Reichsverweser getreten, ist der Sache nach durchaus nicht bedenklich. Aber auch in der Zukunft möge das preußische Ministerium den wichtigen Grundsatz festhalten, daß eine Opposition gegen die Paulskirche im Interesse Deutschlands und ebenso sehr Preußens solange zu vermeiden ist, als die Versammlung und ihre Executivgewalt die nationalen Interessen Deutschlands nicht preisgeben, denn Preußen hat aus Klugheitsgründen am meisten den Widerstand zu scheuen. Und vorläufig ist nicht zu fürchten, daß die Beschlüsse der Versammlung zu einer Gefahr werden. Sollte aber ja der Tag kommen, wo eine unselige Eile oder Bedenklichkeit, etwa in der italienischen Frage, oder in den gefährlichen Punkten, wo die östreichischen und deutschen Interessen

nicht Hand in Hand gehen, zu Tage käme, in diesem Falle, der jedem deutschen Mann als ein großes Unglück erscheinen müßte, gibt es für Preußen allerdings nur den einen gesetzlichen Weg des Widerstandes, daß die preußischen Minister, wenn ihre Vorstellungen in Frankfurt ungehört verhallen, den Vertretern des preußischen Volkes die Frage zur Entscheidung und Beschlußnahme vorlegen.

Zweierlei aber mag das preußische Volk in allen seinen politischen Fractionen vor Augen behalten, erstens, daß Preußen die innige Verbindung mit dem übrigen Deutschland ebenso wenig entbehren kann, als die kleinen Staaten die Vereinigung mit Preußen, und zweitens, daß die Stellung und das Ansehen, welches jeder einzelne Staat in der neuen Vereinigung einnehmen wird, nicht durch provisorische Beschlüsse und Stimmungen, auch nicht durch historisches Selbstgefühl und abschließendes Vertrauen auf die gegenwärtige Macht bewirkt werden kann, sondern abhängig ist von dem Grade, in welchem es den einzelnen Völkern, großen oder kleinen, gelingt, in ihrem Hauswesen sich vernünftig und tüchtig zu organisiren. Und wenn Preußen, wie wir alle hoffen, dies bei sich durchsetzt, so wird und muß es einst die Führerschaft Deutschlands übernehmen. Es wird dies keine Usurpation der regierenden Familie über andere Regenten, sondern eine Folge der Achtung und Zuneigung sein, welche der Größte und Tüchtigste sich unter freien Gleichberechtigten gewinnt.

---

4. Die preußischen Finanzen und ihr Minister.

(Grenzboten 1848, Nr. 32.)

Der kleine Reichsgulden, der preußische Silberthaler und die östreichische Fünfguldennote mit ihren silbernen Provinzen, den Zwanzigern, sind in diesem Augenblick nicht nur bedeutungsvolle Bilder des geschäftlichen Verkehrs und des äußeren

Umfanges ihrer Staaten, sondern sie stellen jedes durch seine Eigenthümlichkeit auch ziemlich genau die verschiedenen Werthe dar, welche die innere Lebenskraft ihrer Länder in den Augen eines Staatsmannes und Finanziers hat. Der glänzende Gulden des 24½-Fußes ist als maßgebende Geldeinheit der kleinen Staaten neu und leicht, wie das Gepräge seiner Länder, er repräsentirt den bequemen Verkehr der billigeren Existenzen des Südens, ist aber für den großen internationalen Umsatz ebenso unzureichend, als die Kraft seiner Regierungen. Die Fünfguldennote Oestreichs, die größte unter den deutschen Werthen, ist gerade jetzt wenig mehr als ein Scheinwerth, und obgleich die solide Kraft und das Gepräge der 15 Einheiten, deren Verbindung sie ausmacht, nirgend bezweifelt werden wird, so leidet der Staat als Ganzes doch an demselben verhängnißvollen Uebelstand, welcher sein Hauptverkehrsmittel, die Banknoten, trifft, daß ihm die solide Basis und innerer Halt fehlen. Preußen hat die Vortheile, welche sein Silberthaler für den Umsatz darbietet, auch für seine staatliche Organisation gewonnen. Es ist ein schweres, tüchtiges Wesen, hart, rund, sicher; gewichtig gegen den Reichsgulden, logisch fest und genau gegen die Gemüthlichkeit des östreichischen Kreuzerverkehrs, in welchem ungerade Fünf als gerade Zwei gelten. Dieser Vergleich ist kein müßiges Spiel mit Bildern, denn die drei maßgebenden Einheiten des Geldverkehrs, ursprünglich aus der Individualität der Länder und des Volkslebens hervorgegangen, haben auch wieder durch ihre verschiedene Beschaffenheit dazu beigetragen, die Physiognomie der drei großen Theile Deutschlands zu bestimmen.

Der Minister Hansemann hat es unternommen, das Thalerstück Deutschlands fortzurollen und seinen Cours gut zu stellen; einige Betrachtungen über seine Thätigkeit und die Finanzlage Preußens werden den Lesern vielleicht willkommen sein.

Da es in unseren Tagen mehr als je darauf ankommt, nicht nur das Verständige zu thun, sondern auch ihm einen

guten Schein zu geben, um schnelle Anerkennung und bereitwilliges Eingehen des Volkes zu erlangen, so sei hier zuerst der Rede des Finanzministers in der 27. Sitzung der preußischen Nationalversammlung gedacht. Diese Rede enthält eine geschickte Darstellung der preußischen Finanzlage und ist als Programm des Finanzministeriums zu betrachten, weil auch für eine Anzahl zukünftiger Reformen die Gesichtspunkte gesteckt werden.

Preußens Budget für 1848 stellte eine Einnahme von 64½ Million in Aussicht, die verzinsliche Staatsschuld betrug 126 Millionen, nicht mehr als eine doppelte Jahreseinnahme. So trat Preußen mit geordneten Finanzen und einer gewissenhaften Verwaltung derselben in die Revolutionsperiode ein, und die Hauptschwierigkeit eines neuen Finanzministeriums war nicht die Regulirung verzweifelter Geldverhältnisse, sondern erstens die Beschaffung von baarem Geld für die vermehrten Ausgaben des Staates in einer Zeit, wo die Einnahmen sich bedeutend verminderten, die im Staatsschatz vorhandenen Effecten, sowie die immobilen Besitzungen des Staates, Forsten, Domänen, Bergwerke, Hütten, Salinen, Gebäude u. s. w. sehr bedenklich entwerthet waren; zweitens, energische Maßregeln, um die Stockungen in Handel und Verkehr und den deshalb drohenden Untergang der arbeitenden Klassen durch Belebung des Vertrauens, des Credits und Flüssigmachen des baaren Geldes aufzuheben; und drittens zeitgemäße Veränderungen in Staatseinnahmen und Ausgaben durch Erleichterungen der zu hoch besteuerten Richtungen, durch Ersparnisse und durch Eröffnung neuer Quellen der Einnahme. Was bis jetzt geschah, das Budget zu reformiren, ist nicht bedeutend und konnte es wohl auch nicht sein, da die Grundlagen eines neuen Steuersystems, gleichmäßige Vertheilung der Grundsteuer und Einführung einer Einkommensteuer erst das Resultat ruhigerer Zeit und längerer Vorarbeit sein können. Das Geschehene aber ist zweckmäßig. Die freigestellte Verwandlung

der Mahlsteuer in eine directe, die Ermäßigung des Zeitungs- und Gesuchstempels, die Erhöhung der Branntweinsteuer und die Aufhebung der Befreiungen von Klassensteuer sind dahin zu rechnen.

Für Belebung des Credits, Ermunterung des Handels und der Gewerbe war die Errichtung von Hilfskassen eine sehr nützliche, ja dringend nothwendige Maßregel, denn ohne die Unterstützung durch diese Kassen wären bei weitem die meisten Fabrikanten gezwungen gewesen ihre Arbeiten einzustellen, und hunderttausende von Arbeitern waren allen Gefahren des Hungertodes preisgegeben. Eine Hilfe für die Dauer sind diese Kassen freilich nicht. Da man aber die Hoffnung festhalten muß, daß Vertrauen und damit die Lust zu arbeiten wiederkehren wird, so hat man durch sie dem Fabrikanten über die schlechteste Zeit weggeholfen. Das Ministerium hat zwei verschiedene Hilfskassen eingerichtet, die Unterstützungskassen, welche für das ganze Land mit 1½ Million baar Geld dotirt sind, und die Darlehnskassen, welche mit 10 Millionen Darlehnskassenscheinen arbeiten. Die Unterstützungskassen sind bestimmt, dem Fabrikanten und solchen Handwerkern, welche eine größere Anzahl Arbeiter beschäftigen, baare Vorschüsse auf Waaren, auf Effecten, auf Wechsel mit zwei Unterschriften und auf Hypotheken zu geben. Durch die Vorschüsse von baarem Geld setzen diese Kassen den Handwerker und Fabrikanten in Stand, das Tage- und Wochenlohn seiner Arbeiter in einer Periode auszuzahlen, wo nicht nur der Absatz der gefertigten Waaren zweifelhaft ist, sondern auch die fälligen Zahlungen für bereits gelieferte Waaren nicht einlaufen. Für diesen Zweck war auch die Annahme von Hypotheken als Pfandinstrumenten nothwendig, weil bei vielen Handwerkern die Verpfändung der gelieferten Waare unthunlich gewesen wäre, und nach preußischem Recht und Brauch viele derselben zur Ausstellung von Wechseln weder Befugniß noch Credit haben. Die Darlehnskassen dagegen geben Vorschüsse an Kaufleute und Fabrikanten

gegen Waaren und zinstragende Papiere, aber nicht gegen Hypotheken. Da diese Kassen den Zweck haben, den größern kaufmännischen Verkehr zu beleben, war eine starke Ausstattung derselben nothwendig und bei dem augenblicklichen Mangel an baarem Geld erschien für den Verkehr unter Geschäftsmännern die Emission eines Papiergeldes zweckmäßig, für welches die verpfändeten Waaren unter Garantie des Staates als Sicherung dienten. Zur Uebernahme dieser Garantie hatte der letzte vereinigte Landtag die Regierung bevollmächtigt, und da der Taxwerth der verpfändeten Waaren in der Regel um die Hälfte größer sein muß, als die in Darlehnskassenscheinen vorgestreckte Summe, so ist nicht zu befürchten, daß die Garantie dem Staat finanzielle Verluste herbeiführen wird. Die Zeit, auf welche dergleichen Darlehen gegeben werden, ist der Regel nach nicht über drei Monate. Die Thätigkeit dieser Institute ist als eine vorübergehende auf höchstens drei Jahre festgesetzt. Beide Institute werden durch Comités verwaltet, welche aus Sachverständigen zusammengesetzt sind. Ein königlicher Commissarius präsidirt.

Was endlich Hansemann bis jetzt gethan, um der Staatskasse selbst Geld zu verschaffen, war eine vortreffliche Maßregel, und wenn er dabei eine gewisse diplomatische Schlauheit gezeigt, so mag man sich auch darüber freuen, da sie Niemandem zum Unheil gereichen wird. Unter den vielen Kunstgriffen, die der menschliche Scharfsinn erfunden hat, einem bedrängten Staat Geldmittel zu verschaffen, gab es drei, auf welche Preußen hätte eingehen können. Erstens die Ausgabe neuer Kassenanweisungen, zweitens die Emission einer neuen Serie von Schuldscheinen, welche an den Börsen in Geld umgesetzt wurden, und drittens eine Anleihe, wo gegen die eingezahlten Summen zinsentragende Schuldscheine ausgegeben wurden. Von diesen drei Finanzoperationen war die Ausgabe neuer Kassenanweisungen die leichteste, aber gefährlichste und, wie wir unten sehen werden, die unsolideste. Der Verkauf

neuer Staatsschuldscheine an den Börsen war ganz unausführbar; denn obgleich das Kapitalvermögen und die Finanzlage des Staates an sich für die Ausgabe dieser indirecten Hypothekeninstrumente genügende Sicherheit boten, war doch bei dem herrschenden Mißtrauen und dem gedrückten Cours aller Staatspapiere und Börseneffecten leicht vorauszusehen, daß eine solche Operation die Course auch der alten Staatsschuldscheine noch tiefer herabgedrückt und den Verkauf sehr schwierig gemacht, jedenfalls höchst bedeutende Einbußen herbeigeführt hätte. Die neue Anleihe al pari zu veräußern, wäre selbst bei 6 Proc. Zinsen ganz unmöglich gewesen, schon der Gedanke an 15 Millionen neuer Staatsschuldscheine hätte ein Haarsträuben über alle Börsen gebracht. Eine Geldanleihe gegen mäßige Zinsen von allen guten Leuten, welche Geld zu geben hatten, war die beste Hilfe. Aber wie die Summe von 15 Millionen, welche durch den letzten vereinigten Landtag bewilligt worden war, aus dem dreimal verschlossenen Geldkasten herauszaubern, auf denen die Eigenthümer höchst mißtrauisch und kopfschüttelnd saßen? Das Finanzministerium schrieb eine freiwillige Anleihe aus, versprach 5 Proc. Zinsen und erklärte außer dem Geld von patriotischen Seelen auch verarbeitetes Silber u. s. w. zum Silberwerth annehmen zu wollen. Natürlich hatte die Sache schlechten Fortgang, die Taxatoren hatten durch einige Zeit die angenehme Arbeit, silberne Kettchen, Zahnstocher und dergleichen nach ihrem Groschenwerth taxiren zu müssen und nach Verlauf von mehr als zwei Monaten waren erst 1 ½ Millionen zusammen, obgleich aus einzelnen Familien bedeutende Werthe beigesteuert wurden. Da erklärte das Ministerium traurig der Constituante, da gar keine Aussicht sei die Bedürfnisse des Schatzes durch patriotische Beiträge zu decken, sei es genöthigt vom 10. August, dem Schlußtermin der freiwilligen Einzahlungen, eine Zwangsanleihe zu erheben, die in angemessener Scala nach der Größe des Vermögens aus allem Capitalistenvermögen von 4000 Thlr.

und aus allen Einkünften von 400 Thlr. aufwärts eingezogen werden müßte; natürlich könnte solche Anleihe nur mit 3 1/2 Proc. verzinst werden und es wäre klug, wenn Alle, denen die Zwangsanleihe drohe, die jetzt gebotene Gelegenheit benutzten, sich durch Betheiligung bei der freiwilligen Anleihe eine Revenue von 5 Proc. zu sichern. Das half, der Zudrang zu den Annahmestätten wurde ebenso unmäßig, als er früher wünschenswerth gewesen war, und es ist nicht zu zweifeln, daß bis Mitte August die Summe von 15 Millionen beisammen sein wird. Es ist anzunehmen, daß der Finanzminister die Kraft des Landes richtig schätzte und das Schreckbild der Zwangsanleihe aushing, um eine freiwillige Betheiligung zu erzwingen.

Wenn man loben muß, was der Finanzminister bis jetzt gethan, so ist ihm noch höher anzurechnen, was er nicht gethan hat; Hansemann hat dem Drängen, große Summen neues Papiergeld auszugeben, fest widerstanden und hat die vielerlei dahin zielenden, von Speculanten gearbeiteten Pläne sämmtlich verworfen. Papiergeld ist ein durch das Machtwort des Staates ins Leben gerufenes Geldzeichen, das seinen Werth nicht in sich trägt, sondern des Vertrauens bedarf, daß der Staat jederzeit im Stande sein werde, dasselbe gegen baares Geld einzulösen. Wo Papiergeld geschaffen wird, müssen auch Kräfte und Anordnungen vorhanden sein, welche einen augenblicklichen, stets bereiten Umtausch desselben gegen Silber möglich machen. Und es genügt keineswegs, daß der Staat, wie in Preußen selbst bei Vermehrung des Papiergeldes der Fall sein würde, ein Capitalsvermögen an Gütern, Grundstücken und Anlagen besitzt, dessen niedrigster Taxwerth den Betrag des Papiergeldes überstiege. Denn abgesehen davon, daß solche Werthe schwankend und veränderlich sind und in Zeiten der Aufregung und finanziellen Erschlaffung ebenso, ja noch mehr entwerthet werden, als die flüssigen Stellvertreter des baaren Geldes, so leiden sie noch zu allen Zeiten an dem Uebelstand, daß ihr

eigener Verkauf, d. h. ihr Umsatz in baares Geld, welcher doch nothwendig vorausgehen muß, ehe sie zur Deckung dienen können, schwierig und weitläufig ist, in Zeiten der finanziellen Verlegenheit aber gar nicht bewirkt werden kann. Wohl mögen sie eine hinreichende Sicherheit für verzinsliche Staatsschuldscheine darbieten, welche man gleich den landschaftlichen Pfandbriefen als Hypothekeninstrumente betrachten kann; denn bei der Ausgabe von Schuldscheinen schreibt der Staat die Einlösungs- und Tilgungsform selbst vor, er vertheilt die Einlösung auf eine Reihe von Jahren und kündigt die festgesetzten Quoten in bestimmten Fristen. Ganz anders ist es mit unverzinslichem Papiergeld. Jeder Tag, jeder Schrecken kann das Vertrauen des Volkes zu seinem Geldzeichen so erschüttern, daß es massenhaft den Austausch gegen Silber begehrt, und ein solcher Kassensturm wird verhängnißvoll für die Besitzer des Papiergeldes, wie für den Staat, wenn die Mittel zur Einlösung nicht sicher sind, nicht stets bereit liegen. Denn in diesem Fall sinkt der Werth des Papieres dem baaren Geld gegenüber augenblicklich, es entstehen Coursdifferenzen in den kleinen Kreisen des Volkslebens, wo der Verlust von Silbergroschen ein Unglück wird, und die nothwendige Folge davon sind allgemeine Entmuthigung und Erbitterung, Lähmung des Verkehrs und tötliche Gefährdung des Staatscredits. Sehr theuer und mit vielen Schmerzen hat seit Law das Menschengeschlecht diese Lehre bezahlt; die Bankerotte der Staatenbanken in Amerika, jetzt die öftreichische Bankkrisis sind die traurigen Beweise dafür. Wenn die Oestreicher es für ein Glück halten, daß die Entwerthung ihrer Banknoten nicht den Staat direct, sondern nur ein officielles Privatinstitut treffe, so ist zwar im Allgemeinen richtig, daß Banknoten besser von Privatinstituten als vom Staat ausgegeben werden, vorausgesetzt, daß diese solid sind, aber für Oestreich ist das ein seltsamer Trostgrund. Denn gerade der Umstand, daß sein Hauptverkehrsmittel, was doch für allen geschäftlichen Umsatz

entschieden die Banknoten sind, kein metallnes Staatsgeld, sondern nur das Geldzeichen eines Privatinstituts ist, wäre — bei den Handelsverhältnissen Oestreichs — für sich allein schon Symptom eines abenteuerlichen und ungefügen Finanzwesens, auch wenn man seine Geschichte nicht wüßte, die nicht viel besser ist als ein 80jähriger Bankerott. Und wenn die Entwerthung der Banknoten Verstimmung, Verfall des Handels, Störungen und Gewaltthätigkeiten hervorruft, hofft man dann, das erzürnte Volk werde die Schuld nicht der Regierung zuschieben? Es gab kein gründlicheres Mittel, die Pietät der Provinzen zu vernichten, als dies unselige Geldverhältniß. Aber was noch ärger ist, gerade der Staat hat die verzweifelte Lage seiner großartigen Bank verschuldet; schon vor der Revolution, damals als sich Activa und Passiva noch mit 242 Millionen Gulden ausglichen, stand der Schuldenlast von 242 Millionen Gulden unter den andern Activen ein Guthaben an die leeren Staatskassen von 70 Millionen gegenüber; und wenn der Staat als Sicherheit dafür einen Theil seiner Immobilien, etwa Bergwerke und Salinen, oder selbst deren jährliche Einkünfte verpfändet hatte, was konnten diese nützen, wenn die Stunde kam, wo das Volk einen Banksturm begann, zumal in derselben Stunde auch die Werthe und Einkünfte dieser Unterpfänder dahinschwanden? Das naive Mittel der französischen Revolution aber, die Einlösung des Papiergeldes dadurch ins Weite hinauszuschieben, daß man in bestimmten Einlösungsstunden die Silberstücke einzeln auf das Bret zählt, läßt vielleicht Zeit gewinnen, macht aber doch den Credit verlieren.

Welche Ausdehnung das Papiergeld neben dem Silber gewinnen dürfe, hängt also von der Größe des Vermögens ab, welches der Staat zur schleunigen Realisirung des Geldzeichens hinterlegen kann, und hieraus folgt, daß Papiergeld nicht dazu dienen kann, den Mangel an mobilem Staatsvermögen zu ersetzen. Wohl aber mag es bei vorübergehenden Verlegenheiten, in verhältnißmäßig kleinen Beträgen ausgegeben, leicht und

glücklich über bedenkliche Momente forthelfen. Das Vertrauen des Volkes beruht dann allerdings auf der Ueberzeugung, daß, wie auch die augenblicklichen Realisirungsmittel beschaffen seien, die finanzielle Kraft und der Credit des Staates jedenfalls mehr als ausreichen, diese Scheinwerthe ohne Schwierigkeit zu decken. Allein selbst solche Fälle dürfen bei einem geordneten Finanzwesen nur seltene Ausnahmen sein. Im Allgemeinen gelte der Grundsatz, daß eine sichere, allseitige und harmonische Entwickelung der Volkskraft am ersten da stattfindet, wo die maßgebende Geldeinheit Thaler, Rubel, Fünffrank, Dollar, im Metallwerth so zahlreich vorhanden ist, daß sie den Hauptfactor des Verkehrs ausmacht. Allerdings wird die Papiernote um so allgemeiner werden, je höher die Handelscultur eines Volkes steigt. Aber das ist nur ein scheinbarer Widerspruch, gerade der Handel bedarf am meisten der soliden Grundlage massenhafter Silberwerthe und die Vermehrung des Papiergeldes rührt nur daher, daß der Kaufmann es vorziehen muß, sein Silber geprägt oder in Barren niederzulegen, und statt des schweren Geldes selbst die leichten transportabeln Zeichen desselben in der Welt umherzusenden. Wenn England z. B. mit den Noten seiner Banken und Cassen bedeckt ist, so fehlen ihm deshalb die Metalle und reellen Mobilwerthe nicht, sondern sie sind nur in Banken u. s. w. gelagert und jeder Zeit bereit für den Umtausch. Das weiß jeder Kaufmann, wie kommt es doch, daß man so viel falsche Urtheile darüber lesen muß? Im Ganzen wird man die Bemerkung richtig finden, daß wie der Handel das Papiergeld, so der Ackerbau den Metallwerth des Silbergeldes vorzieht, und daß bei gesundem Finanzleben eines Staates das Verhältniß des Papiergeldes zum Silber ziemlich genau dem Verhältniß entspricht, in welchem die Ausbildung seines Handels zu der des Ackerbaues steht. In Nordamerika z. B. ist der Silberdollar trotz der großen Anzahl von Staats- und Privatbanken doch das Hauptverkehrsmittel geblieben, ein Zeichen davon, daß Handel und

Industrie Amerikas noch zumeist auf den Rohprodukten des Bodens beruhen.

Wenn ein Volk sein Papiergeld vermehrt, so darf dies nur die Folge einer Vermehrung seines Reichthums sein, nicht ein Mittel, sich durch künstliche Scheinkapitalien den Reichthum erst zu erwerben. Die deutsche Sprache hat das Wesen des Papiergeldes in dem Wort „Schein" bedeutsam und geistreich bezeichnet.

Im preußischen Staat sind gegenwärtig 25,742,347 Thlr. Kassenanweisungen in Umlauf, außerdem etwa 15 Millionen Noten der preußischen Bank und jetzt noch 10 Millionen Darlehnskassenscheine. Das vorhandene Papiergeld wird also auf 50 Millionen Thaler zu veranschlagen sein, und wenn auch für Realisirung der Banknoten und Darlehnsscheine andere Fonds als das Staatsvermögen vorhanden sind, und die übernommene Garantie nicht gerade Verluste erwarten läßt, so ist doch der Staatshaushalt mit einer unverzinslichen Schuld von 25 Millionen Kassenanweisungen belastet. Mittel zur Realisation dieser Papiere, für welche natürlich ebenfalls ein bestimmter Tilgungsmodus besteht, liegen nur in den jährlichen Einnahmen des Staates, da der Staatsschatz, dessen Bestände Anfang 1847 noch 19½ Million betrugen, durch die Ereignisse der letzten Zeit fast gänzlich erschöpft ist. Und obgleich bei der Höhe des immobilen Staatsvermögens und der verhältnißmäßig geringen verzinslichen Staatsschuld diese 25 Millionen Kassenanweisungen keineswegs eine bedenkliche Last zu nennen sind, so ist doch durchaus kein Recht vorhanden, neues Papiergeld zn machen, welches bei den bestehenden Verhältnissen zwar mit einem immobilen Capital fundirt werden kann, aber nicht mit einem Capital, welches Sicherung der Realisation darbietet. Dazu kommt, daß auch in commerzieller Beziehung das Bedürfniß, neues Papiergeld zu schaffen, durchaus nicht vorliegt. Schon 50 Millionen Papier sind für den Verkehr des preußischen Staates eine bedeutende Summe zu nennen, dazu kommen

aber noch eine Menge von Kassenscheinen der Nachbarstaaten und was hier wichtiger ist, die Noten von Privatbanken und Kassenvereinen, der Wachsthum und Vermehrung zu erwarten und zu wünschen ist.

Daß im Allgemeinen die Vermögensverhältnisse Preußens günstig sind, mag aus einer kurzen Schätzung des Staatseigenthums ersehen werden. Die Berechnung macht durchaus keinen Anspruch weder auf Vollständigkeit noch Gründlichkeit, sie wird sich in der Hauptsache aber als richtig erweisen. Die unbeweglichen Werthe des Staates bestehen hauptsächlich in Forsten und Domänen, ferner in Gruben, Hüttenwerken und Salinen, und endlich in anderen Staatsimmobilien, Gebäuden u. s. w. — Die Domänen und Forsten gewährten nach dem Hauptfinanzetat von 1848 einen Reinertrag von 7,135,865 Thlr. Bei den bedeutenden Administrationskosten und den bisherigen Pachtsätzen der Domänen ist dieser Reinertrag auf höchstens 3 Proc. vom Capitalswerth anzuschlagen. Der Capitalswerth der Forsten und Domänen würde also gegen 237 Millionen betragen. Die landesherrlichen Gruben und Hüttenwerke gaben eine Einnahme von 816,519, die Salinen von 239,782 Thlr. also zusammen von 1,056,311 Thalern. Diese Einnahme, als aus industriellen Etablissements, deren Capitalswerth veränderlicher Natur ist, hervorgegangen, ist nur mit dem zehnfachen Betrage als Capital zu rechnen und gibt für diese Besitzungen einen Werth von 10 Millionen. Ebenso hoch schätzt man die übrigen Immobilbesitzungen des Staates. Das Gesammtvermögen des Staates beträgt also in mäßiger Schätzung 257 Millionen Thaler, wobei man beachten soll, daß mehr als neun Zehntheile in ländlichem Grundbesitz bestehen, dessen Verkauf trotz aller Schwankungen der Güterpreise doch sicherer, leichter und schneller geschehen kann, als der massenhafte Verkauf anderer Einnahmequellen. Die Staatsschuld bestand Anfang 1848 aus 126 Millionen verzinslicher Schuld, welche fast ganz durch die 3½ procentigen Staatsschuldscheine dar-

gestellt wird, und außerdem in den erwähnten 25 Millionen Kassenanweisungen, zusammen im Betrage von 151 Millionen Thalern. Zieht man dies von dem Gesammtvermögen der 257 Millionen ab, so bleibt ein Vermögensüberschuß von 106 Millionen Thalern, ein Verhältniß, welches in Rücksicht auf die räumliche Ausdehnung und die Geschichte Preußens vortheilhaft genannt werden muß.

Wenn der preußische Finanzminister bis jetzt Verständiges eingeleitet und ausgeführt hat, so darf doch die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß er über die Gefahr nicht hinaus ist, durch kaufmännischen Eifer die ruhige Umsicht eines Ministers zu beeinträchtigen. Zunächst scheint er Lust zu haben, Eisenbahnen für den Staat zu erwerben, obgleich er bis jetzt den Zumuthungen und Plänen, durch neues Papiergeld die Actionäre zu bezahlen und aus den Erträgen der Bahnen einen Tilgungsfond für die neue Papierschuld zu begründen. mannhaft widerstanden hat. Die Vortheile einer endlichen Vereinigung der Eisenbahnen in der Staatshand sollen hier nicht bestritten werden, aber das ist entgegen zu halten, daß jetzt und in der nächsten Zukunft daran noch nicht gedacht werden darf. Das neu organisirte Preußen hat all sein Vermögen, seine Mittel bis zur Anspannung der äußersten Kräfte nöthig, um in anderen Richtungen gesundes Leben hervorzubringen, es wird für seine socialen Reformen jeden Thaler bedürfen, den es aus der bequemen alten Zeit gerettet hat. Unter diesen Reformen verstehe ich hier Erziehung seiner kleinen und großen Kinder, deren Elend und mißliche Lage in manchen Gegenden zum Himmel schreit. Hier liegt die Hauptaufgabe der neuen Zeit, dies ist die Herculesarbeit der neuen Minister, die Last, welche sie heben müssen oder an der sie untergehen werden. Muß ich sagen, daß ich hier nicht von der Einführung wüster socialistischer Theorien rede, sondern von Lösung der praktisch gewordenen Aufgabe einen verständigen, zeitgemäßen, genügenden Volksunterricht in großem Maß-

stabe einzuführen? Oder glaubt das Finanzministerium eine gründliche Umgestaltung des Erziehungs- und Armenwesens selbst bei erweiterten Pflichten und Rechten der einzelnen Communen ohne Aufwendung eines Reformcapitals von vielen Millionen durchzusetzen? Möge der Finanzminister sich wahren, daß sein Auge, welches scharf das Naheliegende durchschaut, sich nicht als zu kurzsichtig erweise für die Aufgabe einer großen Zukunft. Jetzt den Credit über die äußerste Nothwendigkeit anspannen, den der Staat erst wieder gewonnen, heißt dem Staat den Lebensnerv seiner Zukunft durchreißen. — Findet der Minister es aber ja nothwendig, — und ich bestreite die Nothwendigkeit — eine oder einzelne Eisenbahnen schon jetzt zu übernehmen, so mag er die noch im Schatz liegenden Staatsschuldscheine dazu verwenden, im schlimmsten Fall auch neue machen, nur kein Papiergeld.

Ein anderes Bedenken gegen die Grundsätze des gegenwärtigen Ministeriums liegt in der Ansicht des Finanzministers über die Domänen. Er hält ein Uebergehen derselben in Privatbesitz für vortheilhaft, sowohl für die Staatskassen, als für das Volksleben, und hat die Absicht die Ermächtigung zum Verkauf, vielleicht zur Zerstückelung durchzusetzen. Ein Verkauf der Domänen wäre offenbar nicht nur eine höchst volksthümliche Maßregel, sondern auch für die Staatskasse ersprießlich, denn ich glaube nicht, daß sie im Durchschnitt gerechnet gegenwärtig mehr als 2 Procent ihres Capitalwerths als Reinertrag in die Staatskasse abliefern. Trotz alledem wäre der ausgedehnte Verkauf derselben ein Unglück für Preußen. Der hohe Nutzen und die segensreiche Wirksamkeit dieser Staatsgüter ist aber wo anders, als in den Finanztabellen zu suchen. Die Domänen Preußens sind Hauptwerkstätten landwirthschaftlicher Cultur, sie haben wesentlich dazu beigetragen, der norddeutschen Landwirthschaft rationelle Unterlagen und die bedeutende und thatkräftige Entwickelung zu geben, welche Bewunderung abnöthigt. Ein flüchtiger Blick auf die

Bewirthschaftung der meisten Staatsgüter in der Mark, Sachsen und den übrigen Provinzen wird dies bestätigen; nicht zufällig ist es, daß ein guter Theil der landwirthschaftlichen Autoritäten unserer Zeit Domänenpächter sind, und seinen guten Grund hat es, daß ihre Pachtungen fast sämmtlich Pflanzschulen für eine begabte, strebsame Jugend und zum großen Theil Musterwirthschaften sind. Dies kommt daher, weil sie der praktischen Tüchtigkeit und dem strebenden Talente ohne sehr große Capitalsanlagen einen weiten Raum für freies Schaffen eröffnen. Der Pächter einer Domäne bedarf außer seiner Caution, dem Betriebscapital und vielleicht dem Inventarium kein Vermögen, um die schöpferische Kraft auf größerem Grundbesitz, der bei der langjährigen Pachtperiode zum sicheren Besitz wird, in That umzusetzen; er steht fast immer zu den Eigenthümern großer Güter in dem uralten innern Gegensatz, welcher zwischen Strebenden und Genießenden ist. Er ist thätig, umsichtig, intelligent, durch und durch Geschäftsmann und in der Regel geneigt die Resultate seines erfahrungsreichen Lebens auf Schüler und Beamte zu verpflanzen. Und diese nützliche Klasse von Bürgern verdankt der Staat seinen Domänen fast ausschließlich; denn abgesehen davon, daß große Pachtgüter, welche Privateigenthum sind, in Preußen noch zu den Ausnahmen gehören, sind bei solchen auch die Pachtbedingungen in der Regel drückender und für Entwickelung eines kräftigen Selbstgefühls wenig geeignet. Wer sich entschließen kann, die preußischen Domänen im Allgemeinen als Mittelpunkte landwirthschaftlicher Bildung zu betrachten, soll auch den Umstand nicht außer Acht lassen, daß sie für thatkräftige Talente eine Zufluchtstätte gegen die Tyrannei des Capitalvermögens sind. Wenn man aber einwendet, daß bei dem gegenwärtigen Standpunkt landwirthschaftlicher Cultur ein solches Begünstigen Einzelner zum Gedeihen der Wissenschaft und des Ackerbaues nicht mehr nöthig sei, so mag man auch erwägen, daß eine Veränderung der Zollgesetze z. B. gegen Böhmen, Galizien und Ungarn

möglich ist, welche dem preußischen Landwirth die dringende Nothwendigkeit auferlegen wird, durch gesteigerte Cultur und höhere Bodenerträge die Entwerthung seiner bisherigen Producte auszugleichen, und daß in dieser Zeit die eigenthümliche Entwickelung der Domänencultur sich als höchst lehrreich und maßgebend auch für kleinere Grundbesitzer erweisen muß. Uebrigens versteht sich von selbst, daß durch diese Vertheidigung kein Einspruch geschehen soll gegen den Verkauf aller solcher Güter, welche sich dem Staat irgendwie als nutzlos erweisen oder deren Zertheilung aus Rücksicht auf starkbevölkerte Gegenden wünschenswerth erscheint.

Das preußische Volk mag vertrauen, daß sein Finanzminister mit allen Eigenschaften eines tüchtigen Geschäftsmannes ausgerüstet ist, ob er die Einsicht eines Staatsmannes besitzt, wird die nächste Zukunft lehren.

---

5. An den Freigärtner Michael Mroß.

Zweiter Brief.

(Grenzboten 1848, Nr. 47.)

Wie es keine Macht gibt, welche außer der officiellen nicht noch eine geheime Politik hat, so haben auch die kleinen Grenzboten noch eine Cabinetspolitik, welche durch die öffentliche maskirt wird. Bei der wunderlichen Verirrung, in welcher wir leben, wird es gut sein, wenn unsere Freunde auch darin unsere Ueberzeugung theilen. — Wir wissen am besten, welche Liebe und Verehrung wir stets gegen die Berliner Nationalversammlung ausgedrückt haben. Heiter und gemüthlich erschienen die Köpfe der ehrenwerthen Deputirten in unseren „Porträts“, lustig begrüßten wir jede frische Regung der Berliner Volkskraft; nachsichtig war das Urtheil, zärtlich selbst der Tadel. Jetzt gestehen wir, daß uns dieser menschenfreundliche Ton zuweilen Ueberwindung gekostet hat und wir oft versucht waren, diese

Versammlung bei aller Achtung vor einzelnen Verständigen, eine Galerie der hohlsten Tröpfe zu nennen. Was war der Grund, daß wir schonten und streichelten, wo wir lieber gekratzt hätten? Wir haben das Schicksal, einen Freund in dieser Versammlung zu besitzen, den verehrten Abgeordneten für den Kreis Groß-Strehlitz in Schlesien, den Freigärtner Michael Mroß, Wasserpolaken. Seit wir im Anfange dieses Sommers die Leser auf dies neue parlamentarische Talent aufmerksam machten, hat sein Einfluß unsere Politik bestimmt. Scheltet uns darum nicht, Bundesgenossen, nennt nicht Charakterschwäche, was Zärtlichkeit war. Und wozu sollten wir auch Charakter haben, während eine ganze Nation nur Windfahnen statt Seelen im Leibe trägt? Wir haben gut von der Berliner Constituante gesprochen, weil Mroß in ihr saß, wir haben mit dem König und den Ministern gegrollt, weil Michael mit ihnen grollte; wir haben kein Porträt vom Abgeordneten Brill gebracht, nicht deshalb, weil ihm der Kopf fehlt, sondern weil er ein Gönner von Mroß war und bei den Abstimmungen als Scrutator Micheln durch einen Ruck am rothen Handgelenk zum Stehen oder Sitzen brachte, je nach Umständen; wir haben Waldeck einen seltsamen Schwärmer genannt, weil Mroß seine Reden so wenig verstand, wie die eines andern Deputirten; wir haben eine Hinneigung für Frankfurt und den Reichsverweser gehegt, weil wir gehört hatten, daß Erzherzog Johann in Steiermark Lederhosen getragen habe, wie Michael zu thun pflegt, der Herzog von Gems-, Mroß von Schafsleder; wir haben endlich für die Souveränität der Berliner Constituante geschrieben, seit Michael Mroß in einem Brief, den die schlesische Zeitung abgedruckt hat, seiner Ortsbehörde gegenüber die Souveränität seines gepfändeten Ochsen verfocht, kurz wir haben uns in unserer Politik ganz durch die Persönlichkeit eines der würdigsten und schweigsamsten Mitglieder der Constituante leiten lassen. Dies zur Erklärung für manches Geheimnißvolle, zur Begründung des folgenden Briefes und zugleich zur Antwort

für unsere Gegner, welche Gefühle verdächtigen, die sie nicht verstehen. —

Michael Mroß! Euer Ochse wurde diesen Sommer vom Gerichtsamt eurer Heimat gepfändet, weil er die Laune hatte sich auf fremder Feldmark zu beköstigen. Ihr hattet die Herablassung dem Amt von Berlin aus in einem Decret schreiben zu lassen, daß besagter Ochse als Deputirtenvieh unverletzlich sei und die Behörde sich in Acht nehmen solle. Als ihr so tapfer für die Hoheitsrechte des Ochsen kämpftet, dachten wir beide nicht, daß dieser Kampf eine Vorbedeutung, gleichsam ein Spiegelbild werden würde von dem großen Kampf, den jetzt ein Theil des preußischen Volkes für die Unverletzlichkeit seiner Nationalversammlung führt. Es würde mir leid thun, wenn die Parallele Mißdeutung erführe. Aber sagt selbst, ist das traurige Schicksal eures gehörnten Freundes nicht in riesigem Maßstab wiederholt? Auch die hohe Versammlung soll wegen ungebührlicher Eingriffe in fremdes Eigenthum, die sich ihre Hüter, das Berliner Volk, zu Schulden kommen ließen, gepfändet, eingesteckt, nach Brandenburg in Kost und Verschluß gelegt werden, und wie ihr für euren Liebling, so steht die öffentliche Meinung für den ihrigen, für die Versammlung, auf. — Behüte mich der Himmel, daß ich den Vergleich weiter ausführe, nur so viel will ich bemerken, daß euer Ochse für das Futter, das ihr ihm gabt, euch auch redlich und tüchtig die Wirthschaft bestellt hat, während die hohe Constituante leider außer Stande war, ihrem Brotherrn, dem Volk ein Gleiches zu thun.

Seht ihr, Michael Mroß, es ist recht schön eingetroffen, was ich im Anfang eurer politischen Laufbahn vermuthet habe. Ihr habt glotzäugig und verwundert in der Versammlung gesessen, seid glotzäugig und verwundert durch Berlin geschritten und habt euch bei den Zank- und Spectakelscenen in der Versammlung und bei den Tumulten der Straße herzlich und philosophisch darüber gefreut, daß des Menschen Natur doch überall

so gleich ist. Es konnte euch in Berlin so heimisch und behaglich sein, wie in eurer Dorfschenke des Sonntags nach 9 Uhr, wo ihr das Licht auslöschtet und Schemelbeine ausrißt. Ja, Michel, der Mensch ist überall derselbe, und wenn es euch überrascht hat, daß eure Sitten und Manieren so gut zu eurer neuen Umgebung paßten, so laßt mich bewundernd sagen, daß ihr selbst euch euren Mitdeputirten gegenüber durch eine gewisse Eigenthümlichkeit der Haltung und des Benehmens, die man Anstand zu nennen pflegt, ausgezeichnet habt. Wart ihr auch sehr demokratisch beim Abstimmen und wenn ihr euren selbstgemästeten Speck fröhlich zum Morgenbrot schnittet, in euren Manieren wart ihr doch etwas zu aristokratisch für diese Versammlung.

Ihr habt in der Regel mit der Linken gestimmt. Ich weiß, es war wegen des Raff- und Leseholzes, das sie euch versprochen hatte. Nur manchmal habt ihr's versehen, ihr kleiner Flattergeist, oder nein, ihr wart zu gutmüthig der andern Partei Unrecht zu geben und stimmtet deshalb zuerst für die eine Partei und dann für die andere. Aber auch hierbei hattet ihr verwünschte Launen, Michael Mroß, und manche schwere Stunde habe ich gehabt, ehe ich dahinter kam, weshalb ihr eure Taktik so oft geändert habt. Einmal waret ihr richtig links, ein andermal wieder stimmtet ihr für alle Amendements und außerdem für das Commissionsgutachten: das war, wenn ihr die lustige Laune hattet; und endlich, wenn einmal die Majorität nicht zu übersehen war und der Präsident seine Ungewißheit anzeigte, so standet ihr mit etwa zwanzig Andern wohlwollend auf, um den würdigen Mann aus seiner Verlegenheit zu reißen. Manchmal freilich verschlieft ihr die ganze Abstimmung. Das alles habe ich euch richtig vorausgesagt, nur in einem Umstand habe ich mich geirrt: ihr waret noch lange nicht der größte Dummkopf unter den Berliner Abgeordneten.

Und noch etwas habe ich falsch vermuthet. Ihr habt für die Polen in Posen gestimmt. Durch eure Stimme, Michel

Mroß, wurde die Trennung des deutschen und polnischen Theils von Posen verhindert, ganz Posen von Deutschland ausgeschlossen, die Berliner Constituante mit der Frankfurter entzweit, in Posen ein Bürgerkrieg vorbereitet. Es war das berüchtigte Amendement Philips, welches durch eine Stimme Majorität zum Beschluß erhoben wurde; die Stimmen waren bei der Abstimmung gleich dafür und dagegen, da standet ihr auf, Michel, für das Amendement standet ihr auf und brachtet es dadurch zum Siege. Ja grinst nur Michel, ihr habt die Sache entschieden, Deutschland habt ihr um eine halbe Million Menschen kleiner gemacht, 500,000 Deutsche in Posen habt ihr den Polen, nein, den Russen geopfert, Millionen von angelegten Capitalien habt ihr vernichtet, habt einen Bruch mit Frankfurt veranlaßt, dem in kürzester Zeit ein Conflict mit Rußland folgen müßte; das alles habt ihr, der Eine bewirkt. Und wodurch? durch Schweigen und Aufstehen. Wunderbarer, seltsamer Mann! so einfältig und doch so wichtig! — da sieht man wie Weltgeschichte gemacht wird! — Wir haben eine hübsche Fabel von einer kleinen Maus, welche einen großen Löwen rettet, sie paßt hier nicht, denn sie stammt aus der Zeit, wo man Könige noch für Löwen und die Michel Mroße für Mäuse hielt; aber wir haben andere Geschichten von kleinen Ursachen und großen Wirkungen, z. B. wo ein Glas Wasser, das eine Frau der andern aufs Kleid gießt, über das Schicksal eines Landes entscheidet, oder wo ein König sich entschließt Krieg zu führen, weil er durch Verstopfung melancholisch geworden ist; aber alle diese Geschichten sind aus der Zeit, wo das Leben und Gedeihen der Völker noch von der Willkür und den Launen Einzelner abhing. Damit dies fortan unmöglich werde, ist ja eben in diesem Frühjahr die Revolution gemacht worden; — es ist uns beim Teufel schlecht genug bekommen; die Willkür der Krone regiert nicht mehr unser Schicksal, sondern der Hintere von Michael Mroß und Consorten. Das war ein schöner Tausch, mein Junge! — Uebri-

gens hoffe ich, daß du nicht ohne gute Gründe aufgestanden bist. Daß dir Philips ein Glas Kümmel, oder die polnischen Herren einen Thaler versprochen haben, glaube ich nicht; wahrscheinlich hattest du gerade deinen freundlichen gutherzigen Tag, wo du grundsätzlich noch auf jede Fragestellung mit Ja stimmtest; jedenfalls genügte es, daß man dir einen Schlag auf den Rücken gab und zurief: stoi! oder hot! oder eine ähnliche Ermunterung.

Doch der Ton, in dem ich zu euch rede, Michael Mroß, unsere Leser finden ihn frivol. Es gibt aber gewisse Dinge, welche man mit Humor abfertigen muß, weil der Ernst zu greulich wäre. Wollte man sich überwinden ernsthaft darüber zu sprechen, die Leute würden es für grob halten. Der euch dies schreibt, was ihr nicht lesen und nicht verstehen könnt, ihr Hanswurst, ist ein geborener Preuße und seit sechs Monaten ist seine Seele durch die quälenden Empfindungen der Demüthigung und der Scham über das erbärmliche politische Treiben in seinem Vaterlande so gefüllt, daß der lang unterdrückte Schmerz sich nicht ganz in die Maske der Ironie zu verbergen vermag. Seit sechs Monaten, seit die Constituante ihre Sitzungen begann, haben die Preußen eine Schmach erfahren, die in ihrer Geschichte unerhört ist. Die Nationalversammlung hat ihre Mitglieder, dann das preußische Volk an den Pranger gestellt. Den Beweis findet man in den stenographischen Berichten jeder einzelnen Sitzung. Ist eine Rede darunter, welche ruhig gelesen, über der Mittelmäßigkeit steht? ist irgendwo ein großer Blick, staatsmännische Weisheit, logische Schärfe, auch nur gewandte Dialektik zu bewundern? Ist nicht das Beste, was in ihr gesprochen, so gewöhnlich, daß der Maßstab für gut und schlecht verloren gehen mußte? Und das Gewöhnliche in ihr, ist es nicht erbärmlich gewesen. Erbärmlich die Interpellationen, die Intriguen der Parteien, der ewige Hader um die Geschäftsordnung! Wer das Urtheil für übertrieben hält, der vergleiche die Berliner Sitzungen mit denen

in Frankfurt, wo dasselbe Thema verhandelt wurde, oder er vergleiche sie selbst mit den entsprechenden des vereinigten Landtags. Es ist ein Unterschied wie zwischen Apoll und einem Satyr. Jede politische Versammlung hat wüste inhaltleere Tage, auch die Frankfurter hat deren mehre, in Berlin waren sie Regel und je länger sich die Gesellschaft zusammenlebte, je fester die Parteien sich zusammenschlossen, desto schlechter wurde der Eindruck ihrer Verhandlungen, desto geringer die Achtung vor dem gegenseitigen Talent und der politischen Einsicht, desto frivoler, gemeiner die Physiognomie der Reden und Debatten. Woher kam das? Weil selbst die begabten, verständigen Männer der Versammlung sich gedrückt und entmuthigt fühlten durch die Rohheit, Spießbürgerlichkeit und Beschränktheit ihrer Umgebung, es fehlte das schnelle Verständniß des Ungewöhnlichen, die behende Aufmerksamkeit, welche unter Gebildeten auch dem Gegner Schwung und Feuer gibt; die Freude der Klugen über das Gute und Schöne, selbst wenn es von den Lippen eines Feindes kommt, vor Allem aber in den Parteien selbst kräftige Haltung und männliche Zuversicht; an ihrer Statt überall Breite, Heftigkeit, freches Wiederkäuen und Zeitungsphrasen, im besten Fall naive Rohheit; die Strohköpfe stachen zuletzt noch vortheilhaft ab gegen die Pedanten und gelehrten geistreichen Phrasenmacher. Diese ungesunde Atmosphäre der Versammlung lag centnerschwer auf den Besseren und manches Talent der früheren Landtage, das man wegwerfend mit „verbraucht" abfertigte, weil es den früheren Eindruck und Effect nicht machte, war sicher nur befangen, verstimmt und gedrückt durch die schlechte Luft, in der es athmen mußte. Noch mehr, die guten Kräfte dieses Sommers, z. B. die Beamten, welche ihre erste parlamentarische Schule in dieser Versammlung durchmachten, standen im Anfang ironisch und reflektirend über dem Treiben, bald wurden sie in das Gewirr des Kampfes hineingezogen, durch die seichte Klugheit der Parteien bestimmt, es wurde ihnen leicht durch juridische und admini-

strative Kenntnisse Einfluß und Bedeutung zu gewinnen, ihre Eitelkeit bestach sie, ihr Ehrgeiz wurde wach; stand doch nur ein unbeliebtes Ministerium zwischen ihnen und der letzten Beamtensehnsucht, dem Portefeuille; sie erhielten auch für Oberflächliches, Ungründliches leicht und billig Beifall, sie versäumten also sich gründlich auf ihre Reden vorzubereiten, Lücken im Wissen auszufüllen, sich mangelnde Detailkenntniß durch schnelle Studien zu erwerben. So kam es, daß auch verständige, tüchtige Männer durch die parlamentarische Thätigkeit dieses Sommers nicht gefördert wurden, sondern in Zänkereien und schwächlicher Opposition verkümmerten. — Und das preußische Volk? Seit einem halben Jahr waren die Berichte und Verhandlungen der Nationalversammlung ein Haupttheil seiner Lectüre. Jeder weiß, wie das anhaltende Lesen unbedeutender und schlechter Bücher auch den Gescheidtesten zurückbringt, die Nation hat dasselbe Schicksal gehabt. Erinnert euch an eure Besuche der Wirthshäuser, der politischen Clubs; jeden Kreuz- und Quersprung der Constituante hat das Volk mitgemacht, jede einfältige Redensart, jede politische Kannegießerei ist von der ganzen ungeheuren Masse der Empfänglichen wiederholt worden, um so lieber, da Ton und Wortschwall der Verhandlungen dem Volk so sehr verständlich waren. Preußen hatte bis zu diesem Sommer das Lob, der Staat zu sein, wo die Volksaufklärung am weitesten fortgeschritten sei. Dieses Lobes ist es vorläufig quitt, und wir danken das zum größten Theil dem Lehrcursus, welchen ihm seine Constituante gegeben hat. — Von der Stellung derselben zur Nation, zur Einwohnerschaft und den Clubs von Berlin will ich schweigen. Es genüge zu sagen, daß sie so unwürdig als möglich war. Wenn die Linke aus reiner Menschenliebe für alle Forderungen und Klagen einzelner Klassen, Städte und Distrikte als Vertreterin auftrat, für die armen Invaliden, die armen Weber und Spinner, so mag man das solange für gerechtfertigt halten, als durch die Verwendung

wirklich ein guter Zweck zu erreichen war; obgleich die Herren Antragsteller recht gut wußten, daß ihre Petitionen für Weber und Spinner die Constituante nur aufhalten würden, ohne den armen Elenden, deren Anwälte sie spielten, irgend zu helfen. Aber die Rolle, welche die Linke in der Berliner Volksbewegung spielte, war ebenso lächerlich als nichtswürdig. Die feierlichen Beerdigungen der Tumultuanten, die Sicherheitskarten der demokratischen Clubs, dies Kokettiren und Liebäugeln mit dem souveränen Pöbel hat die gesammte Linke politisch entwürdigt, sie ist vorläufig tot für die weitere Entwickelung unserer Revolution, gerichtet durch die Verachtung der Vernünftigen; man könnte den Herren verzeihen, daß sie nicht klüger sind, aber man muß ihnen vorwerfen, daß sie durch eine große Zeit nicht besser geworden sind.

Ein zweiter Vorwurf, der die Berliner Versammlung trifft, ist der, daß in ihr das gesammte liberale Leben der Nation als eine Lüge, als eine Farce erschien. Es ist bei keiner Versammlung von Volksvertretern möglich, die jedesmalige wechselnde Meinung der Majorität des Volkes zur Geltung zu bringen, sie soll aber stets den Zweck haben, die Ueberzeugungen der verständigen Männer, welche das Vertrauen des Landes haben, in Gesetze zu verwandeln. Wie stand es mit den Mehrheiten in der Constituante, wo außer Michael Mroß noch ungefähr 20 saßen, die ihre Stimmen nicht verkauften, sondern verschenkten an die erste beste gute Lunge, oder um einen biederen Schlag auf die Schulter, und etwa 100 andere, die von Constitution nicht mehr wußten, als daß sie selbst eine gute hätten. Die Unverschämtheit, mit welcher bei den Abstimmungen diese Stimmen geworben wurden, war nur übertroffen durch die einfältige Pfiffigkeit derer, welche sich werben ließen.

Das ist ein kläglicher Zustand. Und wenn eine solche Versammlung aus Antipathie gegen die Minister und aus Mangel an festen politischen Ansichten einen Beschluß fassen kann, wie

5*

über das Großherzogthum Posen, wenn die Intriguen einer ehrgeizigen Partei so weit reichen, daß sie deutsches Recht und deutsche Interessen verrathen, die vernünftigen Resultate des Frühjahrskampfes in Posen, welche durch preußisches Blut gewonnen sind, vernichten können, aus Eigensinn, aus verletzter Eitelkeit, und wenn die Majorität einer Kammer bei einer solchen Partei steht, und wenn das preußische Volk zu einem solchen Verrath an deutscher Sache stillschweigt, so ist das vollends ein sehr kläglicher Zustand, so demüthigend und peinlich, daß die Verachtung, mit welcher die Frankfurter Nationalversammlung über diesen Beschluß hinwegging, kaum noch ein trauriges Lächeln hervorrufen kann.

So, Michael Mroß, würde einer sprechen, der über diese schlechte Wirthschaft ernsthaft böse werden wollte. Zwischen mir und dir paßt das nicht, laß uns die Sachen etwas gemüthlicher betrachten. Wenn wir vor der Berliner Versammlung keine Verehrung empfinden, so bergen wir nach der andern Seite auch nicht die Bedenken, welche wir gegen die energischen Maßregeln der Regierung hegen. Mroß, wie war es für die Regierung möglich, so ungeschickt zu sein! Seit einem halben Jahre arbeitete die Versammlung gemeinsam mit uns und anderen Freunden der Freiheit dahin, sich zu vernichten. Recht emsig, gleichsam wüthend hat sie dahin gearbeitet, die Achtung vor sich zu untergraben. Noch vier Wochen Frist und sie hatte sich in der öffentlichen Meinung völlig totgeschlagen, und wir beide, ihr und ich hätten uns gegenseitig mit den Rockärmeln die Thränen abgetrocknet. Hätte nichts Anderes sie vernichtet, der Conflikt mit Frankfurt hätte dazu geholfen, und echt demokratisch und parlamentarisch wäre die Sache abgegangen, ohne Trommeln, Bajonette und ähnlichen Lärm. In vier Wochen war ein Ministerium Rodbertus-Berg abgenutzt, verbraucht, überwunden, freilich hätte am Ende dieser Zeit Rodbertus wahrscheinlich vom Berliner Volk die Denkzettel erhalten, die er jetzt als Ministercandidat auszutheilen den Vorzug hatte.

Jedenfalls konnte dann der König sagen: ich habe Alles versucht, aber mein Volk sieht, es ist mit ihnen nicht zu regieren, sie sind leider zu dumm; und das Volk hätte dann unbedenklich seinen Weihnachtsstollen gegessen und sich zu neuen Wahlen angeschickt. Statt dessen setzt man 230—250 Märtyrerkronen auf 230—250 wunderbare Köpfe und versperrt sich durch diese heilige Gruppe die nächste Zukunft. Bis jetzt hat die Versammlung allein der Vorwurf getroffen, daß sie durch ihre langweiligen Reden den Stil des preußischen Volkes verderbe, und jetzt bewirkt die Regierung durch ihren kurzweiligen Belagerungszustand dasselbe. Sie bringt die guten Berliner und andere Landestheile zu Mitgefühl, Hitze, Einseitigkeit, empört die Tagesstimmung gegen sich und verlängert unseren lästigen Durchgang zu einem freien gesetzlich geschützten Leben wenigstens um ein Vierteljahr. War das zu glauben? Seht, Michael, das ging so zu. Als die Nationalversammlung hin- und hertaumelte, wie ein stark betrunkener Mann und dusliges Zeug machte, verlor man auch in Potsdam die Ruhe und den Kopf und der König sprach zu seinen Getreuen: Es ist unmöglich, mit ihnen zu regieren (da hatte er Recht) und ihr müßt mich von ihnen befreien (da hatte er, wie gesagt, Unrecht, die Versammlung selbst mußte das Land von sich befreien, er durfte nur leise nachhelfen). Darauf schüttelten mehre die Köpfe, auch der alte Pfuel und der König sprach traurig: Pfuel, auch du? und wandte sich zu Wrangel und Brandenburg und sagte zum letzteren: Du gehörst zu meinem Hause, du wenigstens wirst mich nicht verlassen, darauf riefen der Wrangel und der Brandenburg: Unsern Kopf für eure Majestät, und marschirten nach Berlin, und der Kampf ging los. Die Nationalversammlung hörte auf zu keifen und zu nörgeln und erhielt deshalb endlich das respectable Aussehen, das sie sonst nie gehabt hatte, wie ein Mensch, der einen gemeinen Lebenswandel geführt hat, kurz vor dem Tode noch ein Gesicht voll menschlicher Würde zu

bekommen pflegt, und zum Schluß beschloß sie die Steuerverweigerung. Alles schon dagewesen, sagt ein alter Rabbi.

Ihr kraut euch im Kopfe, Michael Mroß, und fragt verwundert: Was soll jetzt werden? — Die Grenzboten werden sich wie bisher auch ferner von euren Ueberzeugungen leiten lassen und fragen deshalb wie ihr: was soll jetzt werden?

Zunächst wollen wir untersuchen, was unsere eigene Schuldigkeit ist, dann wollen wir überlegen, was die Andern zu thun haben. Ihr, Michel, geht in euer Dorf zurück, ich nehme an, daß ihr unter den bäurischen Deputirten seid, welche sich von der Versammlung getrennt und erklärt haben, so weit gingen sie nicht gegen ihren König. Ihr werdet also vorläufig in eurer Wirthschaft rechts, links und Centrum sein, wie Herr Piper, ein anderer Freund von uns, zu sagen pflegte, und werdet eure Steuern zahlen und nicht verweigern. Wie ihr, so werden auch die Grenzboten thun, sie werden an dem König und der Krone halten, ihr thut das aus persönlichem Eigennutz, wir, weil wir müssen. Und so wollen wir uns trennen und hoffentlich für immer. Als die Constituante zusammentrat, wir leiteten sie durch einen Brief an eure unbehilfliche Person ein, jetzt, da ihre Thätigkeit zu Ende geht, haben wir die Verpflichtung gefühlt, euch auch den Epilog sprechen zu lassen.

Halt, Freund, noch etwas auf den Weg. Ihr seid ja aus Schlesien, auch wir sind dort nicht ganz fremd, wir geben euch einige Grüße mit. Zuerst an die Breslauer. Sagt unsern Landsleuten in Breslau, es sei nicht wohlgethan, daß sie die Fastnacht vor Weihnachten feiern. Das Spiel mit Sicherheitsausschüssen und Comités ist eine gefährliche Sache. Es gibt keine Stadt in Deutschland, wo das Proletariat so drohend und unbändig auf den Straßen lungert und so begehrlich in die Häuser hineinschaut wie in Breslau. Wenn sie die drohende Gefahr allgemeiner Verarmung und einer Auflösung aller gesellschaftlichen Bande abwenden wollen, müssen Bürgerwehr

und Bürger sich erinnern, daß sie an einem Abgrund stehen, der sie selbst, ihre Hoffnungen auf Freiheit und ihr Eigenthum verschlingen kann. Jetzt besetzt die Bürgerwehr die Steuerkassen, später werden die Proletarier die Stadtkasse besetzen, und zuletzt wird irgend ein glücklicher Soldat, der nicht die Ruhe und Schonung Brandenburgs hat, seine Banden in ihre Häuser und Betten legen. Wenn sie aus dem Taumel dieses Jahres erwachen und sich im Spiegel betrachten wollen, so werden sie finden, daß ihre Wangen sehr bleich, ihre Beutel sehr leer geworden sind, und daß die Politik ihrer Clubs und Deputirten in Berlin sehr wenig für eine tüchtige Verfassung und eine Vereinigung mit Deutschland, die einzige Hilfe gegen eine Verarmung Breslaus, gethan hat. Zum zweiten, lieber Mroß, grüßt uns doch einige alte politische Freunde. Wie es auch um unsere persönlichen Empfindungen für sie steht, wir können nicht umhin unsere Bewunderung über ihre Halbheit auszudrücken. Sie haben den sichersten Weg gewählt es mit Allen zu verderben, sich jede Einwirkung unmöglich zu machen. Daß sie ihr Gefühl verführt hat, auf die Seite der Nationalversammlung zu treten, bedauern wir sehr. Sie wenigstens mußten wissen, daß aus der wüsten Gaminwirthschaft der Clubs, aus den spießbürgerlichen Launen und der elenden Disciplin der preußischen Bürgerwehren die Blüthe einer gesetzlichen Freiheit ohne eine Reaction des gesunden Menschenverstandes ebenso wenig hervorsprießen konnte, als aus der Nationalversammlung, die eine Dienerin, ein „Mädchen für Alles" des unruhigen Völkchens von Berlin geworden war und eine traurige Volksthümlichkeit nur dadurch erhalten konnte, daß sie alle übermüthigen Launen und Thorheiten der Berliner aufnahm und berücksichtigte, so beim Bürgerwehrgesetz, bei den Verhandlungen über Straßenskandale, über gefallene Arbeiter u. s. w. Unsere alten Freunde mußten einsehen, daß die Ungeschicklichkeiten und Taktfehler der Nationalversammlung und der Regierung sich fortwährend das Gleichgewicht hielten,

daß die militärische Besetzung Berlins ungeschickt, aber durchaus kein Verbrechen war, daß die Verlegung der Versammlung nach Brandenburg ungeschickt, aber formell ganz rechtlich war. Und vor Allem mußten unsere Freunde verstehen, daß die Steuerverweigerung eine nichtswürdige Handlung war, bei welcher verletzte Eitelkeit und kopflose Schwäche Alles aufs Spiel setzten, nicht nur Preußen, sondern alles Eigenthum und die ganze Entwickelung Deutschlands; ihre Consequenzen wären Bürgerkrieg, Verjagung der Hohenzollern, Auflösung des Staats. Unsere Freunde mußten ferner begreifen, daß bei dem Mangel an sicherer Kraft, verständigem Urtheil und politischer Ehrlichkeit, welcher die Lieblinge der Masse so ehrenwerth macht, bei der traurigen Tyrannei, welche die Macht der Fäuste und dicken Schädel gegenwärtig über Vernunft und Besonnenheit ausübt, die Gestaltungskraft des preußischen Volkes sich nicht frei und gedeihlich entwickeln kann, ohne die Krone. Die Krone Preußens und ihr Ansehen vernichten, heißt in diesem Augenblick nichts Anderes als die brutale Rohheit und politische Charlatanerie der gemeinsten Demagogen privilegiren. Nicht als wenn die Regierung die Intelligenz und organisirende Kraft besäße, welche im Volk durch die Massenherrschaft gebunden liegt, sondern deshalb, weil sie in diesem Augenblick den Freien und Selbstbewußten als Stütze und Helfer ebenso nöthig ist, als der Krone. — Noch mehr hätten unsere Breslauer bedenken sollen, Michel Mroß. In Frankfurt wird das Ausscheiden Oestreichs große Veränderungen nach sich ziehen, welche in diesen Tagen sich bereits vorbereiten, und Preußen muß diese innere Zwistigkeit überwunden haben, bevor vier Wochen ins Land gehen, wenn nicht die ganze Vereinigung deutscher Völker eine Lüge werden und Deutschland einer kläglichen Auflösung anheim fallen soll. Die deutschen Völker haben ein Recht, von Preußens Krone und Volk Beilegung dieser Zänkereien zu fordern und haben ein Recht, den ganzen Kampf, trotz der greulichen Formen, welche er hier

und da annehmen mag, nur eine wüste Zänkerei zu nennen, aus gegenseitiger Schwäche und gegenseitigem Mißtrauen entstanden, durch die unselige Constituante aber zu einer abgeschmackten Krisis gemacht. Das Königthum darf in diesem Augenblick in Preußen nicht in Frage gestellt werden, wenn nicht Alles in ein wüstes Chaos zusammenrinnen soll. Das hätten wackere Männer in Breslau wissen müssen, wenn sie ebenso weise waren, als sie reizbar sind.

Und endlich, Michael Mroß, tragt noch einen Gruß anderer Art in die Redaction der schlesischen Zeitung. Sagt ihr, daß die Grenzboten ihr herzlich und brüderlich die Hand schütteln und sie ihrer Hochachtung und Freundschaft versichern. Sie hat für einen, der die Zustände Breslaus so genau kennt, als wir, bewunderungswürdig schnell feste Haltung und richtigen Takt gefunden; es soll uns beiden Freude und gute Bürgschaft sein, wenn wir in unseren Meinungen uns so nahe kommen, wie zeither oft geschah.

Und so lebt wohl. Wie ihr auf meine Bekanntschaft nicht stolz seid, so wünsche auch ich, nie zu einem dritten Brief an euch veranlaßt zu sein. Uebrigens nehmt die Versicherung, schnurriger Teufel, daß ich zwar auf den Sack schlug, aber nicht den Sack meinte.

---

6. Tod und Leben beim Jahreswechsel.

(Grenzboten 1849, Nr. 1.)

Es ist jetzt für einen gebildeten Menschen durchaus keine Zeit zu sterben. Jahrelang haben wir gewartet auf die große Zeit, welche in die Welt kommen müsse, ein Theil von uns ist über dem Hoffen und Harren alt geworden, und jetzt, da sie endlich gekommen ist, geht zugleich ein nichtswürdiges und abgeschmacktes Sterben in großem Maßstabe los. Die Kriege

in Italien, Schleswig und Ungarn, die Händel in Posen, die Straßenkämpfe fast jeder größern Stadt, Meuchelmorde, militärische Executionen, Bauernaufstände und hinter allem die schwarzen Hände der Cholera und des Typhus werfen in unserer Nähe Freunde, Kampfgenossen und Gegner in so großer Anzahl um, daß es unter uns kaum einen Menschen gibt, dem nicht Pulver und Tod Herzweh gemacht haben. Ein Gagern, ein Auerswald, Lichnowsky, Lamberg, Latour, Blum und die Andern, welche in Wien ihr Schicksal theilten, und Tausende, deren Freunde und Feinde einem kleineren Kreis angehören, sind um uns herum gefallen. Wenn jetzt irgendwo in der Ferne ein Staubgeborner stirbt, um dessen Person und Leben wir uns in stiller Zeit von weitem sehr gekümmert haben, so thut uns das gar nichts mehr, es wundert uns nicht, es ärgert uns nicht, es ist uns gleichgiltig. So hat dieser Ibrahim Pascha die Ungeschicklichkeit begangen, von unserer Erde zu scheiden. Voriges Jahr wären alle deutschen Köpfe darüber geschüttelt worden und man hätte Bogen über Aegypten und seine Zukunft geschrieben; jetzt? Was ist uns Ibrahim? Wenn die Tasse Kaffe ausgetrunken ist, bei der man's las, hat man den Fall bereits vergessen, kein Hahn kräht darüber, ja kein Zeitungsartikel entsteht um seinetwillen. — Es ist eine große Veränderung in unsern Seelen vorgegangen; wir sind gleichgiltiger geworden gegen den Tod, der Werth des Menschenlebens ist gesunken. Schon das Aussprechen dieser unleugbaren Thatsache hätte uns, die Einzelnen, vor einem Jahre entsetzt, jetzt empfinden wir's als ganz natürlich, als eine Folge großer politischer Erschütterungen. Wir sind recht hartherzige, verstockte Teufel geworden. Sonst hatten Ungeheuer einer bestimmten Gattung: Piraten, Sklavenhändler und dergleichen Volk ausschließlich das Recht, verächtlich von Leben und Tod zu denken, wofür man sie gelegentlich aufhing; und unter Civilisirten höchstens ein alter Haudegen von Offizier, welcher deshalb mit scheuer Ehrfurcht angesehen wurde; und

jetzt sind wir sämmtlich nicht viel besser als Heinrich Percy oder Friedensrichter Scheel, wir verzehren entweder kriegerisch ein halb Dutzend politischer Feinde zum Frühstück und rufen dann: gebt meiner Schecke zu saufen, oder wir behandeln wenigstens den Tod unserer Freunde gemüthlich und geschäftlich: „der alte Doppel tot? Sieh, sieh! Wie viel gilt die Mandel Schafe jetzt."

In diesen Tagen ist ein Jahr gestorben; das ist der Termin, wo ein guter Geschäftsmann das Buch seines Lebens durchsieht, die Schulden und sein Guthaben summirt und sich die Frage beantwortet: bin ich reicher oder ärmer geworden? So fragen auch wir: sind wir besser oder schlechter geworden, deshalb weil wir härter geworden sind durch einen heißen Kampf? — Die aufgewühlte Zeit hat die Starken besser, die Schwachen schlechter gemacht. So war's von je in der Welt, wo ein Achilles wächst, kriecht auch ein Thersites hervor. Wer von uns die Pforten seiner Seele weit geöffnet hat für die Ströme neuen Lebens, welche heranrauschen, wessen Geist prüfend und gestaltend über dem Ganzen, Ungeheuern unserer Wandlungen schwebt, dem mag im Kampf der höchsten Gegensätze das Leben und Schicksal der Einzelnen verhältnißmäßig wenig werden, er hat, solange die Schlacht dauert, keine Zeit für elegische Klage und lautes Bedauern. Anders steht der kleine Egoist, anders der Sohn des Volkes, den der politische Fanatismus dieses Jahres ergriffen hat. Der garstigste von Beiden ist der egoistische Philister. Seht sie an, die zahlreichen zugeknöpften Herren mit abgespanntem Gesicht und zwei unheimlichen Falten von der Nase zu den Mundwinkeln. Im Frühjahr schüttelten sie den Kopf und weissagten nichts Gutes, im Sommer standen sie eine Stunde später auf, um weniger Aerger zu haben, vermieden besuchte Orte, und erklärten die Welt für unsinnig; seit dem October lasen sie keine Zeitungen mehr und tranken zu Mittag Burgunder. Nach jedem Unglücksfall, jeder Verirrung der Massen zog sich diese

Art mehr in sich selbst zurück, die Interessen des eigenen Lebens wurden ihr Alles; und dies eigene Leben wie klein, wie arm, wie isolirt! Alle diese Selbstsüchtigen sind tot für unsere Zukunft, ihr Geld wird rollen und arbeiten, sie selbst sind zu Mumien verknöchert. Und die Zahl dieser Unglücklichen ist groß.

Einen schmerzlicheren Eindruck macht die Härte und Gleichgiltigkeit gegen Tod und Töten, welche in die Masse des Volkes gekommen ist. In diesen rohen Seelen voll lebhafter Empfindung hat der „Parteigeist" furchtbare Verwüstungen angerichtet; die Achtung vor dem Gesetz ist mit der Furcht vor seinen Strafen verschwunden, der sonst so richtige Instinkt für das Rechte und Gute ist in die ärgste Verwirrung gebracht, die leidenschaftliche Aufnahme der Redensarten und politischen Stichwörter des Tages hat einen Fanatismus entzündet, von dem nur zu bewundern ist, wie er sich bei so schwacher Nahrung erhalten kann, als die Reden unserer Demagogen sind. Wir haben mit Schaudern gesehen, wie schnell und wie tief die Entsittlichung der Massen um sich gegriffen hat.

Und fragen wir noch einmal: woher diese Erscheinungen, weshalb durfte die Würde des Menschen, der Werth des Lebens sich in solchem Grade verringern? so ist die kurze Antwort: Dies ist geschehen, weil der Werth, die Achtung vor dem Staat und seinen Gesetzen sich verringert hat. Das Menschenleben ist nichts werth ohne festes Gesetz, die Ehrfurcht vor dem Gesetz ist der Gradmesser, nach welchem man sicher Werth und Würde einer Generation messen kann. Und wenn deshalb unsere Partei drängt und treibt, daß schnell und nach allen Richtungen durch gesetzliche Bestimmungen die Keime neuen Lebens gezogen werden, wenn sie es für verhältnißmäßig unwichtig hält, ob hier und da ein einzelner Paragraph zweckmäßig, eine einzelne Forderung gehörig und sicher verklausulirt wird, so fordern wir schnelle Organisation nicht nur aus Gründen der Politik, sondern weil wir uns fürchten und schau-

dern vor der Möglichkeit, daß das Selbstgefühl eines hochgesinnten Mannes ihn verführen könne, sein eigenes Volksthum zu verachten, und daß der Gebildete sich ablösen könne von seinem Volk, zum Unheil für Beide. Wir wollen keinen Goethe mehr, wir wollen keinen Napoleon. Von dem Gott des neuen Jahres aber, welcher über unsern Häuptern dahinzieht, erflehen wir glückliche Stunden, Einigkeit und Entschlossenheit für unsere Gesetzgeber und unser Volk.

---

7. Preußen und Deutschland.

Betrachtungen eines Stockpreußen.

(Grenzboten 1849, Nr. 6.)

Ich nehme mir die Freiheit, zu erklären, daß ich ein guter Preuße bin, ich bin zuerst preußisch und hernach alles Uebrige, was ein vernünftiger Mensch sein darf, Deutscher und Weltbürger. Ich habe mich nie befreunden können mit der Politik z. B. des Herrn Heinrich Simon, dessen schlimme Thätigkeit seit dem Vorparlament und dem Fünfzigerausschuß stets gewesen ist, bitter und hämisch gegen sein Vaterland und dessen Idee loszuziehen, ausgenommen wo er es vorzog feierlich zu schweigen; und ferner vermag ich auch nicht zu fühlen, wie z. B. Herr v. Radowitz nach seinen berühmten Worten, die ich übrigens sehr bewundere, „in Berlin sehr deutsch, in Frankfurt sehr preußisch"; ich verstehe große Feinheiten nur langsam und meine Zunge läuft gerade aus auf der großen Heerstraße der Allerweltsgedanken, ich bin ein guter Preuße in Preußen und würde es auch im übrigen Deutschland bleiben müssen. Ob mich das unfähig macht meine Meinung öffentlich auszusprechen, darüber mag das Publikum entscheiden.

Als im vorigen März die Revolutionsnacht in Berlin losgebrochen war und furchtbare Aufregung uns allen die Glieder

schütterte, da dachten wir nicht, daß es nach einem Jahre mit Deutschland so werden sollte, wie es gekommen ist, daß aus der Revolution der Gedanke hervorgehen würde, unsern König zum Kaiser von Deutschland, wenigstens von dem größten Theil zu machen. Jetzt glossiren die Fremden in meiner Nähe bereits über die Ehre, die eine solche Erhebung für ganz Preußen sei, und die Nichtpreußen protestiren entweder dagegen, daß man uns damit habe eine Ehre erzeigen wollen, oder sie knurren heftig und behaupten, es wäre auch ohne uns, und besser gegangen. Ich kann mich über die Kaiserwürde nicht gerade freuen, denn ich meine, daß aus der großen Veränderung, welche dadurch in der Stellung Preußens und seines Fürstenhauses zu Deutschland herbeigeführt wird, ebenso viel, ja mehr Verpflichtungen und Lasten für Preußen hervorgehen werden, als Vortheile. Diese Behauptung wird bei dem poetischen Enthusiasmus der Gegenwart selbstsüchtig und niedrig gescholten, aber ich fühle auch, daß diese Selbstsucht ihre vollständige Berechtigung hat.

Wohl weiß ich, so gut wie Andere, daß die Vereinigung der deutschen Staaten dringende Nothwendigkeit geworden ist und ich freue mich aufrichtig dieser Nothwendigkeit, ich weiß, daß bei einer solchen Verbindung von Mehren zu einem Geschäft der Stärkste, welcher die größten Mittel hat, auch die größte Thätigkeit zu entwickeln und am meisten für die Andern zu leisten verpflichtet ist, und ich sehe, daß Preußen unter den deutschen Staaten diese Stellung und ihre Pflichten übernehmen müßte, aber ich ärgere mich darüber, daß man uns Preußen die „Ehre", die uns dadurch widerfahre, hier und da beneidet und die neue Stellung unseres Regentenhauses öffentlich für eine unverdiente erklärt. Meine Herren, die Ehre, welche Preußen erlangen kann, ist keine andere, als die, seine Kraft, sein Vermögen und seinen Einfluß für die kleinern Bundesstaaten arbeiten zu lassen, und die Ehre, welche dem König zu Theil wird, wäre: für eine Anzahl von Jahren eine gefährliche Ver-

antwortlichkeit, eine Fluth von guten und schlechten Witzen über sein kleines, frischausgebrütetes Kaiserthum, und ein graues Hauptthaar vor der Zeit. Wir danken für eine solche „Ehre". — Was nöthig ist und mit Recht von uns gefordert wird durch die übrigen Deutschen, das werden wir thun, ehrlich und ohne Eigennutz, aber wohl verstanden aus Pflichtgefühl, nicht, weil es uns besonders froh und glücklich machte. Wir Preußen haben als Volk so viel Selbstgefühl und politische Einsicht, daß wir weder für unsern Fürsten die Zutheilung eines altfränkischen Titels brauchen, noch die Ansicht hegen, daß aus einer Verbindung mit den andern Brüderstämmen die nächsten und größten Vortheile uns zufallen werden.

Von Oestreich spreche ich hier nicht, seine jetzige Regierung wird schwerlich eine Verbindung der kleineren Länder und Preußens verhindern können, eintreten in den neuen Bund kann sie sicher nicht.

Die kleinern deutschen Staaten aber führen in unsern Augen — das soll hier endlich gerade herausgesagt sein — nur ein Scheinleben, sie sind in Wahrheit gar keine Staaten mehr, sie waren auch bis jetzt nur eine Lüge. Solange die Welt ruhig im alten Gleise ging, existirten sie so fort; jetzt wo das Leben des Menschengeschlechts in starke Strömung gekommen ist, beweist sich ihre Unmöglichkeit. Sie haben keine Kraft, die besten ihrer Regierungen, die gebildetsten Stämme haben nicht Kraft und Dauerbarkeit genug, sich allein zu behaupten. Dies soll man recht verstehen. Nicht das ist ihr größtes Unglück, daß sie keine politischen „Erinnerungen" besitzen, sie könnten ja vielleicht aus freier Hand etwas Vernünftiges machen, was für ihre Enkel ein Stolz und eine Geschichte würde; auch das ist Preußen gegenüber nicht ihr Unglück, daß sie in der Cultur zurückgeblieben wären, im Gegentheil, das sächsische Volk z. B. und die Badenser sind uns Preußen in Manchem der Volkserziehung sehr voraus, sondern sie haben deshalb keine Kraft, weil ihre Elemente nicht

genug Mannigfaltigkeit haben. Das erste Erforderniß zu einem gesunden Staatsleben ist Einheit in seiner Idee, Einheit im Ganzen und Großen; das zweite ist Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in den einzelnen Theilen, in Bodenbeschaffenheit, Größe des Grundbesitzes, industrieller Entwickelung, ja auch Mannigfaltigkeit in den Dialekten derselben Sprache, in dem Schnitt der Gesichter, der Röcke und der Temperamente desselben Volkes. Daß solche Verschiedenheiten sich nur auf größerem Ländergebiet nebeneinander ausbreiten können, versteht sich von selbst; und deshalb, zumeist deshalb, muß ein Staat auch eine gewisse ansehnliche Größe haben, um auf die Länge zu gedeihen.

Wenn in einer Landschaft bei dichter Bevölkerung der Ackerbau zumeist in den Händen kleiner Wirthe ist, muß es andere Gegenden geben, wo er in größeren Complexen zusammengezogen mehr reinen Ueberschuß und in Hungerjahren größere Vorräthe gibt, und wieder andere, wo die Industrie ihre Schornsteine und Dampfkessel auf dem Ackergrunde errichtet hat, und zwar eine Industrie, die auf den verschiedenartigsten Rohstoffen einer mannigfaltigen Bodencultur beruht, denn eine Gegend, wo vorzugsweise Spitzen geklöppelt oder Linnen gewebt, oder Messerklingen geschlagen werden, hat von Zeit zu Zeit mit Noth und Elend zu kämpfen, der Staat muß dadurch in keine andere Sorgen kommen, als in väterliche. Und weiter, wenn das feurige Naturell, die leichte Empfänglichkeit des einen Stammes ihn verführt, schnell und ohne Prüfung sich Neuem hinzugeben, und gegen das alte Gesetzliche anzustürmen, wird ein anderer Zweig der Nation die kältere Ueberlegung, conservative Neigungen haben müssen; und wenn die Einen in ihrer Sprache singen, wird es für die gesunde Bildung des Volkes gar nicht schaden, wenn andere Dialekte schnarren und brummen; wenn die Einen die Neigung haben, sich in breiten rednerischen Phrasen zu ergehen, wird es nöthig sein, daß Andere in kurzer Energie ihre Ge-

danken zusammenfassen; wenn die Tracht einer Gegend in langen, steifen Röcken besteht, wird es dem Volksthum recht wohlthätig sein, wenn eine andere Provinz es vorzieht, hemdsärmlich zu gehen; Gebirge und Meere, Holz und Steinkohlen, Reiter und Fußgänger, Hopfen und Wein, alle Gegensätze, welche einander nicht zerstören, sondern stützen und heraustreiben, soll ein Staat enthalten oder zu entwickeln fähig sein, erst dadurch bekommt er Kraft, Dauer, eine Geschichte. Keiner von den deutschen Staaten, außer Preußen, hat die Möglichkeit dazu. Das Königreich Sachsen ist so klein, daß der Geist Robert Blums durch das ganze Gebiet spuken kann, und seine Vaterlandsvereine, welche in diesem Augenblick eine vernünftige Regierung zur Verzweiflung bringen, herrschen gerade so weit als das sächsische Scepter. Das ist kein Staat, wo es dagegen kein Gegengewicht gibt. Und Hannover, das dünnbevölkerte, wo Ernst August und der wohlfeile französische Rheinwein solange den Anschluß an den Zollverein verhindern konnten, wo jetzt die Verkündigung der deutschen Grundrechte deshalb aufgehalten wird, weil die Bauern fürchten, die Freizügigkeit werde neue Colonisten ins Land führen und die Weide der Haidschnucken beengen; oder Würtemberg, wo die Kammer in diesen Wochen gründliche Untersuchungen über die Euter und den Milchreichthum einiger Kühe anstellt, welche bis jetzt auf Staatskosten fraßen, und wo tagelang darüber debattirt wird, ob der Staat zwei Stück Rindvieh mehr oder weniger halten solle. Von den übrigen Ländern ganz zu schweigen, welche bereits im vorigen Jahr die Hilfe der Bundestruppen in Anspruch nehmen mußten, um sich gegen die politische Trunkenheit der eigenen Angehörigen zu schützen. Auch die größeren dieser Gebiete haben höchstens die Ausdehnung, die Interessen und die Bildungsverhältnisse einer Provinz, sie sind ein Theil, kein staatliches Ganze; aus den Sprüngen ihrer Lotterieloose und Staatspapiere am Geldmarkt, aus der Einseitigkeit ihrer industriellen und Handels-Interessen, aus der Hilflosigkeit bei

jedem Anprall von innen und außen schließen wir auf die Beschränktheit und Dürftigkeit eines solchen politischen Lebens.

Alle Gebiete Deutschlands ertragen dies Leiden, auch Baiern, das größte und am meisten gegliederte Land. Zwar besteht es aus drei bis vier grundverschiedenen Theilen, die zusammengewebt ein ansehnliches Ganze bilden würden, aber Baiern, Pfälzer, Schwaben und Franken sind unter der Krone Baiern zusammengebunden, ohne zusammen zu gehören. Die getrennte bairische Pfalz heißt bairisch, weil sie zu klein ist, irgend etwas Selbständiges zu sein, ihre Interessen haben mit Baiern wenig gemein, Franken und die schwäbischen Theile hängen an dem Norden Deutschlands ebenso sehr, als an München, und es bedarf nur eines leisen Druckes, sie abzulösen von den Fäden, die zwischen ihnen und dem frommen bairischen Hochlande gesponnen sind.

Baiern ist allerdings ein Staat, aber auch seinem Leben fehlt die Seele, welche die verschiedenartigen Glieder verbindet, eine Idee und Aufgabe, welche sich über den gesonderten Interessen der einzelnen Theile erhebt und diese adelt. Bis jetzt ist es nichts als ein zufälliges Conglomerat von Landestrümmern. Daraus könnte wohl ein starkes Volk, ein wirklicher Staat hervorgehen, wenn seine Lage so wäre, daß es frei die Arme regen könnte; wie es aber liegt zwischen Oestreich und deutschen Vereinsländern, kann es ohne Anschluß nicht bestehen, und seine Wahl ist nur, ob es mit Aufopferung von Rheinbaiern sich an Oestreich legen will, — dann wird es, wie Portugal, bald als eine ausgequetschte Citrone unter dem Fuß seiner Bundesgenossen liegen, und wird sich auflösen in Altbaiern, welches zu Oestreich stehen wird, und in den größten nördlichen Theil, welcher den Verband mit dem Protestantismus und den freieren Staatsformen des deutschen Bundes nicht aufgeben kann, — oder ob es sich mit der neuen Bildung und Preußen ehrlich und schnell befreunden kann. Noch hat es die Wahl, wenn aber Baiern durch seine abweichende Politik eine

Vereinigung der deutschen Stämme vorläufig verhindern sollte, so wird zuerst Altbaiern östreichisch, und dann wird Franken preußisch, von selbst, ohne Soldaten, nicht weil es uns besonders liebt, sondern weil es muß. Das wissen wir in Berlin, man ahnt etwas Aehnliches in München, und deshalb ist an der Opposition der warmherzigen bairischen Deputirten in Frankfurt wenig gelegen. Wir wissen, auch Baiern ist als Staat zur Zeit noch eine Lüge, etwas werden kann es nur in Verbindung mit den Nachbarn.

Und Preußen selbst? Ist denn sein Staatsbau stark und kräftig, Abrundung in seinem Gebiet, Einheit in den höchsten Interessen seiner Landestheile? Ist Preußen selbst ein Staat, der, wie er jetzt ist, Dauer und eine Zukunft verspricht? Es gehört kein großer Geist dazu, diese Frage mit „nein" zu beantworten; aber es ist doch ein kleiner Unterschied zwischen der Bedeutung Preußens und der von dem übrigen Gebiete Deutschlands. Preußen ist trotz seiner zerrissenen Grenzen, seiner unvollständigen Arrondirung in Wirklichkeit ein Staat, mit einer Vergangenheit, einem nationalen Bewußtsein, einer leitenden Idee. Sein Mangel ist gerade der, daß seine Idee größer ist, als sein gegenwärtiges Gebiet, — so groß als Deutschland. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir unsere Vergangenheit, viele unserer Gewöhnungen, unser trotziges Selbstgefühl opfern sollten, um das Ideal eines freien Deutschlands, welches in allen Gauen als Traumgebilde lebt, an dessen Realisirung wir aber bereits gearbeitet haben, in die Wirklichkeit umzusetzen. Wir wollen das Opfer bringen, weil es eine Nothwendigkeit ist für Alle, auch für uns, weil wir es müssen, um der geschichtlichen Aufgabe Preußens treu zu bleiben. Wir wollen auf Vieles verzichten, im Nothfall sogar auf unsern Namen, auf den wir stolz sein können, wir allein unter allen Deutschen.

Wir wollen alles Selbstgefühl, das darum hängt, euch, den übrigen Deutschen hingeben, um gemeinsam mit euch den Namen der „Deutschen" zu Ehren zu bringen, etwas, was ihr allein

nie durchsetzen werdet. Und dazu haben wir euch in treuem Sinn und ohne Rückhalt die Hand geboten; seht auf unsere ausgestreckte Hand, und mäkelt nicht an den Empfindungen, die wir dabei haben, der Händedruck ist deshalb nicht weniger aufrichtig, weil wir die Ueberzeugung haben, mehr zur Vereinigung zu bringen, als ihr Andern.

Wenn aber geschieht, was wir nicht fürchten, wenn die gehoffte Verbindung deutscher Stämme durch den Unverstand Einzelner, oder fremde Ränke vereitelt wird, wenn die Versammlung in Frankfurt sich auflöst, ohne ein Resultat zu geben, und die darauf folgenden Einigungsversuche der Regierungen wieder scheitern an beschränktem Egoismus und spießbürgerlicher Abneigung? Was dann werden soll, wenn die kleineren Staaten in ihrer Ohnmacht dahin siechen und der Bau Preußens unvollständig mit dem alten Namen unter dem Banner seiner Hohenzollern übrig bleibt? — Auch darauf wollen wir Preußen euch eine gerade Antwort geben. Wenn den Preußen die Ueberzeugung kommt, daß es in den alten Grenzen, in den alten Verhältnissen nicht weiter geht, daß die Kraft, welche wir in uns fühlen, größere Räume, freie Bewegung braucht, dann werden wir mit Güte oder Gewalt nehmen, was wir brauchen, um ein ganzer, runder und in sich abgeschlossener Staat zu werden, und die Gegner einer Vereinigung mit uns werden wir zwingen, sich mit uns zu verbinden, so weit es uns vortheilhaft erscheinen wird. Das ist keine Drohung, es wird eine Nothwendigkeit für uns und eine Nothwendigkeit für die Genöthigten sein, und deshalb wird es unser gutes Recht werden. Täuscht euch nicht, ihr Männer in Frankfurt und im übrigen Deutschland, das ist keine Prahlerei flüchtiger Laune, es ist so wahr, als die Eroberung Schlesiens vor hundert Jahren. Seht um euch, die deutschen Staatenverhältnisse faul, zerbrochen oder verknöchert, die einzelnen Stämme schwach, kurzsichtig, kleine Egoisten; daneben eine Einheit von 16 Millionen, an weite Verhältnisse, an die

Erziehung des Einzelnen für ein großes Ganze gewöhnt, einen Staat noch jung, mit geordnetem Haushalt, einer kriegerisch fühlenden Bevölkerung, ebenso selbstsüchtig als die kleinen, aber von kräftiger Selbstsucht und hartnäckiger Entschlossenheit, ist eine andere Zukunft wahrscheinlich? Streicht meinetwegen von den 16 Millionen 4 Millionen, die ihr für keine guten Preußen haltet, — und ihr würdet euch auch darin irren, — so bleiben noch 12 Millionen übrig, die eines Sinnes sein werden, genug, um eine vermoderte Staatsmasse zu stürzen, die größer sein könnte, als der dritte Theil Deutschlands. Wenn ihr zweifelt, daß es so kommen wird, kennt ihr doch das preußische Volk noch nicht ganz. Jeder Knabe weiß zwei Dinge, daß der kleine alte Fritz auf dem Stubenofen Schlesien genommen hat, weil es ihm gelegen war, und daß seine Mutter oder Großmutter ihren Trauring hingab, um den Napoleon aus dem Lande zu jagen; der ärmste Taglöhner des Dorfes hat eine freudige Empfindung davon, daß er ein kleiner Theil einer prächtigen Macht war, als er in seinem Armeecorps mit 30 bis 40,000 Andern vor dem Könige im Feuer manövrirte, und als im vorigen Jahre das rohe Landvolk mancher Gegend aufstand, mit Knütteln und Furie gegen die gutsherrlichen Lasten und Zinsen loszog, und als ihm die Nationalversammlung, worin seine abgeordneten Kameraden saßen, befahl, die Staatsabgaben nicht mehr zu entrichten, da hat es diese Steuern fortbezahlt und seine Deputirten geprügelt; gewiß eine sehr rohe Anhänglichkeit an den Staat, aber immerhin ein Zeichen, daß auch in den niedrigsten Kreisen des Volkes eine Stätte vorhanden ist, auf welcher nationale Begeisterung leicht in Flammen aufschlägt. Und wer aus dem Schein unserer parlamentarischen Händel auf ein Wanken des Thrones und Staates freudig geschlossen hat, auch der irrt sich sehr. Wir sind als Ganzes kein liebenswürdiges Volk, wir haben keine gefälligen Formen, wenn wir eifern und streiten, und jede neue Entwickelung geschieht bei uns nach erst vielem Ge-

schrei und in scharfen Gegensätzen, die sich heftig aneinander reiben, unsere Händel mit der Krone und untereinander werden noch oft rauhe Form und gefährlichen Schein haben, sie finden doch stets ein Gegengewicht in der preußischen Begeisterung, die Jedem von uns in einem Winkel des Herzens sitzt, und in der Ueberzeugung, daß wir zusammenhalten müssen, des Staates wegen. Es gibt Manche unter uns, welche die Könige nicht lieben, und doch werden auch diese für die Idee der Hohenzollern und die Zukunft Preußens kämpfen, wenn es zum Letzten kommt, weil auf unserer Seite die Vernunft sein wird; ja, den radicalsten preußischen Demokraten kann man sicher auf den Kopf zusagen, daß sie dann auch noch für Preußen selbst, das sie jetzt so gerne zerpflückten, Spieß und Harnisch mit Freudigkeit tragen werden; sie sind in der großen Mehrzahl gut preußisch, ohne es selbst zu ahnen, auch weniger gehobene Naturen, als z. B. Ludwig Simon. Und wenn der äußerste Fall einträte, den wir nicht wünschen, aber auch nicht fürchten, daß Preußen seine Aufgabe, die deutsche Volkskraft zu erwecken und zu einigen, allein durchführen müßte mit Gewalt gegen Deutsche selbst und gegen ihre fremden Verbündeten: wenn es so weit zum Letzten käme, dann werden wir unseren Willen durchsetzen gegen alle Verbündeten, ja gegen ganz Europa. Wir sind gewöhnt uns mit der ganzen Welt herumzuschlagen und Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Und vielleicht ist auch das noch ein Unterschied zwischen Preußen und seinen deutschen Gegnern; wir sind bereit, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen für das was wir wollen; denn wir haben ein Ziel, eine große Idee, für die wir leben; unsere Gegner haben die nicht. Und wenn von allen Seiten her die Feinde gegen uns drängen, und unsere guten Waffen und unser Glück in einem letzten großen Völkerkampf uns untreu würden, was wir gar nicht fürchten, so sind wir ein Volk von Kriegern und werden eher untergehen, als die Fahne senken, die wir in der Mark, in Preußen, Schlesien, am Rhein aufgesteckt haben:

eure eigene Fahne, ihr Deutschen, das Banner eines großen deutschen Staates, in dem Vernunft ist. Wir können untergehen, und wer ein Mann ist in Preußen, wird lieber sterben als die elende und klägliche Existenz erleben, unter Trümmern und Auflösung, unter fremder Oberherrschaft, russischem, englischem und französischem Schutz.

Noch ist es Zeit, wir Preußen bieten allen deutschen Stämmen brüderlich in treuer Gesinnung die Hand, gemeinsam mit ihnen „Deutsche" zu werden, jetzt steht die Wahl bei ihnen, verschmähen sie es, mit uns ein neues Deutschland zu schaffen, so bauen wir es allein, trotz ihnen, und das neue Deutschland wird dann den Namen Preußen führen.

---

8. Aus Leipzig.

(Grenzboten 1849, Nr. 20.)

Die Ostermesse stand hier im schönsten Flor, da flog durch die Menschenmassen und Budenreihen die finstere Nachricht, in Dresden sei Aufstand losgebrochen, man kämpfe gegen das Militär, die hiesige Garnison solle auf der Eisenbahn nach Dresden geschafft werden. Aufgeregte Volkshaufen wogten um den Bahnhof und durch die Nachbarstraßen, die Schienen wurden aufgerissen, um den Abzug der Schützen zu verhindern, welche auf einem Umwege außerhalb Leipzig die Bahnlinie zu erreichen wußten; das Frankfurter Thor wurde durch Lastwagen verrammelt, weil man den Einzug von Preußen aus Merseburg oder irgend woher befürchtete. Das war der Anfang von vier unruhigen Tagen. Die Nachrichten aus Dresden erhielten in athemloser Spannung, die Sprecher der demokratischen Vereine schürten in der Masse, allerlei Gesindel, welches zur Meßzeit in dem wohlhäbigen Leipzig zahlreicher ist als sonst, lärmte mit den wenigen Radicalen Leipzigs durch die Straßen. Ein Waffenladen ward vom Pöbel erbrochen

und in der Nacht vom Sonntag zum Montag floß in dem Kampf der Communalgarde gegen die Tobenden Menschenblut im Straßenkampfe. Der Krawall in Leipzig war so unmotivirt, planlos und schädlich als möglich, die Communalgarde und der Magistrat hatten ihre deutsche Gesinnung erklärt, ein Feind der deutschen Einheit war in der Stadt Leipzig gar nicht zu bekämpfen. Dagegen wurde durch diese Aufregung Vieles verloren. Außer mehr als einem tüchtigen Menschenleben die Einkünfte aus einer großen und glänzenden Messe, welche in ihrer besten Zeit aufgehoben werden mußte, und was höher anzuschlagen ist, ein Theil des Selbstgefühls und des Gewichts, welches Leipzig in die Wagschale des Parlaments zu werfen hatte. Zwar hat die hiesige Communalgarde mit ehrenwerther Ausdauer für Ordnung und Gesetz gestanden, und fünf Nächte hindurch die Pflichten eines treuen Wirths gegen ihre Gastfreunde und deren Güter männlich erfüllt; aber die Vorsteher der Stadt ließen sich durch das Drängen der exaltirten Partei doch zu einem Schritt verleiten, welcher, mild gesagt, unklar war; sie stellten die Gemeinde Leipzig durch Absendung eines Commissars nach Frankfurt und durch öffentliche Erklärung „bis zu Austrag der Conflicte zwischen Krone und Volk" unter den Schutz der deutschen Centralgewalt. Was sollte das heißen? Keine Stadtgemeinde, und sei sie die mächtigste, hat das Recht sich in solcher Weise von ihrer Landesregierung loszulösen, solange diese verfassungsmäßig besteht. Und bestand die Regierung Sachsens nicht sowohl thatsächlich, als zu Recht, trotz dem Aufstand in Dresden? Das kann von keiner Partei geleugnet werden. Die Krone Sachsens hat die Anerkennung der Frankfurter Verfassung verweigert und deshalb die Kammern aufgelöst. Für die Anhänger des Frankfurter Parlaments, welche die Ueberzeugung haben, daß erst durch die gemeinsame Einwilligung der Regierung und der Landeskammern die deutsche Verfassung für den einzelnen Staat Rechtsgiltigkeit erhalte, ist das Recht der Krone, in diesem

Fall durch Auflösung der Kammern und neue Wahlen an das Volk zu appelliren, ganz unzweifelhaft und der gesetzliche Weg, den Volkswillen in den neuen Kammern auszudrücken, ganz unzweifelhaft.

Für die Entschiedenen aber, welche erklären, daß die Publication der Reichsverfassung im Centralgesetzblatt allein, auch ohne Beistimmung der Landesregierungen und Landeskammern und also ohne Verkündigung derselben in den Landesgesetzblättern ausreiche, die Reichsverfassung rechtsgiltig zu machen, ist die Berechtigung sich gegenwärtig von ihrer Landesregierung loszusagen um nichts größer. Zwar ist von ihrem Standpunkt aus jede Weigerung der Landesregierungen eine gesetzwidrige Handlung, aber da sie die Obergewalt des Parlaments und seiner Executive, des Reichsministeriums, so hoch fassen, müssen sie auch die Beschlüsse dieser höchsten Autorität über die Schuld und Strafe der ungesetzlichen Handlung abwarten, und haben nicht das geringste Recht, sich in That oder Wort eigenwillig und voreilig von ihrer Landesregierung abzulösen. Weder hatte Dresden auch von diesem Standpunkt aus das Recht, die Waffen zu ergreifen, noch Leipzig, sich durch eigenmächtige und willkürliche Erklärung von einer mißliebigen Regierung abzulösen. Auch praktisch nützlich war die Erklärung nicht, denn was hätte die Centralgewalt der Stadt Leipzig für einen Schutz gewähren können? Reichstruppen? Auch die Braunschweiger sind noch nicht vereidet. Oder einen neuen Reichscommissar nach dem Königstein? Es ist keine Hoffnung, daß der etwas ausrichten werde. Leipzig mußte sich selbst helfen gegen seine innern Feinde, und das hat es endlich auch gethan, und in dem Kampf gegen die Krone durfte die Gemeinde nicht zweifelhaft sein, welchen Weg sie zu gehen habe. Es ging aber, wie es in der Eile und in großem Eifer auch dem Guten zu gehen pflegt, man suchte nach einer Phrase, um sich und Andere zu beruhigen.

Die Grenzboten haben ihr leichtes Zelt in der Gemeinde

Leipzig aufgeschlagen, auch sie haben der Stadt für gastliche Aufnahme und vielen Einzelnen für menschliches Wohlwollen zu danken. Und so sei es uns gestattet, an die Bürger Leipzigs ein ehrlich gemeintes Wort zu richten. — Dieser Frühling hat über Deutschland den Anfang eines ungeheuern Kampfes gebracht, in welchem die deutschen Völker vor der Welt den Beweis zu führen haben, ob sie Männer mit Vernunft, festem Willen und praktischen Forderungen, oder ungeschickte Poeten und schwache Träumer sind, ob der alte Drang nach deutscher Einheit eine unnütze Phantasterei oder ein tiefes Bedürfniß edler Naturen war. Was die Besten der deutschen Nation lange ersehnt, das hat die Blüthe deutscher Kraft zu Frankfurt durch die Thätigkeit eines Jahres der Wirklichkeit nahe gerückt, aller Idealismus, alles Selbstgefühl der Völker hat sich an das Frankfurter Parlament gehängt, die deutsche Verfassung ist durch unsere gesetzlich gewählten Vertreter auf rechtsgiltigem Wege zu Stande gebracht worden, unter den schwierigsten Verhältnissen, eine Riesenarbeit für ein gescheidtes, aber politisch ungebildetes Volk. Durch Blut und Irrthümer, durch Zweifel und Täuschungen schritt die Nationalversammlung eifrig und ehrlich in dem Wege des Rechts und der Gesetzlichkeit vorwärts. Jedes gute Wort, das in Frankfurt gesprochen, jeder Beschluß, der dort gefaßt wurde, war unser, wie auch der Parteistandpunkt ihn gerade beurtheilte, wir waren ein Jahr lang darin ein einiges Volk und trotz allerlei Unglück des Privatverkehrs war das letzte Jahr das größte, welches die deutschen Völker seit langer Zeit erlebt, ist die Verfassung unsere größte That seit langer Zeit. Es kommt jetzt gar nicht mehr darauf an, ob alle Bestimmungen der Verfassung alle Parteien befriedigen, die Verfassung ist nach Recht und Gesetz geschaffen, durch unser Herzblut, unsere Entbehrungen, unsere Liebe geweiht, sie gehört uns und wir ihr. Jetzt gilt es, ihr Gesetzeskraft zu verleihen und die Regierungen, welche sich weigern sie anzuerkennen, zur Anerkennung zu bestimmen.

Das ist die Pflicht der einzelnen Völker, der Sachsen, Preußen, Hannoveraner und Baiern. Das Frankfurter Parlament hat der Hausmacht der einzelnen Regierungen gegenüber keine andere Waffe, als die Sympathien der Völker. Und wie das Parlament im letzten Jahr für uns gearbeitet hat, so ist jetzt die Zeit gekommen, wo wir, die Deutschen, daheim für das Parlament arbeiten müssen. Erwartet von Frankfurt keine dictatorischen Beschlüsse, es wäre unweise und schädlich, wenn das Parlament viel mehr thäte, als in würdiger und fester Haltung der Nation zu vertrauen. Wie man auch das Recht der Nationalversammlung gegenüber den einzelnen Staaten fassen möge, thatsächlich ist bereits der Weg eingeschlagen worden, daß die einzelnen Staaten ihre Stellung zu der Verfassung erklärten, also das Recht in Anspruch nahmen, sich darüber zu entscheiden. Daß dies in der That ihr Recht sein müsse, ist nebenbei gesagt unsere Ansicht, aber wohlgemerkt, ein Recht der Staaten, d. h. der Regierung und ihrer Volkskammern zusammen, keinesfalls der Regierung allein. Wenn also in einem Staat, wie in Sachsen, Preußen und Hannover die Kammern die Anerkennung der Reichsverfassung ausgesprochen haben und die Regierung sich weigert diese Anerkennung zu bestätigen, so tritt für die Bürger des einzelnen Staates das Recht ein, im verfassungsmäßigen Wege den Widerstand der Regierung zu beseitigen. Zunächst in den neuen Kammern. Verfassungsmäßig müssen in den einzelnen Staaten die neuen Kammern in kurzer Zeit zusammentreten. Wahrscheinlich werden die Regierungen bis dahin alle Mittel aufbieten, das Frankfurter Parlament unschädlich zu machen. Was sie auch durch Anwendung von Gewalt wagen mögen, die Verfassung können sie nicht vernichten, sie ist in Recht und Gesetz gemacht und Eigenthum der deutschen Nation. Die nächsten Kammern werden die Rechtsgiltigkeit derselben von neuem auszusprechen haben. Weigert sich dann die Krone noch, so tritt der Fall ein, daß das absolute Veto, wo es nach den Verfassungen

ihr Recht ist, auch ihr Verhängniß wird. Das aufschiebende Veto macht eine constitutionelle Lösung der Conflicte zwischen Kammern und Krone sicher, das Volk weiß, daß die Krone durch zwei Legislationen das Recht hat, dem Volkswillen zu widerstehen, und hat unter allen Umständen die Pflicht, dies Recht zu ehren. Das unbedingte Veto faßt den Begriff der Majestät so hoch, daß es die Versöhnung eines Gegensatzes zwischen Krone und Volkswillen der bessern Einsicht des Souveräns vertrauensvoll überläßt. Wenn aber den Fürsten, wie gegenwärtig der Fall zu sein scheint, das Verständniß für die Forderungen des Volkes fehlt, so tritt der unlösbare Gegensatz zwischen dem gesetzlichen Recht des Volkes und der Krone in so schneidender Schärfe hervor, daß eine Versöhnung im Gleise des Gesetzes unmöglich wird; dann kämpft Gewalt gegen Gewalt; wenn die Krone dann Gewalt nicht scheut, die Bürger Leipzigs werden sie nicht fürchten.

So ist in dem großen Kampf der Gegenwart auch dem sächsischen Volk seine Rolle zugetheilt. Die neuen Kammern haben die Anerkennung der Reichsverfassung auf's Neue von der Krone zu verlangen. Verweigert der besonnene und ehrliche Herr, welcher gegenwärtig Sachsens Krone trägt, auch dann die Anerkennung, so werden sie ihm den Wunsch des Volkes vorzutragen haben, einer Stellung freiwillig zu entsagen, in welcher seine Ueberzeugungen mit denen des Volkes nicht länger bestehen können. Verweigert er auch das, so würde durch Auflösung der Kammern und daraus hervorgehende Verweigerung der Steuern der Staat aufgelöst und eine neue Katastrophe wird Sachsen mit den Bruderstämmen zusammenkitten. Hoffen wir, daß es zu diesem Letzten, Furchtbaren nicht kommen wird. Wenn die Krone aber eine solche Katastrophe herbeiführen sollte, dann falle die Verantwortung für die Folgen auf die Widerstrebenden. Leipzig wird dann seine Schuldigkeit thun, wie es jetzt für Gesetz und Ordnung seine Pflicht gethan hat. Wenn endlich die Souveräne wagen sollten,

die Kammern nicht in der gesetzlichen Frist zusammen zu berufen, oder eigenmächtig die Verfassung zu verändern, so haben sie die Verfassung gebrochen und sind schuldig gegen das Gesetz. Das gilt auch von Preußen, denn obgleich die Verfassung dort noch nicht beschworen ist, besteht sie doch zu Recht, und das Wahlgesetz ist ein Theil der Verfassung. — Die jetzigen vereinzelten Aufstände, wie in Dresden, waren nichts als gesetzlich unberechtigte Gährungen eines unbesonnenen Taumels, und die Regierung war noch in ihrem vollen Recht, sie zu bekämpfen.

Man ist auch hier in Leipzig geneigt, den beginnenden Kampf mit Mißmuth und Bangigkeit zu betrachten. Die Grenzboten können diese Stimmung nicht theilen. Das Parlament hat abgeblüht, eine seltene Blüthe, die aus unseren Herzen hervorgeschossen ist. Was thut's? Die Frucht ist uns geblieben, ihre Verfassung, und wir haben zu sorgen, daß sie Wurzel schlägt und ein Baum daraus wächst, unseren Kindern zu Freude und Schutz. — Wir haben lange genug die Hände in den Schoß gelegt und zugesehen, wie unsere Brüder in Frankfurt für uns gestanden haben; jetzt sollen wir uns selbst regen, um das Größte durchzusetzen. Das ist Freude und Ehre, aber kein Grund zur Trauer! Oder meintet ihr, daß die Freiheit und ein gesetzliches Gedeihen von oben herab dem Unthätigen in den Schoß fallen würde? Diese höchsten Güter werden nur durch Mühe erworben, durch Falten auf der Stirn und schwielige Hände. Wir würden sie nicht über Alles lieben, wenn sie wohlfeiler wären.

Was ihr aber auch thun müßt, ihr Bürger von Leipzig, ein heiliges Schwert haltet fest, solange ein Stück davon auf der Welt ist, das Recht!

---

9. Adelig und Bürgerlich.

An Frau v. S.

(Grenzboten 1849, Nr. 2.)

Wenn für Ihre letzten Correspondenzen, gnädige Frau, bis jetzt unser Dank ausgeblieben ist, so bitten wir Sie, uns deshalb nicht für gleichgiltig gegen das Mitgetheilte zu halten. Denn haben wir jemals eine leise Sehnsucht nach der verschwundenen Zeit graziösen Geplauders empfunden, so war es in den Stunden, wo wir Ihre Briefe erhielten. Ihre letzte Mittheilung aber hat bei uns Widerspruch gefunden. Sie werden verzeihen, wenn dieselbe unsern Lesern nicht ohne Commentar gegönnt wird. Ihre Feder berichtet den Grenzboten Folgendes:

„Wenn Geschichten, um das Gepräge der Echtheit zu tragen, nicht gefunden, sondern gelebt sein müssen, so gibt es auch wieder andere, die gefunden sind und selbst leben, also ebenfalls wahr sind, sogar wenn sie nie auf der Bühne einer Außenwelt spielten. Mag daher die Anekdote, welche ich hier nacherzähle, gehören unter welche Zahl sie will, mir genügt ihr moralisches Dasein, ohne daß ich mich, wenn ich mich so ausdrücken darf, für ihr leibliches verbürge. Herr A. soll in der flüchtigen Episode seiner Ministerherrlichkeit geglaubt haben, doch auch ein Haus machen zu müssen. Er richtete sich mit Glanz ein und sah viele Leute bei sich. Was drängt sich nicht alles einer neu aufgegangenen Sonne entgegen? Wie die einbrechenden Barbaren, welche die sieche antike Welt zu verjüngen kamen, trotz aller Ursprünglichkeit sich doch dem feinen Gifte attischer und römischer Bildung nicht ganz entziehen konnten und als Sieger noch Gesetze von den Ueberwundenen annehmen mußten, so mögen auch die neuen Eindringlinge, die Machthaber von heute, sich nicht selten von dem Zauber einer andern Vergangenheit bestricken lassen. Je mehr sich Geldaristokratie und Bürger-

thum, durch Fleiß und Talent gekräftigt, über den Trümmern der gestürzten Wappenschilder ausbreiten, je leichter die Emporkömmlinge sich die materiellen Bevorzugungen der Vornehmen von sonst aneignen, desto begehrlicher blickt diese Bourgeoisie nach den geistigen, unerreichbaren Errungenschaften, nach dem unbekannten Etwas, dem Schimmer und Duft des alten Adels hin, das in einem Gemisch von Romantik und moderner Eleganz besteht, und das der Philister um so weniger verschmerzen kann, je mehr er es zu verachten scheint. Das gilt zweimal von den Frauen. — Die Gattin des Ministers erfreute sich des Erfolges ihres Salons, zu denen sich Mancher vom alten Regime drängen mochte, denn der große Haufen huldigt dem Glück. Sie (ich meine Frau A.) rühmte sich gern, wie behauptet wird, ihrer erlesenen Kreise und versicherte, „die ganze haute volaille"*) versammle sich bei ihr. Die harmlose Aeußerung ging rasch von Mund zu Mund und ergötzte Hof und Diplomatie. Die schwedische Gesandtin in B. sagte mit all der unerbittlichen Schroffheit, welche nur zu oft die Kaste bezeichnet, ein Wort, das, obschon spielend, tötet: „Non, je n'irai pas dans la basse cour**) de Mdme. A." Nehmt dem Adel seine Grundrechte und Titel, nehmt ihm den Adel selbst, er wird euch doch noch lange tyrannisiren mit seinen Gewohnheiten und Launen, seiner Grazie und seinen Unarten."

Jetzt unsere Bemerkung. Wir sind die politischen Freunde des gewesenen Ministers, welcher hier gemeint ist, wir sehen darin keinen Grund, die kleinen Wortspiele zu verschweigen, welche seine Person und Familie umschwirrten. Sie haben Recht, gnädige Frau, das Geschichtchen ist nicht übel und es kann wahr sein, auch wenn es nicht in unserer Hauptstadt entstanden sein sollte, wenigstens erinnern wir uns dunkel, es vor Jahren schon einmal gelesen zu haben. Und wenn Sie die Ansicht aussprechen, daß der Adel mit und ohne Titel noch lange

*) Haute volée. **) Heißt auch Hühnerhof.

Grazie und liebenswürdigen Uebermuth den unruhigen, kämpfenden Bürgerlichen gegenüber geltend machen werde, so dürfen wir uns auch darüber freuen. Es ist sehr zu wünschen, daß den Deutschen in der Zeit des Blutvergießens und herben Streites schöne Form, leichte Eleganz, gebildete Genußfähigkeit und vor Allem treffender Witz und Laune nicht verloren gehen. Kann uns der „Adel“ diese bis auf ruhige Zeiten bewahren, so wollen wir ihm das danken, auch wenn sein Spott hier und da uns treffen sollte. Nur ist ein kleiner Haken dabei. Die französischen Emigranten waren zuerst sehr geistreich und witzig, dann witzelten sie, und wenn Sie, gnädige Frau, jetzt in Paris aus einem legitimistischen Salon des alten Adels getreten sind, werden Sie nicht den Eindruck mitgenommen haben, in besonders geistreicher Gesellschaft gewesen zu sein. Und doch sprüht in Paris noch immer das Brillantfeuer glücklicher Einfälle, übermüthiger Scherze, aber es zündet schon seit geraumer Zeit in den Cirkeln, wo die Enkel jener Revolutionsmänner, die Söhne der alten Bourgeois sich bewegen. Das scheint eine auffallende Erscheinung, und ist doch so natürlich. Echter Witz, schöne Darstellung, reizende Form sind nichts als höhere seltene Blüthen der Volkskraft, wie frei sich auch die glücklichen Verwalter dieser Güter gegenüber der Beschränktheit kleiner Kreise des Volkslebens fühlen mögen. Nur wer fest und sicher in der Zeit und in der Kraft seiner Nation ruht, vermag sie zu bewahren; wer sich loslöst von dem Geiste, welcher ein Volk vorwärts treibt durch Kämpfe, durch Verirrungen, durch Gefahren nach einem oft verkannten Ziel, der mag so fein geformt, so fertig und adlig als möglich sein, er wird verknöchern. Seine Wortspiele werden zu hämischen Bemerkungen, seine gute Haltung zur Geziertheit, seine liebenswürdige Feinheit zu modernem Rococco sehr schnell hinabsinken. Und deshalb, wenn Sie die geistigen Vorrechte des Adels erhalten wollen, werden Sie dem deutschen Adel vor Allem wünschen müssen, daß er sich mit den vernünftigen Forderungen der

Gegenwart befreunde und an unserem Werdeproceß mit großem Sinn und voller Kraft betheilige. Nur in diesem Fall wird er Geist und eine gesellschaftliche Ueberlegenheit, die er bis jetzt nicht überall im Ueberfluß besaß, bewahren und für friedlichere und gesicherte Zeit sein Recht, geistreich mit dem Leben zu spielen, erretten. Wir merken, daß ein sehr großer Theil unseres Adels eingesehen hat, wie jetzt nicht mehr die Zeit ist zu scherzen, sondern zu arbeiten, viele unserer besten Vorkämpfer gehören ihm an. Und so, gnädige Frau, lassen Sie uns das Ende unserer Krisis abwarten, und dann auf anderem Kampfplatz, dem glatten Parquet, erproben, ob der arbeitende Bürger oder der genießende Adel geistige Freiheit und sicheres Selbstgefühl in höherem Grade besitzen wird. Wer am besten für Vernunft und Recht gestritten hat, wird der beneidete Sieger sein.

---

10. Ueber literarische Porträts öffentlicher Charaktere.

An Herrn W. in Magdeburg.

(Grenzboten 1849, Nr. 13.)

Mein Herr! Sie beklagten sich vor kurzem über eine Beschreibung Ihrer Abgeordnetenpersönlichkeit, welche im vorigen Jahrgang der Grenzboten zu lesen war, ja Sie wollten den Namen des lichtscheuen Zeichners wissen. Das ist nicht nöthig, die Redaction vertritt Ihnen gegenüber Wortlaut und Meinung des betreffenden Aufsatzes. Da Sie uns jetzt als Privatmann gegenüber stehen, haben wir weder Recht noch Veranlassung, Ihre Person und Thätigkeit dem Publicum wieder vorzuführen; was ich hier zu erwähnen habe, ist unpersönlich und ich bitte Sie in der Adresse dieses Briefes keine Kränkung, sondern eine kleine Aufmerksamkeit zu sehen, die wir Ihnen deshalb schuldig sind, weil Sie unser reactionäres Blatt, wenn auch spät, gelesen haben.

Die Grenzboten haben seit vorigem Sommer politische „Porträts" gebracht und werden das auch ferner thun. Natürlich wird der Umriß nicht immer schmeichelhaft für die Gezeichneten; ja ich gehe weiter, und sage, er wird manchmal eine Karrikatur sein. Beide Arten der Darstellung sind vollständig berechtigt. Der Unterschied ist nur der, ob der Schreiber sich bestrebt, von seinem Parteistandpunkt aus mit Ernst und Gewissenhaftigkeit die Thätigkeit des Politikers darzustellen und die Persönlichkeit desselben zu erklären, oder ob er von demselben Parteistandpunkt aus mit Humor und guter Laune spielend um seinen Gegenstand herumfährt. Die Aufgabe beider Zeichner ist zwar verschieden, von dem ernsthaften Schilderer fordert man Gewissenhaftigkeit, von dem zweiten Witz und Liebenswürdigkeit, beide werden aber in ihrer Weise wahr sein müssen, auch der Karrikaturenzeichner. Freilich ist nicht der Gezeichnete ein unbefangener Richter, wohl aber das Publicum. Gern gebe ich zu, daß das Darstellen einer Persönlichkeit in öffentlichen Blättern eine Grenze hat, über welche der keckste Zeichner nicht hinausgehen darf, ohne frech oder gemein zu werden. Diese Grenze zu beachten, ist im einzelnen Fall nicht immer leicht, und doch ist sie vorhanden, und ein gebildetes Empfinden beobachtet sie, ohne viel darüber nachzudenken. Gegenüber unsern deutschen Politikern, welche im letzten Jahr zum größten Theil wie junge Hühnchen aus dem Ei des Privatlebens herausgekrochen sind und die Eierschalen noch auf dem Kopf tragen, wird es nicht unnütz sein, zu bemerken, was von ihrem Leben dem Urtheil der Presse anheim fallen darf. Denn nichts ist armseliger, als die knabenhafte Empfindlichkeit, welche in jeder Parteikritik eine Kränkung der Ehre sieht, gegen die man mit allen Waffen der Persönlichkeit, mit Hand und Degen zu Felde ziehen möchte.

Kurz läßt sich das Sachverhältniß etwa so ausdrücken: Jeder Theil des Menschenlebens, welcher in der Oeffentlichkeit erscheint, verfällt dem Urtheil derselben. Natürlich zuerst die

amtliche Thätigkeit. Bei einem Abgeordneten nicht nur seine Reden und sein Gebahren in den Kammern, auch sein Verhältniß zu seinen Wählern und seiner Partei, jede Aeußerung seines Wesens, welche über das alles lehrreiche Auskunft gibt. Deshalb auch seine Erscheinung. Niemand kann für das Gesicht, das ihm angeschaffen ist, aber um den Mann kennen zu lernen, muß ich die Linien seines Antlitzes studiren, und aus originellen Geberden, ungewöhnlicher Tracht und Haltung des Körpers ergänze ich mein Urtheil über sein Inneres. Diesen Theil seines Wesens wird der Politiker der Kritik, der Laune, sogar dem Spott Preis geben müssen. Nicht aber sein Privatleben, nicht seine Familienverhältnisse, nicht seine gemüthlichen Beziehungen zu anderen Menschen. Die gehören ihm allein, solange er nicht selbst durch Verletzung des Rechts das öffentliche Urtheil herausfordert.

Was man auch an unserer deutschen Tagespresse aussetzen mag, man soll nicht verkennen, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Organe diese feine Grenzlinie berechtigter Kritik wohl zu halten weiß; sie steht hier in vortheilhaftem Gegensatz zu der Journalistik Nordamerikas und der Schweiz, wo sich die spießbürgerlichste und gemeinste Verzerrung der Persönlichkeiten breit macht. Unser Fehler ist vielmehr die übergroße Empfindlichkeit der Individuen. Sehen Sie nach England, nach Frankreich. Dort lebt der Witz von den politischen Männern der Nation, was schadet er ihnen? Sind Peel oder Russell deshalb weniger einflußreich, oder Wellington weniger der Kriegsgott von John Bull, weil dieser täglich vor Karrikaturen oder humoristischen Darstellungen die Freude hat, über sie zu lachen. Im Gegentheil. Größe drückt den Kleinen, wenn aber der große Mann auch eine große Nase hat, so wird ihm das Uebrige wohl verziehen.

Und sehen Sie, Herr W., deshalb sollten uns die großen Charaktere der Gegenwart nicht zürnen, sondern dankbar sein, wenn wir ihre kleinen Schwächen hier und da aufdecken müssen.

Sie werden ihrem Volk dadurch erst verständlich, gleichsam mundrecht. Es steht der politischen Größe wohl an, wenn sie sich auch in Kleinigkeiten hochherzig zeigt. Den Verfasser Ihres Porträts wird es gewiß freuen, wenn Sie die Selbstbeherrschung gewinnen, sich über seine fröhliche Laune zu belustigen. — Leben Sie wohl, werden Sie uns gut.

II. Oestreich.

1. Eine Predigt auf der Ferdinandsbrücke.

(Grenzboten 1848, Nr. 40.)

Unter uns die gelbe Donau, über uns ein dunkler Wolkenmantel, in der Seele Groll und Trauer. Eifrig und geschwätzig zieht die bunte Menge vorüber, die Hoffnung und das Unglück Oestreichs. Wenn die Zeit kommen wird, wo man von dem Kampf und Leiden unserer Tage sprechen kann wie von einer großen Durchgangsperiode des Menschengeschlechts, wer von euch allen wird dann noch leben, die Vergangenheit zu mustern, seine eigenen Leidenschaften, Wünsche und seinen Zorn zu belächeln oder zu verfluchen? Kaum Einer; von den Wienern dieses Jahres kaum einer, denn die Revolution des Jahres 1848 ist für Oestreich nicht durch eine Generation zu beenden. Andere Menschen müssen kommen, eine härtere Bildung, größere Kraft, schnellere That müssen lebendig werden in unseren Söhnen. Die Lebenden sind finsteren Mächten verfallen und ruhelos suchen sie den Gott, der ihnen helfe. Wohl, ihr seid warmherzig, ihr seid redlich, aber ihr seid weichlich, unwissend, wollüstige Sklaven der Phantasie. Wallende Federn und bunte Trachten, heiße Worte und schneller Zorn, das ist eure Begeisterung, eure Freiheit ist nichts als ein schönes üppiges Weib, ihr versichert sie zu besitzen, aber ihr versteht nicht sie euch zu erhalten. Hier Phantasten, dort Intriganten und was zwischen beiden Parteien liegt, — furchtsame Bedächtig-

keit, selbstsüchtiger Egoismus, gutherzige Schwäche, — welches Haus kann man aus solchen Bausteinen richten!

Ich will euch mustern nach der Reihe. Zuerst der Arbeitsmann, er trägt die Axt in der schwieligen Hand und an der schmutzigen Mütze die deutschen Farben. Armer Mann, was ist dir Deutschland? Eine bessere Zukunft, ein Traum von hohem Lohn und geringer Arbeit, von lustigen Tagen, von einer freundlichen hellen Stube; vor deiner Seele steht ein großes Glas Nußberger, ein Gugelhupf thront majestätisch auf deinem Tisch und dein Weib oder Liebchen trägt das sammtene Mieder einer Goldschmiedstochter vom „Graben". So sieht dein Deutschland aus, das ist der Inhalt deines Eifers. Dir mag ich nicht zürnen, du hast das größte Recht dich herauszusehnen aus deiner Haut, deiner schmutzigen Straße, deinem verfallenen Leben. Aber nicht deine Anführer, nicht Deutschland kann dir helfen. Dein Fluch ist Unwissenheit und blöder Egoismus. Du wirst Barrikaden bauen und die Reichen hassen, bis eine Kugel dich hinstrecken wird über den letzten Karren, den du umgestürzt hast. Du bist der Aermste von Allen, nicht weil du am wenigsten hast, sondern weil dir und deinesgleichen die Freiheit zu allerletzt kommen wird, und deine Freiheit heißt nicht Deutschland, sondern Zucht für deine Jugend und verständige Verbindung deines Lebens mit dem Leben deiner Mitmenschen durch freie Vereinigungen. Davon weißt du noch wenig, denn deine Führer lassen dich nicht fühlen, wie schwach und kläglich deine Einsicht ist.

Ein schönes Bild: ein Held der akademischen Legion! So frisch die Wangen, so stattlich der Bart, ritterlich klingt der Säbel an deiner Seite und frei und trotzig sieht dein Auge zur Bastion herauf. Du fühlst dich als den auserwählten Sohn der Freiheit, dir gehört die ganze Zukunft. Der Bürger schmunzelt dir verlegen zu, hoffend sucht der Arbeiter dein Auge und die Frauen holen tief Athem, so oft deine Schärpe an ihrem Gewande vorbeistreift. Du bist der echte König von

Wien. Vor deinem Zorn sind Ministerien abwärts gekugelt wie hohle Weinfässer, zu dir kommen die Grafen und Herren von Pest hilfeflehend, sich neigend, deine brüderliche Hand erbittend, und du hast die Huld, sie ihnen zu reichen, du machst die Politik Oestreichs, Deutschlands. Und was ist dein Haß, deine Liebe, was ist deine Freiheit? Champagnerschaum der Jugend, er hat den Pfropf gesprengt und fließt frei zu Boden. Nicht lange und er wird schal, abgestanden, vertrocknet sein. Armer Bursch! du bist nur ein schlechter Poet, der nichts schreiben kann als erste Capitel oder Acte; am zweiten Theile des Werkes, da, wo er dem flüssigen Stoff seinen festen Lauf vorschreiben soll, geht er selbst zu Grunde und seine Arbeit zerrinnt. Auch du wirst vergehen und dein Untergang ist nahe. Du hast nichts als Begeisterung und übermüthige Schwärmerei, dein Witz ist grün und dein Urtheil unreif. Ueber deinem Haupte sehe ich die Drähte ragen, an denen man dich ziehen kann, hierhin, dorthin, nach dem Schall einer abgenutzten Redensart oder dem Dröhnen eines starken Brustkastens. Du bist nichts als eine Marionette der Freiheit, der Pole hat dich gezogen, jetzt spielt dich der adlige Ungar, morgen ein zugereister Demagoge von der schlechtesten Sorte. Hüte dich vor Barrikaden, mein Bursch, rufe nicht Vivat wo du Slava und Eljen hörst, kaufe kein rothes Seidenband, aber kaufe dir Bücher. Du findest den Rath sehr abgeschmackt! Du hast Unrecht. Jeder Tölpel kann für die Freiheit sterben, aber für sie zu leben, dazu gehört Witz und Weisheit.

Vier Männer hinter einander. Ich grüße euch, Herr Bramarbas, sonst ging eure Zunge in slavischer Weise, jetzt läuft sie in deutschem Trab. Ob Deutscher, ob Slave, ihr seid geblieben, was ihr waret, ein vollgesogener Schwamm, von Phrasen triefend, man drückt euch aus und wirft euch bei Seite. Die Slaven haben euch ausgepreßt, jetzt spritzt ihr Donauwasser. Der Zweite aber ist eine „Capacität", eine rechte Stütze der Freiheit. Ja, wenn die Ehrfurcht gestattete,

den hohen Reichstag mit einem Hundestall zu vergleichen, er wäre die Dogge. Je länger er bellt, um so heftiger wird seine Stimme, er haßt die Minister, die Camarilla, die Aristokraten, die Spitzel, aber er liebt wenigstens sich selbst und begeistert sich, wenn auch nicht durch die Vernunft, doch durch seine eigenen Worte. Er wird niederreißen, solange es etwas zu zerstören gibt; wenn es zum Aufbauen kommt, dann werdet ihr ihn nicht finden. Und der Dritte. Vor dir möchte ich gern den Hut ziehen, von dir hoffe ich noch, du hast eine Zukunft. Du bist die beste Blüthe unserer Revolution, und das Volk hat Unrecht dir zu grollen, weil dich jetzt ein Minister an seinen Hut gesteckt hat. Hast du die Kraft im Sturm besonnen zu bleiben? Sei klug und ehrlich. Hüte dich, mein Mann. Noch ist deine Zeit nicht gekommen. Unsere Völker haben aristokratische Instinkte und werden sie noch lange behalten, selbst wenn sie in einer Revolutionslaune den Adel abschaffen sollten. Es ist ein bedenklicher Vorzug aristokratischer Minister, daß sie mit urbaner Leichtigkeit zu versöhnen, über Schwierigkeiten hinwegzuschlüpfen wissen. Noch ist das Volk an solche Weise seiner vornehmen Beamten mehr gewöhnt als ihm gut ist. Die Krisis der Gegenwart fordert einen ganzen, entschiedenen und rücksichtslosen Reformator, aber die Gegensätze sind bei uns furchtbar straff gespannt und der erste Ministerpräsident, welcher ein bürgerlich tüchtiger Mann ist, wird ein Opfer seiner schonungslosen Energie werden. Denke an Kaiser Joseph, ihn schützte der Purpur vor dem Aeußersten, einen Joseph aus dem Volke wird er nicht schützen. Und denke daran, daß ein aufgewühltes Volk den Consul am meisten haßt, den es als Tribunen am meisten geliebt hat. Sei klug und ehrlich, es wird eine Zeit kommen, wo das Volk einen Arzt braucht, der aus dem Tode ein neues Leben schaffen kann; bleibe möglich.

Wendet euch ab, der jetzt kommt, ist ein Lump. Sein Auge von Gesicht zu Gesicht irrend, bald trotzig, bald scheu,

das schnelle Lächeln auf dem unbedeutenden Antlitz, das ist einer der Demagogen Wiens, ein „Demokrat" vom reinsten Wasser. Ei, du kleiner Schuft, du und deinesgleichen haben ein gutes Wort in Unehren gebracht, der Name Demokrat wird bald gleichbedeutend sein mit Meuterer oder Hanswurst, und das ist deine Schuld, denn du hast besseren Leuten diesen Namen gestohlen. Sonst habt ihr, du und deine Sippschaft, mit Kleidern geschachert, jetzt macht ihr in Politik, der Name der Firma ist geändert, die Methode ist geblieben. Wären eure Liebe, euer Haß ehrlich, ihr Tagesschriftsteller der Revolution, man könnte euch bedauern, man würde euch nicht verachten. Ihr aber seid hohl und eitel durch und durch, die Geltung, die euch die Welt seither versagt hat, ihr sucht sie auf der Tribüne des Clubs, auf den Tischen der Volksgärten. Als Pferdediebe reitet ihr das gute Roß, das Volk, das ihr zu euch gelockt habt, und treibt es in die Gewitternacht hinein, ohne Richtung, ohne Ziel, nützen soll's euch, das allein steht fest; und wenn ihr es mit der Zunge zum Galopp reizt, so setzen eure eigenen Worte euch selbst in Eifer und Wuth, toller wird euer Zuruf, immer wilder die Sprünge des Gauls, bis ihr miteinander in den lauernden Abgrund stürzt. Wäre es nicht so trostlos, es wäre ergötzlich die Tagesempfindungen eines solchen Gassenhäuptlings, wie du bist, zu zergliedern. Am Morgen bis zehn Uhr Nüchternheit, persönliche Furcht, Bedenken; um zehn Uhr die erste Nachricht von einer neuen Verschwörung der Scheusale Dobblhof, Jellachich, Windischgrätz und Radetzky, welche beschlossen haben, alle freien Männer an den Nasenlöchern aufzuhängen. Von 11 bis 12 Uhr Verfertigung der betreffenden Plakate, Nachmittags Besichtigung der Stadt, des Glacis und der Leopoldstadt, tiefere Ausbildung der socialen Reformpläne nach Beobachtung eines dicken, reichen Herrn, Verstärkung des Hasses gegen die Camarilla durch argwöhnische Betrachtung einer alten Dame mit einem Bedienten. Zum Abend große That, Aufstachlung der berufenen Versamm-

lung in folgender Ordnung: das Ministerium verräth die Freiheit, die Reichen verrathen die Armuth, das Ministerium muß fort, die Reichen müssen fort, wir müssen regieren, wir müssen reich werden. — Aber das ist ja ein Zerrbild, unsere Demokratie fühlt sich dadurch nicht getroffen, sie hat guten Willen, ehrliche Liebe, und wo es ihr an Urtheil fehlt, ist wenigstens eine Fülle von „Kraft" vorhanden. — Das Zerrbild paßt doch, meine Herren. Die demokratische Partei unserer Stadt enthält viele ehrliche Leute auch unter denen, welche die thätige Rolle in unseren Clubs spielen, aber sie ist ganz auf demselben Wege, den der vorgeführte Schelm geht. Und man darf ernsthaft behaupten, in ganz Wien sind nicht zehn Männer, welche im Stande sind zu sagen: Demokratie will nicht Herrschaft des Volkes, weil diese vorläufig barer Unsinn ist, sondern Gesetz für das Volk. Merkt auf, an dem Tage, wo wir die Einsicht erwerben, daß die ganze Souveränitätsfrage nichts als ein Ueberrest mittelalterlicher Romantik, geistiger Unklarheit ist, daß das Volk ebenso wenig souverän sein könne, als der Kaiser, oder ein Reichstag, oder ein Haufe von Patrioten im Prater, an dem Tage wollen wir ein Freudenfeuer anzünden und den ganzen Wust von Plakaten, Tageblättern und Adressen fröhlich und gesichert verbrennen. Bis dahin muß es erlaubt sein, die Volksführer für falsche Apostel und unfreundliche Betrüger anzusehen und eine Zeit zu beklagen, in welcher politische Schülerhaftigkeit das Regiment führt. Ein sauberes Regiment! Der gegenwärtige Zustand Wiens ist wahrhaft verzweifelt, nicht weil er trostlos aussieht, im Gegentheil wir haben unendlichen Muth und unermeßliche Hoffnung die Welt zu retten, sondern deshalb, weil wir noch nicht recht wissen, wie wir sie retten werden.

Und die ich gezeigt habe, sind die Hauptbelten der deutschen Partei. Denn die große Menge der Ruhigen, Unentschiedenen, die Mehrzahl der Wiener Bürger, jüngere Beamte, Redacteure und was noch dahin gehört, könnt ihr in eine große

Classe werfen; sie wollen den Anschluß an Deutschland und wollen ihn auch nicht, sie wollen „aufgehn" und wollen auch wieder besonders bleiben, sie haben eine Vorstellung davon, daß sie der Vereinigung mit dem übrigen Deutschland manche Opfer bringen müßten, und sind auch im Allgemeinen bereit sie zu bringen, sobald aber das Opfer genau bezeichnet wird, erschrecken sie vor der Forderung, sie sind wie die Perser, welche begrüßend sagen: „Alles was ich habe gehört dir"; hätte man aber die Unverschämtheit, auch nur einen ihrer Pantoffel zu verlangen, sie würden die Stirn sehr befremdet runzeln.

Ich lobe mir die Entschiedenen, die „Deutschen". Das morsche Kaiserreich wird in Trümmer geworfen, das Banner der deutschen Republik wird von Wien aus bis zum Nordmeer getragen und die allgemeine deutsche Republik tritt in ein inniges Freundschaftsbündniß — ja mit wem doch? — richtig! vor acht Wochen waren es die edlen Slaven, jetzt sind's die edlen Magyaren. Der Plan ist groß, wenn auch nicht verständig. Er ist die Chimäre einer politischen Partei, die nur in heftigem Kampf bestehen kann; solch bürgerlicher Krieg, im Reichstag wie auf den Straßen, treibt nothwendig zur Maßlosigkeit. Jede Partei braucht Bundesgenossen, die mit ihr kämpfen, gegen welche sie Verpflichtungen übernimmt; Helfer, die durch ihr Eindringen das Ziel des Kampfes oft seltsam verrücken. Die Helfer und Stützen der deutschen Partei sind die große, bewegliche Masse des Volkes; die Interessen und Forderungen der untersten Schicht unserer Bevölkerung müssen von den sogenannten Demokraten vertreten werden; nicht lange und die Herren des Demos werden seine Sklaven sein. Und so wäre ein Sieg der deutschen Partei der Sieg des Proletariats, so wird ihr Kampf ein wüstes Toben gegen Alles, was Werth und Geltung hat, so hat diese Partei sich und die „deutsche Sache" dem Teufel verschrieben, und das schwarz-roth-gelbe Band hat für Oestreich schon jetzt eine ähnliche Bedeutung, wie die rothe Kokarde für Paris, es ist die Farbe

der brutalen Vernichtung, nicht des Kaiserstaates, sondern der bürgerlichen Ordnung, der Sitte und des Rechts. Freilich ahnen das die frischen Gesellen nicht, die sich mit den deutschen Farben schmücken, um die Arbeiterdeputationen zu empfangen, aber der Vertrag ist gemacht und bevor der nächste Schnee wegthaut, werden sie der Hölle verfallen sein.

Ironisches Spiel eines finsteren Geschicks. Die schönen Träume von einer großen Zukunft, die holde Sehnsucht idealer Naturen, eine Vereinigung Oestreichs mit den übrigen deutschen Stämmen, werden möglich, scheinen wirklich — und augenblicklich vergiften die Geister der Zerstörung die jungen Blüthen und das Langersehnte wird das Furchtbare. Male ich schwarz? Auf unseren Straßen stand wenigstens schon einmal mit rothem Blut dasselbe geschrieben. Hinweg mit der dreifarbigen Kokarde, sie ist eine Lüge geworden, denn sie bringt uns nicht mehr Vereinigung mit Deutschland, sondern Vernichtung für uns und Deutschland.

Da haben wir aber andere Farben. Alte, ehrwürdige Farben. Seht hier die große battistne Halsbinde; ihr Besitzer saß in der Kanzlei unter Metternich, saß unter Pillersdorf, sitzt unter Dobblhof, wird sitzen unter Stadion, Löhner oder wie sonst unsere nächste Zukunft heißt. Hier der starke Herr mit der kleinen Glatze, er trägt den Hut in der Hand und blinzt wohlwollend auf die Fratschlerin. Lacht nicht, er ist Hausbesitzer und sein Haus hat viele Fensterscheiben, in welche viele Steine fliegen können; es ist eine Lüge, daß er schwarz-gelb ist, was kann er dafür, daß seine gelben Pantoffeln schwarzes Futter haben, und überdies steckt er sie noch jeden Abend tief unters Bett. Und wieder hier der schmale Mann im schwarzen Rock mit eiligem Schritt, kurzem Haar und niedergeschlagenen Augen, er ist halb Geistlicher, halb Haushofmeister und hat einen Abscheu vor Blutvergießen und kleinen verrätherischen Schoßhunden im Boudoir seiner Geliebten. Was zähl' ich sie einzeln auf, ihre Zahl ist Legion, alle Motten, die je auf

einem Aktenstoß saßen, alle Hornissen, die je ein Offizierpferd stachen, sind greulich schwarzgelb. Wenn jede Parteifarbe zu einem weiten Mantel wird, hinter dem der Einzelne die widersprechendsten Forderungen und Wünsche verhüllt, sodaß jede Partei durch die Tendenzen ihrer Genossen auf das Wunderlichste verwirrt und bestimmt wird, von der schwarzgelben Partei gilt das mehr, als von jeder andern. Und wer unter diesen Farben nichts verdeckt als Liebe und Anhänglichkeit an das östreichische Land, ja auch Liebe zum Kaiserhaus, der ziehe unangefochten seiner Wege. Sehr viele Männer gibt es, die so denken. Wer aber die traurige Verwirrung unserer Verhältnisse merken will, der werfe seine Augen auf die Kreise, deren Mitglieder jetzt seltner über meine Brücke gehn, auf das Ministerium, die Aristokratie und den Hof.

Jedes Ministerium muß schwarzgelb sein und wenn der wüthendste Volksführer ein Portefeuille erhält, er wird in drei Tagen gelb werden mit schrägen schwarzen Streifen, wie ein Grenzpfahl. Dagegen ist durchaus nichts zu sagen und es kommt nur darauf an, wie seine Ueberzeugungen sich äußern. Das jetzige Ministerium übernahm als verhängnißvolle Erbschaft den Reichstag, den Krieg in Italien, czechische und ungarische Händel, drei Kukukseier, welche allerdings auch den Weisesten hätten erschrecken müssen, so übelriechend waren sie alle drei. Der Reichstag war unsinnig, weil er eine Verfassung geben sollte, obglzich ein guter Theil seiner Mitglieder noch heute nicht weiß, was eine Constitution ist; und weil vorauszusehen war, er werde um so mehr händelsüchtig, argwöhnisch und herrschsüchtig sein, je mehr er den Eindruck der Einfalt machte. Hätte das Ministerium Entschlossenheit gehabt, so würde es dieser constituirenden Versammlung gegenüber die einzig mögliche Zukunft Oestreichs: einen Bundesstaat mit einem Staatenparlament und Selbstbestimmung der Provinzen in den eigenen Angelegenheiten, proklamirt haben. Die meisten Provinziallandtage waren ohnedies zusammenberufen, einige

vorbereitende Arbeiten mußten diesen übertragen werden. Unzufrieden wären damit gewesen die Ungarn, vielleicht ein Theil der Wiener und die Deutschböhmen. Den Deutschböhmen war Abzweigung in einem eigenen Distrikt mit besonderer Verfassung und Verwaltung zu versprechen, es wäre ein sehr einfacher Akt gewesen: das Mittelgebirge die Grenze. Aber die Czechen hätten Flammen gespieen und das Letzte gewagt die Theilung zu verhindern. Habt ihr czechischen Männer, die ihr jetzt so gute Oestreicher seid, keine Augen für das, was jenseit des Mittelgebirges ganz im Stillen vorgeht. Merkt, die Elbe fließt nach Sachsen, und Leipzig ist für das nordwestliche Böhmen die natürliche Hauptstadt der Intelligenz, des Handels, des Verkehrs; ihr arbeitet gegen das deutsche Wesen siegreich in Prag, wohl, die Deutschböhmen wenden sich von Prag ab und dem Norden zu. Merkt auf die regelmäßig wiederkehrenden Verbrüderungsfeste zwischen Sachsen, Preußen und Böhmen. Beharrt nur auf eurer czechischen Herrschsucht, und in kommender Zeit, beim ersten Zusammenstoß der Czechen und Deutschen wird euer Norden durch die Elbe fortgespült und an Sachsen geworfen werden, und ihr selbst und das Ministerium habt die Trennung verschuldet. Ihr zuckt die Achseln: noch denkt der gute Deutschböhme nicht daran. Ich aber versichere euch, es wird ihm einfallen, sobald er euren Druck empfindet und erkennt, daß das Ministerium in euren Händen ist. Den Ungarn gegenüber hätte ein tüchtiges Ministerium gesagt: euer Zustand ist abnorm, es ist unmöglich mit solch privilegirtem Kastenwesen, wie das magyarische ist, zu bestehen, ihr spielt die Aristokraten gegen Gleichberechtigte; die Kroaten und Grenzer, die Siebenbürger, die Sachsen, sie haben das Recht der Nationalität so gut als ihr. Ungarn soll eine Provinzialsouveränität behalten, nicht mehr; Siebenbürgen, die slavische Grenze ebenso, ihr sollt Staaten werden des neuen Bundes, in den gemeinsamen Angelegenheiten dem Staatenparlament und Reichsministerium unterworfen. Das

wäre vernünftig, das wäre männlich gewesen, ihr hättet dem Jellachich dadurch die Rolle eines Freiheitsfressers, euch selbst eine mehr als zweideutige Stellung erspart. Aber ihr durftet es nicht wagen wegen der ungarischen Regimenter in Italien? Hättet ihr offen und ehrlich zu den Soldaten gesprochen, kaum ein Ungar in Italien hätte deshalb das Heer verlassen, wenigstens nicht mehr, als jetzt, wo jeder eure Feindschaft gegen Ungarn kennt und eure diplomatische Schwäche nicht achten kann. Aber Oestreich selbst, aber unsere Wiener wären mit einer solchen Föderativverfassung nicht zufrieden gewesen. Hättet ihr ihnen die Aussicht eröffnet, der Mittelpunkt eines großen Reiches zu bleiben, die Hauptstadt eines neuen mächtigeren Oestreichs zu werden, ja hättet ihr die Frage des Anschlusses an Deutschland von der Mehrheit der Volksstimmen abhängig gemacht, für jeden Fall Verbindung des Handels und der materiellen Interessen verheißen, so würdet ihr an den Oestreichern eine festere Stütze gehabt haben, als jetzt, wo sie zu euch halten, nicht weil ihr tüchtig seid, sondern weil sie keine besseren wissen. Was thut ihr jetzt? Ihr diplomatisirt mit den Czechen, mit Jellachich, mit Ungarn, mit Sardinien, mit Frankfurt; ihr müßt die Bestrafung der Aufrührer in Prag und den ehrlichen Pedanten Windischgrätz den Czechen opfern, ihr müßt deutsches Blut in Ungarn den wilden Säbeln der Kroaten, dem Zorn der Magyaren überliefern, ihr duldet, daß unsere Abgeordneten in Frankfurt eine ihrer selbst unwürdige Komödie spielen, ihr möchtet Alles beruhigen, Alles hinhalten und verderbt es mit Allen. Und weil ihr Festigkeit und Würde nur selten zu zeigen wißt, zerrütten sich unsere Zustände von Tag zu Tag mehr und Oestreichs Stern erbleicht; eine finstere Wolke und er kann vom Nachthimmel verschwinden.

Wohl weiß man, daß ihr persönlich brav und ehrlich seid, wohl weiß man, daß des Unglücks größter Theil nicht euch, sondern eurer Stellung in der Mitte beschränkter Parteien anzurechnen ist, und es ist hart, wenn man Jemandem zum Vor-

wurf machen muß, was jetzt geschieht, daß er kein Hercules oder Solon ist. Aber hier kann nur Kraft und Weisheit retten, und beide vereint sehe ich nirgend, an keinem der Staatsmänner. Euer Hauptunglück freilich ist eure schiefe Stellung zum Hofe und zur aristokratischen Partei, welche auf und durch den Hof wirkt. Der Name Dobblhof selbst war ja ein Zugeständniß, das unserer Aristokratie gemacht wurde, wie sehr auch die Torys ihn persönlich hassen.

Seit lange hat es keine Zeit gegeben, wo die Hauspolitik so viel Schwäche, Inconsequenz und deshalb Treulosigkeit bewies als jetzt. Rathlos schwankt der Hof zwischen Guisen und Hugenotten, möchte es mit beiden nicht verderben und verräth deshalb beide und wird deshalb von beiden verrathen werden. Noch ist der Banus in gutem Recht, noch kämpft er für das Recht der Völker, für die Möglichkeit und Zukunft Oestreichs, aber er thut dies nicht offen vor der Welt als kaiserlicher Feldherr, er thut's auf seine eigene Faust, als ein kühner Parteigänger. Der Feldherr Jellachich wäre Oestreich und unserm Gesetz unterworfen geblieben, denn sein Heer gehörte uns, jetzt ist es sein eigenes Heer, das ihm folgt. Den Stephan, die Ungarn habt ihr unleugbar hintergangen, hättet ihr gegen ihren Uebermuth in offener, würdiger Weise angegekämpft, sie würden gezürnt, aber sie würden sich als Besiegte dem gesunden Menschenverstand zuletzt gefügt haben, jetzt haben eure Intriguen die finstern Leidenschaften einer heftigen Rasse aufgewühlt, seht zu, wie ihr mit den Dämonen der Rache fertig werdet; mögen sie nun Sieger oder Besiegte sein. Die Slaven wenigstens habt ihr euch zu Freunden gewonnen, ihr habt bis zu einem bestimmten Punkt gemeinsames Interesse, bis dahin werdet ihr zusammen gehn. Aber ihr seid jetzt in ihren Händen, ohne es zu wissen; die Mehrheit des Reichstags, die Ruhe in Böhmen habt ihr abhängig gemacht von dem guten Willen Palacky's und seiner Freunde, seht zu, wie lange euch der bleibt. Und wenn die unbilligen Forde-

rungen der Czechen euch endlich nahe rücken — und ich versichere euch, sie werden kommen, — welche Künste habt ihr dann noch übrig, sie im Zaume zu halten? das Recht? ihr habt seinen Gang in Prag gehemmt. Gewalt? ihr habt den Czechen gezeigt, daß ihr nicht stark seid und wie man eure Feldherren in Verruf bringen kann. Geht mir, ihr Höflinge, euer Schwarzgelb ist die Farbe der Schwäche, der Intrigue, der Unwahrheit.

Wenn es möglich wäre, daß die verständigen guten Gestaltungen einer Zeit zwischen den Parteien gerade herausschießen könnten, wie der Blüthenstengel aus den entgegenstehenden Blättern, dann wäre Hoffnung für mein Vaterland. Aber die Parteien, welche sich jetzt bei uns gegenüber stehen, sind beide nicht fähig, Lebendiges schaffen zu helfen, eine neue treibende Kraft muß uns kommen, neue Männer, neue Principien. Woher? woher? — Käme aber diese Partei, sie würde aus dem gebrochenen Schein unserer bunten Farben heraustreten in klare Besonnenheit, in das weiße Licht der Vernünftigen, und der Wahlspruch dieser neuen Demokratie wäre: Organisation des Volkes.

---

2. An die Sachsen in Siebenbürgen.

(Grenzboten 1848, Nr. 45.)

Mitten durch wüste Verwirrung und fanatisches Kriegsgeschrei bringen euch die Grenzboten brüderlichen Gruß aus Deutschland und schwenken ihre kleinen Hüte nach eurer Feldmark. Wir sind eure Boten, die Anwalte eures Rechts vor Oestreich und Deutschland und wir bleiben euch treu, wenn auch unsere tollgewordenen Vettern in Wien euch und euer Geschick vergessen haben. Wenn es einmal geschieht, daß zwei Männer, welche weit von einander getrennt sind und in sehr verschiedenen Verhältnissen leben, der eine durch vernünftige Ueberlegung, der andere durch seinen verständigen Vortheil

dazu gebracht werden, daß sie ein und dasselbe als gut und nothwendig begehren, so mögen sie beide, der Theoretiker und der praktische Mann, einander von ganzem Herzen die Hand drücken, denn einer ist dem andern Bürgschaft und Unterpfand dafür, daß sie das Rechte erkannt haben und das Gute wollen. So steht es zwischen euch und uns. Wir in Deutschland kämpfen für eine gesunde, große Entwicklung Oestreichs und deshalb streiten wir auch für euch, für eure Fluren, für unsere Sitte und Sprache, für freie Bürgerkraft an den Grenzen der asiatischen Steppe.

Daß eure Väter den deutschen Pflug und freie Gesetzlichkeit hineintrugen in den Osten zwischen Szekler und Ungarn, zwischen Rumänen und Raizen, war ein großes Ereigniß, bedeutungsvoll in seinen Ursachen und Folgen, ist noch jetzt ein Verhängniß nicht nur für Siebenbürgen und Ungarn, auch für Oestreich und Deutschland. Deutscher Fleiß und Bürgersinn sollte damals in die maßlosen, wilden Völkerstämme gepflanzt werden, zur Lehre und Kräftigung des Landes und seiner Regierung. Schon damals war Siebenbürgen und Ungarn in geistiger Abhängigkeit von der Cultur und Bildung Deutschlands, eure Siedelung hat diese Abhängigkeit sehr vermehrt, und überall, wo sich in eurer Nachbarschaft Städte bildeten, Handel und Entwickelung der Volkskraft in größere Bahnen gingen, hatte der Deutsche als Culturbringer seine emsige Hand im Spiel; es wurde Gewohnheit und Nothwendigkeit auf Deutschland zu sehen, sich an uns anzuschließen. Aus tausend einzelnen Fäden wob sich das goldene Band zwischen dem obern und untern Donaulauf, zwischen euren Grenzbergen und den östreichischen Alpen. Die pragmatische Sanction, das Kaiserthum Oestreich waren die Folgen dieser Verbindung. Und in diesem Sinn seid ihr, sind die Deutschen im Osten ein Hauptgrund, eine wesentliche Ursache der Entstehung und Dauer des habsburgischen Staates. Das Bedürfniß und die treibende Kraft, welche die Bildung eines Staates bewirken,

werden auch die leitende Idee, die geschichtliche Aufgabe dieses Staates. Der Kaiserstaat entstand, weil die böhmischen und slavischen Stämme im untern Donaugebiet so bunt durcheinander gewürfelt saßen, durch die Völkerwellen des Ostens so zerstört wurden, durch deutsche Cultur und Einflüsse so bestimmt waren, daß die Entwickelung eines selbständigen großen Staatslebens in ihnen unmöglich und eine Verbindung mit deutscher Fürstenmacht politische Nothwendigkeit wurde. Daß Oestreich nach Auflösung des deutschen Reiches die Kaiserkrone für sich behaupten konnte, verdankt es nicht den deutschen Provinzen, sondern seiner Ausdehnung bis an die Mündungen der Donau; und weil dies so war, ist auch die geschichtliche Aufgabe des Kaiserstaats, eine Verbindung deutscher Stämme mit ihren Nachbarn in der Art darzustellen, daß die verschiedenen Völker zu der freien selbständigen Entwickelung, zu welcher ihre Art, Sitte, Nationalität berechtigen, die Früchte deutschen Wissens und deutscher Kraft in den Kauf erhalten. Dadurch sind auch die Verfassung, der Umfang, die Macht Oestreichs bestimmt. Auch seine Dauer? Ja, liebe Brüder, auch diese. Ein Staat besteht solange, als die Nothwendigkeiten, welche ihm seinen Ursprung geben, bestehen, solange, als die leitende Idee, seine Seele besteht. Und die Nothwendigkeit, die Idee Oestreichs, sie sind jetzt so lebendig und verständlich geworden, daß ich die feste Ueberzeugung aussprechen kann, wenn heut durch ein ungeheures Schicksal der Kaiserstaat in Trümmer geschlagen würde, in kurzem würde ein neues Reich, so ziemlich aus denselben Bestandtheilen entstehen. Freilich nach vielen Kämpfen und Uebergängen.

Wohl geschieht es, daß ein Staat oder seine Regierung sich des vernünftigen Weges, den sie gehen müssen, nicht immer bewußt sind. So ging es auch in Oestreich. Kaiser Franz, Metternich und wieder die armen Tollköpfe der Wiener Barrikaden haben für die hohe Aufgabe Oestreichs kein volles Verständniß gehabt. Daß wir weiser sind, ist nicht unser Ver-

dienst, die Geschichte dieses Jahres war ein harter Lehrmeister. Vor diesem Jahr gehörte ein großes Auge dazu, den vernünftigen Zweck des Kaiserstaats zu erfassen, ein Genie, das Erkannte in That umzusetzen, und Metternich war ein feiner Kopf, aber ein Genie war er bekanntlich nicht, ihm und wieder seinem Gegensatz, der Wiener Jugend war der Staat nicht viel besser als ein Conglomerat aus Völkertrümmern, jener wollte unverändert erhalten, was durch die Geschichte so wunderlich zusammengefügt war, und fand das Bindemittel im argwöhnischen Auseinanderhalten, in einem Leim, der jeden Theil besonders überzog; die Männer des Umsturzes wollten die ungefüge Masse auseinandersprengen, das Deutsche in den Kasten eines einigen Deutschlands werfen, das Nichtdeutsche sich selbst überlassen, d. h. euch dem Verderben, die Ungarn dem Schicksal des alten Polens, die slavische Grenze und Dalmatien den Russen.

Dies ist die Frage, welche jetzt vom Rhein bis zum schwarzen Meer fliegt und unsere Pflastersteine blutig färbt: hat der Kaiserstaat Oestreich Lebensfähigkeit und die Bürgschaft der Kraft und Dauer in sich allein, oder muß er aufgehen in den Vereinigungsbestrebungen der deutschen Stämme. Laßt darüber von eurem Standpunkt, in eurem Interesse feste Ueberzeugung deutlich aussprechen. Ihr, die Sachsen in Siebenbürgen, seid in diesem Augenblick die Bürgen der Dauer und des Bestandes von Oestreich, und wie ihr die Bürgen Oestreichs seid, so besteht und fallt ihr auch zugleich mit dem Kaiserstaat. Das ist keine Schmeichelei für euch, es ist euer Schicksal. Ich nenne euch, weil ihr die einzigen Deutschen im Osten seid, welche eine feste Ordnung als selbständiger Völkerstamm haben, doch ähnliches Schicksal und dieselbe Pflicht liegt auf den deutschen Stadtgemeinden Ungarns und der Nebenländer. Wären slavische Völker allein zwischen Krakau und dem schwarzen Meer, der Südosten Europas wäre jetzt wahrscheinlich ein großer Slavenstaat. Wohnten Magyaren und Slaven allein von Siebenbürgen bis Preßburg, wir hätten

einen wüthenden, tötlichen Rassenkampf zu beklagen, der mit der Vernichtung der Ungarn geendet hätte, und wäre er nicht schon längst ausgebrochen, in diesem Jahre hätten ihn slavische Wünsche und magyarischer Uebermuth gebracht. So aber saßet ihr drei unter einander, Deutsche, Ungarn und Slaven, ihr die schwächsten an Zahl, aber kräftig durch Intelligenz und Wohlstand. Waret ihr im Streit, zwei gegen einen, zwei gegen euch, so verhinderte Mißtrauen, Eifersucht und auseinanderlaufende Interessen der Beiden euer Verderben, standet aber ihr mit einer Partei vereint, so gabt ihr den Ausschlag und den Sieg, und zwei Parteien mußten um euch werben; so war es wenn ihr tagtet und wenn ihr nach den Waffen grifft. Immer aber war eure verständige Politik zum deutschen Kaiserhaus, an Wien zu halten. Daher kam es, daß bei allen Händeln, Uebergriffen der Krone und der Nationalitäten nie das Aeußerste durchgesetzt wurde, so kam es, daß das Scepter Oestreichs nur durch euch über Ungarn herüber eine feste Stütze an der äußersten Grenze erhielt. Die Dreiheit der Nationen bei euch und in Ungarn war eine wunderbare Hilfe für die Regierung. Ihr wißt, daß auch Metternich das sehr wohl einsah. Und diese Dreiheit muß fortbestehen, zu eurem Heil, zum Heil Oestreichs. Ihr könnt die Ungarn nicht entbehren und Oestreich kann es nicht. Der Sturm, welchen Kossuth's unfähiger Ehrgeiz über die Ungarn beschworen hat, wird hoffentlich dazu helfen, den Uebermuth des magyarischen Regiments für immer zu brechen. Oestreich hat in diesem Kampf die erste Aufgabe seines neuen Hausbaues zu erfüllen, die Ausnahme-Stellung der Ungarn zum Gesammtstaat zu vernichten. Die Ungarn müssen eine Provinzialsouveränität in dem neuen Reich werden, mehr nicht. Der Palatin ist kaiserlicher Statthalter des Landes, der ungarische Reichstag hat das Recht der Gesetzgebung für innere Angelegenheiten, Abgeordnete desselben sitzen im Staatencongreß zu Wien, als dem gesetzgebenden Körper für allgemeine Angelegenheiten. So weit

müssen die Ungarn dem vernünftigen Leben der Gegenwart nachgeben, ein herrschsüchtiges Abschließen, selbst wenn es die höchste Freiheit in seinem Bereiche entwickeln könnte, was nie, auch bei den Ungarn nicht möglich war, hat keine Berechtigung mehr, weil es die Ausgeschlossenen oder widerwillig Eingezwängten zur Unfreiheit herabdrückt. Wird aber dies angedeutete Resultat in der Gegenwart erreicht, so mögt ihr, so wollen wir die Wunden und Opfer dieses Streites beklagen, des Kampfes selbst uns im Interesse der Freiheit und Oestreichs freuen. Wer aber in heftigem Zorn über die politische Gewaltthätigkeit der ungarischen Rasse ihre staatliche Vernichtung wünscht, der versteht den Vortheil der Deutschen falsch. Er glaube nicht, daß zwei Nationen für das deutsche Element bei euch besser wären als drei. Mit den Slaven allein wäre euch und Oestreich auf die Länge nicht möglich zu bestehen, seit diesem Frühjahr nicht.

Wenn ich aber behaupte, daß ein Untergang des Kaiserstaates auch euer Verterben wäre, so denke ich hier an die Stellung Oestreichs zu Frankfurt. Als Kaiserstaat mit Siebenbürgen, Ungarn, Galizien, den slavischen Außenländern, vielleicht auch mit Venedig und der Lombardei kann Oestreich unmöglich einer deutschen Centralgewalt sich unterordnen. Das begreift jetzt endlich fast Jedermann. Die deutschen Theile Oestreichs aber unter die Centralgewalt zu stellen und durch die Person des Kaisers (Personalunion) mit den außerdeutschen Ländern, in denen er allein regiert, im Verband zu erhalten, ist ebenso abenteuerlich, für die Lebenskraft des Staates, für Wien, für Ungarn, für euch ein Todesstreich, denn zwischen den deutschen und nichtdeutschen Staaten wird dann eine Mauer aufgerichtet, so hoch, daß kaum noch die Kaiserkrone darüberragt, aller Segen, welcher aus der einheitlichen Verbindung der öſtreichischen Völker für alle hervorgeht, wird dadurch in Unsegen verwandelt. Der Handel Wiens z. B. wird seine Gesetze, Wage und Zölle dann von Frankfurt oder Leipzig er-

halten, das Dampfschiff der Donau wird schon hinter Wien ins „Ausland" fahren, ihr werdet in Ungarn, Siebenbürgen, den Stammländern keine Oestreicher als Beamte, Offiziere und was euch wichtiger sein wird, als zuziehende Staatsgenossen haben dürfen; ihr wäret getrennt und abgesperrt von Deutschland, viel mehr, viel ärger als jetzt; von der Staatenpolitik gar nicht zu reden, wo der Reichstag und die verantwortlichen Minister des nicht deutschen Theils z. B. veranlaßt sein könnten, die Krone zu einem Bündniß mit Rußland zu treiben oder zu einem Kriege mit Italien, während die deutsche Centralgewalt Krieg mit Rußland und ein Bündniß mit Italien durchsetzte. Der Kaiserstaat würde dann unversehens mit sich selbst Krieg führen u. s. w. Eine Personalunion der souveränen nichtdeutschen und der centralisirten deutschen Länder ist für Oestreich nichts als ein maskirter Totschlag. Ein dritter Wunsch: Deutschland in Oestreich aufgehen zu lassen, ist vollends unausführbar. Und wenn sich Alles, was seine Ausführung unmöglich macht, beseitigen ließe, seine Verwirklichung würde erst recht verwirren. Das alte deutsche Reich zerfiel deshalb, weil Oestreich Interessen und eine Politik hatte, denen Norddeutschland feindlich sein mußte. Wie damals die Politik der Cabinette, so geht jetzt die der Völker auseinander. Hamburg und Breslau haben jetzt gegen Triest und Wien eine ähnliche Stellung wie Preußen und Oestreich zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Wozu noch einmal das ersehnen, was schon einmal gestorben ist, weil es nicht leben konnte? Es bleibt also, wenn das deutsche Oestreich mit dem übrigen Deutschland vereinigt werden soll, nichts übrig als den Kaiserstaat zu zerstören und die deutschen Theile in die Vereinigung aufzunehmen. Das aber wäre ein großes Unglück für Deutschland, für die deutschen Theile Oestreichs, für Ungarn und die Slavenländer, das größte für euch.

Ehe ihr dies billigt, wendet eure Blicke nach Rußland, ohne Liebe und ohne Haß.

Die Thätigkeit Rußlands in eurem Osten ist die eines strengen, gewaltigen Zuchtmeisters, der die rohen Anfänge der Völkerbildung ausbreitet, ziehende Nomadenstämme auf der Steppenhochebene vom Dniestr bis zum Ural, vom Ob bis zum Ostrande Asiens festnagelt an die Scholle; er treibt und zwingt Grenzsteine zu setzen, die Zelte in feste Hütten zu verwandeln, auf die Karawanenspur harte Straßen zu bauen. Hunderte von Völkern und Sprachen hat der Czar unter seine Faust gezwungen, überall verfolgt er fest, schrittweise dasselbe Ziel. Wer darf leugnen, daß die Aufgabe und Idee eines solchen Staates eben so riesenhaft ist, als sein Flächenraum, und daß Europa, wenn es den Gegensatz seiner Politik und Cultur Rußland gegenüber als feindlich empfindet, doch nicht verkennen darf, wie Rußland für die sichere Entfaltung der europäischen Völkerkraft der starke Wall ist, welcher tatarischen Sand und asiatische Rohheit von unseren Grenzmarken abhält. Wir Deutsche können uns der Mittel nicht freuen, durch welche Rußland regiert. Es ist ein schablonenhaftes, drückendes Regiment; ein Gesetz, das den Kirgisen erhebt, zwängt den Polen nieder, ja der Schematismus, selbst der Umfang der ungeheuern Staatsmaschine verderbt den Beamten, verhindert sehr oft auch die gute Wirkung der wohlgemeinten Arbeit. Eine tüchtige, aus der Seele der Völker herausblühende Cultur kann Rußland nie erzielen, es wird sie töten, wo sie ans Licht tritt, es wird selbst getötet werden, sobald die vorgeschriebene Bildung seiner Stämme den Punkt erreicht hat, wo die Verschiedenheit der praktischen Interessen und Bedürfnisse den einzelnen handgreiflich und zwingend wird. Und so kann man schließen, daß der ungeheure Bau durch sich selbst zusammenstürzen muß, sobald die vernünftige Nothwendigkeit aus ihm weicht, daß er fallen wird durch seine Einseitigkeit, durch die Mittel und Formen, aus welchen er sich aufbaute, denn diese Formen versteinern, sie werden Hindernisse der weitern Entwicklung, sie beschränken endlich die Politik, den größten Mann, die höchste Schöpfer-

kraft. Auch der Riese Rußland wird fallen, jetzt aber ist seine Zeit noch nicht gekommen, und ihr mögt immerhin glauben, es ist gut für Europa und die deutsche Freiheit, daß sie noch nicht gekommen ist.

Während in Deutschland die letzten dreißig Jahre theoretischen Träumens, keimender Volkswünsche nicht günstig waren, aus den Regenten Charaktere und Männer zu machen, während die Aengstlichkeit und Halbheit unserer zurückschraubenden Beamtenpolitik unsere Fürsten schwach, wunderlich, phantastisch werden ließ, galt von Rußland das Gegentheil. Dort ist der Kaiser der Thätige, ein Selbstherrscher, der mit eigner Hand das große Triebrad seiner Maschine umschwingen muß. Er ist Alles, will Alles, thut Alles, Rußland gehört zuerst ihm, dann er dem Staate. Das sind Verhältnisse, wo auch der Schwache zum Manne, der Starke zu Eisen wird. Rußland ist der Kaiser, die russische Politik sind die Ueberzeugung und Empfindungen des Kaisers. Gerade deshalb hat die Staatspolitik Rußlands weniger geschwankt, als jede andere. Denn wo Minister regieren, lösen die verschiedensten Ansichten einander ab, wie sie in den mannigfaltigsten Kreisen des bürgerlichen Lebens gewonnen werden; wo der Despot regiert, wird seine Persönlichkeit von Jugend auf in derselben Richtung, denselben Anschauungen, denselben Nothwendigkeiten groß gezogen. Wer Rußlands Politik studiren will, muß die Seele des Czaren studiren, wie der Botaniker seine Blüthen. Und er wird gut thun, wenn er die Motive der kaiserlichen Unternehmungen so hoch und edel als möglich faßt, denn man kann in der Politik wie im Privatleben seine Feinde nie besiegen, wenn man sich dieselben klein und niedrig macht. Legt ihnen die möglich reinsten Beweggründe ihrer feindlichen Handlungen unter, baut ihren Ideengang aus den besten und feinsten Aeußerungen ihrer Natur auf, ihr werdet vielleicht im Einzelnen irren, aber ihr werdet euch im Ganzen sicher über sie stellen. Nikolaus hat einen Feind seines Lebens, Polen. Daß er diese Erbschaft

behaupten mußte, hat ihm, dem Menschen, bittere Schmerzen bereitet, hat sein Gefühl tief gekränkt, hat ihn oft hart, grausam gemacht, ja es hat ihn vielleicht sogar die Einseitigkeiten, die unveränderlichen Beschränktheiten des russischen Regierungssystems empfinden lassen, es hat ihn vor sich selbst gedemüthigt, und deshalb ist ein wunder Fleck in seiner Seele zurückgeblieben, er zürnt den Polen und scheut die Völkerkämpfe, welche Unterthanen so gegen ihre Herren erheben, wie auch ein unerschrockener Mann die Waffe scheut, die ihn nahe ans Leben getroffen hat. Der Czar verachtet den Panslavismus, er verachtet die politische Ueberreiztheit des slavischen Blutes. Ferner versteht sich Nikolaus vortrefflich auf dramatische Regenteneffecte, z. B. bei Aufständen, er hat den Reiz ungeheurer Momente gekostet, wo das ganze Leben sich zusammenrafft, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren. Dadurch muß zu einem großen Selbstgefühl die gefährliche Freude an der Selbstbeschauung gekommen sein; er ist ein kühner, entschlossener Mann, der gewöhnt ist die Leidenschaften zu lenken, die Menschen als Werkzeuge zu gebrauchen. Wer das lange thut, wird entweder ein Intrigant, oder er zieht sich in sich zusammen in einsamer Höhe. Das letztere war des Kaisers Loos, er hat sich in eine Atmosphäre von Hoheit und Adel zurückgezogen, er liebt es wie der Gott seiner heiligen Bücher zu erscheinen, plötzlich, andonnernd, beseligend oder vernichtend. So hat ihn sein wunderliches Leben zu einem Schwärmer gemacht, zu einem Schwärmer des Despotismus. Ein solcher Mann kann wissentlich nicht unedel handeln, er muß sich wenigstens für jede That einen idealen Gesichtspunkt gewonnen haben, der ihn das Unrecht derselben übersehen läßt.

Anders seine Staatsmänner und Diplomaten. Was Diensteifer, Schlauheit, Ehrgeiz, Habsucht nur durchsetzen können, um dem Auge des Herrn angenehm zu werden, das, nehmt an, geschieht durch sie. Wenn russische Agenten und russisches Gold den Boden eines Volkes durchwühlt haben, dann erfährt der

Kaiser, daß das Volk ihn als Retter erwarte; was mühsam vorbereitet, überlegt und eingeleitet ist, dem Herrn bleibt die nothwendig gewordene That als freier Entschluß. Nicht immer jedoch gelingt's den schlauen Köpfen mit ihrem Kaiser. Sie hatten vor Jahren kein Mittel gespart, dem Kaiser die Möglichkeit zu verschaffen, der erste Panslavist zu werden, er hat es unwillig von der Hand gewiesen. Ihre Späher und Agenten bearbeiten schon lange in den Donaufürstenthümern, in Bosnien und Serbien den Grund für künftige russische Saat, der Kaiser sträubte sich dagegen, in Europa weiter zu gehen. Und doch werden sie und die Verhältnisse ihn zwingen, und er wird thun müssen, was er fürchtet. Für Rußland ist der Besitz des schwarzen Meeres eine Lebensfrage, er wird nur gesichert durch die Herrschaft über die Donaufürstenthümer und Constantinopel. Wozu sie nehmen, solange sie nicht hindern? Erst wenn sie schädlich werden, muß Rußland sie nehmen, Constantinopel, wenn es unklug russischen Rath verschmähte, die Fürstenthümer sobald sie „Freiheit" heischend nach dem Westen schauen. Sie werden besetzt, pacificirt, endlich müssen sie behalten werden. Von dem Augenblick, wo Rußland den rumänischen und serbischen Stamm berührt, ändert sich seine europäische Stellung durchaus, der Kaiser scheut die Folgen, seine begehrlichen Politiker wünschen sie.

In der Moldau und Walachei legt sich Rußland zuerst auf solche fremde Stämme, welche von der großen Massenbewegung der Gegenwart ergriffen sind. Diese Erregung hat bei den östlichen Slaven zunächst die Folge, gewaltsam die Gesetze der patriarchalischen Hörigkeit zu vernichten und die Völker aufzulösen in eine Masse von „freien" Einzelwesen. Vielleicht wäre Rußlands Scepter noch stark genug in den Fürstenthümern diesen Umsturz zu verhindern, aber die Fürstenthümer hängen mit Bulgarien, Serbien und Bosnien und mit euren slavischen Nachbarn so sehr zusammen, daß jedes Zucken des einen sich auch den anderen mittheilt. Um die Fürstenthümer sich zu erhalten, müßte Rußland die Bulgaren, die Serben, dann die

Bosniaken an sich fesseln und sein Endziel wird Dalmatien und das adriatische Meer; es wäre eine Occupation voll Mühen, Kämpfe, in ihren letzten Folgen verhängnißvoll und tötlich für Rußland. Aber sie würde unvermeidlich. Solange Oestreichs Farben am Pruth und an der bosnischen Grenze stehen, sind die Südslaven getheilt, zum Theil durch deutsche Bildung und loyales Gesetz gebunden und deshalb ist der Czar ein ehrlicher Freund Oestreichs, und wenn er eine freiere Gestaltung des kroatischen und rumänischen Lebens nicht als vortheilhaft loben kann, er wird doch Oestreich, welches ihm eine Schutzwehr ist, solange als Helfer und Stütze betrachten müssen, als es Ansehn und Kraft zeigt. Käme aber der unheilvolle Tag, wo der Aar Oestreichs zum Tode getroffen würde, blieben Slaven und Ungarn sich selbst überlassen, ohne gemeinsamen loyalen Herrn, Rußland müßte in die aufgewühlten, schäumenden Völkerwogen hineindringen und sie unterwerfen um seiner Selbsterhaltung willen. Ich brauche euch nicht zu sagen, was dann eure Zukunft wäre. Nicht fünfzig Jahre und der Walache würde durch das Unkraut eurer Felder schleichen und der Russe würde seine Stiefeln auf die Stühle eures freien Raths legen.

Das wäre euer Loos. — Und Deutschland? Wohl würde der erschreckte Ungar ein Bündniß mit der neuen Centralgewalt suchen und die Folge wäre ein tötlicher Kampf zwischen Ungarn und Slaven. Oder meint Jemand, der Walache, der Kroat würde die Füße des deutschen Reichsmeisters küssen? Und eine zweite Folge wäre Rußlands Nachbarschaft in Galizien, in Dalmatien, am Mittelmeer und wieder ein Entscheidungskampf zwischen Deutschen und Slaven, zwischen dem Osten und Westen Europas. Sagt nicht, ihr Freunde, daß ich willkürlich in die Zukunft hineinträume. Beweist, daß die Sachen anders dargestellt sind, als sie liegen, daß die vorhandene Wirklichkeit falsch verstanden ist; und ich will jede Folgerung zurücknehmen. Wohl läßt sich keine Zukunft berechnen, aber es gibt eine unerbittliche Logik der Thatsachen

und wer ihre Schlüsse vermeidet oder für unnütz erklärt, der gleicht einem Mann, der sich die Augen verbindet, um die drohende Feuersbrunst von seinem Hause abzuhalten. Ein concentrirtes Deutschland kann nicht bestehen ohne ein starkes souveränes Kaiserthum Oestreich und die Endpunkte der neuen Concentration müssen im Ganzen betrachtet da sein, wo der Kaiserstaat anfängt.

Dürfen aber unsere Brüder in Wien, in Steiermark und Tirol zu den übrigen Deutschen nicht sagen: Weshalb sollen wir uns ausschließen von dem neuen Deutschland um der Ungarn, der Slovaken, der Siebenbürger willen? Sollen wir ein Opfer werden eurer politischen Nothwendigkeiten, eurer Besorgnisse um das eigene Heil? ausgeschlossen sein von deutscher Cultur, eurem Fortschritt, beschränkt auf eine Wechselwirkung mit Fremden? Wohl, spricht das deutsche Oestreich so zu den übrigen Deutschen in brüderlichem Zorn, so haben diese keine andere Antwort darauf als die Kommenden zu umfassen, mit ihnen dreinzuschlagen und mit ihnen vereint den großen Völkerkampf treulich durchzufechten. Wenn die Liebe der Oestreicher von ihnen fordert, sie dürfen nichts versagen, denn nirgend und zu keiner Zeit soll die Politik uns Deutsche vergessen machen, daß wir von einem Geschlecht sind und uns lange und oft nach einer Vereinigung Aller gesehnt haben. Aber es thut bei dieser Frage gar nicht noth, sich in hochherzige Gefühle zu flüchten. Der Wohlstand, das Glück von Oestreich hängt an der großen Handelsstraße, die von Triest über Wien nach dem schwarzen Meere führt, sie ist die Lebensader aller Völker, die darum wohnen und Wien ist der natürliche Knotenpunkt zwischen Deutschland und den untern Donauländern. In Deutschland würde Wien die Hauptstadt einer Grenzprovinz, in dem neuen Oestreich die Hauptstadt eines mächtigen Ganzen. Da wird die Wahl nicht schwer. Wer aber eine Trennung Oestreichs von Deutschland als eine unnatürliche Entfremdung zwischen Verwandten empfindet und von deutscher

Bildung und den Vortheilen deutscher Vereinigung ausgeschlossen zu werden befürchtet, der versteht doch das Leben freier Völker sehr wenig. Es wird der Weg von Linz nach Frankfurt nicht weiter werden, was in Leipzig oder Berlin gedacht oder geschrieben würde, wird in Wien ebenso schnell und vollkommner genossen werden als bisher. Und wenn die deutschen Oestreicher gar fürchten slavisirt zu werden, so ist das nichts als eine Unsicherheit ungeübter Kraft, so oft der Slave, der Ungar und der Deutsche zusammen Rath halten, werden sie deutsch sprechen, und sobald die Völker sich gewöhnt haben, ein jeder im eigenen Haus sich selbst zu regieren, werden sie auch das Hausrecht des Nachbarn ehren. Alles was Oestreich an dem übrigen Deutschland liebt, wird es sich durch Vertrag und brüderliches Bündniß fest gewinnen; was aber Oestreich allein hat, die Herrschaft über den Osten, davon wird es dem übrigen Deutschland so viel Vortheile abgeben, als sein eigner Vortheil gestattet. Und jetzt, während der schmerzlichen Betäubung, welche auf den Wienern nach einem gefährlichen Rausche liegt, über die Leiden hinüber, welche die schwerverwundete Stadt empfindet, rufe ich euch die frohe Ueberzeugung zu, daß Oestreich erstehen wird zu neuem Leben und neuer Kraft, und ihr, treue Grenzwächter deutscher Sitte und Bildung, ihr werdet den Segen dieser Zukunft theilen.

Noch Manches über eure Lage habe ich auf dem Herzen. Tönt das Posthorn erst wieder friedlich auf der Straße zu euch, wo jetzt die Trompetensignale der Kriegerhaufen lärmen, dann schreiben wir weiter, über eure Union und euren Ruf nach deutschen Kolonisten. Wir wollen hier in Deutschland unterdeß nicht müßig sein und für euch sprechen, wo es noth thut. Ihr aber, Männer von Siebenbürgen, denkt freundlich unser und bleibt euren Boten hold.

---

3. Wieder auf der Ferdinandsbrücke.

(Grenzboten 1848, Nr. 46.)

Kalt braust der Wintersturm über die Donau, ein weißer Reif hängt an der Brücke, unten ziehen die Wasser des Stroms lautlos nach Ungarn. So eilig rinnst du thalab, trübe Fluth? Du hast dich hier mit rothem Blute gefärbt, du eilst nach Pesth, dir neuen Purpur zu holen. Uns aber, die Lebenden, schaudert beim Blick auf deine Ufer. Das Ungeheure, Jammervollste, was wir in finstern Träumen geahnt und klagend in das Gewühl gerufen, es ist Alles, Alles geschehen, so kläglich, so entsetzlich. Ein unseliger, fanatischer Kampf, durch Tollheit entzündet, in Verzweiflung beendet, und nach ihm seine Folgen, sein Fluch? Armes Wien, todmüde und wund bist du gefallen, durch eigene Schuld, den Wahnsinn deiner Kinder. Das Unheil hat begonnen, wo wird sein Lauf enden?

Es ist einsam geworden auf der Brücke. Nur einzeln, wie Schatten, gleiten verhüllte Gestalten an mir vorüber. So bleich die Wangen, die Augen hohl und scheu, Schmerz und Elend in allen Zügen. Dein Gesicht ist hager geworden, Arbeitsmann, und dein Bart ist sehr struppig. Hast du dein Liebchen verloren, dem zu Ehren du auf dich hieltest? Dein stierer Blick ruht traurig auf dem kalten Reif an der Brücke. Der Winter ist da, armer Mann, die welken Blätter sind gefallen und all deine bunten Hoffnungen mit ihnen. Jetzt klopft der Hunger, die Verzweiflung an deine kalte Stube. Das türkische Gewehr, das du aus dem Zeughaus mit nach Hause geschleppt, du hast's mit Lappen und Stroh umwickelt und im Garten des Nachbars unter alten Bretern versteckt, die letzten Patronen trägst du noch in der Tasche, und du weißt wie man den Hahn spannt und losdrückt; die Kugel der Soldaten hat dich verschont, du kannst dir selbst das Letzte thun. — Wo ist dein Sturmhut und dein prächtiger Bart, du armer Junge von der Legion? Dein übermüthiges Lachen

beim Wachtfeuer ist verklungen, du hattest dir einen halbjährigen Rausch getrunken, es war ein großer Zug, den du thatest, was dir von Zukunft noch bleibt, das hat er vergiftet. — Wo sind die Abgeordneten, die Männer des Reichstags? Nach Kremsier, zum Kaiser, dort zahlt ihr die Zeche für Alles, was ihr in Wien des Guten zu viel gethan. — Horch, dumpfer Trommelwirbel! Seid ihr vom Regiment Latour, daß ihr so finster einzieht, wie vom Grabe? Weh uns, ihr kommt vom Töten, nicht im Kampfe, Waffe gegen Waffe, ihr seid commandirt zur Rache, zu trübseligem Henkeramt. Als der Mann lebte, den ihr mit drei Kugeln erschossen, da haben wir, ich und die Männer meiner Partei, nicht gelobt, was er that; jetzt können wir nicht loben, daß ihr ihn getötet. Seit der Unselige von Frankfurt nach Wien kam, in der Aula sprach und den Calabreser in sein Antlitz drückte, sind wir ihm gefolgt wie sein Schatten, und mit sicherer Ueberzeugung spreche ich aus: er hat gar keinen Einfluß ausgeübt auf den Gang der Begebenheiten, seine Rede ist verhallt, sie war nicht einmal heiß genug für die Siedehitze unserer Studenten, und was er seitdem gethan, daß er die Waffen getragen, zum Kampfe geredet, das hat kaum eine Kugel mehr über die Donau geschickt. Wozu machtet ihr einen Märtyrer aus dem fremden Mann? Meint ihr Ordnung und Gesetz dadurch zu weihen, daß ihr den wilden Spruch der Rachsucht bethätigt: Auge um Auge, Mann gegen Mann, Blum für Latour? Das ist Beduinenrecht, kaiserlich aber ist es nicht.

Als du, ernster Fürst, deinen Commandostab über Prag ausstrecktest, persönlich tief getroffen und doch mäßig, besonnen und versöhnlich, da haben wir, die Arbeiter der Grenzboten, dir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wir haben damals — fast allein — vor unserem Volk dein Thun, deine Haltung vertreten. Wir haben die große Aufgabe, Oestreich zu retten, die du jetzt gelöst, unserem Volk verständlich zu machen gesucht. Was du aber jetzt gethan, das können wir

nicht loben. Daß du den armen Redner deinem Soldatenbrauch geopfert, war unnöthig, ja es war schädlich. Sage nicht, es sei ihm geschehen nach Kriegsrecht und Völkergesetz. Wir leben jetzt in Zuständen, wo der Buchstabe des Gesetzes nicht das Höchste ist. Und ist Kriegsrecht ein Gesetz? Es ist die Willkür der Sieger, durch Formen und Bräuche geheiligt, seine Ausübung ist immer ein Unglück, auch wo sie nothwendig und nützlich ist. Die Füsilade des Frankfurter Abgeordneten war beides nicht. Die Fraction der Demokratie, welcher er angehört, war bis zum heutigen Tage in Mißachtung. Das Frankfurter Attentat, der lächerliche Demokratencongreß in Berlin, hundert Thorheiten einzelner Parteimänner hatten dahin gearbeitet, dem Volk die Augen zu öffnen. Deine Besetzung Wiens konnte ein neuer Sieg der vernünftigen Freiheit werden. Und in einem Moment nimmst du deinem Sieg, deiner Arbeit den Segen. Das Gefühl der deutschen Völkerstämme, den Zorn der Massen hast du auf's Neue gegen dich und den Hof empört. Sage nicht, daß du das nicht achtest. Sehr roh ist noch der Freiheitsdrang dieses Jahres und arge Verirrungen der Massen haben wir zu beklagen, aber nie und von keiner Partei soll vergessen werden, daß bei uns kein Staat, keine Regierung mehr möglich ist ohne freie Bewegung, ohne die treibende Kraft des Volkes. Der Tod Blum's wird mehr als jede andere Maßregel das verständige Urtheil der Massen verwirren, ihre Leidenschaftlichkeit aufregen, Organisation und Ordnung erschweren. Dem Urtheil des Volkes ist er nichts als ein Seitenstück zur Ermordung Latour's, und die Mörder Lichnowsky's werden ihr Haupt jetzt wieder erheben, denn du hast ihnen den Schein einer Berechtigung gegeben. Indeß noch schädlicher ist deine rasche That für die Stellung Oestreichs zu den übrigen Deutschen. Daß du die wohlwollende Regierung Sachsens, die verständige Mehrheit der Frankfurter Nationalversammlung in peinliche Verlegenheit gebracht hast, will ich übergehen; aber einen Riß hast

du gemacht zwischen Oestreich und Deutschland, der für Ersteres schädlich werden kann. Wohl war es an der Zeit, daß sich Oestreich frei und kaiserlich über seine Stellung zu Frankfurt aussprach, du hast ihm das Wort erspart durch die Kugeln deiner Scharfschützen. Mäßigung und Schonung wäre auch in Wien weise gewesen, du aber hältst es mit der Furcht und warnenden „Beispielen". Solche Beispiele brauchen wir in diesem Jahre nicht mehr, und die deutschen Völker fürchten nicht mehr, sie hassen. Hättest du Blum in wohlverschlossener Kutsche von Wien fort nach Frankfurt gesandt zur Nationalversammlung, mit artigem Gruß und der höflichen Bitte um weiteres Verfahren, du hättest eine bessere Rache gehabt als jetzt, man hätte bitter lächeln können, wo man jetzt im finstern Ernst weinen möchte.

Hinein in die Zukunft! Wir haben in wenigen Wochen das Aergste erfahren; wem der Tod allstündlich drohte durch eine verirrte Kugel, den wahnsinnigen Pöbel oder das Messer eines trunkenen Kroaten, der hat ein Recht sich achselzuckend abzuwenden von einer schlechten Umgebung, wo nur Zerstörung ist, ohnmächtiger Trotz, soldatische Willkürherrschaft. Vielleicht, daß es für das leichtherzige, gedankenlose Wien eines solchen Verhängnisses bedurfte, um die Männer aus ihrer nichtsnutzigen Gemüthlichkeit, die Jünglinge aus ihrem übermüthigen Selbstgefühl zu erwecken, sicher ist eins, das alte Wien wird nie wieder lebendig werden. Das verminderte Vermögen wird wieder zusammenfließen, Credit und Verkehr werden wieder aufblühen, auch die Traube wird wieder gekeltert werden und Nestroy wird neue Possen machen, aber die Furchen, welche sich in dieser Zeit auf die Stirn gezogen, werden nicht wieder geglättet, kein Haar, das vor der Zeit ergraut ist, wird sich wieder braun färben, und an dem besorgten, forschenden Blick werdet ihr die Wiener dieses Herbstes errathen. Auf allen Lippen schwebt die große Frage: Was wird nun?

Ihr habt gesiegt, ihr Herren in Olmütz. Und Oestreich

wird den Segen davon haben, ihr aber, so fürchte ich, nur geringen. Hütet euch, haltet den Sieg über Wiens Anarchie nicht für das Ende der Krisis, es könnte für euch selbst ein Verhängniß werden. Den Reichstag habt ihr nach Kremsier berufen. Ihr habt Recht, es ist gleichgiltig, wo diese unglückliche Komödie zu Ende gespielt wird, und es bedurfte nicht der Versicherung irgend eines Narren, daß die Einwohner von Kremsier die nöthige Einsicht und politische Reife hätten, um den hohen Reichstag zu würdigen. Wo auch Sierakowsky donnere und Borrosch pfeife, sie werden überall die Bewunderung finden, welche sie selbst zu stärken pflegte und diesem Reichstag so ungewöhnliche Würde gegeben hat. Ihr habt Recht, es ist gleichgiltig, wo der Reichstag zu Grunde geht. Sein ganzes Dasein in Wien war ein Scheinleben, er war nichts als ein Kinderspielzeug, wie eine hohle Glasente, welche schwimmt, weil sie zu leicht ist unterzugehen, trieb er auf dem Wasser der Wiener Tagesphrasen. Zuletzt haben ihm die Wiener selbst den Daumen aufgesetzt und ihn hinuntergedrückt. Euch, ihr feinen Herren, freut das. Ihr wollt die Ente noch einmal vor euch spielen lassen, im kleinen Gefäß, im Bereich eurer Lorgnetten und guten Scherzreden, im sicheren Schutz eurer Wachen; je sinnloser und ungeschickter sie sich wendet und daherschwankt, je länger man über sie lacht und die Achseln zuckt, desto besser für euch, desto tiefer sinkt die Wagschale eures Rechts. So aber soll, so wird es nicht sein. Die politische Charlatanerie dieses Sommers mußte vernichtet werden, ihr habt das gethan, wir haben's nicht beklagt, ja wir haben euch unterstützt. Jetzt aber treten Andere hinter die Bresche, die ihr geschossen, und diese schreiben jetzt den Weg vor, den Regierung und Volk zu gehen haben. Ihr kennt sie nicht? Seht um euch: wer im Kaiserstaat feste Kraft und gesunde Ziele hat, wer verständig darnach trachtet, den eigenen Vortheil dem des Ganzen zu verbinden, wer Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, das Kaiserreich liebt und durch

die Arbeit seines Lebens erfahren hat, wie Freiheit errungen wird, der gehört zu uns, sei er Wiener, Czeche, Sachse, Slavonier oder Ungar; diese Partei hat keine Farben, keine Verbindung, kein Programm, und doch wird sie jetzt stehen wie ein Mann und wird arbeiten für Oestreich, mit euch oder gegen euch, noch habt ihr die Wahl. Unsre Stunde ist jetzt gekommen. Und wollt ihr uns einen Namen geben, so nennt uns die Partei der Organisation.

Und jetzt zu euch, ihr Männer der Reformen. Wer Oestreich liebt, der vergesse den Hader der Parteien, die Interessen seiner Nationalität, seines Standes, seiner Fraction. Es gilt jetzt, einmüthig die großen Maßregeln zu treffen, welche das Vaterland retten, seiner Zukunft Bürgschaften geben. Ihr alle, Pillersdorf, Palacky, Stadion und ihr östreichische Abgeordnete in Frankfurt und wer sonst Einfluß und Geltung hat, habt jetzt gemeinsam die Hand anzulegen bei dem Neubau. Der alte Reichstag möge sich selbst auflösen, er hat keine Berechtigung, keine Bedeutung mehr. Es sind nicht mehr einzelne Theile der Monarchie, welche willkürlich zusammengelöthet werden sollen, es handelt sich um Gestaltung des Gesammtstaats, die Siebenbürger, die slavischen Grenzländer erwarten, daß ihr ihnen die Hand brüderlich entgegenhaltet; die Ungarn werden nachfolgen, weil sie müssen. Alle Völker Oestreichs sollen zusammentagen und der Reichstag selbst muß das einsehen, einleiten und dann sich auflösen.

Wir haben eines in diesem Sommer gelernt, daß constituirende Versammlungen von Hunderten nicht auf rasirtem Boden, ins Blaue hinein eine Organisation des Staats bewirken können, solange nicht die höchsten leitenden Ideen festgestellt, ihnen als Richtschnur gegeben sind. Wir dürfen den großen Bau nicht ganz den ungefügen Debatten ehrlicher, aber ungeübter Männer überlassen. Die letzten Grundsätze der neuen Verfassung müssen vor dem Zusammentritt des Völkercongresses festgestellt sein, das Verhältniß des Gesammtstaats, der

östreichischen Centralgewalt, zu der Selbstverwaltung der einzelnen Provinzen und Länder muß vorher beschlossen sein. Natürlich darf die Krone allein das nicht thun, wohl aber die Völker und die Krone durch eine Commission. Die Abgeordneten des Reichstags treten nach Provinzen zusammen, jede Provinz wählt einen Bevollmächtigten, dem sie ihre Rechte für diese gesetzgebende Versammlung überträgt, die siebenbürgischen Stämme, die Königreiche Ungarn, Dalmatien, vielleicht auch Italien werden zur Absendung von Bevollmächtigten aufgefordert. Die Commission vereinigt sich mit der Krone über die Grundbestimmungen der neuen Staatsverfassung; die Einzelheiten, der Ausbau, die Anwendung auf die Verhältnisse der verschiedenen Landestheile bleibt dem neu zusammengesetzten Völkercongreß, welcher in Gesammt- und Provinzialsitzungen berathet. Nur so kann die Ruhe des Winters für unser Vaterland gewonnen, bis zum Frühjahr der neue Bau aufgeführt sein. Bringt uns der Winter keine Vereinigung auf neuem gesetzlichen Boden, keinen Verfassungseid, keine feste Regierung, kein Vertrauen zur Zukunft, so lösen sich die Planken des Staatsschiffs und ein jammervolles Chaos verschlingt die Trümmer. Jetzt ist die Zeit gekommen schnell und mit Anspannung aller Kraft zu arbeiten, der Reformpartei kommt die Arbeit zu, auf ihr liegt die volle Last der Verantwortung, auf die Häupter ihrer Genossen wird schon im nächsten Jahr Segen oder Fluch der Völker fallen.

---

4. Der Förster Jobs und der Teufel an den k. k. Professor Herrn Mauß zu Lemberg.

(Grenzboten 1849, Nr. 2.)

Gestatten Sie eine öffentliche Erklärung darüber, weshalb wir Ihren Aufsatz über das Verhältniß Oestreichs zu Frankfurt nicht bereits abgedruckt haben. Es sind nämlich durchaus

nicht unsere Ansichten, Herr Professor, welche Sie aussprechen, so originell und lehrreich Ihre Meinung auch sein mag. Fragen Sie aber, welches unsere Ansichten sind, so bitten wir um Erlaubniß Ihnen dieselben figürlich, gleichsam im Bilde kurz mittheilen zu dürfen. Es ist nicht Schüchternheit, welche uns zu dieser gemeinen Form bringt, sondern im Gegentheil ein gewisser unseliger Hang, den die Grenzboten nicht los werden können, die Dinge recht wohlwollend und möglichst verbindlich für die Parteien zu besprechen. Verzeihen Sie nur, daß unsere Fabel so einfach ist. Es gibt eine hübsche Geschichte vom Förster Jobs und dem Teufel. Der Förster Jobs ging mit seiner Pfeife im Walde spazieren, da sah er einen Teufel an einem Baum stehn. „Jobs," sagte der Teufel freundlich, „euer Tabak riecht gut, laßt mich ein paar Züge aus eurer Pfeife thun." Da nahm Jobs seine Flinte und hielt sie dem Teufel in den Mund, und als der Teufel zog, schoß er ihm die Ladung Schrot in den Mund. Und der Teufel spuckte den Schrot hastig aus und sagte verwundert: „Pfui Teufel, Jobs! ihr raucht verflucht starken Tabak." — Wie kann nun diese Ostdeutsche Post Nr. 1 achselzuckend behaupten, Oestreich müsse in diesem Augenblick der Teufel Deutschlands sein. Umgekehrt, vom Standpunkt unserer Geschichte aus ist die große Politik der östreichischen Regierung immer der Förster Jobs gewesen und die Frankfurter Nationalversammlung, obgleich oder weil sie in der Paulskirche saß, ist der Teufel. Haben die Regierungen von Oestreich dem Teufel zu Frankfurt nicht seit dem Sommer eine Ladung Schrot nach der andern in den Mund geschossen, und hat der Teufel Nationalversammlung sich nicht immer gewundert und gutmüthig gesagt: „Pfui, alter Jobs, der Tabak ist doch stark!" ohne daß sein Wohlwollen für Jobs abgenommen hätte? Gleich bei den Wahlen: Das czechische Böhmen weigerte sich nach Frankfurt zu wählen, es hatte den durchaus begründeten Instinkt sich nicht dort anschließen zu wollen. Was hat die östreichische Regierung gethan, durch ihr

Einschreiten der Nationalversammlung zu zeigen, daß es ihr mit der Besendung von Frankfurt Ernst wäre? Sehr wenig. Aber das war nur eine kleine freundschaftliche Nachlässigkeit, sie hatte keine Zeit und damals vielleicht auch keine Kraft. Der erste Schuß war das Ausfuhrverbot des baren Geldes. Wenn dieser unerhörte, unnütze und verderbliche Gewaltstreich nicht den Handelsstand Oestreichs heruntergebracht hat, so ist das nicht das Verdienst der Regierung, sie hatte das Ihre dazu gethan; und wenn sich genau beweisen läßt, daß dasselbe Ausfuhrverbot erst recht den Mangel an barem Geld in Oestreich fühlbar gemacht, die Bank dem Mißtrauen preisgegeben und die Finanzkrisis Oestreichs beschleunigt hat, so geht uns das hier auch nichts an; aber das deutsche Volk und seine Constituante ging es sehr wohl an, daß die Regierung Jobs „dem Ausland" durch die aus dem Verbot folgende Stockung des Handels, des Geldverkehrs, der Zahlungen, durch den Fall der Banknoten empfindliche Verluste bereitete, vermittelst einer Maßregel, die kriegsführende Völker kaum gegeneinander anzuwenden pflegen. Und ferner, wie freundlich verweigerte der ehrliche Jobs seine Beiträge in die leeren Nationalkassen zu zahlen, mit welcher Gemüthlichkeit verweigerte er, der Nationalversammlung seine Flotte zur Verfügung zu stellen! Von andern Schüssen, die laut genug durch Deutschland knallten, will ich ganz schweigen. Und endlich nachdem Jobs fest und herausfordernd erklärt hat, er wolle mit dem Teufel nichts zu thun haben, wenigstens nichts, bis er sein eigenes, ganzes Hauswesen bestellt hätte, da auf einmal schießt er den letzten Schuß mitten in den Mund des gutmüthigen Teufels, er will ihn gar verhindern sich wohnlich in seiner eigenen Hölle einzurichten, und nur deswegen, weil er in einer bußfertigen Stunde an die Möglichkeit denkt, er könnte selber einmal hineinkommen. Sehen Sie, Herr Professor, das finde ich unrecht und anmaßend von Jobsen; die ganze Teufelswirthschaft in Frankfurt ist ihm nicht recht, sie ist ihm zuwider. er liebäugelt mit dem Himmel, sieht andächtig nach Osten,

dorthin wo die Sonne aufgeht; und wieder kommt ihm die Unsicherheit und eine fliegende Angst, der Teufel könnte ihm doch einmal zu mächtig werden, und er dreht sich wieder nach Westen und beansprucht sein Hausrecht in der Hölle. Und deshalb sind wir mit Jobsen nicht zufrieden, wir nennen ihn pfiffig, aber nicht weise, wir halten die ganze gegenwärtige Politik der östreichischen Regierung und der östreichischen Abgeordneten in Frankfurt für eine politische Sünde, für Versündigung an den höchsten Interessen des östreichischen Volkes. Die Oestreicher in Frankfurt sind nicht klug genug einzusehen, daß Oestreichs freie und vernünftige Organisation von der schnellen und kräftigen Einigung des übrigen Deutschlands abhängt; wird aus der deutschen Einheit in Frankfurt nichts, die sie jetzt, wie sie glauben, zu Oestreichs Gunsten verhindern müssen, so wird aus der einheitlichen Bildung eines freien Oestreichs erst recht nichts; löst sich die Volksversammlung in Frankfurt auf ohne großes Endergebniß, so hat das Volk sich ein Zeugniß seiner Kraftlosigkeit ausgestellt und die Regierungen, die Diplomatie treten an seine Stelle und werden „das Nöthige" vermitteln; und ist erst das deutsche Volk so weit herunter, so mögen die östreichischen Volksmänner sehn, wo sie Kräfte zu gesetzlicher Opposition hernehmen. Es wird in Oestreich um einige Grade trauriger werden, als im Lande des Teufels. Darüber ließe sich ein Buch schreiben und denen an die Köpfe werfen, welche kurze Augen und lange Begehrlichkeit haben. Wir aber sprechen noch ein Wort über den gutmüthigen, sehr, sehr gutmüthigen Teufel in Frankfurt. Herr Professor, mit der Kaiserkrone ist es nichts, wir brauchen keine neuen heraldischen Pedanterien, auch haben wir kein Geld, die Diamanten dazu zu kaufen, das war auch so eine gutmüthige Schwärmerei desselben Teufels. Aber einen tüchtigen Präsidenten, der vorläufig erblich ist, brauchten jetzt die Deutschen, und vor allem müßten sie Einigkeit haben, um zur Einheit zu kommen. Aber wie Teufel kann man Einigkeit von Deutschen

erwarten, höchstens in der Begeisterung beim Festessen bis zum Braten, oder wenn sie gerade berauscht sind, wie voriges Frühjahr. Und so wollen wir beide, Sie, Herr Professor, und wir, die Redaction, mit möglichster Ruhe erwarten, wie die Geschichte zwischen Jobs und dem Teufel noch enden wird, von Jobsen müssen wir sagen, daß wir mit ihm grollen, sein Tabak ist uns zu stark, und gegen den Teufel, dem wir uns übrigens verschrieben haben, hegen wir den furchtbaren Verdacht, daß er sich als ein armer — gutmüthiger Teufel ausweisen wird.

---

5. Eine östreichische Note.

(Grenzboten 1849, Nr. 8.)

Es gibt eine Art politischer Sünden, welche der höfliche Mann „Naivetäten" nennt, wenn er die Ausdrücke „Thorheit" und härtere zu vermeiden wünscht. Solch eine Naivetät ist die östreichische Note, in welcher sich das Ministerium Schwarzenberg, nach dem Beispiel Preußens, über Oestreichs Stellung zu Frankfurt und Deutschland ausspricht. Der Oestreicher, welcher annimmt, daß das Ministerium in der Note seine ganzen Ueberzeugungen ernsthaft und ehrlich ausgedrückt hat, wird sein Vaterland beklagen, weil es von unklaren Köpfen prinzipienlos zum Abgrund geführt wird; der Deutsche, welcher in dem Aktenstücke nur eine Maske sieht, hinter welcher sich Mephistopheles verbirgt, wird über das Ungeschickte der Komödie die Achseln zucken; die Verehrer des Ministeriums, zu denen die Grenzboten gehören, werden an der Note wenigstens einige Stilfehler zu beklagen haben, sie steckt noch zu sehr in allgemeinen Redensarten. Das war bis vor Kurzem noch gut in Kremsier, für Frankfurt aber und die Norddeutschen ist es Roccoco; das Schriftstück besticht nicht mehr, es täuscht nicht mehr; die deutsche Revolution ist ein Jahr alt, das Lallen

unbestimmter Töne hat aufgehört, man hat bereits feste Forderungen, welche man zu verwirklichen sucht; wenn man in der Note von einem „stufenweisen Gange" zur Vereinigung hört, der mit „dem guten Willen" beginnen soll, so thut man bereits die unverschämten Fragen, was soll denn vereinigt werden? in welchen Schritten soll dieser stufenweise Gang vor sich gehen? welche Interessen Deutschlands und Oestreichs können und dürfen zusammenwachsen? Darauf bleibt die Note jede Antwort schuldig. Das ist ein betrübender Stilfehler unserer armen Freunde in Olmütz. Man hätte doch wenigstens einige kleine Vereinigungspunkte aufzählen sollen, wäre es auch nur das Versprechen gewesen: „wir wollen alle zusammen stufenweise den Christkatholicismus annehmen, das kindliche Purgirmittel der frommen Deutschen, gegen das man in Oestreich so schönes Wohlwollen bereits bewiesen hat."

Aber die Leser verlangen den Inhalt der Note, welche mit Bemerkungen in kurzem Auszuge folgt:

„Ein starkes, souveränes Kaiserthum Oestreich ist für Deutschland und Europa nöthig; sein Kaiser verwahrt sich gegen jede Unterordnung unter eine Centralgewalt, die von einem anderen deutschen Fürsten gehandhabt wird."

Von der Wahrheit und Nothwendigkeit dieser Sätze sind wir innig überzeugt, wir haben uns dafür herumgeschlagen, als sie auch noch in Oestreich für Verrath an der Freiheit galten.

„Die östreichische Regierung fühlt das Bedürfniß der Wiedergeburt Deutschlands durch einen engeren Verband der einzelnen Staaten. Sie sieht aber in dem Wege, welchen die Nationalversammlung und das Ministerium Gagern eingeschlagen hat, nicht den richtigen Weg zur Einigung.

„Ein engerer Bundesstaat, wie er beabsichtigt wird, würde Deutschland, das durch den Wegfall Oestreichs verstümmelt wäre, allmählich in eine staatliche Einheit verwandeln. Eine solche Einheit ist aber für Deutschland, auch Oestreich abge-

rechnet, nicht wünschenswerth, denn sie würde die verschiedenen Bedürfnisse, moralischen (!) und materiellen Interessen, die Ueberlieferung der Vergangenheit und die Ansprüche an die Zukunft (der verschiedenen Theile) auf das Tiefste verletzen und die staatliche und persönliche Freiheit der Deutschen hemmen."

Wir bitten unsere Leser diese Schlußfolgerung genau zu betrachten. Es ist die fünfhundertjährige Politik des alten Oestreichs, das System Metternich's, die Ansicht aller öſtreichischen Staatsmänner, welchen das große Auge des Genies fehlt, die aus diesen Sätzen herausbricht. Es ist dieselbe Politik, deren Last seit 1815 wie ein Alp auf uns gelegen hat, die uns im letzten Jahr in die Revolution getrieben hat, weil wir die Schmach und die Scham, die ihretwegen unsere Wangen röthete, nicht länger ertragen wollten. — Die besonderen Interessen der Einzelnen, die privilegirten Forderungen der Einzelnen, die kleine Freiheit der Einzelnen soll gesichert, gehegt, erhalten werden, für das Ganze, Allgemeine keine Liebe, für die höchsten idealen Empfindungen eines edlen Volkes, für deutsche Ehre, deutschen Stolz kein Verständniß; für die harte Wahrheit, daß die unbeschränkte Freiheit der einzelnen Theile die Unfreiheit, Zersplitterung und Zerstörung des Ganzen bei uns stets zur Folge gehabt habe, kein Gedächtniß! — Und so väterlich besorgt um die auseinanderlaufenden Sonderinteressen der einzelnen Stände in Deutschland zu sein, während man in Oestreich dieselben Particularinteressen mit Kartätschen niederschießt, weil sie sich der Idee eines großen, starken Oestreichs feindlich und sinnlos entgegenstemmen! Oestreich wollt ihr einig, groß und stark haben, sogar die Provinzialfreiheit gedachtet ihr auf's kleinste Maß zu beschränken, der Ungarn alte Rechte, der Polen besondere Interessen habt ihr selbst zerschlagen und mit Blut und Schwert verfolgt, aber in Deutschland fühlt ihr zart und gewissenhaft. Schämt euch, ihr Herren in Olmütz und Kremsier, eure Politik hat die Seele eines schleichenden Katers, nicht des Aars von Oestreich. — Aber ihr

wollt doch etwas Schönes für Deutschland machen helfen, laßt uns sehen, was ihr bringt:

„Der kaiserlichen Regierung schwebt ein nach Außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland vor.“ „Auf der von der kaiserlichen Regierung in Aussicht zu stellenden Grundlage finden alle deutschen Staaten und alle ihre außerordentlichen Landestheile Platz.“

Hat Schmerling, oder Durchlaucht Schwarzenberg oder wer sonst die Note schrieb, in seiner Jugend Verse gemacht oder gelesen, daß ihnen noch jetzt „Deutschland vorschwebt“, wie einem hungrigen Gelegenheitsdichter die gebratene Gans, oder einem verliebten Schneider sein Mädchen, oder dem Theaterhelden Macbeth der blutige Dolch? Pfui, meine Herren, diese rasende Begeisterung gehört nicht in die Politik; wenn Sie aber das Phantasiebild nicht los werden können, so bitten wir, Oestreicher und Deutsche, Sie herzlich, lassen Sie es noch eine Weile schweben; wir wollen unterdeß hier auf der Erde in schlichter Wirklichkeit ein selbständiges Oestreich und ein selbständiges Deutschland zu erarbeiten suchen, trotz Ihnen. — Und gesetzt, ihr Traumbild eines Centraleuropas, welches Slovaken, Slovenen, Schokazen und Schleswiger unter einen großen Hut brächte, wäre ernsthaft gemeint, von Ihnen selbst für ausführbar und lebensfähig gehalten, warum hüten Sie sich so sorgfältig, die Punkte auch nur anzudeuten, von welchen eine Vereinigung ausgehen müßte? Wissen Sie denn gemeinsame große Interessen der verschiedenen Völker, Interessen, welche jetzt zusammenwachsen könnten, so mächtig und fest, daß sie zu gleicher Zeit Deutschland frei und stark machten, und Ihr Regiment in Oestreich erhielten? Sehen Sie um sich, nennen Sie uns die Geschenke, welche Sie bieten können, um dem deutschen Volk Kraft zu geben, die Schwäche politischer Ohnmacht von uns zu nehmen. Ihre Armeen? Deutschland braucht sie nicht; die Freundschaft der Czechen oder Kroaten? Können Sie diese

den Deutschen verschaffen, Sie, welche gerade durch Opposition der Nichtdeutschen gegen die Deutschen auf Ihren Ministersesseln erhalten werden? Sie sind außer Stande, irgend etwas für Deutschland zu thun, so viel Wege Sie auch finden mögen, gegen dasselbe zu handeln. Wohl wird Oestreich und Deutschland stets zusammengehören, aber in anderem Sinne, als Sie begreifen. Was die deutschen Stämme aber bedürfen, um wirklich das zu werden, das Ihnen „vorschwebt", ein nach Außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, gegliedertes und doch einiges Reich, das wollen Sie nicht verstehen, und das Oestreich, welches Sie regieren, kann es nicht gewähren: das Niederreißen aller Zollschranken, Heimatsbeschränkungen und Rechtshindernisse für den Verkehr der Einzelnen, Einheit in der Gesetzgebung, in der diplomatischen Vertretung, im Heerwesen, das ganze frische, königliche Selbstgefühl eines Volkes von Brüdern, Freiheit des Gedankens und männliche Thatkraft. Darnach ringen die Deutschen; das anzubahnen, war die Frankfurter Versammlung bemüht, oft ungeschickt, immer aber ehrlich und mit edler Gesinnung. Sie können dazu nicht helfen und Sie dürfen nicht. Die Bahn, in welche Sie Ihr Schicksal geschleudert hat, führt abwärts von Deutschland, abwärts von der Freiheit, und Alles was Sie Deutschland bieten können, ist, außer Schmeichelworten für die Schwachen, jetzt nur Verwirrung, Zerrüttung und Schwäche. Die Vereinigung mit Ihren außerdeutschen Ländern wünscht auch Deutschland, von je hat deutsche Herzlichkeit die Hand gedrückt, die den Anschein hatte, sich freundlich zu bieten, aber es hat dazu erst Zeit und Raum, wenn sein eigenes Haus fest gezimmert ist. Und ganz dasselbe war Ihre Ansicht von Oestreich, als Sie Ihr gutes erstes Programm schrieben, damals waren Sie noch weise und brav, wohin Sie aber seit der Zeit gekommen sind, werden wir sogleich sehen.

Zuvor noch für unsere Leser einige Bemerkungen über die Note. Die angeführten Stellen sind der Hauptinhalt. Das

Uebrige ist Beiwerk. In unbestimmter Andeutung wird gesagt, daß das alte Bundesverhältniß Oestreichs — sein Präsidium scheint gemeint — nicht einseitig von Frankfurt aufgehoben werden dürfe. Es wird der Bund als fortbestehend angenommen. Diese Auffassung mag man vorläufig auf sich beruhen lassen; wenn die Nationalversammlung etwas Wirkliches schafft, so wird das Bundesverhältniß Oestreichs sich ändern müssen, die alten Rechte werden in neuem Vertrage die nöthigen Abänderungen erfahren und der Widerstand der östreichischen Regierung wird dann nur so weit gehen, als seine Kraft reicht, als seine Völker ihm gehorchen. Weder Tiroler, noch Czechen, noch Kroaten werden sonderlich warm sein, sich in dem deutschen Bund zu sehen. — Eifrig dagegen und öfter hebt die Note die Bereitwilligkeit hervor, mit welcher die Regierung den Beschlüssen der Nationalversammlung, außer in der Gesetzgebung, entgegengekommen sei; es ist etwas wie böses Gewissen und Unwahrheit in dieser Versicherung, denn da die Hauptthätigkeit der Versammlung unglücklicherweise gerade war, Gesetze zu machen, so war die östreichische Regierung leider zuweilen in der Lage, sie unbeachtet lassen zu müssen. Wir rechnen zu diesem Entgegenkommen das Verbot der Geldausfuhr, das Füsiliren Blum's, die Erklärung über die östreichische Flotte und die guten Diners, welche die Abgeordneten Mosle und Welcker in den Octobertagen zu Olmütz einnahmen. Daß diese Note einen unwilligen Seitenblick auf Preußen wirft, welches verweigert habe, mit der östreichischen Regierung ein Privatabkommen über die deutsche Frage zu treffen, ist natürlich. Wenn endlich die Regierung ihren Entschluß erst nach der Vollendung der Frankfurter Verfassung aussprechen will und so der Versammlung nur das Recht zugesteht, Gesetzvorschläge für die Cabinette zu machen, so hat sie doch andrerseits wieder die kluge Absicht, durch diese Note Einflüsse auf die Beschlüsse der Versammlung auszuüben.

Sie hat das ungeschickt angefangen. Die Note muß auch

den Freunden der ministeriellen Politik weh thun; sie ist schlecht gemacht und gibt zu viel Blößen.

Dem Oestreicher aber, welcher die schwierige Lage seines Vaterlandes mit prüfendem Blick überschaut, wie dem Deutschen, welcher an Frankfurt hängt, muß sie noch andern Eindruck machen. Man sieht aus dieser Note, wie die schönen patriotischen Hoffnungen für das Aufblühen eines neuen Oestreichs sehr schnell und vollständig geschwunden sind, daß die Männer, welche als Reformatoren und Apostel der freien Organisation auftraten, zu Intriganten und Flickarbeitern heruntergekommen sind. Ist es möglich, daß Graf Stadion einen Antheil an der Note hat!

Jedenfalls ist es ein tragisches Verhängniß, welches sich jetzt in Oestreich abspielt. In dem Selbstgefühl frischer Kraft tritt eine neue Regierung dem verwirrten, betäubten, ermüdeten Volk entgegen, ihre Worte sind ehrlich, ihr Wille gut, ihr Ziel verhältnißmäßig deutlich. Es gilt ein neues Haus aus wankenden und drohenden Trümmern zu schaffen. Wohl eine Riesenarbeit, aber nicht unausführbar, wenn ein fester Bauplan vorhanden war. Der aber fehlte, der gute Wille war zu schwach, es folgte Verwirrung, Widersprüche, größere Unordnung, man zerschlägt die trotzigen Burgen Ungarn und Galizien und weiß mit den neuen Völkertrümmern, Serben, Walachen, Kroaten, Slovaken, Ruthenen nichts Rechtes anzufangen, hier werden freigebige Zugeständnisse gemacht, dort das rohe Selbstgefühl unnöthig verletzt, die großen Städte drückt der Belagerungszustand, die Feldherren trotzen den Ministern, Sondergelüste, die man in Galizien und im Banat u. s. w. privilegirt hat, werden in Böhmen und Kroatien und Istrien unleidlich, die ungeheuren Heeresmassen schlagen den Finanzen Todeswunden, der Mangel an Silbergeld frißt als Fäulniß an dem geschäftlichen Verkehr; Mißtrauen, Hoffnungslosigkeit, dumpfe Resignation herrschen im Lande. Wie weit das Ministerium an dieser trostlosen Lage Theil hat, verdient eine be-

sondere Besprechung. Sie fing ihm aber bereits an fühlbar zu werden, als Schmerling nach Olmütz kam und die Ansichten des Ministeriums über die Bedeutung der Paulskirche ändern half. Es ist gleichgiltig, ob ein Mann Alles verschuldet hat, was von dem Ministerium seit jener Zeit in falscher Richtung beschlossen wurde; wir wollen die folgenden Schlüsse nicht als von ihm gesprochen anführen; sicher ist, daß sie zur Geltung kamen. Es wurde den Ministern gesagt: Man hat die Paulskirche bis jetzt mit Achselzucken abgefertigt, oder als ein Revolutionstribunal mit Widerwillen betrachtet, Beides ist Unrecht. Die Wirksamkeit der Frankfurter Versammlung wird jedenfals eine sehr fruchtbare, bedeutende sein, selbst wenn ihre Verfassungsentwürfe sich als unpraktisch erweisen sollten. Die politische Bildung, die Talente Deutschlands sind dort versammelt, sie ist eine großartige Schule parlamentarischer Bildung und wird je nach der Richtung, welche sie einschlägt, die deutsche Volkspolitik der nächsten Zukunft bestimmen. Ihr wendet euch spröde ab, Preußen macht die nöthigen Fortschritte, seine Freunde sind zahlreich und thätig, die meisten Talente hat es gewonnen. Für Oestreich ist ein Bundesstaat, Preußen an der Spitze, aus zwei Gründen gefährlich, vielleicht tötlich. Einmal kann Oestreich den Anschluß an Deutschland, an ein deutsches Parlament nicht entbehren. Wie das Kaiserhaus steht unter unsicheren Nationalitäten voll von phantastischer Rohheit oder feindlichen Sympathien, muß es eine feste Stütze in seinen Erblanden haben, wenn es bestehen soll. Gegenwärtig hat Oestreich diese nicht; der Boden ist dort unterwühlt, die politische Reife zu gering. Aber es ist allerdings möglich die deutschen Provinzen selbst von Deutschland aus zu befestigen und die Bildung und größere Bedächtigkeit der übrigen deutschen Völker, die würdige staatsmännische Haltung des Frankfurter Parlaments zu Bundesgenossen zu gewinnen gegen den studentischen Taumel unserer Calabreserhüte und gegen nichtdeutsche Zumuthungen. Oestreich

muß fest und sicher in Deutschland ruhen, um die Stürme der nächsten Zukunft zu bestehen. — Und zweitens darf sich keine starke Vereinigung deutscher Kraft neben Oestreich bilden, wenn der losgelöste Kaiserstaat nicht neuen unaufhörlichen Erschütterungen ausgesetzt sein soll. Denn das starke Selbstgefühl, die freien Formen, in welchen sich dort draußen das Volksleben äußern wird in einem Staat von nationaler Arbeit, sie müssen für die deutschen Oestreicher eine ewige Quelle der Sehnsucht, der Unzufriedenheit, der Demagogie werden; die starke Nachbarschaft wird so lange anziehen, bis sie den alten Staat aus den Fugen gerissen hat; denn wir dürfen uns nicht verbergen, daß wir auf dem von euch betretenen Wege durch die Militärherrschaft, die Ablösung von Deutschland und die Ueberzahl roher Völkerstämme zu einer aufgeklärten Despotie getrieben würden, welche den Staat nur dadurch erhalten kann, daß sie den Idealismus der Deutschöstreicher unterdrückt. Deshalb darf Deutschland ohne uns kein großer Staat werden, den eine glückliche Revolution geboren hat.

Und deshalb ist es eine zwingende Nothwendigkeit für Oestreich, entweder die deutsche Vereinigung nach seinen Bedürfnissen abändern zu lassen und ein Theil davon zu werden, oder, falls dies nicht möglich, sie durch alle Mittel zu verhindern.

So ungefähr rechnet das Ministerium Schwarzenberg seit dem December. Aber wie klug und wie wohlerwogen diese Berechnung scheint, sie hat den Fehler, daß ihre Schlauheit eine Tochter der Schwäche ist, daß der Bankerott an eigner Kraft und die Verzweiflung, die große Idee und Aufgabe Oestreichs selbstkräftig zu gestalten, sie eingegeben hat, und deshalb ist sie falsch und irrig. Denn die Deutschen außerhalb Oestreich rechnen anders: Deutschland kann ohne feste Concentration, ohne eine starke Executivgewalt nicht mehr bestehen. Selbst wenn die Sitzungen der Paulskirche kein augenblickliches Resultat haben, wenn Oestreich die bairische und

sächsische Nationaleitelkeit für sich arbeiten läßt, um durch sie zu zerstören; es wird nicht auf lange sein. Die kleinen Fürsten könnten sich nicht gegen ihre Demagogen behaupten, Revolten und Krämpfe würden durch das ganze Land zucken, alle Besseren des deutschen Volks werden das Völkerparlament von 1848 tief im Herzen tragen, dann erst recht, wenn es untergegangen sein wird gegen die Diplomaten; und die unabweisbare Folge von dem Gelingen der östreichischen Cabinetspläne wird eine neue deutsche Revolution sein. — Ob das, was aus ihr hervorgehen wird, „Preußen“ oder „deutsche Republik“ heißen mag, ist hier gleichgiltig; wahrscheinlich ist nur das eine, daß man den Kaiserstaat Oestreich vergebens suchen wird, wenn die Völker aus dieser zweiten Krisis heraustreten.

Und ein anderer Fehler in der Rechnung ist, daß sie einen dauernden Einfluß der Habsburger auf das neue Deutschland hofft. Für Deutschland ist eine Oberherrschaft Oestreichs fortan unmöglich. Wir Deutsche alle lieben die Oestreicher mehr, als sonst irgend ein deutscher Stamm den anderen liebt, es ist etwas von Zärtlichkeit in dieser Empfindung, aber eben deshalb können wir ein Präsidium Oestreichs nicht brauchen. Es ist unnöthig, das zu erklären. Nur das sei bemerkt, die Preußen sind am wenigsten beliebt im übrigen Deutschland, und doch wünscht der größte Theil unserer klugen Leute Friedrich Wilhelm IV. auf den Präsidentenstuhl.

Besäße Schwarzenberg statt der unseligen Höflichkeitsklugheit die gesunden Augen eines ehrlichen Mannes, so würde er das Elend sehen, was dem Kaiserstaat in nächster Zukunft droht, wenn ihm nicht ein starker, eng verbundener Nachbar zur Seite steht; er würde mit beiden Händen arbeiten, das zu schaffen, was er jetzt verhindern will, „deutsche Einheit“. Freilich hat er die Nothwendigkeit, gute Nachbarschaft zu halten, nicht verkannt, aber er ist nach der unrechten Seite gegangen. Ein Bündniß mit Rußland ist für einen Staat, der Walachen

und Serben zu freien Männern machen soll, doch ein zu gefährliches Spiel. Ob er wagen wird, gegen Rußland wegen Serbien und Bosnien ebenso zu politisiren, wie jetzt in Frankfurt?

Wir kehren zur Note zurück. Die bairische Kammer hat sich patriotisch und begeistert im Sinn der Note gegen den „Ausschluß" Oestreichs und gegen ein Kaiserthum des Preußenkönigs ausgesprochen. Wir beglückwünschen das bairische Volk zu der Weisheit seiner Volksvertreter. Für Sachsen ist eine ähnliche Gratulation unnöthig; die höflichen Sachsen fangen bereits an, den Respect vor ihren Kammern jeder Erwähnung derselben beizufügen.

Wenn übrigens das östreichische Cabinet lernen will, wie das Wort einer ehrlichen, tüchtigen Regierung klingen muß, so möge es die Herablassung haben, die hannöversche Note anzusehen. Auch der Mann, welcher die Seele des Ministeriums Hannover ist, hat zu protestiren und wichtige Bedenken gegen Frankfurt auszusprechen; aber wie anders ist der Ton, keine unnütze Redensart, kein diplomatischer Mantel über Zweideutigkeit und Schwäche, sondern höchst verständige Bedenken mit der Gewissenhaftigkeit eines redlichen Geschäftsmannes ausgesprochen. Nach den unangenehmen Empfindungen, mit welchen man die Arbeit des kaiserlichen Cabinets weglegt, thut es einem recht in der Seele wohl, einen anderen Minister sprechen zu hören, dem man aus einem Actenstück gut werden kann, selbst wenn man seine politischen Ueberzeugungen nicht theilt.

---

6. Die Russen in Siebenbürgen.

Von der Ferdinandsbrücke.

(Grenzboten 1849, Nr. 10.)

Die beiden doppelköpfigen Aare Europas haben sich in Siebenbürgen zusammengesellt, fahre wohl, Reichstag von Kremsier,

du armes Huhn, mit deinen gesträubten Federn; fahret wohl, ihr Sterne Oestreichs, ihr glänzenden Hoffnungen warmer Herzen! Wehe über dich, du Staat der Donau!

Was klagt die Eule am Brückenrande? Was ist so Großes geschehen? Es ist Alles ganz natürlich gekommen. Ein magyarischer Bandenführer wird nach Siebenbürgen gedrängt, die Szekler helfen ihm gegen Sachsen und Rumänen; er bedroht die reichen Hauptstädte der Sachsen, welche der östreichische General nicht zu schützen vermag; die Sachsen rufen aus den Donaufürstenthümern die Hilfe der „Nachbarn" herzu; 10,000 Russen rücken zur Unterstützung der kaiserlichen Truppen hilfreich in die gefährdete Grenzprovinz. Sie werden gute Mannszucht halten, sie werden helfen den Bem hinauszujagen, sie werden nicht länger bleiben, als nöthig ist. Was ist dabei so Ungeheueres. Es ist ein unglücklicher Zufall, unbequem für die Regierung und für unser Selbstgefühl, aber weshalb soll er so große Folgen haben und ein Verhängniß werden für den Kaiserstaat?

Wohl, das Schicksal hat oft den Humor, aus Kleinem, Zufälligem den Henkerstrick für Große zu drehen. Und wenn wir über das zufällige Ereigniß klagen und finster eine Schlinge für unser Haupt da erkennen, wo erst dünne Fäden zu Tage liegen, so wissen wir auch den Grund, warum wir fürchten.

Rußlands Politik ist in ihren Grundzügen die klarste und einfachste der Welt. Ein ungeheures Gebiet, dessen Ackerbau, Viehzucht, Industrie und Handel noch in den ersten Stadien der Entwickelung sind, zwingt zu einer Politik der Ruhe und des Friedens, in welchem der Herrscherwille des Czaren seinen Völkern die Wege vorzeichnen kann, in denen sie zu Ordnung, Gesetz und Cultur kommen sollen. Daß Rußland als despotischer Staat, wenn es bestehen will, seine Völker in einen abgesteckten Weg hineintreiben, durch tote Formeln und drückende Schablonen die selbstkräftige Entwickelung der einzelnen Stämme zerstören muß, daß es oft ungebildetes Leben

töten muß, um einen toten Schein von Bildung hervorzubringen, ist sein Fluch und macht es zum Feind jedes freien Mannes. Und weil das Prinzip Rußlands der tötliche Feind volksthümlicher Freiheit, auch unserer Freiheit ist, gerade deshalb wollen wir dem großen Sinn und der Riesenkraft, durch welche es regiert wird, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Czar erkennt sehr wohl, daß jeder Schritt, welchen er nach Westen zu vorwärts thut, Gefahren für das Prinzip Rußlands bringen, ja ein Verhängniß für sein Reich werden kann. Mit Mühe und großen Opfern hat er seine Grenzen hermetisch gegen die „modernen Ideen" des übrigen Europa verschlossen, er mußte es thun, um in seinem Lande Herr zu bleiben; willig bot er dem Metternich'schen Oestreich die Hand, weil dieses die unruhigen Südslaven in isolirter Erstarrung hielt und deshalb als treuer Verbündeter die russischen Grenzen sicherte. Selbst die Donaufürstenthümer, die Moldau und Walachei, so nöthig ihr Besitz für Rußland wäre, um die Küsten des Pontus zu sichern, ließ Nikolaus in der unsichern Stellung unter schwachen Hospodaren, obwohl ihm seit Jahren der revolutionäre Geist in denselben ein Gräuel war und seiner Administration große Unbequemlichkeiten brachte; er duldete dies, nicht nur weil er den Widerspruch anderer Mächte scheute, sondern zumeist deshalb, weil es ihm gefährlich schien, die südslavischen Stämme in seinen Bannkreis zu ziehen.

Im vorigen Jahr hat sich das politische Erdbeben bis in die Donaufürstenthümer fortgepflanzt, die großen slavischen Forderungen: Aufhebung der Leibeigenschaft, der Privilegien, der Schrei nach allgemeinen Menschenrechten, nach sicherem Eigenthum und sicherem Gesetz wurden auch in den Fürstenthümern laut. Die Hospodare, die Bojaren sollten gestürzt werden, die Revolution wurde proclamirt. Vielleicht hat Nikolaus seit der Verschwörung der Dekabristen keinen ernstern Tag gehabt, als den, wo ihm der Aufstand der Rumänen gemeldet wurde; ihn zu dulden hätte nichts Anderes geheißen, als sein

Rußland durch ein schleichendes Gift zu zerstören, die Landschaften zu nehmen, hieß den Kampf mit Westeuropa beginnen. Zögernd besetzten seine Heere die Donaufürstenthümer; mit diesem Act trat Rußland in eine ganz veränderte Stellung zu Europa, in eine neue Phase seiner Politik. Rußland kann fortan keine freien Rumänen, keine freien Serben, keine westeuropäische Organisation der südlichen Slaven neben sich dulden, wenn es nicht mit ewigen Verschwörungen und Völkerkämpfen in seinem Inneren behaftet sein will.

Nun aber ist das ganze Unterdonaugebiet, auch das bisher türkische so aufgewühlt und in einem neuen Krystallisationsproceß begriffen, daß jedes Wollen und Thun des einen Volksstammes sich blitzschnell den übrigen mittheilt. Alle Rumänen, alle Serben, östreichische und türkische, haben jetzt schon die Empfindung, daß sie ein Volk sind, einen eigenen Staat bilden müssen. Instinctmäßig ging ihr Haß bis jetzt gegen Rußland, ihre Neigung nach Oestreich. Die Rumänen in Siebenbürgen haben widersprochen, als die Sachsen den russischen General zu Hilfe riefen; die türkischen Serben sind im vorigen Jahre in großen Heereshaufen ihren Brüdern im Banat zu Hilfe gezogen. Der Divan konnte das nicht verhindern und wollte es nicht, so wenig er die Insurrection der Fürstenthümer hinderte. Er erkannte in Beidem sehr gut den Stachel in der russischen Ferse. In Bosnien, bis nach der Küste von Dalmatien ist die Aufregung nicht geringer. Schon damals, als Jellachich in seinem Grenzgebiet gegen die Ungarn rüstete, kam eines Tages eine Schaar türkischer Paschas, Grenzhäuptlinge und Bandenführer über größere und kleinere Haufen, vor seine Wohnung. Sie setzten sich feierlich auf die Polster nieder, die türkische Friedenspfeife wurde geraucht, der Aelteste strich seinen grauen Bart und forderte von dem Banus Auskunft über die Rüstungen gegen die Ungarn, welche ihre Freunde und guten Nachbarn seien. Als Jellachich ihnen aber auseinandergesetzt hatte, daß die Ungarn als Feinde seines Kaisers

die Freiheit der Grenze unterdrücken wollten, da erboten sich die gesammten Bandenführer einstimmig, mit ihren Truppen zu ihm zu stoßen und für das Kaiserhaus zu kämpfen. Noch mehr, der Vladika von Montenegro, jener gebildete Abenteurer, welcher in den Salons von Paris und im Czarenpalast zu St. Petersburg als eine Art von Monte-Christo Aufsehen gemacht hat, schrieb damals brüderlich an den Banus und erbot sich mit 50,000 Mann zu ihm zu stoßen. Jellachich machte zwar seine Fragezeichen zu der angebotenen Truppenzahl, aber ihm und unseren Politikern mußte seit dem vorigen Sommer klar sein, daß eine heftige Erregung in die südlichen Grenzlande gekommen sei, welche sich bei wilden Stämmen, wie bei Vulkanen, nicht ohne Eruption verliert und welche bei geringer Nachhilfe entweder Oestreichs Herrschaft über das Donaugebiet sichern und neues Leben auf rohem Boden entwickeln, oder dem Kaiserstaat selbst tötliche Wunden schlagen mußte.

Seit vorigem October war der östreichischen Regierung ihr Weg deutlich vorgezeichnet, sie mußte mit selbständiger Kraft, ohne herauszufordern, gegen Rußland Front machen, sie mußte gegen die Besetzung der Fürstenthümer Einspruch erheben, mußte Ungarn mit Energie zerschlagen und die einfachen Grundzüge einer förderativen Verfassung für die auflebenden slavischen Stämme und die ungarischen Theile ohne Weiteres octroyiren. Sie hat das nicht gewagt, wegen Italien nicht, wegen ihrer Finanznoth nicht, vor Allem nicht, weil es ihr an Kraft fehlte. Es ist unnütz, über Vergangenes Worte zu verlieren.

Statt dessen aber was hat sie gethan, was thut sie noch? Sie hat ihren Stützpunkt außerhalb in der Freundschaft mit Rußland gesucht und dadurch ist sie schrittweise von ihrem ersten Programm ab, zu einem schwächlichen Despotismus getrieben worden, und dadurch hat sie, die Regierung, dasselbe verschuldet, was im vorigen Herbst eine kindische Demokratie

in Wien gewagt hat; sie hat den Kaiserstaat bis nahe zur Auflösung gebracht.

Das läßt sich beweisen. Die Anzeichen des Verfalls werden deutlicher. Fürchtet nicht, ihr Herren in Olmütz, daß es ein plötzlicher Schlagfluß sein wird, der unser Leben endet, das Loos, welches auf eurem Wege uns erwartet, ist ein langsames Dahinsiechen. Wir werden Heere halten, um lästige Forderungen unbescheidener Nationalitäten zu unterdrücken, Handel und Verkehr werden dabei immer mehr verkümmern, die Finanzen, das Herzblut des Staates wird allmählich stocken; das Alte ist unrettbar aufgelöst, ein Neues zu gestalten, sind wir zu schwach.

Denn was die einzige Rettung Oestreichs war im vorigen Herbst, schnelle Constituirung der neuen Völker, das ist jetzt unter eurem Ministerium sehr zweifelhaft geworden. Rußland wird jetzt gegen eine Provinz Serbien, gegen ein Siebenbürgen mit walachischen Colonisten, welche freie Eigenthümer sind und eine verständige Provinzialverfassung und freie Presse haben, feierlich protestiren. Es ist uns als Nachbar so nöthig geworden und weiß das so gut, daß es euch die Gesetze vorschreiben wird und die Grenzen abstecken, innerhalb derer ihr wagen dürft zu reformiren. Was ihr reformirt, wird eine lahme halbe Arbeit, ein schwaches Flickwerk werden. Die Völker werden damit unzufrieden sein, keines wird euch danken; eure Schwäche und Abhängigkeit von der befreundeten Macht wird euer Regiment verhaßt und verächtlich machen, selbst da, wo ihr frei nach eigenem Ermessen etwas Gutes durchsetzen wollt, wird Mißtrauen mit argwöhnischem Auge euer Thun deuteln und Gutes in Unsegen verkehren. Die Herzen der Patrioten, der wenigen sichern Kräfte, welche unser Vaterland zählt, habt ihr euch entfremdet; durch das Soldatenregiment, auf das ihr euch fortan stützen müßt, wird jeden Tag euer Ansehen geschwächt, statt der freien Bürger werdet ihr nur eine verwilderte Soldateska und trotzige Heerführer schaffen

und der Kitt, durch den ihr die wankende Monarchie zusammenhalten müßt, wird Blut sein.

Ob ihr ein geheimes Bündniß mit Rußland geschlossen, worin der Besitzstand des Kaiserstaats garantirt wird, das wissen wir nicht, ja wir glauben es nicht. Es wäre auch unnöthig, denn auf dem Wege, den ihr betreten, gehen eure Interessen ohnedies mit Rußland zusammen. Aber wenn ein Starker und ein Schwacher ihren Egoismus verbinden zur gemeinsamen Arbeit, so wird der Schwache immer vom Edelmuth und der Hochherzigkeit des Stärkeren abhängen. Seht zu, wie lange Kaiser Nikolaus euch gegenüber hochherzig sein darf!

Die russische Hilfe in Siebenbürgen untergräbt vorläufig nur euer Ansehen, sie ist eine Demüthigung für euch und uns. Wir glauben, daß ihr diese unglückliche Thatsache und den Skandal, den sie macht, gern vermieden hättet. Aber was Oestreich bei den Magyaren und Slaven an Ansehen verliert, das gewinnt Rußland. Die große Macht, der Friedensstifter um jeden Preis drückt sich tief in die Phantasie der Außenvölker ein, und ihr wißt, wie launisch die Neigung derselben ist, wie sehr sie es lieben, sich imponirt zu sehen. Euch selbst hat Rußland auch imponirt, ihr seid ihm Dank schuldig. Und wenn der weiße Czar euch freundlich und nachbarlich aufmerkam macht, wie wüst das Nationalitätsgelüst der Rumänen und Serben sei, wie schädlich und gefährlich für eure und Rußlands Pacification, so werden 10,000 oder gar 40,000 russische Truppen auf unserem Grund und Boden solcher Vorstellung einen seltsamen Nachdruck geben, über den ihr selbst erschreckt, vielleicht empört sein werdet. Es wird zu spät sein.

Und Kroatien, Slavonien, die Grenze? Und der Banus selbst, der wie es auch um sein Feldherrntalent steht, jedenfalls ein ehrlicher Patriot ist, der seine Landschaft liebt? Schon jetzt ist er euch lästig, weil er den Soldatensocialismus seiner Grenzer aufgehoben wissen will und für die Freiheiten seiner Provinzen spricht. Wie meint ihr den Banus und seine Land=

schaft zufrieden zu stellen, wenn ihr nach russischen Noten und Warnungen ihnen die Rechte zumeßt. Schon ist Kälte zwischen ihm und euch, in kurzer Zeit, sobald der ungarische Feldzug zu Ende ist, werdet ihr den Vorkämpfer der Grenzslaven, den ritterlichen Paladin des Kaiserhauses, in denselben Widerstand getrieben haben, den er jetzt noch an den Ungarn bekämpft, und er, der loyal gegen Empörer focht, wird das Schicksal haben, selbst ein „Empörer" zu werden, durch eure Schuld und Schwäche.

Und die Ungarn! Es gab nichts Unseligeres als die russische Hilfe gegen ihren Stolz. Krieg im Innern ist, so fürchterlich er wüthet, immer einem Familienhader vergleichbar, man haßt sich bitterlich, aber man kann sich auch brüderlich lieben. Ein Fremder, der dazwischen kommt, Ordnung zu stiften, vernichtet den Rest der Familienpietät, die in einem Winkel der Seelen auch beim heißesten Zorn zurückgetrieben dauert. Ihr habt, wenn auch ohne es zu wollen, die Ungarn mit Hilfe der Russen besiegt, das wird euch der Szekler, der Magyar nie vergessen.

Von der Stellung, die wir fortan zu Deutschland einnehmen werden, schweige ich ganz. Wenn ihr wollt, könnt ihr das in den nächsten Wochen gedruckt lesen. Es muß euch schmerzlich sein, daß die russische Hilfe gerade zu der Stunde kam, wo ihr in Frankfurt euch auf eure Rechte an Deutschland berieft. Und wenn irgend ein Beweis dafür nöthig wäre, daß ihr dies einzelne Factum des Einrückens nicht befohlen habt, so kann man ihn in eurer Sprache gegen die Frankfurter finden. Leider ist es gleichgiltig, ob der Einzug mit oder ohne euren Willen geschah, an dem, was bei diesem Freundesdienst verhängnißvoll und tragisch ist, seid ihr doch schuld.

Ich tadle die Sachsen nicht, welche riefen; aber es war ein Unglück, daß sie es thaten, und daß die Russen so geneigt sein durften zu kommen, ist das größte Unglück, ist eure Schuld.

Und doch waret ihr ehrlich, euer Wille gut und in Ein-

zelnen von euch haben wir großen Sinn geehrt; aber alles das wird euch nicht frei machen von dem Fluch, den die sinkenden Völker auf euer Haupt schleudern werden. Zwar habt ihr den Trost, daß ihr nach eurer Kraft gehandelt habt, wir aber haben das Recht euch zu verdammen, weil eure Kraft nicht größer war.

Wo ist Hilfe für Oestreich? Wohl weiß ich, kein Leiden ist so groß, Manneskraft ist größer. Wo aber lebt der Mann, der große Blick, die starke Hand, welche uns Rettung bringt? Unsere Blicke suchen, soweit die Donau durch Oestreichs Fluren strömt, bergauf und thalab, sie finden keinen!

Auch der Eine ist's nicht, auf den wir hofften!

---

7. Petition der Zigeuner an das k. k. Gesammtministerium.

(Grenzboten 1849, Nr. 11.)

Ihr seid große Herren, wir sind die kleinen Zigeuner. Wie ein glänzender Komet steht ihr über unsern Häuptern, wir sehen zu euch auf und erflehen von euch Gnade, weil wir euren Zorn fürchten. Ihr fahrt in goldenen Wagen, wir sind die armen Wiesel, welche in der Dämmerung nach Mauselöchern suchen in der Steppe. Wir laufen über das Haideland, wir haben kein Nest, keine Scheuer, keinen hübschen viereckigen Hof mit Hühnern und runden Schweinchen, deren ihr viele hat. Wir sind sehr klein und sehr arm und deshalb bücken wir uns tief vor eurer Macht, denn wären wir größer und dicker, dann thäten wir's nicht. So aber flehen wir euch an, wir die gefertigten Zigeuner als Abgesandte der Goldwäscher an der Czerna, aller Hufschmiede, sowie auch der Musikanten, auch der Löffelschnitzer und Ziegelbrenner, dann auch der Kesselflicker und Drahtbinder, und als Abgesandte auch von den Anderen unseres Geschlechts, deren Amt wir euch nicht nennen

dürfen, ihr würdet uns sonst böse und thätet ihnen ein Leid, obgleich ihnen Niemand beweisen kann, daß sie gemaust haben.

Wir haben gehört: ihr macht Völker. Wir möchten gern auch ein Volk werden, wir möchten souverän sein und eine Nation haben. Den Serben habt ihr das alles geschenkt, ihr habt die Ruthenen gemacht, auch die Goralen und Slovaken erzählen uns, ihr werdet sie zu Etwas machen, ihr werdet ihnen einen Namen geben, eine neue Freiheit, neue Mützen und Röcke und Alles was dazu hilft, daß sie stattlich sitzen können in der Schenke, sich auf ihre Schenkel schlagen und rufen: „Seht uns an, die blanken Slovaken, wer hat etwas gegen uns? wir sind eine große Nation: wenn wir sprechen, versteht uns Niemand, als wir selber; wenn wir die Faust ballen, so thun wir's auf unsre eigene Art, keiner hat uns was zu sagen, wir haben viele Väter und Großväter und unbeschreiblich viel Ruhm in der Welt; wir sind ein wunderbares Volk!" So möchten wir gern auch werden, und möchten das alles haben, was ihr den Raizen und den Ruthenen und den Goralen gebt; wir flehen euch an, gebt uns auch eine Woiwodina wie den Serben und rothe Mäntel wie den Ruthenen und einen neuen Namen und zwingt die Herren Stuhlrichter und die großen Vicegespane, daß sie unser Urtheil in unserer eigenen Sprache verlesen, so oft es sich so unglücklich treffen sollte, daß einer aus unserm Geschlecht über das Strohgebund käme. Wir bitten euch sehr, macht uns zu Etwas und setzt uns einen Ban oder Woiwoden, und wenn's euch nicht zu viel Mühe macht, auch einen eigenen Bischof, der unsern Zigeunerglauben lehrt, damit wir eigene Gebräuche bekommen und den Leuten beweisen, daß wir auch eine Religion haben können, wenn wir wollen und ihr's uns genehmigt.

Denn jetzt ist unser Schicksal traurig. Wir haben nichts, wir sind nichts; unsere Hände sind schwielig vom Blasebalg, unser Angesicht rußig von den Schmiedekohlen, Niemand neigt sich vor uns, wir aber neigen uns vor Allen; wenn unsere

Mädchen in das Bauerndorf gehen, werden sie verhöhnt, die Kinder der Szekler und die walachischen Frauen lachen, weil die Lippen unserer Mädchen dick und roth sind wie Korallen und ihre Backen geschwollen wie der Pfirsich; und wenn ein Zigeunermann in die Gesellschaft kommt, so muß er in der Ecke stehen und Geige streichen, Tag und Nacht, während die Anderen tanzen. Wahrlich wir sind wenig geehrt auf der Welt, unsere Füße sind wund durch Dornen und unsere Hände erfroren; wenn wir einem Wolf begegnen oder dem lustigen Gevatter, dem Fuchs, sie sehen uns trotzig an, legen den Schwanz auf den Rücken und drehen uns dann verächtlich das Hintertheil zu, und wenn wir bei einem Menschenhaus vorbeigehen, so sitzt der Haushahn, unser Feind, bei Tag und Nacht davor, sträubt uns den Kamm und kräht: Zigan! bis die Hunde und Kinder wach werden und nach unseren Waden greifen.

Aller dieser Leiden wegen sehen wir uns bemüßigt, eine Nation zu werden. Wir wissen auch, ihr k. k. Herren, wie man ein Volk wird, wir haben unsere jungen Leute zu den Kroaten geschickt, zu den Galiziern, bis nach dem Moldaufluß zum Slavencongreß. Wir wissen Alles. Wer vor euch Gnade finden und die Ehren einer eigenthümlichen Nation erhalten soll, der muß manche Dinge haben: zuerst eine Sprache, die er für sich allein hat, damit ihn niemand Fremdes versteht, wenn er auf euch und Andre schimpft und wettert, zum zweiten große und berühmte Vorfahren, auf deren Stühlen er sitzen kann; zum dritten ein Zeichen seiner Art, was ihr ein Wappen nennt; zum vierten Hose, Mantel und Mütze nach einem eigenen Schnitt, damit jeder seine Nation erkenne, wenn er spazieren geht; und zum fünften ein schönes Lied für seinen Stamm, das ihn erfreut, die Fremden aber ärgert. Hätten wir diese fünf Dinge und eure Gnade, so möchten wir wohl eine neue k. k. Nation sein können.

Nun seht uns an, ihr goldenen Herren von Olmütz; wir haben das alles auch so gut wie die Ruthenen und die Raizen.

Zuerst haben wir eine eigene Sprache. O, unsere Sprache ist sehr berühmt und wird in vielen Ländern begehrt; sie ist alt, aber sie ist zart, man spricht sie am liebsten leise einander ins Ohr, wenn der Mond nicht scheint und die Wächter schlafen. Schupper ein Ehrenmann, Kochemer ein weiser Mann, Sumsum die Baßgeige, Schwarzreutöry der Floh, und Kimm das Lauserl; Kafler der Henker und Nelle der Galgen. Es ist eine gute Sprache, und wir wissen sicher, sie wird von großen Herren studirt zu Olmütz und in Wien, wo man die grauen Banknoten macht. Man kann Jedes darin sagen, man kann darin fluchen und bitten, seine Steuern zahlen und alle Pflichten einer Nation verrichten, so gut wie in einer andern, und für manchen Mund in eurer Nähe würde sie gerade so passend sein, als für unsern Mund. Auch leicht zu lernen ist sie, man macht die Finger krumm und thut die Lippen von einander, so murmelt sie hervor: Terminzel der Topf und Stenz der Prügel, Putz der Büttel, Blankert der Wein und Kittchen der Comitatsarrest. Es ist Alles klar darin, nur Eins fehlt ihr, sie ist nicht gelehrt genug. Und deshalb bitten wir zu euch, daß ihr uns Schulen gebt, wie ihr den Ruthenen geschenkt habt, wo in unserer Sprache gelehrt wird; wir bitten um ein Gymnas zu Lemberg und vielleicht noch mehre irgendwo; unsere Kinder können zwar nicht hineingehen zu lernen, denn sie haben auf der Landstraße sehr viel zu thun, wenn die Fremden vorbeifahren, auch lehren wir sie selber unsere Sprache und unsere Künste; aber fremde Kinderlein könnt ihr hineinschicken, damit uns die Gelehrsamkeit zur Ehre gereicht, wie den Ruthenen.

Ferner haben wir auch Vorfahren und wahrscheinlich sind viele berühmte darunter. Wir sind zusammengekommen beim Neumond auf den Pußten der Theiß und haben nach unsern Vorfahren und dem alten Ruhm unseres Geschlechtes gesucht, sowohl in den Sternen, als im Gedächtniß der Aeltesten. Wir haben viel Ruhm gefunden. Wer ist groß? wer wird gerühmt

in den Liedern der Serben? Warum war Marko ein Held? weil er viel geprügelt hat, viel getötet und viel geraubt; wenn er das gethan hatte und sich dann den Schnurrbart strich und mit dem Säbel klirrte, so schrie das Volk: Zivio, er lebe, er ist groß! Und unser Aeltester sprach: zum Ruhm gehört dreierlei: Blutvergießen, Prügel und Raub. Unsere Vorfahren haben nicht viele Menschen getötet, aber desto mehr Lämmer und Ferkel aus den Bauernherden, also haben sie jedenfalls das nöthige Blut vergossen; ob sie viel Prügel ausgetheilt haben, wissen wir nicht, aber wir hoffen wenigstens, sie haben viele und starke bekommen, geprügelt ist also auch worden, so viel als nöthig ist, um berühmt zu machen. Und was endlich das Stehlen betrifft, so wird kein Erdensohn zweifeln, daß unsere Väter darin ebenso gehandelt haben als wir. Als uns der Alte das gesagt, da wurden wir alle froh, wir merkten, daß wir viel Ehre haben und in den Schuhen unserer Großväter gehen. Welche Nation kann sich mit uns vergleichen? Worauf sind die Serben stolz? auf höchstens ein halbes Dutzend Verstorbener, diese nennen sie ihre Helden. Wir aber sind alle große Helden. Wir sind alle große Diebe, jeder von uns hat schon viel mit Prügeln zu thun gehabt, und unsere Messer werden blutig, so oft die Rinderhirten anfangen um Geld zu spielen, ihren Wein aus dem Schlauch fließen lassen und ihre Herden vergessen.

Unsere Verstorbenen waren nicht schlechter als wir. Worin können sich die Serben mit uns messen? Der Woiwod kann uns hauen, aber die Geige kann er nicht streichen, er kann auch kein Pferd beschlagen und die Kessel kann Niemand in der ganzen Welt so zusammenflicken, wie wir. Von den Ruthenen schweigen wir, sie haben gar keinen Ruhm, keine Väter und Großväter in der Vergangenheit; wir hören, eure Gnade hat ihnen auch das erfunden und geschenkt, und erst seit dem letzten Winter haben sie Geschichten aus der alten Zeit und einige wenige Helden auf euren Befehl erhalten.

Was sonst noch nöthig ist, uns zu einer herrlichen Nation zu machen, das können wir auch vorweisen. Vor wenig Jahren, als die Czechen, die Kroaten und Ruthenen besondere Nationen geworden waren, schlugen sie in alten Büchern nach und riefen ihre Stupfers, die Schneider, zu Hilfe und klagten zu ihrem Himmel: Herr Gott! wo finden wir unsrer Väter Röcke und Hosenknöpfe, damit man uns erkenne aus dem andern Pack und merke, daß wir ganz eigenthümliche Leute sind. Endlich nach großer Mühe fanden sie, was sie suchten, und seit der Zeit tragen die Kroaten die rothe Mütze mit Mond und Stern, wickelten ihren Leib in eine braune Surka, banden die Opanki, die Bundschuhe der serbischen Bauern, unter ihre Füße und bliesen die Backen auf und nannten sich mit neuem Namen Illyrier. Und den Rothrussen über den Karpathen hat eure Gnade, wie wir hören, selbst gesagt: wenn man euch ärgert und reizt, sollt ihr rothe Mäntel tragen, um zu beweisen, daß ihr die rothen Ruthenen seid, denn vorher wußten die armen Bauerntröpfe von gar nichts. Wir aber sind freudig, wir haben eine Tracht, die unsere Völker auch getragen haben. Unsere Nationaltracht ist: keine Mütze und keine Schuhe, oder doch wenigstens zerrissene Schuhe; auf Mäntel aber und Hosen kommt es bei uns gar nicht an, weil wir immer gerade die lustigen Kleider tragen müssen, die sich von den Dorfzäunen auf unsere Schultern werfen und dort liegen bleiben.

Auch ein Wappen und ein Lied haben wir uns gemacht, wenn eure Gnade nicht dagegen spricht. Die Illyrier haben uns ein Zeichen vor der Nase weggenommen, das nach dem Rechte uns gebührt hätte, einen Stern und darunter einen Halbmond. Der Stern bedeutet, daß wir gern bei Nacht arbeiten, und der untergehende Mond wäre eine Erinnerung für unsere Kinder gewesen, daß sie das Mausen lassen, so oft die blasse Labohne, der Zigeunermond, am Himmel steht. — Da uns das aber fehlt, so haben wir uns ein anderes Wappen gesetzt. Unser Knees hat ein Paar rothe Sammethosen, wir

wissen nicht, wo er sie gekauft hat; aber er liebt sie sehr und trägt sie nur bei Tage und nur wenn er Stiefeln mit Sporen anzieht. Die Sammethosen möchten wir als Wappen annehmen, und zu dem Loch, welches sich auf dem Sitz durchgerieben hat, soll eines Gerichtsschreibers Angesicht herausschauen und das Gesicht soll weinen. Das Lied endlich, das wir als Bundeslied singen wollen, wie die Czechen Schuselka nám piše und die Agramer ihre Davoria singen, haben wir in gemeinsamer Berathung aus vielen tausenden, lustigen und traurigen ausgesucht und setzen es bei, unser Knees singt es euch, gnädige Herren, vor und unser Liedermann schreibt's aus seinem Munde ab.

Patriotisches Bundeslied der verbündeten neuen Zigeunernation.

Mir unter die Füße kommt ein Schwein,
Ich sehe mich so ganz allein,
Da hebt es an sehr laut zu schrein:
Zigeunerlein! Zigeunerlein!
Rasch zugelangt, die Müh' ist klein
Und hurtig ins Gebüsch hinein.*)

Wir hoffen, daß eurer Gnade dieses Lied, welches unsere patriotischen Gefühle deutlich ausdrückt, gefällt, und hoffen auch, daß es als Bundeslied einer k. k. Nation, welche durch eure Weisheit geschaffen wurde, passen wird.

Wir wiederholen euch unser Flehen und versprechen euch, auch später als Nation brüderlich und nachbarlich gegen euch zu handeln, wir werden deshalb viel ins Türkische spazieren gehen. Habt ihr Jacken und Hosen übrig, so schickt sie uns nur, auch Mützen und Stiefeln, wir werden sie recht gern in unsere Nationaltracht aufnehmen. Der Krieg thut uns viel Schaden, Alle stehlen Alles und es ist keine Gerechtigkeit mehr.

Denkt gnädig an die kleinen Zigeuner, die armen Wan-

---

*) Ist auch bereits gedruckt in Daumer's „Hafis".
Anm. des Schreibers.

derer der Steppen, macht uns zu etwas Großem, es kostet euch einen Befehl. Sind wir erst groß geworden, dann braucht ihr euch nicht mehr um uns zu kümmern, wir werden's dann auch nicht thun. Seid glücklich, k. k. Herren, bei Tag und bei Nacht.

Folgen die Unterschriften der Abgeordneten des Zigeunervolkes von der Czerna bis zum Böhmerwald:

***, Knees. ***, Doctor und Hufschmied. ***, Goldwäscher. ***, Löffelschnitzer. ***, Kesselschmied. ***, Geiger. ***, Bratsche und Bassettel. ***, Pferdeliebhaber. ***, k. k. Bettler. ***, Nachtwandler. ***, Nachtwandler. ***, Nachtwandler. ***, Nachtwandler.

---

8. Deutsche Gemüthlichkeit in Kriegszeiten.

(Grenzboten 1849, Nr. 13.)

Jüngst hörte ich eine Geschichte, die so ungemüthlich ist, daß ich sie nicht loswerden kann.

Die Bewohner der deutschen Stadt Weißenburg in Ungarn hielten es in diesem Kriege mit den Magyaren, die Serben lagen vor der Stadt, der Bürgermeister kam als Parlamentär ins Serbenlager. Man ißt, man trinkt süßen Ungarwein, der Bürgermeister wird hochherzig und recht martialisch. Spät Abends begleiten ihn seine feindlichen Tafelgenossen über die Vorposten hinaus. Dem Bürgermeister riecht der feindliche Tabak so lockend, er sagt zu seinen serbischen Begleitern: „ihr habt so guten Tabak und wir in der Stadt rauchen jammervolles Zeug, ich möchte für mein Leben gern einige Pfeifen mitnehmen; verkauft mir euren Vorrath." Die Tabakbeutel gehen in seine Hand, in die Hand der Serben die Zwanziger. Einer der Herren aber kann den Ueberschuß des gezahlten Geldes nicht herausgeben, und unser Bürgermeister winkt ihm gutmüthig: „Laßt gut sein, Herr Kamerad, auf dem Schlacht-

feld gleichen wir die Rechnung aus." Am andern Tag ist ein Treffen, der Serbe tritt Abends zum Wachtfeuer und spricht lachend: „meine Rechnung mit dem Schwaben ist ausgeglichen," öffnet seinen Sack und zieht des Bürgermeisters Kopf heraus. Er war nämlich der Gurgelabschneider General Knischanin's und hatte die Verpflichtung, die Spieße, welche vor des Feldherrn Zelt staken, stets mit frischen Köpfen zu versorgen.

Ich sehe den Bürgermeister deutlich vor mir. Er muß ein starker Herr gewesen sein, nicht zu groß, mit einem runden, jovialen Gesicht und kleinen freundlichen Augen. Würdig als Familienvater, gravitätisch als Bürger, am Morgen war er gewiß streng, manchmal sogar etwas mürrisch, am Abend lachte er so herzlich unter Weib und Kind und guten Freunden. Er hatte die Gewohnheit, des Sonntags in der Kirche jede Strophe des Gesanges eher anzufangen als alle Andern, er wußte, daß er viele Gönner und einige Feinde im Ministerium hatte, und war dem alten Kaiser Franz zweimal in Wien begegnet und der Kaiser hatte sich jedesmal gewundert, daß der Bürgermeister von Weißenburg auch in Wien war. Kurz, er hatte als Muster eines redlichen Bürgers gelebt. Da kamen die ungarischen Händel, es kam die Nothwendigkeit, Partei zu nehmen. Er war für Freiheit, er war für Ungarn. Es kostete ihn viel Mühe, kriegslustig zu werden. Aber endlich wurde er's doch, was könnte der Deutsche nicht werden? Und zuletzt gerieth er in eine recht tollkühne Hitze. Als er im Serbenlager unter den Kehlabschneidern saß, da war ihm innerlich nicht gar wohl zu Muth, er kam sich im Stillen vor wie ein Europäer unter Menschenfressern; aber er ließ sich das nicht merken, bei Leibe nicht! Er lachte sehr laut und sorglos, ja er renommirte sogar ein Bischen, um seiner Stadt Ehre zu machen. Und dem Mann schnitten sie den Kopf ab, die verdammten Kannibalen. Gräulich, höchst schauderhaft und widerlich! Und wenn sie noch tausend Jahre leben, sie werden alle zusammen noch nicht so weit sein in menschlicher

Cultur, in Gemüth und Seele, als der eine arme deutsche Bürgermeister war.

Wahrlich, es kann Einem wehe um's Herz werden, wenn man sieht, wie diese Teufelszeit zwei Wagschalen hält, in der einen liegt unser deutsches Gemüth, in der andern die rohe Kraft knochiger Fäuste. Die Waare ist zu verschieden, die gegen einander abgewogen werden soll, denn ein Menschenleben, welches durch Sitte und Gesetz an die Vernunft und das Ganze des Menschengeschlechts gebunden ist, hat höhern Werth als Dutzende von Existenzen, welche ungebunden, ohne Geschichte und ohne Staat umherschweifen, oder welche ohne eigenes freies Leben von dem Augenwink eines Czars, oder dem Säbel ihres Hospodars abhängen. Oft und viel hat man die deutschen Colonisten im Ausland gescholten wegen ihres beschränkten Egoismus, ihres Mangels an schönem Selbstgefühl, ihrer Spießbürgerlichkeit. Ich will diese Fehler zugeben. Ja, es ist wahr, der Deutsche verlor unter starken Völkern sehr schnell seine Sprache und sein ohnehin geringes Selbstvertrauen, er nahm die fremde Nationalität eifrig an und sie stand ihm oft herzlich schlecht; und wieder unter roher und schwacher Umgebung wurde er hochmüthig, grob, ein harter Egoist. Wie sollte er auch anders? Den sichern Stolz, Sohn einer starken Nation zu sein, brachte er nirgend hin, er war entweder widerstandsloser Bewunderer fremden Selbstgefühls, oder er erhielt den Trotz eines Emporkömmlings. Aber ebenso soll gesagt sein, daß die deutsche Seele trotz aller dieser und ähnlicher Schwächen, in Amerika wie in Ungarn und am schwarzen Meer ein Edelstein ist, welcher seine Umgebung durch ein geheimnißvolles Licht verklärt, wie nach der Sage der edle Opal thut.

Deutsche Gemüthlichkeit! Vielgescholtene, hart angeklagte Tugend! Woher stammst du? Bist du von den Göttern, oder eine Tochter irdischer Noth und Gemeinheit? Als kleine Spinne hängst du am Rock eines jeden Deutschen, wo er auch

sei. Du bist unzerstörbar im Wüstensande Algiers, in der Fieberluft des Red River, wie in dem Schneesturm der russischen Steppen. Seht die Soldaten der afrikanischen Fremdenlegion, sie lagern um das Feuer, in ihren Feldkesseln kocht die Mahlzeit. Der Franzose rückt den Kessel ungeduldig näher zur Flamme, der Schotte bessert seine Hosen aus und sieht von Zeit zu Zeit mit praktischem Seitenblick nach dem Fleisch, der Deutsche hat sich einen Sitz gemacht von einem Häufchen getrocknetem Kameeldünger, dem Brennholz der Wüste, er sitzt ruhig und sieht in den Kochtopf. An dem Blick mögt ihr den Landsmann erkennen. Es ist nicht ungeduldige Eßlust, wie beim Franzosen, nicht kaltblütige Berechnung, wie beim Edinburger, die deutsche Seele ist voll Hoffnung, aber sie ist ruhig. Er ist nicht unthätig, eine stille Seligkeit glänzt aus seinem Auge, er betrachtet die Blasen, welche so schnurrig aufsteigen und verschwinden, und diese Blasen freuen ihn herzlich. Dabei fällt ihm ein, wie sie zu Hause in der Heimat ebenso gebrodelt haben und wie närrisch das mit dem ganzen Kochen auf Erden ist u. s. w. Er empfindet sich in schönster Harmonie mit der ganzen Welt, er träumt, er speculirt, aber seine Seele ist dabei offen und in ihrer Klarheit spiegelt sich die Außenwelt. Kommt nach Odessa, seht hier auf den Russen mit seinen buntgeschmückten Pferden und dort auf den deutschen Ansiedler mit seinem Gespann. Wie laut und zärtlich plaudert der Russe mit seinen Thieren, er ruft sie schmeichelnd mit allen Verwandtschaftsnamen, aber gebt ihr ihm Geld oder Drohungen, so jagt er sie erbarmungslos zu Tode; der deutsche Bauer geht des Sonntags nach der Kirche zu seinen Pferden in den Stall, stellt sich neben sie, sieht zu wie ihnen das Futter schmeckt und schlägt mit der flachen Hand langsam auf ihre Rippen, er freut sich, daß sie so rund und gut genährt sind. Daß die Thiere leben und sich wohl fühlen, das macht ihm ein stilles Behagen; und wenn der Gaul im Fressen eine Pause macht und sich nach dem Herrn umsieht, wie die Pferde gern thun, so freut

das den Bauer, und er und das Pferd sehen sich einander vertraulich an, der Bauer lächelt ein wenig und das Pferd wiehert; das ist Gemüthlichkeit. — Dort kommt ein deutscher Farmer auf dem neugekauften Grunde an, er bringt auf seinem Karren einen schweren alten Schemel und ein schlechtes Vogelbauer mit, in dem schon längst kein Vogel ist. Beides hat er über das Meer und Hunderte von Meilen durch's Land geschleppt. Die Amerikaner lachen ihn aus, er aber stellt den Schemel auf den Ehrenplatz in seiner Hütte und das Vogelbauer flickt er wieder aus und hängt es an das Fenster. Der Schemel ist ihm lieb und das Vogelbauer ist ihm lieb. Warum, ist gleichgiltig, vielleicht saß sein Vater auf dem Schemel und das Gebauer mag ihn einst seinem Weib geschenkt haben. Auch das ist Gemüthlichkeit.

Ferner: Ein Amerikaner und ein Deutscher traten in ein Indianerlager, das kann gut ablaufen, es kann auch um den Scalp gehen; der Amerikaner setzt sich ruhig auf den Holzblock, schweigend, kurze und vorsichtige Antwort gebend, mit dem Ellenbogen fühlt er fortwährend nach seiner Rifle, sein Auge beobachtet jede Bewegung der rothen Gesellen, dabei schmeckt ihm aber der Büffelrücken; dem Deutschen schmeckt er nicht, der ist in großer nervöser Aufregung, ändert jeden Augenblick seine Stellung und versucht unzählige Male in die Seele des Häuptlings zu dringen, ihn zu einer Erklärung, oder wo möglich zum Lachen zu bringen, um die Last auf seinem Herzen los zu werden. Der Amerikaner sieht ihn vorwurfsvoll an, vielleicht erräth sogar der Indianer, was in ihm vorgeht. Und doch ist der Deutsche ein ebenso tapferer Mann als einer von Beiden; aber ihm ist ungemüthlich. Er ist nicht in Harmonie mit der Außenwelt, die egoistisch abschließende Empfindung des Argwohns ist ihm sehr peinlich, er versucht sie los zu werden und beim ersten freundlichen Blick des Indianers wird derselbe Mann sich wunderfroh und glücklich fühlen, der im Augenblick des offnen Kampfes mit zwei solchen Häuptlingen anzu-

binden den Muth hat. Und wieder der Amerikaner und der Deutsche sitzen am rohen Holztisch im Blockhaus; der Amerikaner schneidet zum Zeitvertreib mit seinem Messer Löcher in die Tischplatte, ihm ist der Tisch nichts als das Resultat eines rohen Bretes ohne Werth und einer zweistündigen Arbeit, welche etwa den Werth eines Schillings hat; dem Deutschen ist derselbe Tisch ein „Gegenstand", ihn freut die Flaser des Holzes, auch das Knorrloch an der Seite beschäftigt ihn, so oft er hinsieht; für ihn hat der Tisch eine Art Leben, eine Berechtigung und er findet das Schnitzeln des Amerikaners höchst ungemüthlich. — Ehe der Deutsche Christ wurde, hatte er eine Mythologie, die an Gestalten und Sagen sehr reich war. Die großen Götter und Sagen waren herb, kühn, großartig, es waren die idealen Spiegelbilder seines Kriegerlebens und seiner Weisheit; die kleinen Gottheiten waren unzählig, höchst mannigfaltig, schnurrig und äußerst bethulich. Was er sich im Hause, auf dem Feld und Wald, im Wasser und in der Erde von Göttern lebend dachte, das war treuherzig, launisch, diensteifrig, und wenn es böse war, wenigstens lächerlich; die Zwerge, Elfen, Nixe, Berggeister, Kobolde, Wichtelmännchen, Schwanjungfrauen, ja die Thiere selbst, der ganze reizende Trödelstaat der Märchenwelt, hat so scharf charakterisirte Persönlichkeiten, so behagliche und wohlwollende Beziehungen zum Menschenleben, wie kaum bei einem andern Volke. Das deutsche Gemüth hatte die Natur mit den Gebilden seiner Laune so angefüllt, daß eine kleine Welt von Phantasieschöpfungen neben der Wirklichkeit fortlebte und daherlief bis auf die neueste Zeit.

Nein, die Gemüthlichkeit ist nicht der Zustand trägen Beschauens, in welchem der Türke auf dem Polster sitzt, sie ist eine Thätigkeit, ein Schaffen. Die Seele des Deutschen öffnet sich, die Bilder der Welt glänzen herein, sie spinnt ihre Fäden um alle, welche sie erreichen kann, und genießt fröhlich die Beziehungen, die sie zwischen sich selbst und den fremden Dingen

geschaffen hat. Was sie mit sich nicht in solche Verbindung setzen kann, das ist ihr störend und verwirrend.

Ich kehre zu meinem armen Bürgermeister zurück. Im Anfange war er höchst mißtrauisch, ganz Diplomat unter den Serben. Aber die Teufel lachten ja, sie tranken Wein, sie machten Scherze. Da wurde ihm endlich wohler. Nicht völlig, bei Leibe nicht, er empfand an seinen Genossen eine gewisse blutige Rohheit als störend, aber das wollte sich die deutsche Seele aus dem Kopf schlagen, im Ganzen waren sie doch tüchtige, aufgeweckte Leute, er fühlte sich immer behaglicher, je mehr sie ins Grinsen kamen, und als er gar drollig wurde und sie über ihn lachten, hielt er's für die reine Herzlichkeit und wurde sicher, nein er wurde übermüthig, weil sein Selbstgefühl doch nicht auf ganz festen Füßen stand, er fing an leutselig zu renommiren. O deutsche Seele, du warst viel zu fein beanlagt für deine Umgebung! Du prahlst mit unschuldigem Witze, aufgeblasen von der behaglichen Empfindung, die Seele eines Kriegshelden zu sein, und diese brutalen Barbaren schneiden dir dafür den Kopf ab. Pfui, es ist widerlich, sehr, sehr ungemüthlich.

Hierin liegt die Gefahr für unsere Gemüthlichkeit. Zu groß ist das Bedürfniß des Deutschen, die Welt zu genießen, indem er das darin Vorhandene an sein Herz zieht, als daß er nicht oft an den Unrechten kommen sollte. Seine Phantasie überzieht ihm so schnell alles Mögliche mit ihrer bunten Seide, daß er auch den Feind, den Verderber nicht erkennt, der in seine Nähe tritt. Seine Seele schnurrt und spinnt geschäftig, das Störende sucht sie zu verkleiden, sie täuscht sich selbst, ja sie verblendet sich absichtlich, um in ihrer stillen Arbeit nicht gehindert zu werden. Dann freilich wird die Gemüthlichkeit ein Unglück. Ach, sie ist oft der Deutschen Unglück gewesen, wie das Unglück unseres Bürgermeisters! Hätte der arme Bürgermeister sich seines Tabakshändlers Gesicht und Wesen schärfer angesehen, er hätte nicht durch die gemüthliche Prahlerei den Serben mit seinem

Humor zu überziehen gesucht und ihm dadurch Veranlassung gegeben, auch seinerseits einen schlechten Witz zu machen.

Am schlimmsten steht es mit unserer deutschen Tugend in der Politik. Hier war von je Voraussetzung jedes Erfolges, die Dinge scharf ins Auge zu fassen, unselig aber war es, sie durch stille Thätigkeit der Phantasie behaglich umzuformen und z. B. dem Kaiser von Rußland ein Bäuchlein voll Wohlwollen, oder dem Franzosen ein riesiges Herz uneigennütziger Menschenliebe anzuspinnen. Wir Deutsche sind in der Politik durchweg Bürgermeisters, wir können nicht leiden, was unbehaglich ist, und wir suchen die Gemüthlichkeit an Allem, über Alles. Warum wurde das Militär im vorigen Jahre so angefeindet? Die Pickelhaube und das martialische Wesen war dem guten liberalen Bürger so gar ungemüthlich. Warum predigte Ruge in Frankfurt einen Brüderstaat aller freien Völker? aus reiner Gemüthlichkeit. Warum wurde Krieg mit Dänemark angefangen? weil uns so gemüthlich war, sich zu begeistern und von der Stube aus eine Flotte zu decretiren. Warum fand sich das Parlament wieder in den Waffenstillstand von Malmö? weil der Krieg anfing ungemüthlich zu werden. Warum machten die Wiener Octoberrevolution? aus ungewöhnlich großer Gemüthlichkeit. Weshalb macht das Parlament jetzt einen deutschen Kaiser? wieder aus Gemüthlichkeit, man muß bei der neuen Geschichte auch etwas für's Herz haben. Der nüchterne Beschluß: Preußen hat das Präsidium des Bundesstaats, taugt nichts, die Formel erinnert an einzelne Staaten, diese ungemüthlich gewordenen Wesen; gerade sie hofft man dadurch zu überspinnen, daß man eine Phantasiemaske erfindet und die deutschen Herzen an diese hängt; man denkt sie sich recht groß und zieht ihr sehr, sehr vornehme Kleider an, damit sie Alles bedeutet und das Uebrige allmählich vor ihr verschwindet. Lauter Gemüthlichkeit. O, ich sehe uns schon Alle sitzen. Der Kaiser mit der Krone gemüthlich in der Mitte, wir, deutscher Bundesstaat, rund herum im Kreise,

seinen Tabak rauchend und behaglich über Weltenschicksal plaudernd. Wenn nur dort im Osten nicht der verwünschte Slave säße, mit einer Sichel in der Hand, der ungemüthliche Bursch. Armer Kaiser! armer Bürgermeister!

---

9. Die Grenzboten über Ungarn.

(Grenzboten 1849, Nr. 35.)

Kossuth tritt die Dictatur an Görgey ab, Görgey aber ergibt sich den Tag darauf mit seinem ganzen Heer den Russen und sendet Befehle an alle Korpsführer, dasselbe zu thun. Arad öffnet seine Thore und das schiefe Kreuz der ungarischen Krone fällt zerbrochen unter die Fänge des kaiserlichen Adlers. Das Alles klingt wie eine tolle Erfindung, und Vieles in uns sträubt sich noch immer zu glauben, was doch nicht mehr zu bezweifeln ist. Wie eine schauerliche Sage, die wir nur halb verstehen und deren Räthsel doch unsere ganze Seele fesselt, zog dieser ganze ungarische Kampf des letzten Jahres in unser Ohr; räthselhaft und wie eine finstere Sage klingt uns auch sein hereinbrechendes Ende.

Es steht unseren Zeitungen nicht gut an, daß sie jetzt auf einmal so kühl und weise werden und so wohlwollend für die östreichische Regierung: sie haben die Ungarn wohl geachtet, aber doch nie verkannt, daß ...; sie haben zwar Gefühl gehabt, für den Heldenmuth dieses interessanten Stammes, aber ihr Herz war natürlich doch ... Nein, so fühlte man nicht in Deutschland, so empfinden in Wahrheit auch nicht die Besseren, welche für die Tagespresse schreiben. Unser Herz war ganz bei den Ungarn, seit diesem Frühjahr, seit dem russischen Bündniß waren die Ungarn unsere Freunde und Bundesgenossen geworden. Gerade jetzt, wo sie darniederliegen, soll die Presse das frei bekennen und sich nicht schämen. Wir waren

nicht so weise, ein solches Ende des Krieges vorauszusehen, wir waren nicht so unmännlich, es zu hoffen. Und gerade jetzt, wo unsere loyalen Freunde in Oestreich sich in Siegesfreude berauschen, wollen wir ihnen ehrlich heraussagen, wir können uns nicht freuen, wir trauern, daß es so gekommen ist. Und es kümmert uns wenig, ob sie uns deshalb zürnen. Damals, als die Ungarn im Vortheil waren, haben wir nicht gejubelt, sondern an die Pflichten Deutschlands gegen Oestreich gedacht, dadurch haben wir das Recht erlangt, jetzt zu klagen.

Wie kommt es doch, daß die letzten Nachrichten aus den Schlachtfeldern der Theiß wie eine Trauerkunde durch ganz Deutschland zogen? Und die Männer, welche trauern, sind nicht nur die „Demokraten" des vorigen Herbstes, welche in Kossuth einen Helden verloren haben. Die liberale Fraktion der Ungarn, welche Kossuth führte, hatte mit der knabenhaften Politik der deutschen Radikalen sehr wenig gemein; sie war eine staatsmännisch berechtigte Partei von Patrioten, die ihren Tendenzen und Forderungen nach ungefähr mit den Centren der vorjährigen Nationalversammlung Schritt hielt, und selbst einer Linken gegenüberstand, die sehr jung, sehr enthusiastisch, sehr entschieden war, aber ihrerseits auch noch sehr dagegen protestiren würde, mit der ehemaligen Linken in Frankfurt zusammengeworfen zu werden; wenigstens hat sie ihr Vaterland mehr geliebt als sich selbst, sie hat Kossuth nicht geliebt, aber sie hat ihn unterstützt und ist für ihn gefallen. Wenn unsere conservativen Zeitungen den damals möglichen Sieg der Ungarn als einen Sieg der Demokratie fürchteten, so zeigt das nur, wie wenig sie die politischen Zustände Ungarns gekannt haben; Kossuth hatte nicht nöthig, in einer Denkschrift an die Höfe sich gegen den Verdacht des Sansculottismus zu verwahren, wer Ungarn kennt, weiß, daß dort eine „Herrschaft der Massen" vorläufig ein Unding war, das Land ist seinen Interessen, seinen Neigungen, seiner Geschichte nach entschieden

aristokratisch und wird es noch lange bleiben; Kossuth verkörperte selbst die Aristokratie des Geistes, welche sich in ihm gegen die Kaste des ungarischen Adels auflehnte und zuletzt mit ihr vereinigte, das Volk verständig zu regieren. Daß sich Alles aus Europa nach Ungarn zog, was revolutionäre Gelüste hatte, edle Schwärmer und schlechte Subjecte, war sehr erklärlich und ebenso natürlich war es, daß die Ungarn diese rüstige Hilfe — eine andere kam ihnen nicht — für ihre Zwecke benutzten. Aber ebenso gewiß ist, daß Polen und Deutsche, ja selbst die Italiener mit den Ungarn sehr wenig zufrieden gewesen wären, wenn es zur freundschaftlichen Abrechnung zwischen ihnen hätte kommen können.

Es sind nicht die Feinde Oestreichs, welche diesen Ausgang beklagen. Wer besonnen urtheilt in Deutschland, muß das Leben und Gedeihen des Kaiserstaats wünschen, trotz des russischen Bündnisses; er wird es wünschen, selbst wenn er es nicht mehr hoffen kann; aber dieses Ende des ungarischen Krieges erscheint für die Zukunft des Kaiserstaats nur ein sehr zweifelhafter Gewinn. Die Feldherren haben gesiegt und der rohe Zwang des Krieges, nicht die Erkenntniß des verständigen Vortheils von beiden Seiten; und Haynau heißt jetzt der Retter Oestreichs. Eine solche Rettung ist nur Hilfe für den Augenblick, hinter welcher neue tötliche Gefahren drohen: der grimmige Haß der Zerschlagenen, der Uebermuth der slavischen Bundesgenossen, die Herrschaft der Prätorianer. Wir haben uns mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Oestreich die russische Hilfe als unzureichend und lästig erkennen und in dem Kriege selbst Veranlassung finden werde, eine Versöhnung mit Ungarn auf friedlichem Wege zu suchen. Es ist nicht so gekommen. Paskewitsch hat die Maschen des Netzes so gut gehalten, in denen das ungarische Wild gefangen ist, daß Rußland einen Anspruch auf jede Art von Dankbarkeit gewonnen hat. Das ist sehr unbequem, für Oestreich und Deutschland ein großes Unglück.

Nein, was uns Alle mit den Ungarn befreundet, Manche von uns zu warmen Verehrern ihrer Sache gemacht hat, war etwas ganz Anderes. Die thatkräftige Begeisterung einer ganzen Nation, welche mit Anspannung aller Kräfte ein politisches Ideal zu verwirklichen sucht, hat unsere Sympathie erzwungen; denn sie verursacht die größten und imponirendsten Aeußerungen des Volkslebens, deren das Menschengeschlecht fähig ist.

Jedesmal, so oft ein ganzes Volk mit Einigkeit und Ausdauer für eine Idee kämpft und stirbt, so oft der Einzelne, auch der Kleine, der Schwache erfüllt und geadelt wird durch den politischen Idealismus seines Stammes, empfinden wir freudig und gerührt aus allem Blutvergießen und allen Sünden einer solchen Zeit die Majestät und Schönheit der Menschennatur und vermögen die höchste Individualität dieser Erde, die Persönlichkeit einer Nation, als ein geschlossenes, imponirendes Ganze zu erkennen und zu bewundern. Und so oft ein ganzes Volk sein Leben daran setzt, um seine Ideale lebendig zu machen, geht durch das ganze Menschengeschlecht ein Zucken der Freude und Bewunderung und in der Geschichte werden solche Kämpfe zu glänzenden Episoden, auf welchen das Auge späterer Geschlechter mit Ehrfurcht und Andacht ruht, wie der Blick eines wilden Häuptlings auf der Stätte, wo einst Männerblut geflossen ist. In der Schweiz, den Niederlanden, in Tirol und jetzt in Ungarn ist eine solche Episode des Ruhmes aus dem Leben des Volkes gewachsen, und merkwürdig, alle vier sind Grenzländer des alten oder neuen Oestreichs! Dreimal haben Oestreich und die Habsburger gegen die Freiheit der Völker gekämpft, zweimal haben sie das Spiel verloren; einmal hat die begeisterte Treue eines ehrlichen Volkes für sie Blut vergossen, auch damals haben sie verloren. Und jetzt gewinnen sie in einem solchen Kampf, gerade jetzt, wo Alles, was sie ihr Eigenthum nennen, in gefährliches Schwanken gekommen ist, jetzt, wo ihre eigene Noth am größten war. Es ist aber das

erste Mal, daß sie ihre Seele einem Dämon verschrieben, um Glück zu haben auf der Erde.

Ungarn ist besiegt, so weit man aus der Ferne seinen Kampf beurtheilen kann. Oestreich aber hat durch diesen Sieg eine große Pflicht übernommen, die Pflicht, der ungarischen Nation an der Stelle seiner Nationalität ein höheres Glück zu schaffen: ein freies Leben in einem vernünftig geordneten Staat. Erfüllt es diese Aufgabe, so wird sein Kampf gegen Ungarn ein gerechter werden; wo nicht, so wird die Niederlage Ungarns das Verderben für Oestreich sein.

Aus dem Kampf und der Leidenschaft der brennenden politischen Gegensätze soll sich die Zukunft des Kaiserstaats entwickeln. Die Regierung ist bis jetzt Ungarn gegenüber eine Partei gewesen, welche neue Forderungen gestellt hat; die Ungarn unter Kossuth standen beim Ausbruch des Krieges fest auf den staatlichen Vorrechten der magyarischen Nation, denn selbst die Erweiterung, welche sie denselben in der letzten Zeit vor dem Kriege gegeben hatten, war durch die kaiserliche Bestätigung gesetzkräftig geworden. Die kaiserliche Regierung war vom Standpunkt des Rechts in der bedenklichen Lage, daß sie den bestehenden, durch Gesetz und Verträge geweihten Zustand einseitig ändern wollte, „im Interesse des Gesammtstaats, für die Vernunft eines modernen Staats“. Ihr theoretisches Recht war das Bedürfniß des Gesammtstaats, welches sie als ein höheres dem bestehenden Gesetz gegenüberstellte. Es ist für uns nie zweifelhaft gewesen, daß das Recht der Regierung an sich besser war als das Recht der Ungarn, obgleich es diesem gegenüber ein Unrecht sein mußte, ebenso wie die Ablösung der Roboten, die Auflösung der Standesprivilegien ein Recht des modernen Staatslebens und gleichwohl ein Unrecht gegen die Bevorrechtigten ist.

Aber die Sache stellte sich anders, als die Regierung auffällige Beweise gab, daß sie nicht den Willen oder die Einsicht habe, an die Stelle des gebrochenen Magyarenrechts eine hö-

here politische Ordnung zu setzen. Die aufgenöthigte Verfassung ist für die Verhältnisse Ungarns entschieden unbrauchbar, nicht weil sie die Zustimmung des Volkes nie gewinnen wird, sondern weil sie bei den Bildungsverhältnissen Ungarns an die Stelle eines sehr rohen und mangelhaften, aber männlichen und freien Selbstregiments nothwendig — selbst gegen den Willen des Ministeriums — zu einer schlechten Beamtenherrschaft führen wird, wie wir sie in den alten Provinzen beklagen. Diese Verfassung gab den Ungarn auf einmal ein besseres Recht, als sie bis dahin hatten, die russische Hilfe that das Uebrige.

Es ist unnütz, die Maßregeln der Vergangenheit zu tadeln. Aber eins soll gesagt werden. Damals, als Wien gefallen war und Stadion die Regierung übernahm, war es der Regierung noch möglich, ohne Todeskampf den Stolz der Magyaren zu bewältigen. Hätten Stadion der Graf und Schwarzenberg der Fürst die Größe gehabt, geradezu und mündlich mit dem bürgerlichen Rebellen Kossuth zu verhandeln, ihm ehrlich zu sagen, Beide wollen wir das Wohl der Völker, Ungarn und Oestreich gehören politisch zusammen, sehen wir zu, wie wir unsere Ueberzeugungen ausgleichen können, Ungarn muß sich uns fügen, wie wir dem Recht Ungarns, hätte man damals so zu der Intelligenz des Landes gesprochen, mündlich, männlich und mit hoher Gesinnung, es wäre anders gekommen. Aber Kossuth war ein „frecher Parvenu". Die Aristokraten waren zu einseitig, die französische Bildung des schwärmerischen Dictators für etwas Anderes als für einen Hochverrath zu erklären, und die Magyaren zu übermüthig, um den halben ungeschickten und zweideutigen Maßregeln des Ministeriums mehr als Verachtung zu gönnen.

Es ist zur Krisis gekommen; wir gestehen, daß sie uns schmerzt.

Noch ist keine Zeit zum Siegesjubel für den loyalen Oestreicher, noch lassen sich die Folgen von Görgey's Uebergabe

in ihrer ganzen Ausdehnung gar nicht übersehen, noch starren von allen Seiten die Klippen um das lecke Fahrzeug des östreichischen Staats.

Wie sich der kolossale Bau retten will bei der Richtung, in welcher er segelt, ist auch jetzt noch nicht abzusehen. Mehr aber als je thut ihm jetzt Eines noth, die sichere, gestaltende Kraft eines friedlichen Helden.

1850—1867.

Aus Petersburg.

(Grenzboten 1850, Nr. 48.)

Was man in Rußland von den deutschen Händeln denkt? — Denken ist eine deutsche Gewohnheit, vor welcher der Himmel unsere Mutter Rußland behüten wird, da Ihr vieles Denken Sie in solche Wirthschaft geführt hat. Der echte Russe denkt nicht, er will, was sein Kopf, der Kaiser will. Ob die große Masse des Volkes und die Masse seiner Beamten und die Masse der Fremden hier über Deutschland Ansichten hat, und welcher Art diese Ansichten sind, ist daher sehr gleichgiltig. Die bevorzugten Russen aber, welche in der Nähe des Kaisers ihre Ansichten holen, haben in seltener Einigkeit alle dasselbe Gefühl, welches ich schicklicherweise nicht bezeichnen kann, welches aber das entschiedenste und äußerste Gegentheil von Verehrung ist. Der Schach von Persien und der Sultan werden mit größerer Achtung genannt, als die erlauchten Häupter der deutschen Schiiten und Sunniten; denn wir haben mehr Grund uns um die Ränke zu Teheran und zu Stambul, als die diplomatische Weisheit von Wien oder Berlin zu bekümmern.

Der Kaiser leitet die Politik gegen Deutschland selbst. Daher sind seine Umgebung und unsere Gesandten an den deutschen Höfen ziemlich genau die Spiegelbilder seiner Ansichten, oder richtiger gesagt, seiner Stimmungen. Wir können keinen Bericht über diese Stimmungen geben, denn die zahlreichen Aeußerungen, welche aus seinem Munde gesammelt werden und dem Hofe Anekdoten und den Diplomaten Klatschereien liefern,

sind selbst dann unzuverlässig, wenn man sie aus sicherer Quelle hat, d. h. aus seinem eigenen Munde. Dieser Mund hat allerdings keine Scheu auszusprechen, was dem Gemüth gerade ärgerlich ist. Doch glauben wir, sagen zu können, was über diese wechselnden Stimmungen hinaus seine Ansichten von der Stellung Rußlands zu Deutschland sind. Denn gerade Deutschland gegenüber ist das russische Interesse sehr klar und kein Geheimniß weniger Eingeweihter.

Dem Kaiser ist Deutschland, als einiger Föderativstaat, ein Unsinn, oder wie Sie sagen würden, ein Mythus; gerade wie ihm ein panslavisches Reich als Unsinn erscheint. Der Traum eines slavischen Weltreichs kann uns aber vielfach nützen, die Träume von einem großen deutschen Staat können uns gar nichts nützen, deshalb verachten wir den deutschen Traum seit Ihrer unglücklichen Revolution noch vollständiger als den slavischen, obgleich man bis zum Jahre 1848 in der Nähe des Kaisers gewöhnt war, ihn mit einem gewissen wohlwollenden Humor zu betrachten. Der weite Flächenraum, auf welchem Sie ziemlich willkürlich Deutschland annehmen, besteht dem Kaiser aus zwei Staaten, Oestreich und Preußen, und aus neutralisirtem Zwischenland. Alle zusammen bilden für unsere Mutter Rußland einen Wall, ein Vorland, welches für die Ruhe und das Glück Rußlands unentbehrlich ist und deswegen unter unserer Leitung stehen muß. Sein Sie ohne Sorge — unter kluger Leitung, die wir ebensowenig mit unbedingter Herrschaft vertauschen wollen, als zur Zeit noch bei Persien oder Serbien.

Wir haben Ihre Fabrikate und Ideen ausgesperrt und so den Schaden, den Sie unserer Entwickelung zufügen könnten, ziemlich vermieden; was wir dagegen von deutscher Kraft brauchen können: Schafmeister, Marinelieutenants, heiratsfähige Fürstenkinder, das ziehen wir an uns. In dem winkligen Vorland brechen sich die großen Völkerstürme von Westen, die deutschen Territorien mit ihren vielen Höfen sind vortreff-

liche Nachbarn, welche sich damit befriedigen, in dem Klatsch ihrer Zeitungen unsere Nichtswürdigkeit und Rohheit zu genießen, aber weder den Muth noch das Talent gehabt haben, unsere nothgedrungenen Fortschritte irgendwo aufzuhalten, nicht in Polen, nicht in den Donaufürstenthümern und Serbien. Uns aufhalten! man denkt bei Ihnen gar nicht daran, im Gegentheil, wenn man Ihren Zeitungen irgend glauben darf, so ist das stärkste Gefühl, welches Ihre „Staatsbürger" aufzubringen vermögen, furchtsame Abneigung gegen uns, und das stärkste Gefühl, welches Ihre Fürsten haben, furchtsame Bewunderung.

Das Principat des Kaisers über die deutschen Staaten beruht auf dem Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen. Unsere Politik muß sein, beide Staaten zu erhalten, die entgegengesetzten Interessen beider zu unterstützen, keinen so einflußreich und mächtig werden zu lassen, daß er den andern klein macht. Reichte das Protectorat Preußens von der Nordsee bis an das Böhmerland und die Alpen, so würde sich unfehlbar in den deutschen Stämmen Selbstgefühl und eine Energie einstellen, welche für uns unbequem sein müßte, eine staatliche Einheit wäre die schnelle Folge und dieser junge Staat wäre ein Feind Rußlands. Gelänge es dagegen den östreichischen Waffen, Preußen ganz klein zu machen und ein deutsches Kaiserreich wieder herzustellen, so müßte die bisherige östreichische Politik sich wesentlich umwandeln und der neue große Staatskörper wäre ebenfalls ein Feind Rußlands. Solange aber beide Staaten gegen einander mit ziemlich gleichem Mißerfolge ringen, sind beide genöthigt, die Rathschläge des Kaisers zu befolgen. Denn die lange Ostgrenze Preußens und die Grenzen von Galizien, ja selbst die Zugänge zu Ungarn und den südslavischen Provinzen sind im Fall eines Widerstandes gegen uns nach unsrer Annahme unsern Heeren nicht zu verschließen.

Beide Staaten begehren die Hegemonie über Deutschland, beide haben zu natürlichen Gegnern die kleinen Königreiche und wie Ihre Souveränitäten sonst heißen. Das Interesse

des Kaisers ist daher, die unschuldigen kleinen Staaten gegen Beide zu schützen. Man weiß bei Ihnen wahrscheinlich nicht, wie leicht uns das gemacht wird, welchen Werth jede Aufmerksamkeit unseres Hofes, ein wohlwollendes Wort des Kaisers bei den meisten der deutschen Fürsten hat, und wie schwächlich die Haltung derselben ist, wenn sie den Strahlen unserer Hofsonne nahe kommen. Die nützlichsten werden durch Heiraten beehrt, die Prinzessinnen deutscher Höfe sind willig unseren Glauben anzunehmen, die Prinzen, welche unsere Czarentöchter erhalten, fügen sich ebenso gern der Sitte, daß unsere Töchter an fremden Höfen dem Glauben des heiligen Rußlands treu bleiben.

So ist jetzt die Aufgabe unserer Diplomaten: Oestreichs und Preußens Regierung Wohlwollen zu zeigen, die eifersüchtige Spannung Beider zu erhalten, ohne sie zu einer entscheidenden Krisis kommen zu lassen und das politisch ohnmächtige Drittel von „Deutschland", um welches Beide werben, gegen Beide zu sichern.

Diese Politik, so einfach und nothwendig sie ist, hat gleichwohl durch die Persönlichkeit des Kaisers und die politischen Ereignisse der letzten Jahre einige Wandlungen erhalten.

Oestreich hat sich offen und rückhaltlos zu unserm Bundesgenossen bekannt, und Preußen hat seit zwei Jahren einige allerdings schwache und furchtsame, aber doch beunruhigende Versuche gemacht, eine selbständige Politik zu verfolgen. Die Regierung Oestreichs ist dem Kaiser im Ganzen angenehm gewesen, das Betragen Preußens hat ihn verletzt, und wenn die Entschiedenheit seiner Neigungen nicht auch hier durch die starken Rücksichten auf die Nützlichkeit gemäßigt würde, wären unsere Heere längst in Preußen eingerückt.

Zur Zeit Friedrich Wilhelms III hatte die Einwirkung des Kaisers auf Preußen ebenso anständige Form, als feste Grundlage. Es ließ sich bis auf den Punkt bestimmen, wie weit man dem ehrwürdigen alten Herrn Freiheit lassen mußte;

seine persönliche Zuneigung hatte er dem Gemahl seiner Tochter in der gefährlichen Katastrophe von 1831 bewährt, und kaum einmal von da bis zu seinem Tode wurde das freundschaftliche Einverständniß zwischen St. Petersburg und Berlin ernsthaft getrübt. Wir waren sicher, daß er in allen Fragen der großen Politik mit uns ging, und wo seine Ansichten entschieden abwichen, konnte er bei seinem Verwandten auf Achtung seiner Persönlichkeit, ja seiner Rathschläge rechnen, welche, selten gegeben, nie ohne Ehrerbietung angehört wurden. Der Kaiser hat durch den Tod des Königs nicht nur einen treuen Verbündeten, sondern auch den Mann verloren, gegen den er das stärkste Pietätgefühl seines ganzen Lebens hatte. Und wie der Kaiser selbst, so denken unsere Politiker mit einer großen Wärme an die Zeit zurück, wo Rußland mit Preußen in der Politik fast eine Einheit bildete. Für unsere Herren von den auswärtigen Angelegenheiten liegt ein gleichsam poetischer Hauch auf jener Periode, wie auf der Zeit der ersten Jugendliebe zwischen zwei Menschen.

Schon die Innigkeit der Zuneigung zu dem Verstorbenen machte die Beziehungen zu dem gegenwärtigen König von Preußen schwierig. Und zwischen ihm und unserm Herrn war außerdem Vieles, was trennen mußte. Wer längere Zeit in der Nähe Friedrich Wilhelms IV gelebt hat, pflegt die glänzende und vielseitige Bildung, das edle Gemüth dieses Fürsten mit Wärme zu rühmen; wer aber in wichtigen und dringenden Angelegenheiten mit ihm verhandelte, wird bedauern, daß seine ausgezeichnete Fähigkeit, die verschiedenartigsten Ansichten und Persönlichkeiten zu verstehen, ihm die Fähigkeit, eine eigene Meinung dauernd zu bewahren, auffällig vermindert hat, und er wird vielleicht mit Unbehagen wahrnehmen, daß eine ungewöhnliche Neigung, hochherzige und feine Gefühle zu nähren, ihn zuweilen hindert, hochsinnig und fein zu handeln. Dem stürmischen Charakter des Kaisers war eine solche Natur geradezu peinlich, sie nahm jede Sicherheit, machte jede Berech-

nung zu nichte. Trotz aller aufrichtigen Bemühungen, an beiden Höfen ein gutes Einvernehmen zu erhalten, trat allmählich Kälte ein. Bereits die Aufhebung des Cartellvertrags durch Preußen verletzte, sie wurde ein Wahrzeichen locker werdender Freundschaft, die Lauigkeit Preußens bei der Uebernahme Krakau's durch Oestreich, die — nicht vollständig geglückten — Versuche, das preußische Haus mit der königlichen Familie von England in nähere Beziehungen zu setzen, hatten das Mißtrauen vermehrt, und wenn auch die Gerüchte von den deutschen Reichsplänen des Königs und einer Umänderung des Bundes keine ernsten Besorgnisse einflößten, so ließen sie doch ahnen, daß auf Preußen im entscheidenden Augenblick nicht zu rechnen sein werde.

Das Jahr 1848 rechtfertigte diese Annahme. Der König von Preußen erhob die dreifarbige Fahne, begann den Kampf mit Dänemark, sah zu, wie in Frankfurt für ihn geworben wurde, sandte seine Truppen zum zweiten Mal gegen Dänemark und versuchte die „Union", um die deutschen Regierungen in einen Förderativstaat zu vereinigen. Durch jeden dieser Schritte wurde unser Einfluß auf Deutschland, ja unsere Stellung in Europa wesentlich gefährdet. Der Kaiser verlor nicht die Herrschaft über seine gereizten Gefühle, und wenn je, so hat unsere Politik in dieser Zeit Mäßigung bewiesen. Die Aufgabe, Preußen von nicht wieder zu sühnenden Thaten zurückzuhalten, ihm die Führerschaft über die kleineren Staaten zu verleiden, Dänemark zu erhalten und Oestreichs Gegengewicht zu retten, löste unsere Diplomatie durch entschlossene Haltung und wiederholte Erklärungen unseres festen Willens. Freilich that die Regierung Preußens auch ihrerseits Allerlei, die eigenen Pläne zu stören. Doch wenn wir auch ohne große Mühe im Stande waren, unpraktische Maßregeln zu hintertreiben, und wenn auch alle Unternehmungen des Königs von Preußen gescheitert sind, so ist doch das Streben, sich von unseren Interessen zu lösen, so deutlich geworden, daß wir fortan

in der Lage sind, jede Maßregel dieser Regierung ohne Vertrauen zu beobachten.

Trotz diesem Mißtrauen ist Rußland nicht so sehr ein Feind Preußens, daß es ihm eine kleine Vergrößerung seines Gebiets mißgönnen sollte. Es ist auf der andern Seite so weit ein Freund Oestreichs, daß es auch diesem eine kleine Vergrößerung auf Preußens Kosten wohl gestatten würde, aber es wird keiner von beiden Mächten erlauben, die andere ohnmächtig zu machen, am wenigsten der Regierung Preußens, weil diese am unsichersten ist.

In diesem Satz liegt auch die Antwort auf die Frage, wie der Kaiser sich im Fall eines Krieges zwischen Oestreich und Preußen verhalten wird. Es ist anzunehmen, daß Rußland sich beobachtend verhalten werde, solange der Krieg nur von deutschen Mächten geführt wird; daß der Kaiser mit Genugthuung sehen wird, wenn Preußen kleine Demüthigungen erfährt, trotzdem aber der Regierung des Fürsten Schwarzenberg nicht gestatten kann, Preußen aufzureiben, und daß ferner, falls Preußen in seinem Waffengang glücklicher sein sollte, als wir erwarten, sein erster großer Sieg der Anfang einer Reihe von kurzen Warnungen sein müßte, gleich jenen, welche das preußische Heer aus Jütland vertrieben haben. In Petersburg oder in Warschau werden auf der Karte von Deutschland die Nadeln eingesteckt werden, bis zu welchem die deutschen Armeen vorrücken dürfen.

Das ist unbequem für Ihren Patriotismus, aber es ist nicht zu ändern. Fester als je steht die Herrschaft des Kaisers über Ihre Länder, sie wird stehen, solange der Gegensatz zwischen Preußen und Oestreich dauert, und dieser Gegensatz wird dauern, solange beide Staaten in einem Wettstreit über die Herrschaft im „Reiche" begriffen sind. Wünscht aber deshalb der Unwille Ihrer Freiheitsmänner beide Staaten zu vernichten, so ist das vollends thöricht, denn dann wären wir in die lästige Nothwendigkeit versetzt, die zertrümmerten deutschen

Staaten etwa bis zur Elbe und Böhmen zu besetzen, den Franzosen die Rheinlande zu lassen und dem englischen Interesse die Nordseeküsten. Auch das Rußland nach uns wird diese Nothwendigkeit beklagen, denn sie würde unseren Schwerpunkt verrücken.

Uns Russen erschien das Parlament in Frankfurt mit seinen Vergrößerungsplänen ganz ungereimt. Ihre besten Patrioten vergaßen, daß weder sie selbst noch ihre Fürsten die Macht hatten, frei über deutsches Gebiet zu schalten, und sie wollten noch fremdes dazu erobern! Ihre plötzliche Revolution hat die natürliche Folge gehabt, die russische Obmacht zu befestigen, freilich auch den deutschen Fürsten und Völkern auffälliger zu machen. In ruhigen Zeiten wird man sie weniger merken. Ihre Liberalen fordern ein Bündniß mit England, ja Krieg gegen Rußland. Rußland ist sehr groß, es hat wenig Küstenland und Polen ist nicht mehr gefährlich. Wollen Ihre liberalen Politiker einer russischen Armee das Vergnügen machen, die Scheuern und Viehställe der alten preußischen Provinzen auszuzehren? Aber Sie werden uns schlagen, denn Sie haben Begeisterung, unsere Soldaten sind arme Teufel. Wozu wollen Sie uns schlagen? Wollen Sie in Polen einrücken, das Land bewaffen, uns auf Moskau zurücktreiben? Wissen Sie, was das alte Polen ist? Eine Leiche; Sie werden höchstens einige galvanische Zuckungen hervorbringen; alle nützliche Kraft in Polen gehört uns; Ihr Polen hat weder Getreide, noch Geld, noch Waffen, noch Menschen. Eine Armee von 100,000 Preußen in Rußland wäre im schlimmsten Falle, was eine Biene im Pelz eines Bären ist; sie ärgert so lange, bis sie zerdrückt wird. Vertrauen Sie nicht auf das Bündniß mit England. Unsere Flotte kann ein halbes Dutzend Schiffe verlieren, an den Ostseeküsten können einzelne russische Städte eingeäschert werden, im Süden mögen empörte Tscherkessen einige Erdwälle zerstören, die Türkei mag wieder mit unsern Serben in Krieg gerathen, das alles wird Rußland nicht so viel schaden,

daß der Kaiser die Macht verlöre, den treulosen Deutschen seine Rache fühlbar zu machen.

Lassen Sie mich mit einem öffentlichen Geheimniß schließen: Rußland hat nur eine schwache Stelle, und sie ist nicht zu treffen, solange das Oestreich besteht, welches wir in Ungarn wieder hergestellt haben.

Louis Buonaparte und die öffentliche Meinung.

(Grenzboten 1851, Nr. 50.)

Der Staatsstreich ist vorläufig gelungen, freilich ist, was bis jetzt geschehen, nur der Anfang einer abenteuerlichen, wilden und verhängnißvollen Zukunft. Wir in Deutschland haben dabei an uns selbst zweierlei mit Verwunderung beobachten können. Erstens, daß die augenblickliche Wirkung der Pariser Gewaltthat auf unser Volk eine verhältnißmäßig sehr geringe war. Die Course fielen um 1 bis 2 Procent, und der Zeitungsleser griff zu gewohnter Stunde etwas eifriger nach den Tagesneuigkeiten; kaum daß die Bekannten im Vorbeigehen einander die neuesten Depeschen mittheilten. Zweitens aber war zu bemerken, daß die Beurtheilung der Gewaltthat durch die öffentliche Meinung und die deutsche Tagespresse einen auffallenden Mangel von Sicherheit zeigte, nicht bei den Blättern, welche gewohnt sind, sich über jeden Gebrauch der executiven Gewalt um so mehr zu freuen, je kräftiger er ist, sondern auch bei unabhängigen Zeitungen, welche sogar zum kleinen Theil geneigt schienen, das gut zu heißen, was für uns nützlich werden könnte.

Selten hat es eine politische That gegeben, welche dreister gegen das Gesetz ausgeübt wurde, selten einen Thäter, welcher so sehr durch nackte Selbstsucht geleitet wurde. Diese traurige Wahrheit kann von keiner Partei geleugnet werden, auch von

denen nicht, welche es loben, so oft in einem Theile der Erde ein der Regierung unbequemes Gesetz durch Gewaltmaßregeln beseitigt wird. Denn Nichts was seit den letzten Jahren irgendwo in Europa geschehen ist, läßt sich mit dieser That vergleichen. Auch bei den größten Willkürmaßregeln anderer Regierungen war die Stellung der Herrscher, welche solche Maßregeln wagten, eine andere. Diese hielten dem geschriebenen Gesetz ein anderes, nach ihrer Ueberzeugung höheres und älteres, die Legitimität ihrer eigenen Gewalt entgegen; sie fußten auf dem, was ihnen ihr eigenes Recht erschien, auf ihrer Majestät, welcher der Staat und das Volk seit der Urväter Zeit als Domäne angehörte. Und wenn die Opposition dieses Recht der Regierungen in den Kammern und durch die Presse bestritt, so kämpften zwar überall zwei scharf entgegenstehende Ansichten von der Stellung der Völker zu ihren Fürsten gegen einander, aber auch die leidenschaftlichste Opposition war immer noch in der Lage, in den gewaltthätigen Handlungen der Regierungspartei eine, wenn auch getrübte, sittliche Anschauung zu achten. Der Mann Louis Buonaparte jedoch hat sich zum Usurpator Frankreichs gemacht, hat die Verfassung gebrochen, die Nationalversammlung mit Bajonetten auseinandergetrieben, gegen zweihundert Volksvertreter, darunter viele Talente Frankreichs, ins Gefängniß gesetzt, und die Veranlassung zu erbittertem Straßenkampfe und einer Niedermetzelung von vielen hundert Menschen gegeben. Mit welchem Recht? und zu welchem Zweck? Er ist ein Geschöpf der Volksgunst, durch Wahlzettel zur Präsidentschaft gelangt, durch Wahlzettel und durch dasselbe von ihm beschworene Gesetz, das er jetzt mit Blut und Kartätschen vernichtet hat. Er hat seine Macht auf Grund eines Vertrags erhalten, und hat diesen Vertrag gebrochen. Er ist nach dem Wortlaut des Gesetzes ein einfacher Hochverräther und Verbrecher an Frankreich.

Aber das Gesetz, gegen welches er sich aufgelehnt hat, soll

ein schlechtes Gesetz gewesen sein; die Parteien der Nationalversammlung gebrauchten dieses Gesetz ihm gegenüber nur als einen Schild für ihre eigenen Interessen und für Gelüste, welche ebenso ungesetzlich und wohl noch abenteuerlicher waren als die seinen. Und eine große Anzahl verständiger und patriotischer Franzosen hielt dieses Gesetz für ein Unglück Frankreichs. Er mußte ungesetzlich handeln zu seinem sowohl als Frankreichs Wohl, und daß sein Privatinteresse in diesem Punkte mit dem wahren Interesse seines Vaterlands zusammenfällt, das rechtfertigt den Gewaltstreich. So ungefähr sprechen seine Anhänger und die Blätter, welche es wagen, die That selbst zu loben. Es soll hier nicht untersucht werden, ob die Verfassung und ihr 68. Artikel gut oder schlecht, nützlich oder schädlich für Frankreich waren, denn diese Frage würde nach dem Parteistandpunkt sehr verschieden beantwortet werden. Aber selbst das Schlechte des Gesetzes zugegeben, welches Recht hat ein einzelner Franzose, ein Beamter der Nation, durch einen Act brutalster Gewalt seine eigene Herrschaft und die Launen seiner Persönlichkeit willkürlich an die Stelle eines schlechten Gesetzes zu stellen? Wohl ist es dem Usurpator vielleicht möglich, sein Unrecht zu sühnen. Diese Sühne würde darin liegen, daß er seinem Unrecht einen glänzenden, für das Land segensreichen Erfolg zu geben weiß, indem er sich selbst und das Land gut und groß regiert. Vermag er das durch Glück und Kraft, dann wird eine spätere Zeit in dem, was auf die That folgte, seine relative Berechtigung zur That selbst, wenn auch widerwillig, erkennen, und ihr wird es erlaubt sein, von ihrem weiteren Gesichtsfeld aus seine Rechtfertigung zu schreiben, ja möglicher Weise in der verhängnißvollen Gewaltthat seine Größe zu bewundern. Wir aber, die Mitlebenden, in dem Augenblick, wo wir die That selbst erleben, haben gar kein Recht, dieselbe durch den Hinweis auf ihre wahrscheinlichen Folgen zu beschönigen oder zu vertheidigen. Wir sind nicht allwissend und allweise und vermögen die Zukunft nicht zu durchdringen, wir

haben einfach und bescheiden die That darnach zu beurtheilen, wie sie sich zu den sittlichen Grundsätzen unseres gegenwärtigen Lebens verhält. Einen andern Maßstab gibt es für das Gegenwärtige, Geschehende nicht, und alle sogenannten höheren Standpunkte führen nur zu Sophisterei und Trugschlüssen. Die Tagespresse vollends hat nicht die Aufgabe, im Interesse der Zukunft, vom Standpunkt späterer Geschlechter zu plaidiren, sondern vom Standpunkt der ehrlichen und gewissenhaften Menschen, welche jetzt leben.

Aber der Staatsstreich ist wenigstens für uns Deutsche nützlich. Er wird die rothen Republikaner vernichten, er wird uns vor einem Kriege mit Frankreich bewahren u. s. w. Wenn dies alles in der That so fest stände, als es zweifelhaft ist, so würden wir Deutsche allerdings das Recht haben, uns über die Folgen zu freuen, welche der Staatsstreich für uns hat. Wenn z. B. irgend ein Dachziegel oder ein fremder Uebelthäter meinen Feind erschlägt, welcher mir das Leben sehr verbittert und meinen Verdienst geschädigt hat, so werde ich mich der wiedergewonnenen Ruhe und der vermehrten Einnahmen von Herzen erfreuen dürfen, aber ich würde mit Recht für schlecht gehalten, wenn ich in meiner Freude dem Mörder Zuneigung bezeugen oder den Dachziegel in Gold fassen wollte. Wenn also deutsche Tagesblätter von ihrem Parteistandpunkte aus sich über die Wirkungen des Staatsstreiches auf die deutschen Staaten freuen wollen, so bleibt ihnen dies ganz unbenommen, wenn sie aber deshalb die That selbst preisen, so handeln sie schlecht. Der Staatsregierung liegt es natürlich nicht ob, ihre verdammende Ansicht über fremde Staatsoperationen in Form eines officiellen Urtheils auszudrücken, wenn ihr das Geschehene für den eigenen Staat vortheilhaft erscheint. Sie wird sich die nützlichen Folgen sichern, und das Urtheil über den Thäter der Zukunft und seinem eigenen Geschick überlassen. Aber noch mehr als die Presse wird sich eine Regierung von Selbstgefühl hüten, durch irgendwelche ausdrückliche Erklärung ihre Beistimmung zu einem

solchen Streiche auszusprechen, und sie wird die von ihr abhängigen Zeitungen anhalten, durch discrete Zurückhaltung eines Urtheils das sittliche Gewissen der eigenen Staatsbürger sowohl als die nothwendigen politischen Convenienzen zu achten. Mit Bedauern war in der letzten Woche zu bemerken, daß die ministeriellen Blätter Oestreichs und Preußens dieses Anstandsgefühl nicht gehabt haben: sie haben die Gewaltthat Louis Buonaparte's für Recht, die gewaltthätige Opposition dagegen aber für ein Verbrechen erklärt.

Auffallend aber ist es, daß man in conservativen Kreisen den 2. December als einen Gewinn für Frankreich und Europa betrachten kann. Selbst in dem Fall, daß der neugewählte Präsident sich durch terroristische Maßregeln auf Jahre behaupten könnte, ist die Lage des Landes eine wahrhaft verzweifelte geworden. Die Legionen haben ihn erhoben und tragen ihn, das Heer ist an die Stelle des Volkes getreten, ein kleiner unproductiver und kostspieliger Theil der Bevölkerung an die Stelle der ungeheuren erwerbenden und producirenden Mehrzahl. Das bedeutet ein theures Regiment, welches mehr ausgibt als es einnimmt, ein übermüthiges und thatenlustiges Heer, das seine Bedeutung empfindet und dessen kriegerische Beschäftigung ein unvermeidliches Uebel wird, das bedeutet Kriegslust und völligen Niedergang der Finanzen, Belagerungszustände, Ausnahmemaßregeln und Tyrannei der Beamten. Es gehört viel Vertrauen dazu, um von solchen Verhältnissen eine größere Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu erwarten. Die abenteuerliche Rücksichtslosigkeit der Verhaftungen und Füsiladen, die schlaue Technik des Staatsstreichs, das ganze übermüthige, verzweifelte Auftreten der Buonapartisten hat bereits in diesem Augenblick auch die Gleichgiltigen in Frankreich erschreckt und erbittert. Wie lange wird das eitelste Volk der Welt diese rücksichtslose Demüthigung seines Selbstgefühls ertragen? von einem Manne ertragen, der ihm noch gar keine Gelegenheit gegeben hat, zu bewundern und zu verzeihen? Das

Heer selbst ist nicht dem Rufe des jungen Herrn von Boulogne, sondern dem Schatten gefolgt, den die Gestalt des toten Kaisers über ihn warf; es wird ihm folgen und ihn verlassen, wie es die Bourbonen und die Orleans verlassen hat. Der Bürger aber wird ihm zürnen und sich ihm fügen, aus Furcht vor den Rothen, bis der Ueberdruß größer wird als die Furcht. Solange dieser Zustand der Apathie und des innern Zwiespalts in den Einzelnen dauert, mag er sich mühsam behaupten, das erste Hervorbrechen eines activen Wollens im Volk wird ihn stürzen und kläglich wird sein Fall werden. Aber ebenso fest steht, daß durch die Folgen des 2. Decembers das Schicksal Deutschlands und des europäischen Continents wieder abhängig geworden ist von der finstern Zukunft Frankreichs. Nie hätte der Präsident den Staatsstreich gewagt, wenn ihm nicht andere Regierungen ein Vorbild gewesen wären. Durch die That hat er Frankreich in eine noch schlimmere Lage gebracht, als die des östlichen Europas ist, und diese Kämpfe und die Revolutionen, welche Frankreich seinetwegen durchzumachen hat, bevor seine That gesühnt ist, werden auch zurückschlagen auf die übrigen Staaten und sie hineinreißen in die schweren Katastrophen zwischen Rhein und Pyrenäen.

Rußland und England, Militärstaat oder freie Verfassung, das sind die Gegensätze, zwischen denen die Mitte Europas in der nächsten Zeit umherschwanken muß. Der letzte Ausgang ist nicht zweifelhaft, wir aber werden das Ende schwerlich schauen. Wer ist noch so gläubig zu sagen, daß die Revolution geschlossen sei?

Deutscher Trost.

(Grenzboten 1852, Nr. 7.)

Nehmen wir einen traurigen Fall an. Ein Mann schläft in einem heißen Lande, z. B. in Bengalen, unter einem Palmbaum. Da kommt ein furchtbarer Löwe, packt den Schlafenden im Rachen und trägt ihn fort nach einer Felsschlucht, in das Stillleben der Löwenfamilie. Natürlich wird der unglückliche Gefangene sich fruchtlos zu befreien suchen, und zunächst daran denken. Da aber gerade in den größten Schauermomenten der menschliche Geist zuweilen mit einer merkwürdigen Freiheit die unbehagliche Situation übersieht, so ist sehr möglich, daß auch dem Gefangenen im Rachen des Löwen außer der Todesangst noch eine Folge von Nebenvorstellungen durch den Kopf läuft. Diese Nebenvorstellungen, welche gleich Blitzen die grausige Nacht seiner Seele durchzucken, werden verschieden sein, je nachdem er ein Engländer, ein Franzose, oder ein Deutscher ist. Ist der Mann in kritischer Lage ein Engländer, so wird er sich noch schnell sagen: „Das muß die Regierung Ihrer Majestät, das muß Lord Palmerston erfahren, damit Alt-England an dem verdammten Löwen Rache nimmt, durch Noten, durch eine Flotte, durch Blokade und Totschießen." Ist er ein Franzose, so wird er denken: „Gemeiner Tod! Ich werde eine erbärmliche Situation haben, wenn ich sterbe; es ist gar kein Effect dabei möglich." Und ist der gefährdete Mann ein Deutscher, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er sich mitten in seinem Kummer sagen wird: „Es ist nur ein Glück, daß das Beest kein Tiger ist, denn Tiger sind noch viel grausamer."

Betrachtungen, wie die letzte, nennen unsere Nachbarn, die Franzosen, Engländer und Russen, „deutschen Trost" und verspotten uns deshalb. Es ist wahr, die Fähigkeit, jede bedenkliche Lage dadurch genießbar zu machen, daß wir ihr eine

noch schlimmere gegenüber stellen, hat uns eine gewisse Fertigkeit im Ertragen von unangenehmen Dingen gegeben. Und bei Einzelnen, wie bei der ganzen Nation ist dies allerdings eine Tugend von zweifelhaftem Werthe. Indeß mögen unsere lieben Nachbarn und Freunde jenseits des Rheins und unsere nicht weniger geliebten Nachbarn und Freunde im Osten von Deutschland uns noch verzeihen, wenn wir dieses Verfahren, uns über Unannehmlichkeiten zu trösten, gerade jetzt anwenden, und indem wir unsere Lage mit der ihrigen vergleichen, einen deutschen Trost darin finden, daß es bei uns zwar nicht gut, aber immerhin viel besser steht als bei ihnen. Selbst unsere Vettern in England werden uns nicht zürnen, wenn wir unsere Art und Weise ihnen gegenüber nicht aufgeben, und so oft wir bedauern, nicht stark zu sein, wie England, uns auch freuen, daß wir kein Irland zu verantworten haben.

Der Deutsche war seit langer Zeit gewöhnt, seine Nachbarschaft im Osten als ein zwar sehr wohlwollendes und patriarchalisches, nichts desto weniger aber zuweilen willkürliches und gesetzloses Regiment zu achten; seine Nachbarschaft im Westen aber als ein etwas zu unruhiges und launisches, jedoch aber sehr freies und angenehmes Volk zu verehren, und seinen eigenen Zustand als eine Art von mittlerem Durchschnitt zwischen russischer Väterlichkeit und französischer Freiheit kritisch zu beurtheilen. Das ist jetzt unmöglich geworden. Es ist Deutschen ganz unmöglich zu sagen: bei den Franzosen lebt man zwar freier als bei uns, aber bei uns lebt man noch viel freier als bei den Russen. Unsere Logik wird über den Haufen geworfen, unsere politische Weltstellung ist gründlich verändert. Wir, die wir vor Kurzem noch die mittlere Proportionale zwischen Rußland und dem Westen waren, wir Centrummänner des europäischen Continents, welche von beiden Nachbarn als Halbe angefeindet wurden, wir sind jetzt auf einmal freier, gesetzvoller, glücklicher

ja wir sind unendlich weiter vorgeschritten als die Franzosen. Unsere Regierungen bestehen aus radicalen Freiheitsmännern, ja aus antiken, republikanischen Charakteren. Unsere Presse ist zügellos frei geworden. Unsere Volksvertretungen sind mit wahrhaft souveräner demokratischer Macht bekleidet, unser Privateigenthum, Felder und Wälder, Häuser und Actien haben eine übermenschliche gesetzliche Sicherheit, gewissermaßen eine ewige Dauer erhalten. Alles natürlich vergleichsweise, und zwar im Vergleich mit Frankreich. Diese merkwürdige Veränderung unserer Stellung verdanken wir der kurzen, aber außerordentlich ehrenwerthen Thätigkeit von Monseigneur le Prince Louis Napoleon. Da uns die Franzosen so lange und so bitter unseren deutschen Trost vorgeworfen haben, werden sie es angemessen finden, wenn wir jetzt mit dem uns eigenen bescheidenen Ernst und ohne jede Spur von Schadenfreude sagen: wir sind nicht außerordentliche Charaktere, wir sind zuweilen ungeschickt und unpraktisch, aber wir schießen nicht die Häuser zusammen, wo Freunde wohnen, die uns compromittiren könnten, wir töten unsere Feinde nicht durch Piperin, wir confisciren nicht die Güter Unschuldiger; wir sind nicht immer weise Staatsmänner, aber wir sind auch keine Borgia's.

Vielleicht hat uns gerade dieselbe Eigenthümlichkeit, die uns den „deutschen Trost“ in schlechten Lagen an die Hand gab, auch davor bewahrt, in die schlechtesten Lagen zu kommen. Denn der Grundzug im Wesen des Deutschen ist seine wunderbare Fähigkeit, die gemüthlichen Ideale, die er gerade hat, in allerliebster Träumerei festzuhalten, und sich jede Lage und Umgebung damit zu schmücken; er hat deshalb das Bedürfniß, im Frieden zu sein mit seiner Umgebung, und die Freundlichkeit und das Wohlwollen, welche er in sich trägt, auch wieder zu erfahren. Das macht ihn in vielen Lagen rücksichtsvoll gegen Andere und erhält ihn auch da genügsam und in den Schranken des Gesetzes, wo die Versuchung zu Selbstüberhebung, Tyrannei

und straflosem Frevel nahe liegt. Auch in Deutschland ist bei den großen Versuchungen, welche unsere politischen Verhältnisse darboten, von Fürsten und Völkern viel gegen Recht und Gesetz gefehlt worden, aber fast nie geschah dies aus nackter, schamloser Selbstsucht, es war ein leidenschaftlicher irregeleiteter Idealismus bei beiden Parteien, es war dieselbe Träumerei, welche in ruhigeren Zeiten den Deutschen zu einem sinnigen, gemüthlichen, herzlichen Gesellen macht, welche in Zeiten der Noth und Entbehrung ihm die Fähigkeit gibt, auch das Lästige mit Geduld, ja mit Laune zu ertragen. Es waren Verirrungen einer im Ganzen wohlwollenden pflichtvollen Seele, welche das Bedürfniß hat, ihre Ideale in der Wirklichkeit wiederzufinden, und deshalb in die Gefahr kam, der Wirklichkeit phantastische Farben, Formen und Neigungen anzudichten. Das ist, im Ganzen betrachtet, der Fehler unserer Völker und Fürsten, immerhin ein großer Fehler, aber der Fehler einer gemüthlichen, begabten Natur, welche leicht den Frieden und die Harmonie mit der Welt wiederfindet, weil sie einen großen Reichthum an innerem Leben besitzt.

Bei uns in Deutschland ist unmöglich, daß ein Einzelner absolute Macht erhält, eine Prätorianergewalt über Leben und Gut von z. B. 22 Millionen Preußen, außer etwa im Fall eines sehr unglücklichen, völkermordenden Krieges. Was uns verhindert hat, ein einiger freier Staat zu werden, unsere etwas phantastische Gemüthseligkeit, unser zähes Hängen an dem Bestehenden und unsere Scheu vor einer unbekannten Lage die ärger sein könnte, als die gegenwärtige, das alles hat uns auch davor bewahrt, die Beute eines Haufens von Abenteurern zu werden. Wir sind nicht einig gewesen, als es galt, ein freies Staatsleben zu gründen, wir sind auch nicht als Sklaven mit einer Kette zusammenzufesseln, und jetzt, wo es galt, die noch vorhandenen Freiheiten durch gemeinsame Maßregeln zu beseitigen, hat sogar der Bundestag bewiesen, daß auch er ein deutsches Institut ist, und daß man selbst ihn ge-

wissermaßen als Bowle gebrauchen kann, um „deutschen Trost“ aus ihm zu schöpfen.

So sehr hängen wir in der Situation, an welche wir seit lange gewöhnt sind, daß selbst die ersehnte und wünschenswerthe Veränderung uns säumig und unentschlossen findet, und vielleicht nicht durchgesetzt wird, weil unser Gemüth durch die Unruhe und den Kampf zwischen Altem und Neuem zu heftig verstimmt und verdüstert wird. Was bei uns aber eine neue Herrschaft erobert, sich auf unseren höchsten Thron setzt, unsere Heere und die Schnüre unserer Geldbeutel regieren will, das muß uns sehr vertraut, lange in Herz und Kopf durchgefühlt und zurecht gelegt sein; es muß uns sehr viel geworden sein, und unsere Seele muß mit Verehrung und poetischer Wärme daran hängen können. Wir sind von einem Einzelnen nicht zu knechten und durch rohe Gewalt zu gewinnen, sobald ihn das sittliche Gefühl im Volke verurtheilt, einem offenbaren Gauner gehorchen die Deutschen nicht. Das ist jetzt, was unsere Nachbarn „deutschen Trost“ nennen.

Der Constablerismus.

(Grenzboten 1852, Nr. 9.)

Unter diesem Namen sei hier eine merkwürdige Krankheit bezeichnet, welche gegenwärtig in Deutschland umgeht, sehr ansteckend ist und den Kranken Haarsträuben, Schauer und Wuthanfälle verursacht, auf welche die entsprechenden Abspannungen folgen. Da dieses Leiden in der Regel nur gute Menschen und loyale Gemüther ergreift, so ist es um so betrübender. Einige Beispiele werden das Wesen des Zustandes deutlich machen.

Schreiber dieses kehrte einst am Abend von einer Reise

zu seiner Familie auf dem Lande zurück. Er fand das Hofthor vor der gewöhnlichen Stunde geschlossen. Eine Nachtpatrouille in Hemdsärmeln mit Axt, Heugabeln und Laterne bewaffnet, läßt ihn zögernd und mit langen Gesichtern ein. Hausmädchen sehen scheu mit bleichen Wangen aus einem Spalt der zugehaltenen Küchenthür auf den Eintretenden. Als er den Griff einer Stubenthür faßt, fahren die Bewohner schreiend von ihren Stühlen auf und schicken sich an, die Hände zu ringen, statt ihm entgegenzueilen. Der Angekommene legt sich verwundert und ermüdet ins Bett und löscht das Licht aus. Nach einer Weile stößt er an den Leuchter, der Leuchter fällt klirrend auf den Stiefelknecht. Augenblicklich erhebt sich im Hause ein Flüstern. Es trippelt auf dem Flur, es knarrt auf der Treppe. Leise Stimmen fragen durch das Schlüsselloch, ob er noch lebe? Feine Stimmchen fangen an zu schluchzen. Der Angekommene öffnet die Thür und sieht seine ganze Familie in jedem Grade der Verzweiflung und in jeder Art von Nachtkleidern an der Thür aufgehäuft. Auf der Treppe steht das weibliche Dienstpersonal und schwenkt zitternd Spinnenbesen und Ofenhaken; im Dunkel am Fuß der Treppe erscheinen männliche Hausgenossen mit Gewehr und Jagdmessern. Da sah der Angekommene, daß sein ganzes Haus erkrankt war, und stellte ein Examen an. Es ergab sich sogleich Folgendes: In der Nachbarschaft war vor wenigen Tagen ein Mord verübt worden, und das eifrige Besprechen der Unthat hatte die Phantasie des ganzen Hauses in bedenklichster Weise aufgeregt. Wenn in der Speisekammer ein kleiner vergnügter Mausrich seinen Kameraden pfiff, so war das ein Signal der herumschleichenden Mörder; wenn ein Holzwurm pickte, so hörte man deutlich das Bohren eines fürchterlichen Einbrechers; wenn der Nachtwind an den Fensterladen klapperte, so bemühte sich ein Brecheisen Eintritt für unzählige Galgenvögel zu erzwingen. Vom Morgen bis zum Abend waren alle möglichen Gräuelthaten und

Mördereien Gegenstand der Unterhaltung in den Wohnzimmern, und in der Dienerstube las die Köchin merkwürdige Criminalgeschichten vor. Das friedliche Haus war in eine melancholische Stätte des Grausens verwandelt. Es dauerte längere Zeit, bevor es möglich wurde, durch Lachen und strenges Verbot der beliebten Unterhaltungsstoffe die nervöse Aufregung zu heilen.

Das waren unschuldige Aeußerungen des Constablerismus, wie sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen. Seit dem Jahre 1848 aber hat bei uns dieser Zustand in gefährlichem Maße zugenommen, er hat ganze Klassen der bedächtigen Staatsbürger ergriffen, ja er hat vorzugsweise unsere guten, verständigen und sonst so wenig phantastischen Sicherheitsbehörden ergriffen. Während sie sonst ein großes Pflichtgefühl durch Ueberwachung der Spitzbuben und anderer armen Teufel des Gesetzes befriedigten, schwelgt ihre Phantasie jetzt in den gräulichen Bildern von politischen Verbrechern, von Demokraten, von Rothen, von Communisten. Wohl Dem, der jetzt einen Dietrich in der Tasche trägt, er ist gewissermaßen ein harmloser Kerl geworden; glücklich der Unscheinbare, der eine Eisenstange im Stiefel herumschleppt, er ist gewissermaßen ein anerkanntes Mitglied der Gesellschaft, ein Mann von offenem Charakter; aber wehe dem Unglücklichen, dessen Hutkrempe um einen Zoll breiter ist, als die seiner Mitmenschen: hundert Augen folgen ihm auf Schritt und Tritt. Wehe dem Fremden, der einen anständigen Rock trägt und vergessen hat, seine Legitimationskarte in die Brusttasche zu stecken; der anständige Rock macht ihn gerade verdächtig. Ueberall sehen die würdigen Wächter unserer Sicherheit demokratische Ungeheuer in verdächtigen Verkleidungen durch das Land ziehen; auf allen Straßen tragen die Handwerksburschen hohle Stöcke, in welchen giftige Papiere verborgen sind, welche den Staat umstürzen werden; in allen Winkelkneipen halten communistische Verschwörer geheime Zusammenkünfte, in welchen sie Hab und

Gut der deutschen Staaten unter ihre Trinkbrüder vertheilen*); gefährliche Journalisten fahren auf allen Eisenbahnen hin und her, um ruhige Unterthanen durch bösartige Zeitungsartikel zum Treubruch zu verführen. Natürlich steckt einiges Wahre dahinter, aber der Eifer und die Thätigkeit der Verfolger ist unendlich viel größer, als der Eifer und die Intriguen der Uebelthäter. Folgender Fall, welchen wir der Mittheilung zuverlässiger Beobachter verdanken, sei ein Beispiel dieses Stadiums der Unpäßlichkeit.

Es ist Mariä Lichtmeß Nachmittag 3 Uhr; an der fliegenden Brücke stehen Soldaten von der Brückenwache, Zollschutzwächter und Gensdarmen müßig und gaffend. Ein Schuhmachergesell aus dem Elsaß kommt aus dem Städtchen, begleitet von seinen Freunden, die er besucht hat, und hat ein kleines Räuschle; er will übersetzen, und plaudert, bis es abgeht: „Was? meint ihr? Wort hätt' er nit g'halte? Eid hab er broche? Schweiget nor ihr da hübe vun solche Sache! S'isch jo Mode so, se sinn all nit andersch, des isch Alles tout même! Mir hänt jetz Aerbet gnung, un hänt doch selber des Oui-Zettele in d'Urne werfe dürfe! Mit alli solchi Sache isch's nix meh! I bin z'friede! — (taumelt und fällt in den Strom) Helft! helft! i versauf! (die Wächter des Gesetzes stehen ruhig, die betrunkenen Freunde versuchen vergeblich, einen Nachen loszumachen, um ihm zu Hilfe zu kommen, er schwimmt noch und ruft:) Um's Blut und Wunde Christi Wille helfet mer! i kann nit meh! (die Wächter des Gesetzes stehen immer noch ruhig; er sucht vergeblich sich an einem Ankerseil zu halten — es gelingt ihm nicht — er ist ermüdet und in Verzweiflung; er ruft:) Ihr Racker, ihr Canaille! ihr lasset an' ehrliche Mann versaufe! Hecker hoch!" Er sinkt unter; auf seinen letzten Ruf aber entsteht in der bewaffneten Macht

*) Geschrieben vor 26 Jahren. Seitdem ist, was damals fast nur Wahn der Ueberängstlichen war, eine nationale Gefahr geworden.

ein Lärm: „Greift ihn! fangt ihn, schließt ihn!“ im Augenblick ist der Strom besetzt mit Kähnen voll Bewaffneter; zwei Unteroffiziere — gute Schwimmer — werfen sich in den Strom; der Schuhmacher ist gerettet, er lebt noch; man legt ihn in einen Brückennachen, bis er sich so weit erholt hat, daß er gehen kann; alsdann wird er, scharf bewacht, ins Criminalgefängniß abgeführt, um wegen „aufrührerischem Geschrei“ vor's Kriegsgericht gestellt zu werden.

Man möge in dieser wahrhaften Geschichte die beunruhigenden Symptome an Constablern und Gensdarmen nicht übersehen: den stieren Blick, die Abgespanntheit, die plötzliche nervöse Aufregung, und man wird sich trauernd sagen müssen, daß auch die größte Zuverlässigkeit des Charakters und der Gesinnung zuweilen nicht vor diesem Leiden schützt.

Doch das Uebel geht weiter. Harmlose Privatmenschen, denen einst Wohlwollen und Zutrauen zu der Menschheit auf den blühenden Wangen und auf dem letzten offenen Knopfloch ihrer hochgespannten Weste saß, sind durch die letzten Jahre in argwöhnische, hitzige, aufgeregte, haßlustige Menschenfeinde verwandelt worden, welche ihren alten treuen Kopf mit gräulichen Möglichkeiten gefüllt herum tragen. Sie sehen noch immer betrunkene Bäuerlein mit rothen Mützen und rothen Nasen auf dem Parketboden ihrer Stuben sitzen, wie sie mit schmutzigen Taschenmessern in die Holztäfelung einschneiden: Jakob Kiolbassa fecit, oder Michel Mros fecit; wie sie aus kleinen Pfeifen die schlechteste Tabakasche auf die Teppiche ausschütten; wie sie mit einer alten Schere, die sonst zum Stutzen der Hundeohren gebraucht wird, die ältesten Adelsbriefe zu Fidibus zerschneiden und, den glimmenden Fidibus im Kreise herumreichend, ein schamloses „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ spielen. Sie sehen noch immer halbnacktes Proletariervolk über ihren großen Geldsäcken kauern und mit den blutrothen Fäusten in ihrem Golde wühlen, während sie selbst erdolcht, mit ausgenommenem Herzen, als un-

ansehnliches Bündel in einer Ecke liegen. Sie sehen noch immer die Ruhe ihres Lebens, die Sicherheit ihrer Familie, das Gedeihen ihres Geschäftes abhängig von einer Regierung, welche alle Opposition mit allen Mitteln niederhält; sie huldigten früher dem Liberalismus aus Schwäche, jetzt sind sie aus Schwäche dem Constablerismus verfallen. Viele von ihnen sind schwerlich zu heilen. Sie wollen sich den Himmel nicht mehr denken ohne Gensdarmen, und sehen in ihren Träumen St. Petrum im Helm eines Constablers mit strammen Schritten an der Himmelsthür auf- und abgehen, und den Erzengel Michael in der schönen Uniform Hinkeldey's die Teufel wegen mangelhafter Loyalität hinauswerfen.

Ach, aber das Uebel geht noch höher! Selbst die Kreise der vornehmsten Herren Beamten, in welchen die großen Staatsgeschäfte gemacht werden, zählen in manchen Staaten Deutschlands von der Unpäßlichkeit angegriffene Charaktere. Da ist z. B. ein ansehnlicher Staat: Preußen. Es soll hier nichts Nachtheiliges von der Politik und den Regierungsgrundsätzen seines Premierministers gesagt werden, durchaus nichts. Aber der Schreiber dieses Artikels hofft den Ton achtungsvoller Besprechung nicht zu verlassen, wenn er die leise Befürchtung ausspricht, daß auch dieser Herr trotz der Entschlossenheit, Festigkeit und constitutionellen Weisheit, welche ihn auszeichnen, in dringender Gefahr stehe, zuweilen mehr Constabler als Minister zu sein.

Rühren wir nicht alte Geschichten auf! Die Dankbarkeit für den Vertrag mit Hannover, der eine brave That war, hält noch vor. Aber da sehen wir in der Nähe des Ministers ein anderes betrübendes Beispiel menschlicher Hinfälligkeit und schweren Leidens.

Um das Jahr 1848 schwamm auf den trägen Fluthen des Danziger Bürgerthums eine kleine, allerliebste Zeitschrift umher, das „Dampfboot“ genannt. Es war kein schweres, aber ein behendes Fahrzeug, sein Kapitän war ein Herr Quehl.

Der Stil dieses Redacteurs zeichnete sich, wenn die Erinnerung nicht täuscht, durch einen gewissen liberalen Schwung aus, er kämpfte mit Feuer sowohl für die großen weltgeschichtlichen Probleme gegen die Regierungslehre vom beschränkten Unterthanenverstand, als gegen das massenhafte Umherlaufen der Danziger Hunde und die Uebergriffe der Obstfrauen. Kurz, es war ein gesundes, ehrenwerthes Journalistenleben, welches zu den besten Hoffnungen berechtigte. Da führt den treuen Mann sein Unstern nach Berlin. Er weiß zu rechter Zeit Klugheit und Gesinnung zu zeigen, er wird Redacteur der Preußischen Zeitung, er wird Vorstand des literarischen Cabinets im Ministerium, er wird der Vertraute, der bescheidene Freund, ja wohl gar der Rathgeber des Ministers. Wer etwas von Herrn v. Manteuffel wünscht, der wende sich an Herrn Quehl. Und wer nichts von Herrn v. Manteuffel wünscht, der wende sich auch an Herrn Quehl. Er wird an ihm ein höchst interessantes Beispiel von der gefährlichen Macht jener Krankheit finden, deren schwer auszusprechender Name den Titel dieses Aufsatzes bildet. Ein so tüchtiges, so hoffnungsvolles Leben! Und was ist aus ihm geworden? — Nicht Alles, was er in Berlin gethan, ist ein Symptom des ansteckenden Leidens, welches ihn jetzt erfüllt. Daß er einst die ministerielle Preußische Zeitung nicht so redigirt hat, daß man hätte sagen können, sie sei erträglich, das war nicht seine Schuld. Es war damals überhaupt nicht möglich, eine solche Zeitung anders als schlecht zu redigiren, aus Gründen, welche nicht hieher gehören. Daß er als Vorstand des literarischen Cabinets nicht verstanden hat, sich den so wichtigen Einfluß auf die süddeutsche Presse zu erhalten, war auch nicht seine Schuld. Die ganze Freundschaft der süddeutschen Presse wurde unnöthig, denn die Leute wollten dort überhaupt Nichts mehr von Preußen hören. Aber daß er, der Beamte, Privatsecretär und Vertraute eines preußischen Ministers, die fade Flugschrift des Schmarotzers Cassagnac

übersetzt und mit Nutzanwendungen auf die preußischen Zu-
stände versehen hat, daß gerade er den Charakter und die
politische Ehrlichkeit seines Gönners in so auffälliger Weise
bloßstellen konnte, das ist ein Zeichen eines herzzerreißenden
Anfalls der grassirenden Krankheit.

Aber es erhebt sich noch ein anderer Verdacht. Das Mini-
sterium hat den Kammern einen Gesetzentwurf über Besteue-
rung der Tagespresse vorgelegt, welcher das Druckpapier nach
dem Quadratfuß besteuern will. Seine Annahme würde zur
Folge haben, daß die sämmtlichen Zeitungen um etwa 100 Pro-
cent theurer würden, daß wieder in Folge dieser abenteuerlichen
Vertheuerung drei Viertheile der gesammten preußischen Tages-
presse sofort kopfüber zu Grunde gingen; daß darauf die nicht
preußischen deutschen Zeitungen einen unerhörten Aufschwung
nehmen und Preußen erfüllen würden, und daß sich längs der
ganzen preußischen Grenze von Zittau bis nach Rostock eine
Schützenkette von Zeitungen aufstellen würde, welche nach Preu-
ßen hineinfeuerten.

Da es unmöglich ist, daß ein gesunder ruhiger Mann, der
einige Kenntniß vom Zeitungswesen hat, ein solches Project
dem Ministerium vorschlagen konnte, so bleibt nichts übrig
als anzunehmen, daß der Urheber dieses Planes krank war,
krank an Constablerismus höchsten Grades. Aber fordert ein
solcher Grad von Krankheit nicht die höchste Sorgfalt der
Freunde des Patienten heraus? Denn compromittirt er nicht
durch solche Projecte das Ministerium, welches dieselben zu
seinen eigenen macht? Von dem Ministerium selbst kann man
gegenwärtig nicht verlangen, daß es die Wirkungen seiner Ge-
setzvorschläge im Voraus übersehen soll, aber der Proponent
müßte sie doch übersehen. Und siehe, da erhebt sich in der Tages-
presse von allen Seiten die Behauptung, daß derselbe treu-
herzige Mann, Herr Quehl, auch diesen unförmlichen und ganz
unpreußischen Steuersatz den Ministern gerathen habe. Wenn
das ist, so betrachtet Schreiber dieser Zeilen denselben als

einen verlorenen Menschen, dessen Beruf fortan nur sein kann, in dem Schrein der Geschichte als pathologische Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden. Der bravste, liebenswürdigste Mensch und Redacteur wäre in diesem Fall für die Welt verloren. Freilich ließe sich gar nicht sagen, was er noch Alles angeben mag. Jetzt werden in Preußen Pairs gemacht, darunter auch solche auf Lebenszeit, welche vielleicht auch absetzbar sein sollen, man weiß das noch nicht recht. Wer steht uns denn dafür, daß nicht in der Zukunft, wenn gerade einmal die Majestät mit dem Ministerpräsidenten verreist ist, unser armer Herr Quehl so ein 50 Stück Constablers als Pairs einkleiden und einschwören läßt und ihnen die Einkünfte des Mottenfestes und der Baumblüthe von Pankow als Dotation zuweist?

Schlimmer aber ist, ernsthaft zu reden, daß auch bedeutende Menschen, Staatsmänner und öffentliche Charaktere in hohen Stellungen in Deutschland an einer Empfindlichkeit und Reizbarkeit leiden, welche ihrer selbst sehr unwürdig ist. Jede Opposition erbittert sie; jeder kleine schlechte Witz, welcher ihre bekannte Persönlichkeit benutzt, um sich an ihr in Umlauf zu setzen, empört und ärgert sie; jeder Angriff durch die Presse und die Kammern regt sie auf und vernichtet ihre Verdauung, ihre Laune, ja ihren Glauben an die Menschheit. Das ist ein schmerzliches Zeichen von ihrer eigenen innern Unsicherheit, von Mangel an Selbstgefühl und Mangel an sittlicher Kraft. Wer durch jeden Zeitungsangriff, durch jede spitze Bemerkung eines parlamentarischen Gegners zum Haß und zu Verfolgungen gegen die Presse und die Parteien seiner Gegner getrieben wird, der mag immerhin im Privatleben ein gutmüthiger humaner Mensch sein, ein gebildeter Staatsmann und ein Mann von Charakter ist er nicht.

Warum ist Louis Napoleon der Empfindlichste aller Empfindlichen? Weil er sich am wenigsten sicher fühlt und am lebhaftesten das Gefühl des innern Unbehagens hat. Wir aber, das Volk, beurtheilen das gute Gewissen und die Cha-

rakterfestigkeit unserer Staatsmänner zumeist nach der größern oder geringern Gemüthsruhe, welche sie den Angriffen ihrer Gegner gegenüberstellen; je ruhiger, heiterer, würdiger ein Mann die Angriffe erträgt, je mäßiger und schonender er sie abschlägt, desto mehr sind wir geneigt ihm zu vertrauen. Wer aber gereizt aufkocht und im Zorn sich verleiten läßt seine Gewalt zu mißbrauchen, dem ist unmöglich zu vertrauen. Und deshalb sei zum Schluß an unsere politischen Erhalter die artige und bescheidene Bitte gerichtet, sie möchten die Anlage zum Constablerthum, die sie wie die meisten Deutschen in sich tragen, auch einmal gegen sich selbst kehren und mit aller Kraft in ihrer Seele unterdrücken: die furchtsame Reizbarkeit, welche sie überall Feinde, Gefahren und Hochverrath sehen läßt, und die schwächliche Selbstgefälligkeit, welche jeden Angriff auf sie und ihre Maßregeln als einen Angriff auf den Staat und die bürgerliche Gesellschaft verurtheilt.

Napoleon III auf der Höhe seiner Macht.

(Grenzboten 1857, Nr. 31.)

Ein finsterer Mordanschlag auf das Leben des Kaisers der Franzosen ist vereitelt, sein persönliches Befinden besser als seit Jahren. Die hohen Zolleinnahmen verkünden, daß Frankreichs Handel und Industrie in starker Zunahme begriffen ist, und bis in die Zurückgezogenheit eines ländlichen Bades suchen den Beherrscher Frankreichs die Besuche deutscher Rheinbundfürsten.

Seit dem orientalischen Kriege ist es der Klugheit des Kaisers gelungen, die Machtstellung nach außen, welche er den Heeren Frankreichs verdankte, durch friedliche Diplomatie zu erhöhen. In der Beflissenheit, mit welcher er die politischen Fragen Europas vor sein Forum zu ziehen suchte, lag wenigstens nichts Kleinliches, die Knoten, welche seine Hand berührte

hat er bis jetzt so gelöst, daß ihm auch seine Gegner eine widerwillige Achtung nicht versagen können. Und weder die fremden Souveräne, noch die hadernden Cabinete Europas haben bei ihren Verhandlungen zu Paris die Tugenden einer legitimen und gewiegten Regierung zu vermissen Ursache gehabt, weder die Besonnenheit fehlte, noch das sichere Urtheil über Persönlichkeiten und fremde Situationen, noch jene Billigkeit und wohlwollende Behandlung fremder Interessen, welche sonst das letzte Resultat eines sicheren fürstlichen Selbstgefühles zu sein pflegt. Wer vor dem Kaiser zu verhandeln hatte, der mußte genau zusehen, um zu erkennen, daß der letzte Grund des kriegerischen und diplomatischen Ehrgeizes, den der Kaiser mit so großer Haltung entwickelte, aus einer sehr bürgerlichen Gemüthsstimmung hervorging, aus dem Bestreben, den honnetten Leuten seines Landes zu imponiren.

Merkwürdiges Schicksal! Ein kräftiger Geist müht sich unablässig und ohne Erfolg, durch die Achtung, welche er Europa abzwingt, die Gebildeten seiner Nation vergessen zu machen, auf welche Weise er ihr Herr wurde. Ueber dem dichten Schwarm seiner Höflinge und gefälligen Anhänger lauscht der Kaiser mit Spannung auf jeden Ton in den Weinschenken der Arbeiter, wie in den Gesellschaftszimmern der Akademiker, und das polizeiliche Telegraphennetz, welches er über Frankreich gezogen hat, führt mit Blitzesschnelle jeden Mißton in das Ohr des Schweigsamen und sammelt Wolken auf seiner bleichen Stirn.

Wohl ist es ein merkwürdiges Schicksal. Derselbe Kaiser, von dem die Monarchen Europas wetteifernd Rath erholen, dessen Namen dem Nomaden tief in der afrikanischen Wüste Schrecken einjagt, dem der Perser und Inder Roß und Geschmeide senden, den der Maronit am Libanon in der Stille als seinen christlichen Befreier ersehnt, wie vor fünfzig Jahren den ersten Napoleon, derselbe Herr läßt durch seinen Moniteur der Welt eine Scala seiner Popularität in Ziffern ausgedrückt

verkünden und mit Nachdruck hervorheben, daß die Actien seine[illegible]r Popularität an der politischen Börse Frankreichs stehen wi[illegible]ie 5½ Million zu ½ Million Popularität seiner Gegner. Ein[illegible]e Popularität wie 11 zu 1. Es ist ein Gaukelspiel, an das niemand[illegible]d glaubt, niemand als vielleicht er selbst, der nicht nur Andern,[illegible]n, auch sich selbst den Glauben erhalten möchte, daß er die Sehn[illegible]n- sucht und das gute Schicksal Frankreichs ist. Das ängstlich[illegible]e Zählen der kaiserlichen Anhänger, die große Empfindlichkeit[illegible]it gegen die ersten Regungen der Opposition ist von den Gegnern[illegible]n des Kaisers mit Schadenfreude als ein Symptom von der[illegible]r Schwäche seines Regiments hervorgehoben worden. Uns ist[illegible]t es im Gegentheil noch ein Beweis für die Stärke und Dauer[illegible] seiner Herrschaft. Nicht etwa weil das Stimmenverhältniß wie 11 zu 1 war, denn es wäre für einen entschlossenen Mann vielleicht noch möglich, Frankreich zu beherrschen, wenn bei geheimer Abstimmung in die Wahlkästen von je zwölf Stimmen elf gegen ihn Demonstration machten. Hätte der große „Königsmörder" Cromwell auf der Höhe seines Ruhmes die unterworfenen Engländer Mann für Mann nach ihrer Herzensmeinung gefragt, er hätte schwerlich auch nur die zwölfte Stimme für sich gehabt. Die wahre Bürgschaft für die Dauer Napoleons III ist gerade die stille unaufhörliche Sorge um die Meinung der Franzosen, der unablässige Wunsch sich ihre gute Meinung zu erwerben, ihnen durch Klugheit, Entschlossenheit und eine hohe Stellung unter den Fürsten Europas wenigstens zu imponiren. Denn diese Rücksicht ist die stille Triebfeder für die Handlungen des Kaisers, sie verhindert, daß der hartnäckige Egoismus des Fatalisten das ruhige Urtheil über das Maß der Dinge und über die eigne Kraft verliere. Noch ist ein Fehler des eignen Urtheils der größte politische Feind, den der Kaiser zu fürchten hat, denn keine der Parteien Frankreichs, welche gegen ihn arbeiten möchten, hat sich fähig gezeigt, den Staat zu regieren. Und die einzige Classe von Gegnern, welche der Zukunft seines

Regiments verderblich werden kann, die Männer der tüchtigen bürgerlichen Redlichkeit, sind zur Zeit in Frankreich nur Individuen, welche zwar unzufrieden grollen, aber weder durch ein starkes politisches Princip, noch durch Parteigenossenschaft zusammengebunden sind.

Die Deutschen werden noch lange Ursache haben, die auswärtige Politik Frankreichs mit Mißtrauen zu beobachten. Die Vieltheiligkeit unseres Vaterlandes, die Schwäche der kleineren Regierungen, die Eifersucht der großen, werden dem Nachbar Frankreich noch lange Gelegenheit geben, sich mehr um deutsche Verhältnisse zu kümmern, als deutschem Selbstgefühl erträglich ist. Seit der verhängnißvollen Zeit Ludwigs XIV hat keine französische Regierung verfehlt, die politische Zerrissenheit Deutschlands zu ihrem Vortheil auszubeuten; daß auch der Kaiser dies zu thun versucht wird, ist selbstverständlich; nur das mag man fragen, was er Deutschland gegenüber für seinen Vortheil hält. Und von diesem Standpunkt aus haben wir Deutsche allen Grund, mit seiner Politik, wie sie bis jetzt war, zufriedener zu sein als mit der seiner französischen Gegner. Um von den Socialisten ganz zu schweigen, weder die Republik unter Cavaignac noch das Ministerium Thiers haben uns Deutschen irgend welchen Grund gegeben, ihre Zeiten zurückzuwünschen. Wenn Napoleon III, wie erzählt wird, gern ausspricht, daß ein Princip seiner auswärtigen Politik sein müsse, die Nationalitäten zu achten, denn der erste Kaiser seines Hauses habe das Verkennen dieses Princips theuer bezahlt, so ist ein solcher Ausspruch, wie ehrlich er gemeint sein mag, doch keine Bürgschaft für immer und für veränderte Verhältnisse. Aber daß der Kaiser die Aufgabe eines französischen Politikers Deutschland gegenüber größer faßt, als Thiers oder die gegenwärtigen französischen Republikaner, das ist ebenfalls außer Zweifel. Er kennt deutsches Wesen und deutsche Verhältnisse besser als irgend ein französischer Staatsmann, er hat durchaus keine höhere Meinung von der Festigkeit des deutschen

Bundes als man zu Berlin und Wien hat; er versteht, so läßt sich annehmen, recht genau die innere Eifersucht der großen deutschen Staaten, die Gelüste kleinerer Regierungen; er ist wahrscheinlich sehr genau unterrichtet von den charakteristischen Eigenschaften derer, welche gegenwärtig Deutschlands Politik in den Händen haben, und er ist sicher gar nicht geneigt, die deutsche Gegenwart für besser zu halten, als sie in Deutschland selbst geachtet wird. Aber er weiß auch genauer als vielleicht irgend ein anderer Franzose, daß trotzdem Deutschland seit dem letzten Kriege mit Frankreich große Fortschritte in seiner Kriegstüchtigkeit gemacht hat, daß das Bundesheer bei weitem die beste Organisation von 1816 ist, und vor allem, daß Preußen und Oestreich zwar oft in entgegengesetzten Interessen kämpfen, daß aber jeder von beiden Staaten für seinen eigenen höchsten Vortheil halten muß, jeden Fußbreit deutschen Bodens gegen Frankreich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, und daß es jetzt kein besseres Mittel gibt, zwei große kriegerische Staaten in einem festen Bündniß zu vereinigen, als ein Anschlag auf Belgien und den Rhein. Ja noch mehr. Es ist zur Zeit schwerlich seine Politik, in dem civilisirten Europa französische Eroberungen zu machen, solange Afrika, die türkische Erbschaft und vielleicht das entfernte Asien für Colonisation und Machterweiterung fast unendliche Aussichten gewähren. Er ist zuletzt in der orientalischen Frage, wie jüngst bei der Neuenburger Angelegenheit, Hauptvertreter der Ueberzeugung gewesen, daß eine Revision der Karte von Europa nicht heilbringend sei.

Es ist möglich, daß gerade diese Ueberzeugung in einer deutschen Frage den Kaiser zu einem Gegner deutscher Wünsche machen kann, aber auch hier fände eine kräftige deutsche Politik in seiner Persönlichkeit wieder manches verbündete Element. Seine politischen Ansichten werden langsam zu Ueberzeugungen, er ist sehr geneigt, ein kräftiges und maßvolles Wollen zu achten, und er gilt für frei von den zahllosen altüberlieferten

Befangenheiten, welche den Politiker anderer Länder, z. B. den Engländer nicht selten einschränken. Auch in der schleswig-holsteinischen Sache wird der Grad von persönlicher Achtung und Neigung, die er gegen die deutschen Vertreter derselben fühlt, vorzugsweise seine Parteinahme bestimmen, falls auch dieser nationalen Frage das unglückliche Schicksal bereitet werden sollte, durch eine Comitésitzung europäischer Minister abgemacht zu werden.

Mehr als in einem andern Staate Europas hängt die französische Politik von den persönlichen Eindrücken und Anschauungen ab, welche der Kaiser selbst erhält. Und wie alle politischen Persönlichkeiten, deren egoistisches Wollen mit einem schwärmerischen Fatalismus umkleidet ist, hat auch er das lebhafte Bedürfniß gemüthlicher Stimmungen und eines persönlichen Verhältnisses zu seinen Verbündeten. So auffallend der Ausdruck deutschen Ohren klingen mag, die Politik Napoleons III ist vorzugsweise gemüthlich. Allerdings ist diese Gemüthlichkeit nicht gerade die eines deutschen Hausbesitzers, aber sie ist ihr so ähnlich, als bei dem Herrn des 2. Decembers nur möglich ist. In der merkwürdig beanlagten Natur des Kaisers wohnt neben italienischer Verschlagenheit ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Ehrlichkeit. Seit er den Thron bestieg, war, so scheint uns, sein aufrichtiges Bestreben, eine gemäßigte und honnette Politik nach außen durchzuführen. Und wie groß die Versuchungen waren, welche ihm in den politischen Conjuncturen kamen, bei seinen Freunden wie bei seinen Gegnern hat er den Ruf eines zuverlässigen Geschäftsmannes erworben, mit dem zu verhandeln nicht demüthigend ist, weil er, so weit er überhaupt spricht, geradeaus seine Meinung sagt und fest darauf besteht, und weil er zwar fremde Ueberzeugungen sich schwer zu eigen macht, aber jede entgegenstehende Ansicht unbefangen zu prüfen bemüht ist. Es ist möglich, daß solche gerade Ehrlichkeit in Geschäften bei ihm mehr das Ergebniß eines festen Willens als natürlicher Anlage ist, aber welche Energie ge-

hört dazu, mit so dauerhafter Selbstbeherrschung eine Rolle
zu spielen!

Bei solcher Persönlichkeit nimmt der Kaiser auch zu den
deutschen Angelegenheiten keine grundsätzlich feindliche Stellung
ein. Was ihm bei dem Wollen der Deutschen vernünftig und
kräftig erscheint, das wird er achten, und er wird eher als die
englische Politik verstehen, was der wahre Vortheil Deutsch-
lands ist. Ja es ist nicht unmöglich, daß er den Vortheil
Frankreichs und seinen eignen hoch genug faßt, um eine grö-
ßere Geschlossenheit und Kräftigung der deutschen Politik ohne
innere Feindseligkeit zu betrachten. Aber wohl gemerkt, solches
Gewährenlassen hat eine deutsche Politik nur dann zu erwarten,
wenn der Kaiser die Personen und ihr Wollen im Herzen
achtet. Sollte die Schwäche und Zerfahrenheit der deutschen
Regierungen ihm Eindrücke geben, welche die entgegengesetzten
von Hochachtung sind, so ist allerdings anzunehmen, daß er
deutsche Rathlosigkeit ohne jede Rücksicht zum eigenen Vortheil
ausbeuten wird.

So haben wir Deutsche, wie die Sachen bei uns liegen,
zur Zeit noch durchaus keine Ursache, in dem Kaiser Frank-
reichs einen Gegner unserer Wünsche zu sehen, und man kann
sagen, daß es jetzt noch von den Deutschen selbst, ihren Staats-
männern, ihrer Politik und vor allem von der Haltung der deut-
schen Nation abhängt, wie Frankreich unter Napoleon III sich
zu der Zukunft Deutschlands stellen wird. Deshalb sind wir
im Stande, wenn auch ohne Sympathien, doch nicht ohne Theil-
nahme auf die inneren Kämpfe zu blicken, welche dem Kaiser
seine eigenthümliche Stellung zur französischen Nation bereitet.

Und deshalb ist uns auch erlaubt, noch einer Gemüths-
stimmung Ausdruck zu geben, welche hier rücksichtsvoll in Form
einer Frage erscheint. Der Kaiser ist ein Mann von bedäch-
tiger kluger Ueberlegung und einer ungewöhnlichen Willens-
kraft. Er hat, wie man sagt, etwa einen Punkt ausgenommen,
keine persönliche Freude am Luxus, dem leeren Glanze, der

Ueppigkeit und dem ruchlosen Genußleben, welchem sein Frankreich so sehr verfallen ist, ja er hat, wie erzählt wird, einige Anlagen zu einem guten Hausvater in bürgerlichem Sinne. Als er Herr von Frankreich wurde, hat er, wie einst Augustus der Erbe Cäsars, sich mit merkwürdiger innerer Freiheit und Entschlossenheit die Rolle vorgezeichnet, welche er für Frankreich und in Europa spielen wollte: Wie kommt es nun, daß er gerade die Rolle nicht für sich gefunden hat, die den Franzosen dauernd imponiren und eine bessere Zukunft für Frankreich vorbereiten mußte? Die Rolle eines sparsamen, sittenstrengen, planmäßig einschreitenden Widersachers gegen das freche und liederliche Treiben, das wüste Börsenspiel und den gemeinen Eigennutz des neuzeitlichen Paris? Man sage nicht, daß diese Rolle an sich unmöglich war. So weit man die Natur des Kaisers aus der Ferne beurtheilen kann, war er persönlich dazu mehr geeignet als zum Leitstern eines glänzenden Hofes und einer verschwenderischen Umgebung. Er repräsentirt ohne Freude an dem Flitterstaat. Er hat kein inneres Verhältniß zu den Kunstleistungen der Herren Ponsard und Vernet, und es ist anzunehmen, daß die gelehrten Stilübungen der Akademiker ihn auch dann langweilen würden, wenn die Herren nicht zu der literarischen Fronde gehörten. Man sage auch nicht, daß er durch seine Verbindungen gezwungen war, seinen Anhängern die Bereicherung in den „Provinzen" des modernen Kaiserstaates, den Actiengesellschaften und Fondbörsen, zu gestatten. Wer verstanden hat, sich von St. Arnaud in so kaiserlicher Weise zu befreien, der wäre auch mit andern zweideutigen Gestalten, die ihm aus seiner Vergangenheit übrig geblieben sind, fertig geworden. Seine wirkliche Stütze, das Heer Frankreichs, hätte einen Kriegsherrn, der im kaiserlichen Purpur das straffe und rauhe Leben des Soldaten theilt und wie der Soldat mit finsterm Blick auf die verschwenderische Hetärenwirthschaft der reich gewordenen Börsenspieler hinblickt, fest in sein Herz geschlossen. Wahrscheinlich hätte sein Regiment

in keinem Fall den gewaltsamen Ursprung verleugnen können, und es ist sehr fraglich, ob es ihm gelungen wäre, das Präfectenregiment entbehrlich zu machen und der Nation selbst eine wirkliche Betheiligung am Staat zu gewähren. Aber es lag nach menschlichem Ermessen in seiner Gewalt, dem Staat eine neue Grundlage zu geben und den besten seiner Gegner so zu imponiren, wie einst Cromwell seinen Engländern Bewunderung abgenöthigt hat. Die Finanzen Frankreichs mit eiserner Hand in Ordnung bringen, dem leichtsinnigen, kleinlichen, sinnlichen Egoismus eines Zeitalters ohne Ideal und Glauben den Ernst einer tiefen festgeschlossenen Natur entgegensetzen, für sich selbst nichts beanspruchen als die Herrschaft, mit ruhiger Kälte und Nichtachtung die Tageslaunen seiner Hauptstadt überdauern, das, so scheint einem Deutschen, war die Rolle, welche dem neuen Kaiser einen Halt gegeben hätte, einen Halt, der es ziemlich gleichgiltig machte, in welchem arithmetischen Verhältniß seine Beliebtheit zu den stillen Wünschen seiner Gegner stand. Wie kommt es doch, daß er diese Rolle nicht gefunden hat? Daß gerade unter seinem straffen Regiment die Frechheit, Ruchlosigkeit und die rohe Genußsucht so furchtbare Fortschritte machen, daß gerade seine Anhänger für die Hauptbeförderer solcher Richtung gelten, und daß zu seinem eignen bitteren Leidwesen das Kaiserreich vielen Franzosen verhaßt wird, nicht wegen seines Ursprungs, sondern wegen der Gemeinheit solcher, welche ihm anhängen? Möge man eine solche Frage nicht mit der kurzen Antwort abfertigen, welche nahe liegt. Der Kaiser hat durch sechs Jahre dem ungläubigen Europa bewiesen, daß er kein gewöhnlicher Mensch ist, sein egoistisches Wollen war nicht nur stets durch Klugheit geregelt, sondern mehr als einmal auch durch weises und großartiges Handeln geadelt. Er hat zum wenigsten das verdient, ohne Leidenschaft beurtheilt zu werden. Auch Cromwell regierte durch Polizeiwirthschaft und Gewalt, auch ihn hob eine ungeheure That zur Herrschaft, auch er behauptete sich gegen den

Willen der Einsichtsvollen und Tüchtigen seines Volkes durch sein Heer und durch seine Spione, und doch starb mit ihm einer der größten Regenten Englands. Auch Frankreich stand seit dem ersten Napoleon nicht so geachtet und einflußreich unter den Mächten Europas als jetzt; sein Heer, seine Flotte, die auswärtige Politik seines Kaisers müssen auch den mißvergnügten Franzosen mit Stolz erfüllen, in dem größten Kriege, in den schwierigsten Verwicklungen hat sich bewährt, daß diese Machtentwickelung Frankreichs nicht die zufällige Folge günstiger Zeitumstände, sondern daß ihre letzte Grundlage das staatsmännische Urtheil des Kaisers ist. — Auch sonst wird man in dem persönlichen Charakter manche überraschende Aehnlichkeit zwischen dem großen Schwärmer des 17. und dem kühnen Fatalisten des 19. Jahrhunderts finden. Beide begannen als Intriganten, und doch war ihre auswärtige Politik, seit sie regierten, stolz und mannhaft; beide begannen als egoistische Schwärmer und beiden wurde das Schicksal, ihren Idealismus zu überleben. Aber freilich ist ein entscheidender Gegensatz zwischen dem Sachsen und dem Romanen; der Eine war, so groß und frei er über seinen Zeitgenossen stand, doch nur ein Geschöpf Englands, den Blut, Thränen und heiße Gebete von hunderttausend frommen Seelen im reinsten Glauben und feuriger Begeisterung zur Höhe hoben; der Andere kam, den Hut in der Hand, in verworrener Zeit nach Paris, den Franzosen ein Fremder, er stellte allen Parteien, welche Frankreich zerrissen, sich selbst und seine Familie gegenüber, und er wurde Herrscher, weil Frankreich bankerott geworden war an politischem Glauben und an Begeisterung. Der alte Engländer war doch nichts als ein großer Mann aus seinem fanatischen Volke, wie Andere auch, in der Hauptsache dachte und fühlte er nur wie Millionen Landsleute um ihn, war er es nicht, so war's vielmehr ein Anderer, er war im Grunde nur ein Gewächs, wie durch eine Naturnothwendigkeit aufgeschossen, — er hatte es leicht, groß zu werden. Napoleon dagegen ist Herr

geworden durch seinen eigenen freien Willen, hätte er den Einfall nicht gehabt, Kaiser von Frankreich zu werden, so hätte Frankreich keinen Kaiser erhalten, es ist seine Willkür, daß er Frankreich regiert. Und diese Selbstherrlichkeit, diese Freiheit von den gewöhnlichen sittlichen Voraussetzungen irdischer Thätigkeit, sie ist die größte Unfreiheit, welche die Handlungen des Kaisers beschränkt.

Napoleon III und die italienische Frage.

(Grenzboten 1859, Nr. 23.)

Charakter und Politik des Mannes, welcher seit zehn Jahren mehr als jeder andere Erdgeborene die Geschicke der gebildeten Welt aufregt, sind zuweilen in diesem Blatt besprochen worden. Es sei erlaubt, jetzt, wo die öffentliche Meinung Deutschlands heftig gegen sein Wesen aufwallt, an früher Gesagtes anzuknüpfen und über ihn mit der Unbefangenheit zu reden, welche sicherer dazu hilft, den Gegner und das eigene Interesse zu verstehen, als leidenschaftliche Ausbrüche. Es wird keine Indiscretion sein, seine Persönlichkeit, so weit sie aus der Ferne verständlich ist, offener darzustellen, als man sonst vor lebenden Herrschern thut; er selbst hat ein Recht dazu gegeben, denn er liebt es, sich selbst, seine eigne Einsicht und sein Urtheil vor der Oeffentlichkeit zu zeigen.

Der Kaiser, von nicht unbedeutender, obgleich einseitiger Bildung, nicht reich an Geist und fruchtbaren Gedanken, aber begabt mit einer starken Dosis gesunden Menschenverstandes, langsam in seinen geistigen Operationen, zögernd und vorsichtig vor dem Entschluß, aber von allem, was er sich zurecht gelegt, sehr erfüllt, zäh und beharrlich, von schwerflüssigem Metall, ein verschlossener Grübler, indolent und doch ein scharfer Beobachter, leicht gereizt, schwer versöhnt, leidet an dem Uebel-

stand, welchen der glückliche Emporkömmling schwer überwindet, an großer Empfindlichkeit gegenüber den älteren Häusern. Lange bekämpft, bricht eine verletzte Empfindung hervor und bestimmt im entscheidenden Augenblick seine Handlungen. Der langathmigen sichern Selbstsucht der legitimen Dynastien steht dann plötzlich der wilde Egoismus des Abenteurers gegenüber, der loyalen Rechtgläubigkeit von Gottes Gnaden ein trotziger Fatalismus, und dem sicheren Gange altüberlieferter Politik das unruhige Fordern einer oppositionellen Begehrlichkeit. Als Sohn eines Geschlechtes, welches durch die Revolution groß geworden war, in Zeiten, wo die Macht der Waffen jede alte Autorität zerstört hatte, wo Verträge und Eidschwüre zu einem Spiel der Starken entwürdigt waren, hat er die Unruhe und Gewaltsamkeit seines Hauses geerbt, und seine Achtung vor geschriebenem Recht und bestehenden Verträgen ist nicht größer als die eines Ausgestoßenen, der im trotzigen Einzelkampfe gegen die bürgerliche Gesellschaft untergeht. Und wie er gleich seinem Oheim Verträge, Staatsreden und öffentliche Kundgebungen nur als Mittel betrachtet, um vorübergehende Wirkungen zu erreichen, als papierne Fesseln, die er wegwirft, wenn sie ihm nicht mehr nützen, so ist er auch geneigt, bei Fremden dieselbe Gesinnung vorauszusetzen, und überall Verbindungen gegen Frankreich, Gefahren für sich selbst und sein Haus zu erblicken.

Als er nach einem langen Intriguenkampf mit unfähigen Gegnern durch Blut und einen Gewaltact zum Herrn Frankreichs, und in der politischen Rathlosigkeit des französischen Volkes zum Kaiser erwählt wurde, da war sein höchstes Bestreben, sich unter den alten Mächten Europas durch Mäßigung und mannhafte Haltung eine geachtete Stellung zu erwerben. Trotz der furchtbaren Bundesgenossen, welche er zu Helfern seiner Herrschaft heraufbeschworen hatte, der Willkür, Gewaltsamkeit, frechen Selbstsucht, wußte er in dem Rath der europäischen Mächte eine achtungsvolle Stellung einzunehmen.

Der Kaiser von Rußland mußte unklugen Stolz mit dem Verlust des ganzen Heeres büßen, mit Zerstörung seiner Lieblingsfestung und halben Flotte, mit Abdrängung von den Donaumündungen; das freundschaftliche Entgegenkommen des englischen Königshauses wurde der Kitt eines auffallenden Bündnisses; während des Krimkrieges hatte der Kaiser Gelegenheit, sich klug, entschlossen und zuverlässig zu erweisen. Er trat aus dem Kampfe mit erhöhtem Ansehen als ein mächtiger Kriegsfürst, ein erprobter Staatsmann. Es ist nicht unnütz, jetzt daran zu erinnern, daß ein Mann solche Erfolge nicht nur durch Schlauheit, Ränke und rücksichtslose Anwendung gewaltiger Mittel erreicht. Es war allerdings noch Einiges in dem Wesen des Kaisers, was Achtung, ja menschliche Theilnahme auch von dem Gegner erzwang. In der ungesunden Atmosphäre, aus welcher er heraufgewachsen war, als anspruchsvoller Prätendent, Verbannter, Staatsgefangener, bei aller Rohheit seines Fatalismus besaß er eine Eigenthümlichkeit, der wir Deutsche im Privatleben nur zu Vieles zu verzeihen geneigt sind, das lebhafte Bedürfniß, Liebe und Vertrauen einzuflößen und sich an der Zuneigung Anderer zu erfreuen. Diese Gemüthlichkeit ist so sehr ein Grundzug seines Wesens, daß sie überall in seiner Politik sichtbar wird. Und diese Eigenschaft bringt in seine Handlungen und Entschlüsse einen eigenthümlichen Dualismus. Zugleich verschlagen, und doch im Verkehr von nicht abzuleugnender Geradheit, hat er die Franzosen durch eine ganze Windrose von politischen Phrasen geleitet, und derselbe Mann hat, wie Lord Malmesbury ohne Ironie zu sagen berechtigt war, sein dem Einzelnen gegebenes Wort mit punkticiöser Gewissenhaftigkeit gehalten.

Der Kaiser ist bei solchem Wesen allerdings im Stande, ein zuverlässiger Verbündeter zu sein, der für seine Alliirten Opfer bringt, der aber zugleich anspruchsvoll eine gewisse herzliche Hingabe und Gegendienste verlangt, wie sie in der Politik auf die Länge selten möglich sind. Es war seine Freude und

sein Stolz, mit der englischen Königsfamilie und den Staatsmännern der Whigs gut zu stehen; es waren vielleicht die glücklichsten Tage seines Lebens, als er an der Seite der Königin durch die Straßen von London fuhr, und des Abends in seinem Cabinet im Cigarrenrauch seine Ideen aussprechen konnte: dann war er, der Schweigsame, gesprächig und mittheilend, und von der Offenheit, welche träumerische Naturen, die viel mit sich selbst beschäftigt sind, in solchen Augenblicken fast rücksichtslos zeigen. Die Maienzeit dieses Verhältnisses währte nicht lange; das englische Volk hatte keine Empfindung für die gemüthlichen Bedürfnisse des Kaisers. Tief kränkte ihn die Kälte, mit welcher Parlament und Nation seine nicht ungerechtfertigten Forderungen nach dem Orsini'schen Attentat abwiesen; nicht weniger, daß schon die Whigs ihn gegen früheres Abkommen in der Donaufürstenthümerfrage im Stich gelassen. In beiden Fällen war ihm der englische Widerstand ein herztreffender Schlag. Und der Tag von Cherbourg war seine Antwort. Jetzt hat er sich in demselben Sinne dem Hause Savoyen genähert und sicher ist es ein Irrthum, wenn man in diesem Bündniß nichts als die kalte Berechnung sieht, wie sie seinem Oheim in der zweiten Hälfte des politischen Lebens natürlich war. Was Kaiser Napoleon in Italien für sich beanspruchen wird, das hängt vorzugsweise von dem persönlichen Antheil ab, den er an den Charakteren des Königshauses Savoyen nehmen mag. Gelingt es dem König, aus den unvermeidlichen Reibungen und Zusammenstößen der Interessen ein persönliches Freundschaftsverhältniß zum Kaiser zu retten, so werden wir bei einem für Frankreich günstigen Ausfall des Krieges eine verhältnißmäßige Uneigennützigkeit des Kaisers erleben, die immerhin so groß ist, als sie irgend eine der alten Regierungen Europas beweisen würde. Wird sein Bedürfniß nach vertrauender Zuneigung nicht befriedigt, dann wird er ohne jede Rücksicht den Löwenantheil für sich fordern und über das Haus Savoyen hinwegzuschreiten suchen, wie sein Oheim.

Dies Gesagte möchte deutlich machen, wie die Politik des Kaisers zu verfahren pflegt. Still in sich geschlossen, brütet seine Empfindung lange über einem Project, einer politischen Conjunctur. Sorgfältig richtet er sich Pläne zu und legt sie still zurück, zuletzt entscheiden gemüthliche Stimmungen, persönliche Neigung und Abneigung. Dann kommt er plötzlich auf Ideen zurück, welche seine Umgebung für lange beseitigt und abgethan hielt. In dem orientalischen Krieg nun hat sich bei ihm die Idee entwickelt, daß er berufen sei, Ordner und Verbesserer aller unklaren und unhaltbaren Verhältnisse in Europa zu werden, und die bekannte Neigung, dergleichen heikle Fragen vor ein Austrägalgericht der Großmächte zu bringen, bei welchem er als Herr Frankreichs und bei dem Vorzug eines festen Wollens die erste Stimme für sich in Anspruch nimmt. Daß solche gemüthliche und persönliche Politik ihre großen Bedenken hat, ist klar, daß sie die Ruhe Europas fortwährend bedrohen muß, läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen. Sämmtliche Großmächte haben dringende Ursache, sich dagegen zu verwahren, daß der Kaiser, sobald ihm das Verhältniß eines europäischen Staates zum andern nicht gefällt, sofort diplomatische Verhandlungen darüber eröffnet, zuletzt eine Friedens- und Kriegsfrage daraus herleitet.

Aber zu der Unruhe und Unsicherheit, welche in die Politik der europäischen Staaten durch seine Person gekommen ist, treten noch andere Bedenken. Es ist dem Kaiser nicht gelungen, in Frankreich einen sichern Rechtszustand herzustellen. Ob dies bei der gegenwärtigen Lage Frankreichs auch dem besten Manne und dem reinsten Willen vollständig gelungen wäre, darf man bezweifeln. Nicht weil die politischen Männer Frankreichs an sich schlechter waren, als irgendwo anders, sondern weil das schöne Land und ein begabtes Volk noch mitten in den Krisen einer großen Revolution liegen, weil alle Regierungen von den Bourbons an mit dem Makel eines unsichern Prätendententhums behaftet waren, weil alle geistige

und politische Selbständigkeit des Landes in der Tyrannei einer großen Stadt untergegangen ist. Ein Staat, in welchem jeder Flurschütz eines Dorfes von Paris aus angestellt werden muß, jede kleine Brücke des entferntesten Departements durch ein Decret der höchsten Administrativbehörden ausgebessert wird, wo der kecke und grundsatzlose Journalist der Hauptstadt eine hundertfach höhere Bedeutung hat, als der tüchtigste Charakter in Elsaß oder Lothringen, ein solches Volk ist noch weit entfernt von politischer Mündigkeit und wird durch eine Menge peinlicher Erscheinungen, durch freche Sittenlosigkeit, Liebedienerei, Bestechlichkeit, Raubsucht der Mächtigen, und auf der andern Seite durch geheime Verschwörungen und phantastische sociale Systeme der Begehrenden noch lange aufgeregt werden und den Frieden Europas stören. Es ist ungerecht, den Kaiser allein dafür verantwortlich zu machen. Man denke an die letzten Regierungsjahre Louis Philipps, an die damaligen Kammerintriguen, an die Processe Teste, Praslin und die lauten Klagen über Corruption, man denke an die Zustände des Jahres 1850, die Unsicherheit des Verkehrs, die Furcht der Besitzenden, die wilden Pläne der Socialisten, und wie damals derselbe Napoleon, den jetzt die öffentliche Meinung so laut verurtheilt, von einer großen Partei mit zu wenig Selbstgefühl als Retter Europas begrüßt wurde. Freilich wer sich in solcher Weise zum Herrn der Geschicke eines Volkes gemacht hat, wie der Kaiser, der ist von der Mitwelt seit je auch für solche Uebel verantwortlich gemacht worden, die er nicht selbst hervorgerufen hat. Und vieles Schwere bleibt übrig, was dem Kaiser und seinem System zur Last fällt. Es ist wahr, er hat Frankreich nach außen die Macht wiedergegeben, welche zur Zeit Richelieu's, Ludwigs XIV und Napoleons I Europa in Schrecken setzte, nie war Heer und Flotte so kriegstüchtig und gefahrdrohend; auch der Wohlstand Frankreichs wächst in starkem Verhältniß, selbst die großen Handelskrisen der letzten Jahre sind dort verhältnißmäßig leicht überstanden worden,

aber die Versöhnung mit dem sittlichen Gefühl seines Volkes hat er nicht gefunden; er vermag die Masse zu blenden, wer Charakter und freie Bildung besitzt, steht in Opposition gegen sein System. Und dies System, was ist es in seinem letzten Grunde? Eine engherzige polizeiliche Tyrannei, die mit der Willkür des Schlechten auch die Ueberzeugungen des Guten gewaltthätig unterdrückt, und in schneidendem Contrast gegen die Humanität des neunzehnten Jahrhunderts und die sittlichen Forderungen des modernen Staates steht. Und diesem Despotismus fehlt nach innen jede Größe, er ist kleinlich, heuchlerisch, oft beschränkt und barbarisch, und was das Traurigste ist, jedes Hochsinns und alles Idealismus bar, eine nackte Familienselbstsucht ohne Pietät und ohne Achtung vor dem Leben der Nation.

Der Kaiser trat aus dem orientalischen Kriege mit der lebhaften Empfindung des Gegensatzes zu Oestreich. Allerdings hatte das Verhalten dieser Regierung den Westmächten Ursache zu Unzufriedenheit gegeben und der diplomatische Sieg, den Oestreich ohne Waffen erfochten, war, wie andere Erfolge dieses Staates seit dem Jahr 1850, das Resultat einer kurzsichtigen Politik gewesen. Durch vorsichtiges, zurückhaltendes Diplomatisiren, welches nicht frei von Doppelzüngigkeit war, hatte Oestreich sich alle Parteien entfremdet. Daß es sich von der westlichen Allianz zurückzog, nachdem seine italienischen Besitzungen von Preußen auf drei Jahre garantirt waren, und daß es doch bei den Friedensverhandlungen in der Donau- und Rumänenfrage alle Ansprüche eines Siegers erhob, des Siegers, dem die blutigen Erfolge der beiden Alliirten vorzugsweise zu Gute kommen mußten, das empörte den Kaiser in innerster Seele. Möglich, daß auch sein persönlicher Stolz noch anderweitig verletzt worden ist. Genug, während er sich Rußland näherte, führte er gegen Oestreich einen jahrelangen stillen Kampf: in der Rumänenfrage, deren Tragweite weit über die Grenzen der Fürstenthümer hinausgeht; dann bei den

Serben und Montenegrinern, wo seine Agenten Alles thaten, den östreichischen Einfluß zu vernichten. Durch solche stille Operationen suchte er nebenbei mit der ihm eigenen Zähigkeit die Lösung der türkischen Frage in seinem Sinn vorzubereiten. Es ist möglich, daß diese Intriguen vorläufig keine ernsteren Folgen gehabt hätten, als die östreichische Regierung zu beunruhigen und in der orientalischen Frage auf die Defensive zurückzuwerfen, aus der sie auf kurze Zeit herausgetreten war.

Aber das Geschick hatte den Kaiser Napoleon mit einem Schlage heimgesucht, der in seinem Wesen und seinen Plänen gewaltige Erschütterungen hervorbringen sollte. Das Attentat des Orsini traf ihn im Innersten; nicht sowohl die Todesgefahr, in welche er und die Kaiserin geriethen, als die Erwägungen, welche sich für ihn daran knüpften, und die Erfahrungen, welche er dabei in der Stille über die Stimmung Frankreichs und die Zuverlässigkeit seiner Werkzeuge einsammelte. Der Brief, den Orsini aus seinem Gefängniß schrieb — und wir glauben allerdings, daß er ihn geschrieben hat — machte in Deutschland einen kläglichen Eindruck. Zuerst jemanden meucheln wollen, weil er des Mörders Vaterland in Knechtschaft hält und darauf denselben Mann auffordern, dasselbe Vaterland hochherzig zu befreien, solches Verfahren erscheint uns Deutschen durchaus unlogisch und fratzenhaft. Aber zu dem Widerwillen, mit welchem der Kaiser ohne Zweifel die Zuschrift seines Mörders las, kam ein anderes Gefühl, eine heimlich nagende Sorge. Er hatte bis zu diesem Tage als glücklicher Fatalist sich seines aufsteigenden Gestirns erfreut und es ist wahrscheinlich, daß er in vielen Stunden in gutem Glauben an seinen welthistorischen Beruf gehandelt hat. Die Feuerkugel, welche jetzt plötzlich auf seiner Bahn zersprang, störte alle seine Aspecten. Alles um ihn herum locker, unhaltbar, blindem Ungefähr unterworfen. Was war der Glaube des Menschen an große Bestimmung? Auch Orsini war ein Fanatiker gewesen und hatte im Glauben gehandelt, wie der

Kaiser selbst. Sehr verkehrt war die Ansicht der Verschwörer, daß der Kaiser an dem Unglück Italiens Schuld trage, im Gegentheil, war es nicht Politik seines Hauses, die Italiener an sich zu fesseln? und er hatte, nur um andere Mächte zu schonen, bis dahin die lockende Frage ruhen lassen. Wer aber trug die Schuld, daß in Italien so Vieles unhaltbar und faul war, und daß die italienischen Meuchelmörder von London aus gegen den Herrn Frankreichs sich verschworen? Oestreich allein trug die Schuld, Oestreichs pedantische Tyrannei lastete mit eiserner Hand auf Italien und verhinderte jeden Uebergang zum modernen Staatsleben. So ungefähr war der Ideengang des Kaisers, jeder einzelne Satz desselben läßt sich aus officiellen Aeußerungen und seinen Handlungen belegen; und die Folge solches Grübelns war ein verstärkter Haß gegen Oestreich und ein durchaus ernsthafter — man verzeihe die Wiederholung des Wortes — gemüthlicher Haß gegen das östreichische reactionäre System in Italien.

Zu solcher Stimmung trat eine geheime Sehnsucht des Kaisers. Er hat sich viel mit der Theorie des Krieges und seiner Zerstörungswerkzeuge beschäftigt und besitzt vielleicht den Ehrgeiz, auch als Feldherr Erfolge zu erreichen. Schon im Krimkrieg wurde er mit Mühe davon abgehalten, selbst nach dem entfernten Kriegstheater abzugehen. Von den Schlachtfeldern Italiens aber war der Stern seines Hauses aufgegangen.

Man darf annehmen, daß alle diese Erwägungen in seiner Seele beieinander lagen, als die Zeit herankam, wo ihm Frankreich unverkennbar Symptome von Mißbehagen zu erkennen gab, wo wünschenswerth wurde, die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine europäische Verwickelung zu richten, deren Lösung ihm neue Erfolge versprach.

So war der Kaiser beim Beginn des Jahres 1859 allerdings in der Stimmung, die italienische Frage zu einer ernsten Verwickelung mit Oestreich zu benutzen, aber ebenso sicher ist, daß er noch keineswegs entschlossen war, einen Krieg herbeizuführen.

Er mag gern bei der Möglichkeit eines Waffenkampfes verweilt haben, aber es lag auf der Hand, daß für ihn der sicherste Erfolg ohne Waffenentscheidung zu erreichen war. Die östreichische Regierung hatte sich durch anspruchsvolle Begehrlichkeit nach allen Seiten isolirt; die Zustände, welche unter Oestreichs Führung nicht in der Lombardei, aber in dem übrigen Italien aufrecht erhalten wurden, der feindselige Druck, welcher gegen Sardinien versucht ward, die allmähliche Mediatisirung der kleinen Fürstenthümer, die Agonie des Kirchenstaates, das mittelalterliche Unwesen in Neapel, das waren in der That sehr unerfreuliche und den Großmächten Europas unwillkommene Zustände. Rußland war von dem Kaiser der Franzosen gewonnen, England konnte bei vorsichtiger Behandlung schwerlich seine moralische Mitwirkung versagen; Preußen war seit acht Jahren von Oestreich fortwährend durch kleine Demüthigungen gereizt worden, Bronzell und Olmütz, jener Morgen, wo preußische Pioniere östreichischen Truppen die Brücke zum Marsch nach den Herzogthümern schlagen mußten, unablässige schwache Ränke am Bundestag, planmäßige Angriffe auf den Zollverein, die heimliche Auflehnung Oestreichs gegen den Durchmarsch preußischer Truppen durch deutsches Bundesgebiet, als Preußen in Neuenburg seine kleine Lombardei vertheidigen wollte, alle die zahlreichen verdeckten Beleidigungen bis zu der Rastadter Besatzungsfrage, das ließ den Kaiser Napoleon hoffen, auch Preußen werde gegen Oestreich zu gewinnen sein. Es ist wahrscheinlich, daß er durch seine Agenten und etwa durch die antiöstreichische Gesinnung eines einzelnen preußischen Unterhändlers getäuscht, sogar eine kriegerische Mitwirkung desselben erwartet hat. Nur als Gerücht kann erwähnt werden, daß er von dieser Meinung aus der preußischen Regierung bestimmt bezeichnete Gebietsvergrößerungen in Aussicht gestellt habe, und daß seine Anträge in Preußen mit ruhiger Kälte abgewiesen seien.

Die feste Zurückhaltung Preußens mußte dazu beitragen, seine kriegerischen Gedanken in den Hintergrund zu drängen.

In der That war ihm ein großer diplomatischer Sieg gewiß, wenn es ihm gelang, einen Congreß zu Stande zu bringen, und ebenso hatte Oestreich eine offene Niederlage bereits an dem Tage erfahren, wo ein solcher Congreß zusammentrat. Kaiser Napoleon hütete sich wohl, mehr zu fordern, als ihm die übrigen europäischen Großmächte bewilligen konnten. Seine Forderungen, die er von England formuliren ließ, liefen auf Revision der Sonderverträge hinaus, durch welche Oestreich die indirecte Herrschaft über Italien stillschweigend erworben hatte, und auf Berathungen über die Mittel, durch welche Italiens politische Lage gebessert werden könne; der Beistimmung Rußlands sicher, hatte er in den Vorverhandlungen darüber ebenso die vorläufige Beistimmung Englands und Preußens gewonnen. So zog er das Netz über Oestreich zusammen. Für ihn war der Erfolg: eine interessante politische Action für die Franzosen, er selbst Beschirmer der Italiener, gerächt an Oestreich, wenn das Wiener Cabinet sich der Mehrheit des Congresses fügte, und mit der Aussicht auf einen vortheilhaften Kampf, wenn Oestreich gegen die feierlichen Erklärungen und Beschlüsse Europas seine Politik in Italien behaupten wollte. So günstig stand für ihn das Spiel, als das schnelle Vorgehen Oestreichs die diplomatischen Gefahren, von denen dieser Staat umringt war, auf einige Zeit beseitigte und die nicht weniger drohenden des Waffenkampfes heraufbeschwor. Das Ultimatum Oestreichs überraschte den Kaiser; sein Heer war keineswegs schlagfertig, die Rüstungen waren bis in die letzten Wochen laut von seinen Journalisten ausgerufen worden, ein Zeichen, daß es ihm dabei vorzugsweise darauf angekommen war, durch den Ernst seiner Forderung einen Druck auf das übrige Europa auszuüben und den Congreß zu Stande zu bringen.

Es ist demnach nicht ganz genau, wenn man den Kaiser von Frankreich beschuldigt, den Krieg gewollt zu haben. Er wollte eine Demüthigung Oestreichs, nöthigenfalls nach einer

diplomatischen eine Niederlage dieses Staates auf dem Schlachtfeld, aber dann in seiner Lieblingsrolle als Führer einer europäischen Coalition; den Kampf so, wie er jetzt entbrannt ist, hat er sicher nicht gewünscht; ihn hat allerdings der schnelle Schritt des Kaisers von Oestreich entzündet, dessen fürstliches Selbstgefühl sich gegen all das langweilige Verhandeln, die guten Rathschläge und das Drängen eines abenteuerlichen Emporkömmlings ritterlich empörte.

Es war ein tapferer Entschluß, wenn derjenige tapfer genannt werden darf, der, eine große Gefahr zu vermeiden, die größere auf sein Haupt beschwört, aber ob es weise gehandelt war, darf sehr bezweifelt werden. Denn es ist ein Irrthum, zu glauben, daß nur der Kampf auf dem Schlachtfeld die höchste und letzte Instanz sei, um in Europa internationale Fragen zu entscheiden. Bei politischen Fragen von europäischem Interesse entscheidet in letzter Instanz ebenso sehr die Intelligenz, das Gefühl für Billigkeit und die Erkenntniß des Zweckmäßigen, d. h. die allgemeine Einsicht, welche in den Nationen lebt und durch die Cabinete der gesammten Culturstaaten geltend gemacht wird. Wie sehr die Interessen der einzelnen Staaten sich kreuzen und auf Zeiten das Urtheil der Cabinete von dem Verständigen ableiten mögen, der logische Zwang der Verhältnisse macht sich immer wieder geltend, um so stärker, je weiter Bildung, Wohlstand, Sittlichkeit in Europa fortschreiten. Bei jedem Friedensschluß muß es das ernste Bestreben der berathenden Regierungen sein, innerlich Dauerhaftes und Verständiges zu schaffen, damit der Frieden dauerhaft und jedem einzelnen Staat zum Heil werde. Immer wird das Resultat dieser diplomatischen Versuche, das Gute d. h. Nützliche zu begründen, mangelhaft sein, weil jedes Resultat nur durch einen Compromiß entgegengesetzter Interessen gewonnen werden kann, aber es wird hoffentlich nie einer gewissen Intelligenz und relativen Möglichkeit der Dauer entbehren. Nun aber steht die italienische Frage für sich betrachtet so, daß die stille Meinung

der Nationen und Cabinete den Oestreichern innerlich nicht Recht gibt. Diese standen hier gegen ganz Europa seit einigen Jahrzehnten auf der Defensive. Zwar ist es den meisten Völkern und Regierungen Europas offenbar quer und ungelegen, daß Frankreich diese heikle Frage zur brennenden gemacht hat, und uns Deutschen ist dieser plötzliche Sturm aus mehren Gründen besonders widerwärtig, aber die Frage ist einmal aufgeregt und es wird für die Diplomatie unvermeidlich, sie in die Hand zu nehmen und eine Lösung zu versuchen. Und von solchem Versuch, wie unvollkommen er auch zunächst ausfallen möge, hat Oestreich nicht viel Günstiges zu hoffen. Ja es hat sich und seinen Freunden die Lage recht schwer gemacht. Vor seinem plötzlichen Einmarsch in Piemont hütete sich Napoleon III sehr, die Verträge von 1815 anzufechten, er versicherte ausdrücklich, daß die Lombardei und Venedig den Oestreichern gewährleistet bleiben sollten. In seinem Kriegsmanifest hat er von dem Recht des Kriegführenden Gebrauch gemacht und die Freiheit Italiens bis zur Adria begehrt. Jetzt ist Oestreich in der unbequemen Lage, mit Anspannung aller seiner Kräfte das vertheidigen zu müssen, was vorher wenigstens unmittelbar nicht angegriffen war. Sollten die Franzosen siegen, so werden die Freunde Oestreichs die größten Anstrengungen machen müssen, um diesem zu erhalten, was es vor seiner Kriegserklärung unzweifelhaft besaß, siegt aber Oestreich, was hofft es in Italien zu gewinnen? Man kann mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß neue Eroberungen der Oestreicher in Italien von allen maßgebenden Cabineten Europas, von Feinden, Neutralen, sogar von seinen Verbündeten, als eine wesentliche Störung des europäischen Gleichgewichts betrachtet werden müßten, im Fall diese Vergrößerungen beträchtlich sein sollten, während kleine Gebietserweiterungen desselben Staates ebenso nach allgemeiner Ueberzeugung nur dazu beitragen müßten, die italienische Verwickelung zu vergrößern und neue Störungen des europäischen Friedens zu erzeugen. Offenbar kann also

Oestreich durch den Krieg wenig gewinnen, während es sich Vieles in Frage gestellt hat. Allerdings hätte es sich, wenn seine Regierung vorsichtig die letzte Herausforderung vermied, zu einigen Zugeständnissen in Italien verstehen müssen, aber die vermittelnden Mächte hätten in starkem Mißtrauen gegen die Beweggründe des Kaisers von Frankreich dafür gesorgt, daß diese Zugeständnisse auf das möglichst geringe Maß zurückgeführt worden wären, denn damals galt es für sie vorzugsweise, bestehende Rechte zu schützen. Jetzt, wo Oestreich selbst das Würfelspiel des Krieges begonnen hat, tritt bei einem Friedensschluß die Nothwendigkeit ein, die gesammte italienische Frage zu ordnen. Und deshalb bedarf Oestreich jetzt großer militärischen Erfolge, um nur festzuhalten, was vor seinem Losbruch gar nicht bestritten war, und sein plötzlicher militärischer Angriff auf Piemont war, so scheint uns, eine große diplomatische Niederlage. Selbst wenn das Letzte geschieht, was Oestreich wünscht, wenn Preußen mit dem deutschen Bund über den Rhein zieht, den Kaiser demüthigt, entthront, zum dritten Male in Paris einrückt, selbst in einem solchen Fall würde für Oestreich der Gewinn in Italien und anderswo nicht groß sein.

Preußen aber hatte vollkommen Recht, daß es im Interesse Deutschlands sowohl, als in seiner Vermittlerrolle diesen Schritt seines Verbündeten als eine gefährliche und folgenschwere Maßregel und einen politischen Fehler beurtheilte.

Preußens Aufgabe ist jetzt, als Führer Deutschlands zu bewirken, daß Oestreichs nachtheilige Operation so viel als möglich gut gemacht werde, und zu verhindern, daß Frankreich alle die Vortheile für sich ernte, welche ihm die politische Lage darbietet.

Die Zukunft Preußens.

(Grenzboten 1859, Nr. 34.)

Die Berichte der Aerzte über die Krankheit des Königs haben im Lande die ernste Stimmung hervorgerufen, welche in Preußen auf allen Kreisen der Bevölkerung liegt, wenn das Schicksal seine dunkle Hand gegen das Haupt des Landesherrn erhebt. Denn im Staat der Hohenzollern hat das Verhältniß zwischen Fürsten und Volk viel Persönliches und Patriarchales in Liebe und Widerspruch. Fast in allen Landschaften lebt die Empfindung, daß sie kaum ein politisches Dasein hatten, bevor die kriegerischen Herren der Mark sie zu Theilen Preußens machten, und die Regenten fühlen sich ihrem Volk durch eine lange Reihe von Siegen, Leidenstagen und durch das edle Gefühl verbunden, daß sie selbst groß wurden, weil sie ihren Bürgern das Gefühl von Größe, Kraft, Opferfreudigkeit, ein staatliches Bewußtsein gaben. Durch achtzehn verhängnißvolle Jahre hat der Fürst, dessen Leben in diesen Tagen bedroht war, die Krone getragen, welche sich der erste Friedrich auf das Haupt setzte, und diese achtzehn Jahre werden sicher einst in der Geschichte Preußens zu den folgenreichsten zählen. Daß der Staat durch Friedrich Wilhelm IV, wenn auch nicht ohne Verwirrung und innern Zwiespalt eine Verfassung und mit ihr die Bürgschaft gesunder Entwickelung erhielt, das wird sein Volk nie vergessen. Mit tiefer Sorge hörte in den letzten Jahren der Preuße von dem unheimlichen Leiden, welches die Seele eines geistvollen Fürsten verdüsterte. Und jede politische Partei empfand damals, wie sehr in Preußen die Seele des Regierenden auch Seele des Staates ist.

Jahre lang waren Regierung und Volk wie gelähmt, angstvolle Sorge um den Staat, peinliche Unsicherheit lastete überall auf den Seelen. Da trat der Prinzregent an die

Spitze der Geschäfte, ruhig, maßvoll und doch mit festen Ueberzeugungen. Ein Jahr ist seitdem vergangen, keine Zeit des Friedens und froher Ereignisse, und doch ist die Gestalt des Prinzen in immer kräftigeren Umrissen hervorgetreten; auf seine Person, an welche sich sehnsüchtige, aber unbestimmte Hoffnungen knüpften, blickt jetzt vertrauensvoll eine ungeheure Majorität in Preußen, ein großer Theil der Deutschen. Alle haben Gutes von ihm erwartet, er hat Aller Hoffnungen übertroffen.

Bessere Rücksicht, als die äußere auf das Preßgesetz, legt dem Schriftsteller von Selbstgefühl die Verpflichtung auf, von der Persönlichkeit lebender Herrscher mit höchster Zurückhaltung zu sprechen. Da aber ein namhafter Schriftsteller in der letzten Nummer der Grenzboten über Charakter und Wesen des Prinzen geurtheilt hat, und dem Schreiber dieser Zeilen jenes Urtheil in der Sache unrichtig erscheint, so sei die Discretion noch einmal bei Seite gesetzt, und wenigstens Einiges von dem Fürsten in Erinnerung gebracht, der jetzt die Hoffnung Preußens und Deutschlands ist. Das Mitzutheilende ist ohnedies kein Geheimniß.

Es war in den Märztagen 1848. Die Rathgeber des Königs hatten das preußische Heer in eine schiefe Stellung zum Volke gebracht. Der Prinz von Preußen hatte davor gewarnt, die Armee zum Polizeidienst gegen das Volk zu verwenden, und hatte der verhängnißvollen Maßregel kräftig widersprochen. Und doch wurde das Gerücht verbreitet, auf seinen Antrieb sei der Kampf entbrannt. Ergebene Freunde des Prinzen eilten zum Minister des Hauses, Grafen Stolberg. Da sprach der Nachfolger des Fürsten Wittgenstein: „Es ist besser, der Prinz trägt den Haß.“ Dem Prinzen wurde der Befehl, sofort nach Petersburg abzureisen. Er weigerte der Reise zum Kaiser Nikolaus den Gehorsam und ging nach England. Pflichtgetreu brachte er sich selbst zum Opfer, aber nicht die Würde des Königthums und nicht die Zukunft Preußens. In

England knüpfte er die Fäden zu dem herzlichen Bündniß, welches jetzt die großen protestantischen Fürstenhäuser vereinigt, und machte durch die Reise selbst eine Demonstration, welche andeutete, wo die Bundesgenossenschaft für das neue Preußen, das damals in Wehen lebendig wurde, zu suchen sein solle.

Es war im Jahr 1850. Die Kriegsdrohung Rußlands und Oestreichs drängte gegen die Unionspläne des Herrn von Radowitz. In dem besorgten Cabinetsrath forderte der Prinz Festigkeit, Rüstung, Krieg. Heftig war der Streit der Parteien. Einer der hohen Offiziere erklärte dem Prinzen: das preußische Heer werde sich nicht gegen Rußland schlagen. Da warf ihm, so erzählt man, der Prinz in männlichem Zorn den Fluch entgegen, der zur Zeit seines großen Ahnen Friedrich den Offizier traf, der säumig im Schlagen war, und verließ, als Alles vergeblich war, in tiefster Empörung den Rath.

Der Tag von Olmütz kam. Wie der Prinz damals mit seinem Schmerz gerungen, das flößte seiner Umgebung ernste Besorgnisse ein. Es ist bekannt, daß er den Minister, der jene Politik vertrat, vier Jahre von seinem Angesicht entfernt hielt, bis zum Beginn der orientalischen Verwicklung. In sich zurückgezogen, nur mit seiner Pflicht beschäftigt, in brüderlicher Pietät um seinen Herrn und König besorgt, so lebte er in der schwierigsten Stellung nach jeder Seite untadelig, fern vom Hofe, geschieden von einem System, das er verurtheilte, gegen das zu kämpfen selbst ihm nur in einzelnen Fällen möglich war. Es ist bekannt, wie frech Einzelne der herrschenden Partei gegen seine Person zu intriguiren wagten, es gab Zeiten, wo seine Verehrer Befürchtungen hegten, die jetzt auszusprechen unnütz ist.

Die allmähliche Erkrankung des Königs, die Unsicherheit auch seiner künftigen Stellung vermochten den Prinzen nicht einen Schritt von der Linie abzubringen, auf der ihn sein innerstes Wesen festhielt. Er vergab sich und dem Staate

nichts, er verletzte keinen Augenblick das zarte Verhältniß zu seinem königlichen Bruder, er schwieg bei dem Drängen seiner Verehrer und handelte fest, wo es galt. So wurde er Regent. Längst vorher mag er in der Stille bei sich zu Rathe gegangen sein über die Wahl der Männer, welche sein Vertrauen zur Regierung berief. Es sollten Männer von Ehre und reinem politischen Ruf und die Fähigsten sein, welche er kannte.

Der italienische Krieg nahte. Und mit Recht darf gesagt werden: was in der preußischen Politik männlich groß, entschlossen war, das kam aus der eigensten Seele des Prinzen. Wenn seit der Mobilmachung eine Zögerung sichtbar wurde, welche dem starken Anlauf, den der Prinz genommen, nicht ganz entsprach, seine Gedanken waren es nicht. Wohl darf behauptet werden, daß er größer von der Aufgabe Preußens gedacht hat, als die Mehrzahl der redlichen und ehrenhaften Mitglieder seines Ministeriums, und als die Mehrzahl der Preußen selbst. Möglich, daß er selbst mit geheimer Trauer erkannt hat, daß auch die Besten seiner Gehilfen nach langen Jahren politischen Mißlingens und unselbständiger Politik zu viel von dem Selbstvertrauen und Stolz auf die Kraft des Staates verloren haben. Denn wie viel auch der Herrscher bewirken kann, er vermag nicht die Werkzeuge, mit denen zu arbeiten sein Beruf ist, im Augenblick umzubilden, und weiches Erz in harten Stahl zu wandeln. Aber gerade, als er den Widerstand, den ihm pflichtgetreue Gesinnung entgegensetzte, durch die Energie seines Forderns gebrochen hatte, gerade als er sein Heer mit festem Entschluß an der Grenze sammelte, kam der Frieden, unzeitig, willkürlich, frivol, wie wenige Wochen vorher der Ausbruch des Krieges gewesen war. Und aus tiefster Empfindung kamen die Worte des Prinzen, welche er, wie man erzählt, bei der Abreise zu dem Fürsten Windischgrätz sprach, daß solches Ende ihm ein großer Schmerz sei.

Wie bei diesem Frieden allen Betheiligten durch das Schicksal genau gelohnt worden ist nach dem Maße von Ehrlichkeit, Ur-

theil, Energie und männlicher Kraft, die sie bewiesen, so hat auch dem Prinzen gegenüber die öffentliche Meinung, trotz aller Anklagen, welche gegen die preußische Politik geschleudert wurden, gerade damals sehr wohl erkannt, wie werthvoll sein gediegenes und mannhaftes Wesen für Deutschland sei. Das Vertrauen und die achtungsvolle Zuneigung zu seiner Person ist es zumeist, was die Anfänge der preußisch-deutschen Bewegung hervorruft, die jetzt so gesetzlich, besonnen und hoffnungsvoll beginnt.

Wenig zwar lassen solche einzelne Züge aus dem Leben eines Fürsten erkennen. Daß er redlich sei, gewissenhaft, pflichtgetreu, das weiß man. Aber eine andere Eigenthümlichkeit ist wohl seltener. Er ist gerade im reifern Mannesalter, wo sonst der Horizont des Mannes sich begrenzt, das Neue leicht unhold erscheint, fortdauernd sicherer, innerlich freier, im besten Sinne des Worts liberaler geworden. Es muß edler Wein sein, der sich so vergeistigt. Ungewöhnlich war der Gang seines Lebens, alle großen Erfahrungen seiner politischen Laufbahn kamen ihm erst in einer Lebenszeit, wo sie eher beschränken als erheben. Die meisten von uns Deutschen auf Thronen, im Arbeitstuhl und auf der Holzbank sind in den letzten zehn Jahren nicht stärker und entschlossener geworden. Ihm aber ist die Kraft und der Wille gewachsen mit der Schwere der Aufgaben. Selbst der würde irren, welcher meint, seine Natur sei mehr empfänglich und anerkennend, als productiv. Er gilt jedenfalls bei denen, welche ihn näher kennen, für einen Fürsten, der nicht nur gut zu hören weiß, sondern auch zu wollen und zu befehlen versteht, und für einen Politiker, der auch deshalb innerlich fester ist, als die meisten seiner Umgebung, weil er in Kopf und Herzen sichere Begrenzung findet bei großen Entschlüssen. Daß er als Regent in den Fragen, welche ihm vertraut sind, selbständige schöpferische Kraft besitzt, wird er seinen Preußen wie seinen Gegnern noch beweisen.

Er gilt nur da für redefertig und wortreich, wo ihm von Herzen wohl ist. Dann aber dringt, so hören wir, seine einfache, klare Rede, die männliche Haltung, die große Wahrhaftigkeit und Innigkeit seines Ausdrucks mächtig zum Herzen. Und solche milde Humanität ist wohl der Kern seines Wesens.

Ein Fürst so beanlagt, eine innerliche Natur, mit dem sichern Takt, den nur ein reines und wohlwollendes Gemüth verleiht, durch und durch human, nach so herben Erfahrungen doch voll festen Glaubens an den Adel menschlicher Natur, voll Vertrauen zu der Tüchtigkeit und voll Achtung vor dem Verstand seines Volkes, und dabei von einer stillen aber dauerhaften Willenskraft und in den Jahren seiner Reife stark zu rücksichtslosem Entschluß, ein solcher Fürst scheint uns doch keine ganz gewöhnliche Erscheinung auf einem Königsthron zu sein. Und solche Persönlichkeit scheint uns vorzugsweise geeignet, das innere Leben des neuen Verfassungsstaates zu kräftiger Entwickelung zu führen und Preußen nach außen allmählich zu einer Bedeutung zu erheben, die der inneren Tüchtigkeit des Volkes entspricht.

Der diese Zeilen schreibt, steht ganz fern von Neigung und Gunst einer preußischen Regierung und ist nur berechtigt und gewillt, das Interesse an der Person des Prinzregenten zu nehmen, welches jeder Deutsche für ihn empfindet. Und diese Zeilen wären nicht geschrieben worden, wenn nicht gerade jetzt eine Pflicht gewesen wäre, auch dergleichen in diesem Blatt öffentlich zu sagen.

Der Tod des Prinz-Gemahls von England.

(Grenzboten 1861, Nr. 52.)

Im blühenden Alter ist ein Fürst geschieden, von deutschem Blut, Vater und Ahnherr der künftigen Könige von Preußen

und England, er selbst der Regent Englands in den letzten zwanzig Jahren eines großen Gedeihens und großer Gefahren.

Es war ein öffentliches Geheimniß, welches auszusprechen Stolz und Vorurtheil der Engländer sich sträubte, daß er der Staatsmann war, dessen Politik die höchsten Geschicke des Staates so weit bestimmte, als das Königthum in England dieselben in der Gegenwart überhaupt zu leiten vermag, d. h. weit mehr, als solche meinen, welche nach den Debatten der Häuser und den Reden der Parteiführer den Gang der Staatsgeschäfte in dem Inselreich beurtheilen. Erst dem Verstorbenen gegenüber findet der rühmende Nachruf großer englischer Blätter warmen Ausdruck für die Dankbarkeit, welche ihm ein großes Reich seit zwei Jahrzehnten schuldet; die deutschen Blätter waren in ihrer Würdigung eines Landsmannes stets ehrlicher und unbefangener.

Als der Prinz in seiner Jugend aus einem kleinen Herzogthum Deutschlands nach England übersiedelte, wurde er von den Insulanern, deren Bullismus damals noch um mehre Grade roher war als jetzt, mit einer Kälte aufgenommen, welche an Abneigung grenzte. Endlos waren die Carricaturen, in denen er als Bruder Studio abgebildet wurde, der eine Bande langmähniger Teutonen mit dicken Meerschaumköpfen in das reiche England führte, als armer Abenteurer, der guten Engländern das Brot vor dem Munde wegnahm, als deutscher Prinz, der nichts hat und nichts kann, und von dem Glücke berauscht ist, in einem civilisirten Lande hausen zu dürfen. Auch ernsteren Geistern gegenüber war seine Stellung eine schwierige, denn Hochmuth und Abneigung der Engländer gegen Alles, was vom Festland kam, waren damals noch sehr groß. Und für ihn selbst, der in immerhin engen Verhältnissen aufgewachsen war, mochte es nicht leicht werden, dem hochfahrenden Adel, ja auch dem imponirenden Leben dieses Weltreichs gegenüber die sichere Haltung zu bewahren.

Es war sein erstes Verdienst, daß er diese Seite seiner

neuen Stellung so gut faßte. Nicht wenig unterstützte ihn dabei seine Persönlichkeit. Er war von weicher Empfindung und, wo er liebte, von großer Herzenswärme, aber er gehörte zu den Männern, welche mit einer gewissen Aengstlichkeit, was sie bewegt und erhebt, der Welt zu verbergen suchen, nur im engen Kreise des Hauses schloß er sich auf, nach außen war er von früher Jugend bemüht gewesen, in Form und Etiquette des Hofes sich gleichmäßig und in sicherer Ueberlegenheit darzustellen. Immer hatte er strenge sich selbst beobachtet, Haltung und Wort gegen Fremde waren gemessen, langsam, überlegt. Das gab dem jungen Fürsten, der damals für ein Musterbild männlicher Schönheit galt, zuweilen etwas Steifes, es brachte ihn leicht in den Ruf des abschließenden Stolzes. Für England paßte solche Anlage vortrefflich. Er hat in kurzer Zeit verstanden, der hochmüthigsten Anmaßung den Dämpfer kalter Würde entgegen zu setzen, und bevor noch die Tüchtigkeit seines Wesens sich Achtung erzwungen hatte, erhielt, wer von Engländern in seine Nähe kam, Respect vor einer Haltung, welche noch exclusiver aussah, als die des Stolzesten der Briten. Es ist möglich, daß die lange Gewöhnung an diese Form noch in späteren Jahren dazu beigetragen hat, ihm den Schein kühler Zurückhaltung auch da zu geben, wo er ein offenes menschliches Empfinden aussprach.

Er war von durchdringendem Scharfsinn und fand als echter Deutscher besondere Freude an der Dialektik einer ernsten Debatte und an lehrhafter Unterhaltung. Er war ferner von unbestechlicher Wahrheitsliebe und leicht erwärmt von großen Ideen. So liebte er in der Unterhaltung und in Geschäften von der Erscheinung auf den Grund der Dinge, von den Thatsachen auf die belebenden Ideen hinabzusteigen, und ruhig, klar, mit logischer Präcision zu entwickeln und darzustellen. Häufig war er bei dieser Methode seiner Bildung den englischen Staatsmännern unbequem, denen es in der Regel auf die Richtigkeit ihrer Beweise und die Präcision ihrer Folgerungen wenig

ankam, wenn sie nur damit erreichten, was ihnen gerade am Herzen lag. Sie waren bald gezwungen, die Ueberlegenheit des Prinzen bei allen Erörterungen anzuerkennen, aber sie empfanden ihm gegenüber zuweilen ihre größere Gewandtheit und Energie, den Willen in die That umzusetzen. Dieser Gegensatz, der in der Jugend des Prinzen bemerkbarer gewesen sein muß, auch noch in den Jahren männlicher Reife zuweilen hervortrat, wurde bei mehren großen Gelegenheiten ein Glück für die Behandlung der Geschäfte; er ergänzte die Schwächen der englischen Bildung, er verband einige der politischen Führer Englands, Robert Peel und Lord Russell, sehr eng mit dem Prinzen. Derselbe Gegensatz mag aber auch das feindselige Verhältniß erklären, in welches sich z. B. Lord Palmerston durch mehre Jahre zum Prinzen und zur Königin gesetzt hat, wie seine durchaus nicht immer edlen Mittel, durch welche der Minister den Schwächen des englischen Volkes schmeichelnd und seine Stimmungen klug lenkend, dem Regenten zu trotzen wußte. Auch dieser Kampf ist einige Mal in der großen Politik Englands sichtbar geworden. Nicht immer blieb Palmerston Sieger.

Dem englischen Volke gegenüber hatte der Prinz vor Allem die Aufgabe, sich als Engländer zu erweisen, das heißt, englischen Interessen überall nützlich und förderlich zu werden, wo er mit seiner eigenen Persönlichkeit selbstwillig hervortreten durfte. Er hat, so scheint uns, diesen Theil seiner Aufgabe als ein kluger und tüchtiger Mann gelöst. Es gab kaum eine Klasse von gemeinnützigen Unternehmungen, bei welchen er nicht als Führer oder thätiges Mitglied mit gutem Beispiel voranging, von seiner Musterfarm an, bis zur ersten Industrieausstellung und seiner Kanzlerschaft der Universität Cambridge. Bei jeder dieser Gelegenheiten lernten die Engländer einen ernsten Geist und billigen Sinn achten, dem ihr Wohl warm am Herzen lag, der hochsinnig ehrte, was sie Großes besaßen, und der wohl verstand, was ihnen fehlte.

Aber sein Hauptinteresse und seine Hauptthätigkeit war für den Staat. Eigenthümlich war hier seine Stellung. Es gab vielleicht in England wenig Ehen, die so glücklich waren, als die des Königshauses, sicher gab es wenig Frauen, in denen ein klarer Verstand und Hingabe an den geliebten Mann so vereinigt waren, als in der Person der Königin. Der Ehrgeiz dieser seltenen Frau war, den Mann ihrer Liebe und Wahl so hoch zu stellen, als nur möglich. Die Tochter des Herzogs von Kent war erzogen worden wie eine treue deutsche Hausfrau, und als ihren Hausherrn betrachtete sie den Gatten auch bei allen Pflichten und Rechten der Krone. Es war ihr peinlich, etwas vor ihm voraus zu haben, die äußeren Ehren der Königin waren ihr zuweilen lästig, weil der Gemahl nicht gleichen Theil daran haben durfte, es wurde ihr die höchste Genugthuung, die umfassende Bildung, den durchdringenden Geist ihres Hausherrn auch in den Regierungsgeschäften zur vollen Geltung gebracht zu sehen. Sie war in der That Königin; denn keine Maßregel, weder groß noch klein, bei welcher ihre Entscheidung nothwendig war, fertigte sie ab, bevor sie sich ein eigenes Urtheil darüber gebildet hatte. Aber für dieses Urtheil war ihr die Ansicht des Gemahls die höchste irdische Autorität. So wurde von beiden Gatten jeder politische Beschluß gefaßt, aber der Herr des Hauses hatte auch hier die Leitung. Und streng hielt die Königin darauf, daß ihre Minister im Privatverkehr dieselbe Autorität des Prinzen respectirten, welcher sie sich selbst unterwarf. Dadurch geschah es, daß der Prinz in Wahrheit der König, und für die Willensäußerungen der Krone von England die höchste leitende Persönlichkeit wurde.

Und es scheint uns, daß England alle Ursache gehabt hat, diese stille und unablässige Thätigkeit eines Mannes, die nicht ohne große Selbstverleugnung war, mit Dank anzuerkennen. Sicher empfand Niemand lebhafter als der Prinz, daß die Vorsicht, welche seine schwierige Stellung ihm auferlegte, nicht

immer für ein kräftiges Hervortreten der Krone in solchen Momenten, wo die höchste Würde Englands dasselbe wünschenswerth gemacht hätte, nützlich war. Denn die Gegner seiner Ueberzeugungen fanden in den Vorurtheilen des Volkes eine Waffe, welche sich nie abnutzte: das laute Geschrei über koburgische Hauspolitik. So lächerlich diese Phrase war, welche in den Zeitungen Lord Palmerstons bei jeder Gelegenheit aufrauschte, so sehr erregte und empörte sie das Volk, und deshalb erschwerte sie das gleichmäßige und consequente Einwirken auf die Geschäfte, welches einem gebornen König von England nicht nur durch das Gesetz erlaubt, sondern auch für das Wohl des Staates nothwendig ist.

England aber und die Welt werden einst daran denken, daß die Jahre, in denen der König ohne Namen das größte Reich der Erde beherrschte, die glücklichsten Jahre waren, welche das Inselreich seit Jahrhunderten durchlebt hat.

Wie glücklich das Leben des Hauses in den königlichen Schlössern Englands war, davon wissen Engländer und Fremde wohl zu erzählen. In seinem Hause war der Prinz ein milder Gebieter, liebevoll und fest als Gemahl, der sorgsamste Vater. Er leitete selbst die Erziehung der Kinder, sein höchstes Glück war, in die Herzen der Seinen alles Schöne und Wahre hineinzubilden, was ihm selbst die Seele erhob. — An dem Schmerz der Gemahlin und der ältesten Tochter im Königschlosse zu Berlin, welche mit fast schwärmerischer Zärtlichkeit an ihm hingen, nehmen jetzt zwei große Nationen herzlichen Antheil.

Es war eine edle Natur, allem Gemeinen abhold, er war stolz, weil er sich selbst hoch und rein zu halten unablässig bemüht war. Er galt für einen Aristokraten, und seine politischen und religiösen Ueberzeugungen waren liberaler, als bei irgend einem größeren Regenten aus deutschem Stamm; er galt für strenge und kalt, und sein Gefühl war doch sehr weich und warm. Er war ein vorsichtiger und gescheidter Staats-

mann, ein Mann von umfassender Bildung, ein guter, redlicher, pflichtvoller Mensch. Er hat eine sehr schwierige Erdenstellung, die voll von Versuchungen und Gefahren war, mit ruhiger Würde und hohem Erfolge behauptet. Wir Deutsche aber gedenken sein in warmer Empfindung.

Das preußische Abgeordnetenhaus und die Militärfrage.

(Grenzboten 1862, Nr. 40.)

Während diese Zeilen geschrieben werden, bringt fast jede Stunde neue Gerüchte über die Krisis, in welcher das Verfassungsleben des preußischen Staates schwebt. Solche Zeit ist ungünstig für ein ruhiges Urtheil, aber es ist gerade jetzt Pflicht eines Jeden, seiner Ueberzeugung entschiedenen Ausdruck zu geben, zumal nicht zu erwarten ist, daß der Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung durch eine jetzt bevorstehende Umgestaltung des Ministeriums beendet wird.

Die leidenschaftliche Theilnahme, mit welcher auch außerhalb Preußens die Commissionsverhandlungen und der Beginn der Militärdebatte verfolgt wurden, war längere Zeit nicht frei von der Besorgniß, daß die Opposition, reich an junger ungeübter Kraft, durch aufgeregte Stimmung des Volks in die Kammern gesendet, fortwährend gereizt durch grollende Aeußerungen der Regierungskreise, bei der Debatte im Plenum an einer von den Klippen anstoßen würde, welche gerade die Militärfrage darbot. Diese Befürchtung ist durch die Verhandlungen der vergangenen Woche widerlegt worden, die Haltung der Opposition war im Ganzen betrachtet würdig und taktvoll. Sie vermied den Geldpunkt vorzugsweise zu betonen, sie vermied auf technische Einzelheiten einzugehen, sie hielt ihre

Redner in guter Zucht, fast jede der gesprochenen Reden machte dem Volke einige Wahrheiten in eindringlicher Weise klar und deutlich. Die Wirkung des parlamentarischen Kampfes entsprach dieser Behandlung. Die Schwäche des Ministeriums, die Unhaltbarkeit seiner gegenwärtigen Zusammensetzung wurde der Krone fühlbar, wie sie es schon längst dem Volke gewesen war.

Wie lebhaft aber auch das Interesse in Deutschland an den Parteikämpfen der Preußen ist, Autorität und Macht, Einfluß und Bedeutung des preußischen Staates für die letzten Interessen Deutschlands stehen uns höher. Wir beurtheilen die Parteien nach der Einwirkung, die sie auf die Stimmung in Deutschland auszuüben im Stande sind. Von diesem Gesichtspunkte aus hat auch dies Blatt im Frühjahr die Auflösung der altliberalen Partei als eine unvermeidliche Nothwendigkeit bedauert, die Bildung der nationalen Partei mit Freuden begrüßt. Es ist sehr zu wünschen, daß sich Niemand in Preußen der Ueberzeugung verschließen möge, daß sich in dieser neuen Partei, welche allerdings ihre Organisation noch nicht ganz beendet hat, auf längere Zeit der größte und frischeste Theil der Volkskraft vereinigen wird. Sie ist nicht gleich dem Schaume einer brandenden Küste über das preußische Land geschleudert, und sie wird nicht in den Strahlen einer volksthümlichen Regierung vertrocknen, sie stellt in der That eine Mehrheit der Volksstimmungen dar und wird für alle nächsten Entwickelungsphasen der Hauptfactor sein, dessen Zuneigung jede verständige Regierung suchen, dessen Unterstützung sie nicht ohne Gefahr entbehren wird. Auch wer durch seine persönlichen Neigungen auf Seite der Altliberalen oder Conservativen gestellt ist, soll das nicht verkennen, sich selbst einer unwillkommenen Nothwendigkeit fügen. Es ist Zeit, daß das Gezänk und gegenseitige Beargwöhnen in der Presse der sämmtlichen Fractionen aufhöre, und daß die Altliberalen sich aufrichtig mit der nationalen Partei versöhnen. Denn als die frühere liberale Majorität von einem Theil der alten Führer

verlassen wurde und als die Unsicherheit ihrer Minister bewirkte, daß die Partei im Volk selbst das Vertrauen verlor, da war es ein Glück für Preußen, daß eine neue liberale Vereinigung die Führung übernehmen konnte, eine Partei, noch unfertig und keineswegs ohne Mängel, aber eine solche, welche die letzte Quelle aller parlamentarischen Kraft, Zutrauen und Sympathien der Bevölkerung nicht nur zu gewinnen, auch geschickt zu behaupten wußte, und welche den Kampf in einem Augenblick aufnahm, wo eine rücksichtslosere Opposition zum Heil des Staates nothwendig war. Es ist leicht, die Schwächen dieser neuen Partei zu übersehen, sie enthält noch einige Bestandtheile, denen man das Prädicat politischer Gesundheit nicht ohne Vorbehalt geben kann, sie ist vielleicht noch ebenso sehr allzu ängstlich bemüht, sich dem unsichern Tagesurtheil der Menge anzubequemen, wie die altliberale Partei zu sehr versäumt hat, sich mit ihren Wählern im Einverständniß zu erhalten; mehren ihrer Führer fehlt vielleicht etwas von der Ruhe und Sicherheit des politischen Urtheils, welche durch längere Beschäftigung mit großen Staatsfragen gewonnen wird, aber so wie sie ist, besteht sie als ein volksthümliches Erzeugniß der Vergangenheit und Gegenwart Preußens. Der Politiker aber hat mit den vorhandenen wirklichen Größen zu rechnen, nicht mit idealen. Die politische Verkümmerung, an welcher Preußen durch fast vierzig Jahre seit den Freiheitskriegen gelitten hat, wird nicht nur in den Regierungskreisen fühlbar, das ganze Volk hat darunter gelitten. Nicht die Redlichkeit, der Eifer, die Hingabe an die Interessen des Staates haben in Preußen abgenommen, wohl aber ist die Einsicht nicht immer groß genug, und dem politischen Charakter fehlt noch eine gleichmäßige Entwickelung, theils der Besonnenheit, theils der Energie. Das sind politische Mängel, an denen wir Alle unser Theil haben, gegen die jeder Einzelne kämpfen muß. Aber die gute Zuversicht darf uns darum doch nicht fehlen; denn wie unfertig die politische Tüchtigkeit des Volkes auch sei, die

Anlage dafür ist in reichem Maße vorhanden. Gerade jetzt haben die letzten Maßregeln der Regierung eine Annäherung zwischen den liberalen Parteien des Hauses bewirkt; es ist sehr wünschenswerth, daß ihr ein gemeinsamer Plan und einmüthiges Handeln folge. Erst der offene Beitritt sämmtlicher Altliberalen im Hause und Volke, welche in Wirklichkeit noch das Recht haben, sich zu dieser Fraction zu zählen, wird der nationalen Partei die volle Kraft geben, deren die Mehrheit der preußischen Volksvertreter jetzt dringend bedarf.

Denn der Widerstand der höchsten Staatsgewalt gegen die Forderungen der Opposition setzt den Staat in eine neue Gefahr. Nicht ohne Sorge muß bereits die Majorität des Hauses auf die zuchtlosen radicalen Elemente blicken, welche im Volke selbst das Haupt emporheben. Keine erwähnenswerthen Namen und, so weit sichtbar, keine politischen Talente, aber überall Persönlichkeiten, welche einem Pessimismus und republikanischen Wallungen ungestümen Ausdruck zu geben suchen. Es wäre noch kein großer Nachtheil, wenn, wie bei fortdauernder Krisis zu erwarten steht, die nächsten etwa bevorstehenden Wahlen zehn bis zwölf solche Entschlossene unter die Vertreter des Volkes senden sollten, aber es ist vorauszusehen, daß bei einem Beharren der Krone auf der betretenen Bahn allmählich eine gewisse Verzweiflung an der Möglichkeit der gesetzlichen Entwickelung auch in dem Volke überhandnehmen und die republikanischen Stimmungen volksthümlicher machen wird. Eine solche Möglichkeit wird nur dann ungefährlich, wenn die gesammte politische Einsicht des Volkes zu einer großen zusammenwirkenden Partei verschmilzt.

In der Militärfrage selbst, der Veranlassung des schwebenden Conflicts, steht unzweifelhaft die große Mehrzahl des Volkes auf Seiten der verwerfenden Majorität. Allerdings aus sehr verschiedenen gemüthlichen Beweggründen: Furcht vor Steuerdruck, Groll gegen die bevorzugte Stellung des Offiziercorps im Staate, Pietät gegen die Idee der Landwehr, Ab-

neigung gegen das gegenwärtige Ministerium. Aber wir meinen, daß die Festigkeit der Opposition zugleich die beste politische Berechtigung hat. Denn nur ein entschlossener Widerstand gegen eine Forderung, welche einmal durch ausgezeichnetes Ungeschick in ihrer Behandlung entschieden unpopulär geworden ist, vermag der Volksvertretung in Preußen, gegenüber einflußreichen Stimmungen, die Stellung zu geben, welche zum Wohl des Staates unentbehrlich ist. Das noch bestehende Ministerium vermochte nicht Preußens Ansehen in Europa aufrecht zu erhalten, es vermochte nicht, die nothwendigsten inneren Reformen durchzuführen, es vermochte es schon deshalb nicht, weil es das Vertrauen des Volkes unwiederbringlich verloren hatte. Es darf aber in Preußen keine Regierung, welche in Feindschaft mit der großen Mehrheit des Volkes und seiner Vertreter dahinlebt, im Amte bleiben, ohne den Staat in die größten Gefahren zu setzen, es darf fortan auch keine neue Regierung gebildet werden, welcher nicht dies Vertrauen zur Stütze wird.

Ob die Militärfrage die beste Kampfstätte war, um eine Wahrheit zur Geltung zu bringen, auf welcher die ganze Zukunft Preußens ruht, das zu untersuchen, ist unnütz geworden. Die Frage war einmal da, durch eine Reihe von Zufällen und Regierungsfehlern war sie zur brennenden Frage geworden. Dem starken Unwillen des Volkes über einzelne Militärausschreitungen und über die ministerielle Behandlung der Organisationsfrage verdankten die Männer der Opposition zum großen Theil ihre Wahl zu Volksvertretern. Schon dadurch war ihre Politik bestimmt, sie durften in dieser Frage nicht nachgeben, sie müssen den Kampf durchführen, wenn sie nicht sich selbst vernichten und, was wichtiger ist, das Vertrauen des Volkes zu seiner guten Sache vernichten wollen.

Nun sind wir allerdings der Meinung, daß der Stavenhagen-Twesten'sche Antrag in der Sache selbst, d. h. in der Militärorganisationsfrage, das etwa jetzt Erreichbare zweck-

mäßig formulirte, so sehr wir überzeugt sind, daß die Ersparnisse, welche durch ihn bewirkt werden könnten, schon durch die nächsten wünschenswerthen Verbesserungen, z. B. Erhöhung des Tractaments, des Servises und durch bessere Stellung des Unteroffiziercorps vollständig aufgewogen werden würden. Auch hätte es andere Uebelstände der preußischen Heeresorganisation gegeben, welche für einen aussöhnenden Vermittlungsvorschlag ebenso gut geeignet waren, z. B. Aufhebung der ausgedehnten Militärgerichtsbarkeit. Aber das Hauptziel des Kampfes war durchaus nicht ein kurzdauernder Vergleich, der mit dem gegenwärtigen Ministerium geschlossen wurde, sondern die Beseitigung des unzeitgemäßen Ministeriums selbst, ein Ziel, welches zu erreichen im wahren Vortheil des Staates lag. Es war deshalb durchaus richtige Taktik der Fortschrittspartei, daß sie zur Zeit auf einen sachgemäßen Compromiß nicht einging. Festhalten war das Einzige, was sie thun konnte und durfte. Daß sie nicht in einer parlamentarischen Schlacht erreichen würde, was für Preußen die beste Hilfe wäre, einen völligen Umschlag der Stimmungen in den höchsten Kreisen, das war vorauszusehen. Noch ist sie weit vom Siege entfernt, ja sie steht erst im Anfang der ernstesten Verwickelungen. Aber gerade deshalb muß jetzt fester, ausdauernder gesetzlicher Widerstand ihre Politik sein. Es handelt sich in Preußen sicher nicht darum, ob Krone, ob Parlament, sondern darum, ob das erlauchte Haus der Hohenzollern mit dem Volk oder ohne Volk regieren kann. Im ersten Fall wird es Freude, Stolz, Hoffnung Deutschlands, eine maßgebende Stimme im Rathe Europas, im andern Falle ein deutsches Fürstengeschlecht, wie andere auch, nur in weit gefährlicherer Stellung. Für das preußische Königsthum, seine Dauer und seine höchsten Aufgaben kämpft jetzt die Opposition, und am besten, wenn sie fest bleibt.

Aber eine Bitte legen wir den Mitgliedern der Majorität an das Herz. Sie betrifft die Organisation des Heeres selbst.

Wenn der Zeitpunkt kommt, wo eine Versöhnung mit der Regierung möglich und für besonnenes Urtheil geboten ist, dann möge die nationale Partei der preußischen Volksvertreter die schwierige Frage der Militärverfassung so behandeln, wie ihre Haltung in der letzten Debatte war, mit Mäßigung.

Die Aufregung in der letzten Zeit hat das Auge für Mängel der preußischen Heerverfassung sehr geschärft, und die Preußen scheinen zuweilen zu vergessen, wie vortrefflich trotz aller einzelnen Uebelstände auch jetzt noch die letzten Grundlagen der preußischen Heerverfassung sind. Die allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung, die kurze Dienstzeit, mag diese nun 1½ oder 2½ Jahr dauern, und die tüchtige technische Bildung des Offiziercorps müssen noch immer von jeder Nation Europas beneidet werden, Frankreich nicht ausgenommen. Es ist wahr, Vieles bleibt zu wünschen übrig, um das Heer mit der fortgeschrittenen Entwickelung des Staatskörpers in Einklang zu bringen, aber ebenso deutlich ist, daß die Umänderungen zum Theil nur langsam als nothwendige Folge nationaler Fortschritte sich entwickeln können, und daß bei dem größten Theil derselben nicht der Landesvertretung, sondern einem Ministerium, zu welchem die Kammer Vertrauen hat, die Inangriffnahme überlassen werden muß.

Deshalb darf es auch ferner nicht die Höhe des Militäretats an sich sein, wogegen die Opposition ankämpft. Wenn günstige Sterne früher oder später der gegenwärtigen Opposition die Leitung der Geschäfte in die Hand geben, dann würde dieselbe weit mehr als 41 Millionen für das Heer beanspruchen müssen und mit gutem Grunde. Und das Volk wird die vergrößerte Steuerlast sehr wohl tragen, ohne zu verarmen. Denn was an Steuern in Preußen etwa jetzt drückt, ist doch nicht die Steuerlast überhaupt, sondern die Vertheilung derselben, der verhältnißmäßig geringe Procentsatz, welchen die Grundsteuer im Verhältniß zur Gewerb- und Einkommensteuer ausmacht, ferner die verhältnißmäßige Langsamkeit des industriellen

Fortschritts in den östlichen Grenzprovinzen, welchen durch russische Zölle, östreichische Valuta und die Vernachlässigung ihrer Flußwege die Kraft gelähmt ist, endlich die Hindernisse, welche das Dahinsiechen des Zollvereins einer starken Zunahme der Finanzzölle in den Weg legt. Daß aber Preußen einen höhern Etat für seine Wehrbarkeit erhalten muß, wird aus den Forderungen deutlich, welche alle liberalen Fractionen mit gutem Grunde erheben. Die Regierung gibt sich jetzt Mühe, 63,000 Mann jährlich einzustellen, wir fordern militärische Ausbildung der gesammten waffenfähigen Jugend des Jahres, Einstellung von etwa 80,000 Mann. Allerdings muß es möglich sein, dies in möglichst kurzer Dienstzeit zu bewirken, und daß eine planmäßige Vorbildung der Jugend wesentliche Hilfe für Verkürzung der Dienstzeit werden könne, steht zu hoffen. Aber sicher wird mehr als ein Jahrzehnt, vielleicht ein Menschenalter, hingehen, bevor solche Vorbildung in genügender Weise bei unsern Dorfbewohnern durchgesetzt wird, auch dann wird die Kürze der Dienstzeit eine Grenze haben, unter welche im Interesse eines disciplinirten und waffentüchtigen Heeres nicht herabgegangen werden darf. Deshalb wird eine Verminderung des sogenannten stehenden Heeres zuverlässig auch dann nicht eintreten, wenn die Führer der gegenwärtigen Opposition einmal die Ministerstühle besetzen sollten. Aber auch die neu gebildeten Bataillone werden bei noch stärkerer Rekrutenaushebung mehr als vollauf zu thun haben, die Ausbildung der Mannschaft zu bewältigen und dabei die eigene Feldtüchtigkeit zu bewahren. Die Zahl der Unteroffiziere und Offiziere, schon jetzt kaum ausreichend, wird bei dem besten Verfahren sie selbst zu ziehen und bei der volksthümlichsten Organisation nach einer so beträchtlichen Vermehrung der Mannschaft nicht ausreichen. Das alles sind sehr nahe liegende Betrachtungen, die Jedermann in Preußen anzustellen vermag. Es ist in der Ordnung, daß die Opposition jetzt keinen Grund hat, dergleichen Erwägungen auszusprechen, aber sie würde sich

selbst in gefährlicher Weise ihre Zukunft bedrohen, wenn sie in der guten Stunde eines Compromisses die Kosten und die Vermehrung der Cadres zum Mittelpunkt eines Widerstandes machen wollte.

Der Uebelstand der neuen Heeresorganisation ist im Ganzen betrachtet nicht der, daß sie zu viel, sondern daß sie zu wenig gefordert hat, daß sie noch nicht genug leistet, um den Preußen die volle Waffentüchtigkeit zu geben, und daß den maßgebenden Gesichtspunkten die Größe gefehlt hat, welche Wärme und Sympathien des Volkes aufzuregen vermag.

Das freilich sind Erwägungen und Wünsche für die Zukunft. Was zunächst geschehen wird, ist ganz unberechenbar. Ein Eingehen der Regierung auf die Wünsche des Volkes ist zur Zeit noch höchst unwahrscheinlich. Mit kleinen Zugeständnissen aber ist gegenwärtig eine Versöhnung nicht möglich. Was aber auch geschehen möge, wir in Deutschland haben das feste Vertrauen, daß der Wahlspruch des preußischen Volkes bleiben wird: „loyal, aber fest."

Der östreichische Reformplan des deutschen Bundes.

(Grenzboten 1863, Nr. 35.)

Wie zu erwarten war, ist der hochgespannten Hoffnung, womit ein Theil der Deutschen dem östreichischen Entwurf einer Bundesreform entgegensah, die Ernüchterung gefolgt. Der Wortlaut des Reformplans ist durch die Presse verbreitet, die Kritik hat begonnen, anerkennend, ruhig, schonend, der Abgeordnetentag hat sein Votum darüber abgegeben, auch er maßvoll und vorsichtig; schon werden entschiedene Stimmen laut, welche den Plan für eine verfehlte Arbeit erklären. Dem schnellen Urtheil der Tagespresse werden voraussichtlich eingehende Flugschriften folgen. Je gründlicher die Erwägung

wird, desto größer erweisen sich die Bedenken, ja die Unmöglichkeit, diesen Plan ohne tiefeinschneidende Veränderungen zur Ausführung zu bringen.

Unterdeß haben die Fürsten sich genöthigt gefunden, ihren Aufenthalt in Frankfurt zu verlängern, auch in diesen Kreisen ist der Zauber des Eröffnungstages geschwunden. Die Erwägung der einzelnen Sätze von zahlreichen Paragraphen erweist sich als eine schwierige Sache, wobei unsere Fürsten die Thätigkeit ihrer Minister und Diplomaten nicht entbehren können, die Angelegenheit entgleitet unmerklich den Händen der Fürsten und kommt allmählich in das gewöhnliche Gleis unter das Urtheil ihrer Beamten. Man darf sagen, daß vorzugsweise das Gefühl, zu weit gegangen zu sein, die Verlegenheit, was werden soll, und die Scheu, ein so glänzend begonnenes Unternehmen ohne Ergebnisse zu verlassen, die regierenden Herren bis jetzt zusammengehalten hat. Allerdings dauert, so nehmen wir an, beim Kaiser von Oestreich und der Mehrzahl seiner Verbündeten der feste Entschluß, ein Scheitern des Plans unter allen Umständen zu verhindern; die Aussichten dazu sind bis jetzt nicht glänzend. Die Sache ist jetzt so weit gekommen, daß von denen, welche um das Reformproject arbeiten, Niemand weiß, was daraus werden soll. In gehobener und aufgeregter Stimmung hat man ein Werk von unberechenbarem Einfluß auf die künftigen Geschicke Deutschlands begonnen. Aber man arbeitet eifrig, trotz der unheimlichen Stimmungen, welche die Berathung der Paragraphen in der Stille kreuzen. Und ohne Zweifel wird aus dem Rath der Fürsten ein Reformplan, hier und da abgeändert und den deutschen Wünschen ein wenig besser angepaßt, hervorgehen. Ob auch eine Verbindung der deutschen Fürsten mit Oestreich gegen Preußen? Beide mögen solange dauern, bis ein entschlossener Widerstand im deutschen Volke sich dagegen ausspricht. Dann fällt der Plan in Trümmer und was sich an ihn festhängt.

Wer das ganze Vorgehen Oestreichs unbefangen betrachtet,

der wird mit Verwunderung sehen, wie unkundig der deutschen Verhältnisse die Männer waren, welche dem Kaiser diesen Weg moralischer Eroberungen vorgeschlagen haben. Und erstaunt fragt man, wo ist die altbewährte östreichische Diplomatie, die Vorsicht, die Schonung in den Formen, die kluge Rücksichtnahme? Das ganze Vorgehen ist nicht frei von einer kecken Waghalsigkeit, welche die Zukunft auf eine unsichere Karte setzt. Wir haben die östreichische Regierung solange auf vorsichtiger Defensive gesehen, daß zunächst, als plötzlich auf die Ruhe ein kräftiges Angreifen der Gegner folgte, die Kühnheit des Schrittes imponirte. Jetzt sehen wir wohl, welch ein Unterschied ist zwischen der kühlen Ueberlegung, welche in passiver Stellung geschickt die Schwächen des Gegners zu erspähen weiß, und zwischen der festen und sichern Größe, welche zu Eroberungen befähigt. Solange das Wiener Cabinet sich darauf beschränkte, sich abwehrend gegen die halben und vorsichtigen Versuche Preußens zu verhalten, solange war es in einer befestigten Stellung der Ueberlegene. Jetzt tritt ein ganz anderes Wesen hervor, eine Hast und Eile, welche nicht verhandeln, sondern fortreißen möchte, eine kecke und übermüthige Eroberungslust und ein jugendliches geräuschvolles Gebahren, wie es in der östreichischen Politik ganz unerhört ist. Nie ist auffallender geworden, daß die Oestreicher in Deutschland fremd sind, als an dem Tage, wo der Kaiser die deutschen Fürsten so würdevoll und brüderlich als seine Pairs begrüßte.

Zunächst ist unbegreiflich, wie man Preußen vor der Zusammenkunft so behandeln konnte. Es ist wahr, die gegenwärtige Regierung hat Manches gethan, um Mißstimmung in dem eigenen Lande und in Europa gegen sich zu erregen. Aber ein Staat von achtzehn Millionen, voll von gesunder, wenn auch ungeübter Kraft, ist doch noch etwas Anderes, als seine augenblickliche Regierung. Meint man in Wien einen zerrütteten, dem Verfall nahen Staatskörper sich gegenüber zu haben, einen politischen Schwächling, dessen Dasein von der Gnade

Oestreichs und Frankreichs abhinge? Glaubt man in der nationalen Partei Preußens deshalb Patriotismus, Stolz und Vertrauen zu der Zukunft Preußens erloschen, weil die Vertreter des preußischen Volkes erklärt haben, einer Regierung, welcher man mißtraut, kein Geld im Kriegsfall zu bewilligen? Hat man keine Ahnung davon, welche Wirkung in Preußen der Umstand gemacht hat, daß man von Wien aus durch einige behende Schritte einen großen und aufstrebenden Staat zu der Stellung herabdrücken will, welche die Fürsten des Rheinbunds in der deutschen Coalition einnehmen? Solche Behandlung hat nur dann einen Sinn, wenn man den Gegner reizen wollte, mit dem Entschluß und der Kraft, ihn für immer zu beseitigen.

Hatte man aber diese Absicht und diese Kraft nicht, wie dachte man sich mit Preußen zu stellen, im Fall dieser Staat sich nicht auf der Stelle demüthigte und im Falle das Verfassungswerk nicht auf der Stelle gelang? Welchen Sturm hat man dort aufgeregt! Mühsam halten die gemeinsamen Interessen und die landsmannschaftliche Stimmung gegen das deutsch-östreichische Volk seit Jahren den Eifersüchteleien und Intriguen der Cabinete das Gegengewicht. Wie weit jetzt die preußische Regierung durch das Verfahren Oestreichs beleidigt ist, wissen wir nicht, die Empfindungen dieser Kreise sind für uns unberechenbar. Aber das preußische Volk fühlt diese Beleidigung tief, und wir fürchten, es wird ihrer lange gedenken. Was soll nun werden, wenn in Preußen eine volksthümliche Regierung ihre Pflichten gegen Deutschland begreift und darnach handelt? War es nöthig, den Tag von Bregenz durch den Tag von Gastein zu überbieten?

Wenn die rücksichtslose Behandlung Preußens ein Fehler war, so lag sicher ein noch größeres Wagniß gerade in dem Vorgehen, welches für den Augenblick den größten Erfolg bereitete, in der dramatischen Action und dem Einsetzen der kaiserlichen Persönlichkeit, zu welchem die östreichischen Politiker

gerathen haben. Wenn nun das Beginnen trotz diesem Aufwand von Repräsentation und Effecten scheitert, ja wenn es sich nur verkümmert und umgeformt ins Leben führen läßt, so ist die Person des Monarchen einer argen Beeinträchtigung seiner Würde ausgesetzt worden. Daß die Staatsmänner, welche den Kaiser umgeben, von ihrem jungen Herrn ein solches gewagtes Hervortreten auf so unsicherer Grundlage nicht abwehrten, das mag ihnen dereinst eine unfreundliche Erinnerung werden.

Und sieht man näher zu, so wird der Mangel an Kenntniß der deutschen Verhältnisse noch auffallender. Man will durch die deutschen Fürsten und Regierungen ein Verfassungswerk für Deutschland zu Stande bringen. Nun wir haben allen Respect vor unsern deutschen Fürsten. Sie sitzen zum großen Theil fest auf ihrem Grunde, sie sind durch Geschichte und zum Theil durch Pietät der Bewohner eng mit ihrem Volke verbunden. Aber seit dem Jahre 1848 haben die Fürsten thatsächlich nicht die entscheidende Stimme bei einer Neugestaltung Deutschlands. Wenn es möglich wäre, alle Fürsten unter einem Kaiserhut zu sammeln, so wäre immer noch zu besorgen, daß das deutsche Volk sein Veto gegen ihre Beschlüsse einlegte. Und dieses Veto würde sich zuletzt als das entscheidende erweisen. Daß es in Oestreich sehr schwer wird, diese Verhältnisse zu würdigen, ist natürlich. Der deutsche Liberalismus ist von dem östreichischen in der Hauptsache so verschieden, daß der liberale deutsche Oestreicher und der nationale Deutsche zur Zeit wenig mit einander gemein haben. Und der Unterschied liegt darin, daß der Oestreicher in einer weit andern Stellung zu seiner Regierung lebt, wie diese auch beschaffen sei, als der liberale Deutsche. Der Oestreicher widerstrebt vielleicht in Einzelheiten seiner Regierung sehr heftig, gegen die Herrschaft der Pfaffen und unfähiger Beamten, gegen Uebergriffe der Verwaltung in die Justiz, gegen schlechten Haushalt u. s. w. Aber seine Regierung, solange sie sich nicht vorzugsweise auf

nichtdeutsche Völkerschaften stützt, ist dem östreichischen Patrioten in den wichtigsten Interessen seines eigenen Lebens ein mächtiger und werther Verbündeter gegen die Fremden, mit denen er in einen Staatskörper zusammengebunden ist. Sein ganzes Selbstgefühl, Ehre und Vortheil hängen ihm von dem guten Willen der kaiserlichen Regierung ab, sie schützt seine Rechte und seine Interessen gegen Slaven und Magyaren, durch sie erhält er das Gefühl, Mitglied eines herrschenden Stammes zu sein. Er ist deshalb, wie lebhaft er in Einzelheiten gegen ihre Auffassung ankämpfen mag, im Ganzen betrachtet ihr treuer Bundesgenosse. Er ist mit Recht zufrieden, wenn die Dinge in Oestreich nur nicht ganz schlecht gehen, wenn die Regierung in wichtigen Fällen den guten Willen zeigt, liberal zu handeln. Er ist auch in der deutschen Politik der Regel nach ihr Vertrauter, er hat den Wunsch, den Deutschen gegenüber in ein ähnliches Verhältniß zu treten, wie gegen Magyaren und Slaven, er hofft von einer Verstärkung des deutschen Elementes eine Kräftigung der eigenen Vorherrschaft, welche er in den unteren Donauländern sich erhalten möchte. Es war deshalb schon beim deutschen Parlament kein Zufall, daß die Deutsch-Oestreicher mit wenig Ausnahmen wie ein Mann den Winken des Herrn von Schmerling gehorchten; es ist ganz in der Ordnung, daß jetzt auch die Oppositionszeitungen in Oestreich mit Herrn von Gagern freundlich verkehren und seine Mittheilungen und Winke getreulich benutzen.

Ganz anders ist die Stellung der liberalen Parteien in Deutschland zu ihren Regierungen. Regierung und Nationalpartei sind in den meisten deutschen Staaten grundsätzliche Gegner, der Kampf geht bei uns durchaus gegen die Regierungen selbst, d. h. gegen die Art und Weise, wie diese zur Zeit noch ihre souveränen Rechte auffassen. Alle Fortschritte, welche die Deutschen seit fünfzehn Jahren in der großen nationalen Frage gemacht haben, sind im Gegensatz zu den Regierungen gemacht, die theuersten Interessen der Regierungen, wie sie von den

meisten Fürsten noch aufgefaßt werden, stehen in unversöhntem Kampfe zu den Forderungen des Volkes. Die Regierungen besitzen das Heer und den ganzen Mechanismus der Staatsmaschine, die liberale Opposition den Idealismus der Nation und die warmen Sympathien fast Aller, welche überhaupt Interesse an einer bessern Machtstellung Deutschlands nehmen. Die Forderungen aber der nationalen Opposition, in diesem fünfzehnjährigen Kampfe herausgebildet und gesteigert, sind bereits so fest ausgesprochen und so fest in das Bewußtsein des Volkes übergegangen, daß die Regierungen vor dieser gesetzlichen Bewegung nur noch eine gewisse Widerstandskraft, nicht mehr die Freiheit willkürlich zu leiten haben. Und in diesem Sinne sei hier ein früherer Ausdruck der Grenzboten wiederholt, welcher vor einigen Wochen der officiösen Presse Oestreichs großen Anstoß gegeben hat, Deutschland ist schon zu sehr demokratisirt, um noch einer Vereinbarung der Regierungen mit Oestreich, selbst wenn diese möglich wäre, mit Hingebung zu folgen.

Unterdeß hat der Abgeordnetentag in der Sitzung eines Tages den Stimmungen des Volkes in würdiger und gemäßigter Weise Ausdruck gegeben. Die kurze Kritik des östreichischen Reformplans durch Häusser und die Beschlüsse der Versammlung drücken, jedem verständlich, die Ansichten aus, welche in den Volkskammern Preußens und der meisten deutschen Staaten der Majorität sicher sind. Ehre und Dank den Männern, welche mit sicherer Klugheit die Marken des Weges abgesteckt haben, auf welchem der Kampf um den deutschen Bundesstaat zunächst vorwärtsgetrieben werden muß.

Annexion oder Anschluß der Herzogthümer.

(Grenzboten 1865, Nr. 2.)

Die undeutliche Politik Preußens in Sachen der Herzogthümer hat einen Wirrwarr von Vermuthungen, einen Sturm von Anschuldigungen hervorgerufen, sie hat, was uns wichtiger ist, auch in der liberalen Partei lebhafte Erörterungen veranlaßt. Ein großer Theil der liberalen Preußen ist für Annexion, ein Theil der liberalen Süddeutschen ruft seine heimischen Regierungen auf zum Schutz gegen die Annexionswünsche der preußischen Regierung. Nirgend fehlt es an aufrichtigen Liberalen, welche sich geradezu als Annexionisten aussprechen und nicht wenige unserer tüchtigsten Männer gehören in diese Zahl, daneben solche, welche zur Zeit keine lebhafte Betheiligung an unserer Tagespolitik bewährt haben, stille Friedliebende, welche jetzt durch die Ohnmacht der kleineren Staaten und durch die Zerrissenheit Deutschlands bitterlich gekränkt sind. Es lohnt einmal, das Für und Wider solcher Erörterungen kurz zusammenzustellen, wie es sich innerhalb der liberalen Partei, zumal außerhalb Preußens ausdrückt.

Zuerst sprechen die entschiedenen Annexionsmänner, zu denen vor Andern liberale Preußen gehören, aber auch einzelne Stimmführer in den Herzogthümern selbst, nicht wenige im übrigen Deutschland bis südlich vom Main: wir wollen keinen neuen Kleinstaat mit all seiner Schwäche, wir wollen keine neue Fürstenfamilie, wir sind damit reichlich begabt, wir wollen keinen neuen Hof, wir wollen im Volke keinen neuen Particularismus, dies alles würden uns neue Gegner sein, welche wir in der Zukunft zu bekämpfen hätten. Selbst ein Anschluß eines neuen Herzogs an Preußen würde die Herzogthümer mehr drücken als heraufheben, er würde ihnen Lasten geben ohne die besten entsprechenden Vortheile, er würde eine Art von Vasallenstaat schaffen, ein doppeltes Regiment, dem Conflicte

der Gewalten niemals fehlen würden, zumal unsere Preußen leider als Befehlende bureaukratisch ungeschickt, an unrechter Stelle hochfahrend, bei aller Tüchtigkeit unbequeme Herren sind. Eine Vereinigung der Herzogthümer mit Preußen dagegen gibt den Schleswig-Holsteinern für größere Lasten auch größeres Selbstgefühl, sie werden Theil eines großen Staatskörpers, ihre gesammte Intelligenz erhält ein weites Gebiet, in dem sie sich zum Wohl Anderer geltend machen kann, ihre Vertreter stellen sich neben die Altpreußen in den Kammern und bei der Regierung, das Volk erhält Antheil an einem großen politischen Leben. Auch pecuniär wird wahrscheinlich seine Lage günstiger, die gute Seite der preußischen Verwaltung, wohlgeordnete Finanzwirthschaft, vermag auch ihm vielfach zu Hilfe zu kommen. An Stelle der provinziellen Abgeschlossenheit wird ein frisches Gemeingefühl treten, kurze Zeit und die Herzogthümer werden mit Preußen verwachsen sein, Preußen selbst aber wird durch diesen neuen Erwerb gezwungen, energisch auf neuem Wege fortzuschreiten, seine Stellung zu Deutschland, ja zu fremden Mächten wird eine völlig andere, es muß nach Occupation der Herzogthümer, um sich zu erhalten, große deutsche Politik treiben und die deutsche Frage, deren Lösung wir schmerzvoll und ungeduldig ersehnen, tritt dadurch der Entscheidung näher.

Es sind Liberale, welche so sprechen. Gegen die Gründe dieser Entschiedenen haben wir zunächst einen einzigen geltend zu machen. Wir haben kein Recht, über die Zukunft eines deutschen Stammes zu beschließen gegen seinen Willen. Daß das Volk selbst die entscheidende Stimme haben müsse, ist ein Fundamentalsatz der liberalen Politik, von dem wir unter keinen Umständen, auch bei der lockendsten Versuchung nicht abgehen dürfen. Wir haben das Recht des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein stark betont, solange dieses Recht der Schutz der Herzogthümer gegen die Herrschaft der Dänen war, wir dürfen dies Recht jetzt nicht als gleichgiltig bei Seite

werfen, aber wir dürfen allerdings dem Herzog zumuthen, daß er selbst sein Recht opfere, ebenso wie wir jeder anderen deutschen Dynastie, auch der preußischen, zu Gunsten der deutschen Frage Resignation zumuthen. Das ist nach unsern Parteigrundsätzen erlaubt. Aber in keinem Fall dürfen wir dem Volke von Schleswig-Holstein Zwang oder Gewalt anthun lassen, selbst nicht um das zu fördern, was wir für sein bestes Heil halten. In dem Respect vor dem Volkswillen liegt das letzte Geheimniß unserer Stärke, diese Rücksicht bestimmt und beschränkt auch gebieterisch die Mittel und Wege unserer Politik.

Das geben viele unserer Freunde zu. Aber sie knüpfen ein anderes Argument daran: Wohl, was wir niemals thun dürfen, mögen wir doch unsere Gegner thun lassen, deren politisches Credo ihnen solche Pflicht nicht auflegt. — Ohne Zweifel gibt es in der Politik Conflicte, wo eine politische Partei in der Stille erfreut ist, daß ihre Gegner thun, was ihr selbst aus Parteirücksichten durchzusetzen unmöglich ist. Jede Partei kommt zeitweise in die Lage, auch ihre fundamentalen Sätze zu revidiren und zu erkennen, daß wenige davon eine unbedingte Geltung haben. In Deutschland ist manchen feurigen Geistern die Sehnsucht nach stärkerer Concentration so hoch gesteigert, daß sie auch eine Tyrannis mit Freuden begrüßen würden, welche ihnen die Grundlagen eines großen Staatslebens zu schaffen vermöchte. In manchen Landschaften empfindet gerade der Liberalste mit bitterem Schmerz, wie unvollständig in der Mehrzahl seiner Mitbürger das politische Bedürfniß nach einem größeren Staatsbau entwickelt ist, und wie wenig Berechtigung dort die Tagesstimmung der Bevölkerung hat, welche über den Kirchthurm der Heimat noch nicht hinausreicht. Solcher Erkenntniß liegt die Auffassung nahe, daß auch der Werth des Volkswillens in der Politik weder ein unveränderlicher noch ein höchster Werth sei, daß eine Schwäche und Beschränktheit des Volkswillens zu gleicher Zeit eine Schwäche und Beschränktheit unserer Partei wird und

daß wir deshalb allerdings in die Lage kommen können, uns in der Stille über das freuen zu müssen, was kühne Gegner gegen unsere aufgestellten Parteigrundsätze wagen.

Diese Auffassung vermag sich auf den wirklichen Lauf der Dinge zu stützen. Selten vollzieht sich ein großer politischer Fortschritt nach den Wünschen und Grundsätzen einer Partei, auch die am besten berechtigte wird durch unvorhergesehene Thatsachen überrascht, sie muß selbst nahe am Siege ihren Gegnern Zugeständnisse machen. Mehr als einmal ist offenes Unrecht zu gutem Recht geworden, auch die Vereinigung Italiens zu einem Staat ist viel weniger durch die Majorität der Volkswünsche als durch die Stimmung des Kaisers Napoleon bewirkt worden, und der Preis, den die Italiener dafür bezahlten, Savoyen und Nizza, wurde ihnen deshalb nicht weniger schmerzlich, weil die Bevölkerung dieser Landschaften durch die tyrannische Parodie einer Volksabstimmung von ihnen gelöst ward. Sie fühlen tief das Unrecht gegen ihr patriotisches Ideal, welches damals begangen wurde, sie fühlen auch, daß diese Abtretung wie ein schwarzer Schatten auf ihrem jungen Staatsleben liegt, und doch empfinden sie bereits jetzt lebhaft den Segen, zu einem großen politischen Körper vereinigt zu sein. Wenn in Deutschland die gegenwärtige preußische Regierung Muth und Kraft hätte, große Eroberungspolitik zu treiben — die Verhältnisse liegen nicht ungünstig dafür und ein Erfolg erscheint wenigstens nicht unmöglich — so würde ohne Zweifel durch die Schlußergebnisse des Kampfes nicht nur das gegenwärtige System in Preußen sich ändern, es würden auch nach wenig Jahren sehr viele der Unzufriedensten völlig bekehrt sein. Dies alles soll hier zugegeben werden. Aber wir meinen, auf die Taktik unserer Partei darf auch diese Annahme keinen Einfluß ausüben.

Zunächst aus einem Grunde der Zweckmäßigkeit. Preußen ist bereits auf dem besten Wege, die deutschen Stämme mit sich zu verbinden. Auf die einzelnen Thatsachen soll kein über-

großer Werth gelegt werden, weder auf den Zollverein noch die Gründung einer Flotte, noch darauf, daß Preußen mit dem Auslande bereits als Vertreter deutscher Interessen Verträge schließt. Thatsache ist aber, daß durch die friedlichen und gesetzlichen Fortschritte, welche Preußen seit Gründung des Zollvereins gemacht hat, nicht mehr der Weg und das Ziel, nur die Zeit in Frage gestellt sind. Die eine Hälfte Deutschlands heißt Preußen, die andere Häfte ist in vielen wichtigen Beziehungen bereits von dem Leben dieses Staates so abhängig, wie nur ein Clientelstaat sein kann. Wenn wir das Ungenügende solches Fortschritts lebhaft fühlen, vergessen wir leicht, wie groß er in der That war. Dieser Fortschritt aber ist durchaus und nur nach den Grundsätzen des Liberalismus erworben und wir haben durchaus kein Recht zu zweifeln, daß dieser seine siegreiche Gewalt weiter bewähren werde, sobald Preußen die großen Hilfsquellen, welche er eröffnen kann, benutzt. Eine jede Regierung in Preußen muß anstehen, mit schnellem Sprunge den betretenen Weg aufzugeben und den einer gewaltsamen Erwerbung gegen Cabinete und Völker zu betreten. Vollends die liberale Partei, als solche, darf ihre Operationen nicht sofort ändern, weil die Chancen für einen kecken Entschluß gestiegen sind. Aber die schleswig-holsteinische Frage darf von unserer Partei überhaupt nicht nach Gründen der augenblicklichen Zweckmäßigkeit beurtheilt werden. Weshalb betonen wir überall das Selbstbestimmungsrecht der Völker? Weil wir darin den edelsten Ausdruck der politischen Freiheit finden, welche wir für uns, wie für andere fordern. Ist es redlich und klug hier liberal zu sein, dort Zwang ausüben zu lassen? Heute einen großen Grundsatz nachdrücklich auszusprechen, morgen denselben Satz aus Nützlichkeitsgründen gleichgiltig preiszugeben? Mit welchem Recht maßen wir uns an, besser als die Schleswig-Holsteiner zu verstehen, was ihnen und dem Ganzen frommt? Sie sind es, um deren Zukunft sich's zunächst handelt, sie müssen doch die erste Stimme haben,

und ihre Entscheidung haben wir doch vor allem zu achten. Deshalb dürfen wir als Liberale keineswegs schweigend zusehen, wenn man sie, ohne sie zu fragen oder gar wider ihren Willen, zu dem machen wollte, was wir ihnen und uns nützlich halten, zu Preußen.

Wir sind der Meinung, daß die Liberalen in Deutschland dann das Rechte thun, wenn sie die Ueberzeugungen der Mehrheit in Schleswig-Holstein respectiren, das heißt mit den Forderungen, die sie erheben, nicht weiter gehen als diese; in jedem Falle aber nicht müde werden zu betonen, daß die Frage nur nach dem Willen der Schleswig-Holsteiner erledigt werden dürfe. Was wir für sie und uns wünschen, steht erst in zweiter Linie, das Nächste ist, daß ihnen nichts aufgedrungen werden darf, was sie selbst nicht wollen.

Es scheint, daß die preußische Regierung ebenfalls die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen sucht und eine Wandlung der Ueberzeugungen im Lande von der Zeit erwartet. Man argwöhnt, daß sie die Entscheidung der Frage in die Länge zieht, um den Bewohnern der Herzogthümer den Gedanken der Annexion volksthümlicher zu machen. Es ist möglich, daß dieser Gedanke auch dort einigen Boden gewinnt, aber es ist ein bedenkliches Spiel, deshalb die Entscheidung der Frage hinauszuziehen, denn jeder Tag kann Veranlassung zu einer neuen Verwicklung bringen, welche die Stellung der Großmächte ändert und die verhältnißmäßige Gleichgiltigkeit, mit welcher sie bisher diese Frage betrachtet haben, in lebhafte Parteinahme verwandelt. Für uns aber, die Liberalen der preußischen Partei, darf in Sachen der Herzogthümer die nächste Forderung gar nicht sein weder die Annexion, noch Anschluß, sondern die Forderung, daß dem schleswig-holsteinischen Volk sein Recht der Mitentscheidung über diese Frage nicht verkürzt werde.

Die Pflichten eines Mitgliedes der liberalen preußischen Partei.

(Grenzboten 1866, Nr. 11.)

Der Schluß des preußischen Landtages kam sehr unerwartet. Ob er wirklich im Interesse der Regierung war, darf man bei unbefangener Schätzung der Verlegenheiten bezweifeln, welche er ihr gegenüber abgeschlossenen Verträgen vor dem Auslande zu bereiten droht; die Opposition hat durch die unwillige Entsendung nicht an Ansehen eingebüßt. Sie hat erreicht, was in dieser Sitzung überhaupt für sie zu hoffen war, sie hat die Größe des innern Zwiespalts, welcher die Regierung und die Mehrheit der Volksvertreter trennt, auf's Neue dargelegt. Die Verhandlungen über einen Entscheid des Obertribunals waren bedeutungsvoll für Preußen, noch nie hatte das Ministerium in der Debatte so auffällig den Kürzeren gezogen, die Gründe des Abgeordneten Gneist, die leidenschaftliche Bewegung Twestens, die ruhige Erklärung Simsons gaben der Verhandlung einen Ernst und eine Würde, welche nirgend die Wirkung verfehlt hat, als vielleicht da, wo wir alle die größte Wirkung wünschen. Wer die tiefe Erregung beachtete, welche hinter den gemessenen Worten zuckte, der darf sich nicht verbergen, daß in den dritthalb Jahren seit den Juniordonnanzen gegen die Presse der Streit in Preußen langsam größeren Umfang angenommen hat; und der Abgeordnete Simson hatte guten Grund zu dem Ausspruch, daß man einst diese Verhandlung als verhängnißvoll für das System bezeichnen werde.

Allerdings ist seit dem Juni 1863 auch für die liberale Opposition der Kampf gefahrvoller geworden. Der innere Schade hat weiter gefressen, durch viele Zwischenfälle, durch einen Feldzug, durch Verwicklungen mit dem Auslande, durch die Festsetzung des Ministeriums des Innern und die völlige

Anpassung der Regierungsmaschinerie an das herrschende System sind neue Schwierigkeiten geschaffen; von beiden Seiten ist die Abneigung größer, eine Verständigung der Parteien nach menschlichem Ermessen unmöglich geworden. Der preußische Staat befindet sich im Anfange eines schweren Processes innerer Umgestaltung, dessen einzelne Momente noch nicht zu übersehen sind. Aber jeder Vergleich mit ähnlichen Zuständen anderer Länder und jede Schätzung menschlicher Leidenschaften geben Grund zur Besorgniß, daß diese Verjüngung des Staates nicht mehr auf dem Wege ruhiger Ausgleichung durch die Klugheit einzelner Führer gelenkt werden wird, sondern daß in irgendeinem Augenblick auch die empörte Empfindung der Regierung wie des Volkes eigenwillig hineinbrechen kann.

Seit der Streit über die Heeresorganisation den schneidenden Gegensatz offenbarte, welcher zwischen Regierenden und Regierten über ihre Berechtigung im Staate bestand, hat es nicht an wackeren Männern gefehlt, welche behaupteten, daß der Streit nicht zeitgemäß sei, daß die Versöhnung wohl möglich, daß Nachgiebigkeit der Volksvertreter in dieser einen Frage den ganzen Conflict vermeiden könne. Preußen sei durch die Verfassung noch kein Verfassungsstaat geworden, man müsse sich allmählich einleben, alter Gewöhnung der Regierenden vieles zu Gute halten, bis nach und nach der Sinn sich ändere, oben Selbstbeschränkung, unten sichere Manneskraft allgemeiner werde.

Wer solche Ansicht vertrat, der forderte von dem neuen Factor, der durch die Verfassung zu gesetzlicher Geltung gekommen war, von Intelligenz und Gewissen, von Leidenschaft, Neigung und Haß im Volke eine Diplomatie, welche praktisch unmöglich ist. Ein einzelner Mann, der durch lange Entziehung der Nahrung geschwächt ist und endlich die ersehnte Kost errungen hat, wird vielleicht bei großer Gewöhnung, sich selbst zu beherrschen, auch ohne äußeren Zwang sich zu mäßigster Diät entschließen. Ein Volk und die Vertretung eines Volkes

vermag diese Art von Selbstverläugnung nicht zu üben; aus ihm bricht mit dem Zwange einer Naturgewalt die Stimmung hervor. Es gehört zum Wesen einer repräsentativen Körperschaft wie der Presse, bei jeder Veranlassung ihre Gesinnung kund zu geben. Lang geschulte Parteien vermag allerdings in ruhigen Zeiten der kluge Wille der Führer so zu unterwerfen, daß sie eine Zeit lang der Uebermacht des Individuums sich fügen, und dann erscheint wohl bei großen Fragen auch eine parlamentarische Partei als vorsichtiger und kluger Taktiker; und wieder pflegt eine geknechtete oder an Intelligenz arme Masse willig geheimen Leitern oder bewährten Sprechern zu gehorchen. Aber sobald in einem Staat, welcher Verfassungsformen hat, irgendwie sittliche Empfindungen: das Rechtsgefühl, das Ehrgefühl, das Selbstgefühl der Wähler gekränkt werden, ist es mit klugem Verhüllen vorbei; was in dem Volke sich lebendig regt, das dringt auch in der Presse, auf der Tribüne in Worten und Beschlüssen hervor.

Und wer die Parteien in Preußen näher betrachtet, erkennt leicht, daß sie keineswegs mit den Parteien eines Staates zu vergleichen sind, welcher seine Gegensätze auf dem Boden der Verfassung auszukämpfen gewöhnt ist. Der Kampf in Preußen, der im Jahre 1848 begonnen und seitdem nur in kurzen Zeiträumen geruht hat, ist ein Kampf nicht nur um die Verfassung selbst, sondern um die gesammten sittlichen Grundlagen des bürgerlichen Lebens. Wie matt er in manchem Jahre geführt wurde, er ist doch in der Stille unaufhörlich fortgeführt worden, in der Kirche, in den Familien, in der Gesellschaft, im Beamtenstand, im Heer, auch auf dem weiten Gebiet der materiellen Interessen. Immer bestand der drohende und dem Staat gefährliche Gegensatz zwischen einer großen Genossenschaft der Bevorrechteten, welche durch engen Anschluß an die Idee des selbstwilligen Königthums ihre eigene Sonderstellung im Staate zu behaupten suchten, als regierende Beamte, als Militärs, als Zugehörige des Hofes, als bevor-

zugte Grundbesitzer; und zwischen solchen, welche den Rechtsstaat wollten. Immer war dies ein tiefer Gegensatz auch in den gesammten sittlichen Grundlagen des Handelns: hier Ehre, dort Recht, hier Autorität, dort freie Selbstbestimmung, hier hingebender Glaube, dort selbständige Forschung, hier Vorrechte, dort freie Concurrenz. In jedem Staat sind dieselben Gegensätze des Idealismus und der Thatkraft geschäftig, aber Jahrhunderte mögen vergehen, ohne daß eine Partei die andere unerträglich findet. Anders ist es in Preußen gekommen, wie es denn überhaupt zum Wesen dieses Staates gehört, sich in den schärfsten Gegensätzen von Tüchtigkeit und Verkehrtheit, von Größe und Kleinlichkeit, von Kraftentwickelung und Schwäche darzustellen. Hier haben zwei Fürsten des Regentenhauses eifrig gearbeitet, sich und den Staat auf die Reagirenden in der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft zu stützen. Dadurch ist eine extreme Partei von äußerster Unduldsamkeit zur Macht gekommen. — Selbstverständlich unterscheiden sich sehr viele tüchtige Männer in unserem Landadel und im Heere, auch wenn sie sich der Partei zurechnen, welche mit Unrecht die conservative genannt wird, nur durch eine wenig bemerkbare Schattirung von nahestehenden Männern der andern Partei. Aber charakteristisch ist, daß in verhältnißmäßig vielen Individuen die ganze Schärfe des Gegensatzes zu Tage kommt, und daß gerade die Exaltirten der reactionären Partei es sind, welche das Herrenhaus füllen, das Ministerium stützen und beschränken, als Vertreter und Tonangeber des Heeres ihren Einfluß erweisen. Deshalb ist es in der That ein Zusammenstoß zweier grundverschiedener Weltanschauungen, was im Bereich des preußischen Staates gegen einander streitet.

Manche Preußen hoffen noch immer eine Tilgung des Risses, der den ganzen Staatsbau durchzieht, von einer Aenderung in den Anschauungen des Staatsoberhauptes und vertrösten auf solche Aenderung in der jetzt lebenden oder künftigen Generation. Wir halten für ein Glück, und zwar zunächst

aus Loyalität, daß diese Zahl in Preußen täglich kleiner wird. Denn wer so denkt, ist in dringender Gefahr, die Hände in den Schoß zu legen und wieder auf das Haupt und die Verantwortung des Königs eine Arbeit zu wälzen, welche das Volk selbst vornehmen muß, deren Früchte ihm nicht als ein Geschenk von oben kommen dürfen.

Was ist alles in Preußen umzuformen! Riesengroß ist die Arbeit geworden, sie vermag, wie die Sachen liegen, nimmer durch den guten Willen eines Fürsten gethan zu werden. Wo ungeeignete Personen aus ihren Aemtern entfernt werden, müssen doch andere bewährte statt ihrer eintreten, wie sollen diese einem Fürsten erkennbar und der Last gewachsen sein, wenn sie sich nicht im Kampfe bewährt und das Metall ihres Willens gehärtet haben. Ferner aber sind die in Preußen nöthigen Reformen zum Theil von der Art, daß sie sich gar nicht anders durchführen lassen, als gefordert durch eine stark bewegte und imponirende öffentliche Meinung, welche zahllosen Ansprüchen Einzelner und ganzer Classen gebieterisch Resignation auferlegt. Es ist in Preußen nicht eine kleine, sondern eine große und mächtige Partei, welche dadurch tötlich gekränkt wird; Ansprüche, welche in fast zwanzig Jahren groß gezogen, Anschauungen, welche von oben sorgfältig gepflegt sind, weichen nicht einem Federstrich, und wenn er von der Hand eines Königs käme; es genügt auch nicht, zweihundert neue Mitglieder des Herrenhauses zu ernennen, um den aufbrennenden Haß und stillen Widerstand von Tausenden einflußreicher Männer zu brechen, das vermag nur durch die Ueberzeugung zu geschehen, daß auf dem Wege, der bis dahin beschritten wurde, ohne größte Gefahr für die Einzelnen und den Staat nicht weiter zu kommen sei. Und diese zwingende Ueberzeugung vermag, wie Menschenart ist, nur eine Achtung einflößende Haltung des preußischen Volkes zu geben.

Es fehlt in Preußen auch nicht an solchen Liberalen, welche jetzt schon finster in die Zukunft sehen und sich unheimlicher

Vergleichung mit den Revolutionen des vorigen Jahrhunderts nicht entschlagen können. Es hat damit keine Noth. Die Preußen sind keine Franzosen, der Bauer ist kein Sklave, der Erwerbende hat trotz der Forderungen eines strengen Staates die Ueberzeugung, daß er wacker vorwärts kommt, in den Familien ist Zucht und Sitte, die große Idee, daß der Einzelne sich zuletzt dem Staate schuldig sei, ist dort sehr tief in die Seelen geprägt. Auch die Opposition mag einmal zu gewagten Schritten gedrängt werden, aber die Veranlassung und Methode des Streites ist dazu angethan, den Leitern Besonnenheit und Selbstbeschränkung zu geben, denn es ist ein Kampf um gesetzliches Recht und seine Folgerungen. Auch steht die liberale Partei in Deutschland jetzt unter der Zucht und dem Urtheile des ganzen gebildeten Europas. Für den warmen Antheil, womit das Ausland den preußischen Streit für die Verfassung betrachtet, sind wir dankbar; wir würdigen sehr wohl den Werth, welchen die Sympathien Europas in irgendeinem bevorstehenden Stadium des Conflictes für uns haben können. Da aber die englische Presse den Preußen einen gewissen Mangel an Entschlossenheit vorwirft, so geben wir ihr freundlich zu bedenken, daß die Führer des Langen Parlaments wahrscheinlich als friedliche Colonisten in irgendeinem Territorium Amerikas geendet hätten, wenn König Karl 200,000 Soldaten unter der Fahne und eine vortrefflich eingerichtete und fügsame Beamtenmaschinerie zur Verfügung gehabt hätte. Auch die Franzosen mögen uns nicht zürnen, wenn wir Anstand nehmen, ihrem Beispiel zu folgen. Wir sehen nicht, daß der häufige Wechsel der Dynastien ein untrügliches Mittel ist, die innere Freiheit zu stärken. Und wir vermögen den Imperialismus auch dann nicht zu bewundern, wenn wir zugeben, daß er der Franzosen Macht und Ansehn in Europa vergrößert hat. Denn wir sehen zugleich, daß dies System die Individuen schwächer und politisch untüchtiger macht. Und wir wünschen unserem Preußen solche Größe nicht, welche ge-

zwungen ist, die Bürger herabzuwürdigen, um den Staat zu heben.

Dieser Kampf um die Reorganisation des preußischen Staates, das heißt um seine Verwandlung in einen Verfassungsstaat, mag in unserem oder einem folgenden Geschlecht mit dem Siege unserer Partei enden; wie er jetzt schwebt, füllt er uns Herz und Gedanken, durch ihn sind wir Theilnehmer an den politischen Geschicken unseres Volkes, er ist uns Freude und Sorge und das große Interesse unserer Tage. Er ist es mehr oder weniger auch für die Deutschen, welche nicht in Preußen selbst sich daran zu betheiligen vermögen.

Und es ist sehr an der Zeit, daß, wer irgend zur liberalen Partei gehört, und wer auf Preußens Zukunft irgendwelche Hoffnung setzt, sich selbst klar mache, wie er zu diesem Kampfe stehe, und welches Verhalten ihm Pflicht sei.

Es sei deshalb erlaubt, zunächst an einige triviale Wahrheiten zu erinnern.

In Preußen gehört, gerade wie in Staaten mit altem Verfassungsleben, nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der urtheilsfähigen Menschen einer bestimmten politischen Partei an, der größere Theil beharrt in der Rolle eines theilnehmenden Zuschauers, der sich den Parteien gegenüber eine gewisse Unbefangenheit des Urtheils zu bewahren sucht und nur in Fällen der Noth oder bei zufälliger Veranlassung als thätiges Mitglied einer Partei hervortritt. Auch diese stillen Beobachter sind nicht parteilos, ihre Sympathien sind doch in der Hauptsache auf einer Seite, auch sie werden durch die Parteien beeinflußt, in Zeiten der Noth sind sie auf den Anschluß an die bestehenden angewiesen und treten unter das Kommando der vorhandenen Führer. Es ist deshalb nicht statthaft, einer Partei vorzuwerfen, daß sie in irgendeinem Augenblick ihrer politischen Thätigkeit nicht die absolute Mehrheit der Staatsangehörigen unter ihren Fahnen zähle; das ist nie und nirgend der Fall, außer in Katastrophen des Staats, und dann wird

in der Regel eine schnelle Entscheidung herbeigeführt. Ein verständiger Staatsmann darf nur fragen, zu welcher Partei gehen stille Neigung und Wünsche der zur Zeit schweigenden großen Mehrzahl der Staatsangehörigen, und in der Regel wird diese Frage nicht schwer zu beantworten sein. Aber wie groß die Zahl derer in einem Staate sein mag, welche ihre Parteinahme nicht öffentlich bekundet haben; solange sie in der Stellung ruhiger Beobachtung verharren, vermögen sie den Sieg einer Partei aufzuhalten, aber niemals selbst einen Erfolg durchzusetzen, denn Gleichgiltigkeit, Vorsicht, Trägheit, Furcht, Verstimmung und Abneigung gegen alle Politik sind keine Eigenschaften, welche eine politische Kraftäußerung möglich machen. Dagegen sind sie für jede Partei wichtig, weil jede um sie wirbt, und weil das Bestreben, ihre stillen Sympathien nicht zu verlieren, die Partei vor argen Ausschreitungen und vor übergroßer Einseitigkeit bewahrt. Wer also in politischen Dingen irgendetwas durchzusetzen wünscht, der hat sich und seine Interessen nicht diesen Gleichgiltigen anzuvertrauen, sondern er hat sich an eine thätige Partei anzuschließen und die Folgen dieses Anschlusses auf sich zu nehmen.

Jeder solcher Anschluß gibt Vieles und nimmt Einiges, er macht sicherer und stärker, aber er beschränkt wahrscheinlich auch in manchen Fällen die Freiheit, eine persönliche Ueberzeugung in beliebiger Weise geltend zu machen; er gibt Gelegenheit zu einer großen Wirksamkeit, aber er stellt auch dieser Wirksamkeit gewisse feste Schranken auf. Die Partei hebt, trägt und bringt zur Geltung, aber sie bändigt auch den eigenen Willen und sie nöthigt die genialste Kraft, sich zu bescheiden. Denn die Grundlage jeder segensreichen politischen Thätigkeit ist Compromiß, und zwar Compromiß des Wahlmanns mit dem Wahlmann, des Schriftstellers mit seinen Lesern, des Deputirten mit seinen Parteigenossen, der Partei mit der Gegenpartei, der Regierung mit den Parteien, der Staaten untereinander. Der Einzelne, welcher sich solcher

Parteisubordination nicht unterwerfen will, mag als Einzelner friedlich dahin leben, aber er muß auf jede nützliche Theilnahme an Politik verzichten. Es versteht sich von selbst, daß darum niemand Sklave der Partei wird; jedem steht der Austritt und Rückzug in das Privatleben frei, und keinem kann a priori das Recht genommen werden, eine neue Partei zu bilden.

Die politische Thätigkeit einer Partei, welche nicht im Besitz der Regierungsgewalt ist, äußert sich auf der Tribüne, durch die Presse, durch persönliche Einwirkung auf die einzelnen Wählerkreise. Die Abgeordneten sind es, welche durch das Vertrauen ihrer Wähler zu handelnden Politikern ernannt werden, sie sind die erwählten Führer der Partei, ihrem Gewissen ist die folgenschwere Beurtheilung der höchsten Staatsfragen anheimgegeben, durch ihre Thätigkeit in der Kammer leiten sie auch das Schicksal ihrer Partei; durch sie erst wird die Parteibildung vollendet, denn sie erst bringen ihre Partei zu gesetzlicher politischer Geltung.

Es ist deshalb selbstverständlich, daß die Möglichkeit, welche dem Einzelnen wird, eine persönliche Ueberzeugung zur Geltung zu bringen, in hohem Grade abhängig ist von der socialen Stellung, welche er innerhalb der Partei einnimmt, d. h. von dem Theil seiner Zeit, welchen er der Politik zu widmen im Stande ist. Der Wähler, der Journalist, der Abgeordnete stehen darin nicht gleich. Wer nur einzelne Stunden eines beschäftigten Lebens herzugeben vermag, bei dem wird die größte Selbstbeschränkung und die willigste Unterordnung unter die Führer nützlich sein; eine feste persönliche Ueberzeugung vermag er in der Regel nur in kleinem Kreise geltend zu machen. Tritt jemand aber mit einer großen Forderung gegen die Partei hervor und wirbt er selbstwillig für seine Ueberzeugung Anhänger, so legt sich auch die Pflicht auf seine Seele, das Neue, welches er selbst in die Partei hineinträgt, in ihr oder gegen sie zu politischer Geltung zu bringen.

Einem Mann von gewöhnlicher wohlgemessener Menschenkraft wird dies selten ohne eine vollständige Hingabe an solche Idee möglich sein, er wird dann selbst Abgeordneter werden und sich zutrauen müssen, durch persönlichen Verkehr und in dem politischen Kampf der Tribüne seiner Partei neue Gesichtspunkte zu geben oder eine neue Partei zu bilden u. s. w. Erkennt er aber die Unmöglichkeit, sein persönliches Wollen siegreich im Staate durchzusetzen, so wird er sich mit Bescheidenheit resigniren, weil er im entgegengesetzten Fall vielleicht eine Störung des in Deutschland ohnedies noch viel zu lockeren Parteizusammenhangs hervorbringen, aber nichts Positives schaffen würde. Freier steht der Journalist, und wer sonst durch die Presse auf die öffentliche Meinung einwirkt. Unleugbar hat hier die persönliche Auffassung weit größere Rechte, schon deshalb, weil sie unvermeidlich ist; denn der Journalist hat nicht nur Thatsachen mitzutheilen, sondern auch das eigene Urtheil beizufügen; er ist nicht immer in der Lage, Parteistimmung und Beschlüsse der Parteiführer abzuwarten, ja von ihm wird verlangt, daß er diese selbst begutachte. Aber auch er ist abhängig zunächst von Tendenz und Haltung des Blattes, in welchem er sich äußert, dann von seiner eigenen Stellung zu den Parteien; sein und seiner Zeitung Werth wird darnach geschätzt, ob sie politischen Charakter und Parteitreue habe, und ob die Urtheile Intelligenz und Patriotismus und die Kenntnisse verrathen, welche die Leser dauernd fesseln. Es ist eine charakteristische Erscheinung, daß das Publicum selten solche Blätter zu seinen Lieblingsblättern macht, welche sich völlig als Organe der leitenden Politiker einer Partei darstellen, daß es aber ebenso sehr in dem ganzen Zuge des Blattes feste Parteihaltung und rücksichtsvolle Behandlung der Parteigenossen fordert.

Aber auch die Führer einer Oppositionspartei, die Abgeordneten, sind nur einige Monate des Jahres in vereinigter Thätigkeit für uns sichtbar, auch sie treten alljährlich wieder

in das Privatleben zurück, und der Mangel eines einheitlichen Zusammenhangs der Parteigenossen wird dann allerdings sehr fühlbar. Bei jeder neuen Frage, die in der Zwischenzeit zwischen zwei Landtagen auftaucht, für alle Stimmungen, welche unterdeß in das Volk dringen, fehlt der Regulator der Tribüne und die einheitliche Beeinflussung der öffentlichen Meinung. In dieser Zeit bleibt vorzugsweise der Presse überlassen, die Traditionen aufrecht zu erhalten. Selbst in Staaten von längerer parlamentarischer Erfahrung, wo die Parteiüberlieferungen fest und die Disciplin der Parteigenossen weit strammer ist, benutzen die Parteiführer mit großer Sorgfalt jede sich darbietende Gelegenheit, um vor angesehenen Körperschaften, vor ihren Wählern, bei festlichen Gelegenheiten sich über neue Tagesfragen auszusprechen und dadurch die öffentliche Meinung vorsichtig zu leiten. Vielleicht mangelt den Führern der preußischen Partei zu sehr die Gelegenheit; zuweilen auch die Gewöhnung, bei solcher gelegentlichen Aussprache die Vorsicht und vornehme Haltung zu bewahren, welche der öffentlichen Rede eines Volksvertreters so gut stehen. Es fehlt uns allen noch etwas von der Taktik, welche sich in längerem parlamentarischen Leben herausbildet.

Aber gerade da uns in einem Theil des Jahres die stille Leitung fehlt, welche vor anderem die Tribüne vermittelt, und da wir jeden Tag in die Lage kommen können, in vereinzelter Stellung unter dem Eindruck eines neuen Ereignisses zu sprechen und zu handeln, ist uns nothwendig, daß wir die Fühlung mit Gleichgesinnten und den parlamentarischen Führern der Partei niemals aufgeben. Persönlicher und brieflicher Verkehr mit Parteigenossen hat unter uns besondere Bedeutung, er vermag freilich nicht den Mangel eines festen Zusammenhangs unter den Leitern der Presse und unter den Abgeordneten zu ersetzen.

Da wir nun leicht in Gefahr kommen, in der Auffassung neuer politischer Interessen auseinanderzugehen, so wird wenig-

stens achtungsvollste Rücksicht auf die Personen unserer politischen Führer, Schonung einer entgegengesetzten Ansicht bei Parteigenossen unsere Pflicht. Denn in vielen Fällen, wo verschiedenartige Behandlung derselben Frage die Kraft der Partei schwächt, ist die letzte Ursache nur die mangelnde Gelegenheit zu persönlicher Verständigung unter den Einzelnen, bevor sie sich durch Wort und That für eine bestimmte Richtung entschieden haben. Diesen Uebelstand vermögen wir nicht zu beseitigen, er ist eine Folge davon, daß weder Deutschland, noch in diesem Sinne Preußen einen großen politischen Mittelpunkt hat; aber wir können ihn mildern, wenn wir uns in jedem Augenblick erinnern, daß unsere oder mehrer Einzelner neugewonnene Ueberzeugung noch alle Vorzüge und Schwächen einer individuellen Auffassung hat.

Allerdings wird uns diese nothwendige Selbstbeschränkung gerade deshalb schwer, weil wir liberal sind, das heißt weil wir nicht nur im Staat, sondern auf jedem Gebiete des geistigen Lebens mit größerer Ausdauer und mit größerer Gemüthswärme, als ein anderes Volk, nach Freiheit gerungen haben. Der ernste innere Proceß, den jeder von uns in Glauben und Lehre, in der Weise, wie er seine Pflichten und Rechte erfaßt, durchgekämpft hat, die siegreiche Arbeit auf großen idealen Gebieten unseres Lebens, macht uns unbequem, einen und den andern Titel unserer Erkenntniß oder unseres Wollens gegenüber unserer politischen Partei aufzugeben. Der Geist, welcher gewöhnt ist, tief aus seinem Innern die Wahrheit herauszuholen, welche er verkündet, und das Gute, welches er für Andere thut, ist auch geneigt, für jede einzelne seiner Ueberzeugungen zu fechten, am liebsten gegen solche, welche ihm nahe stehen, d. h. gegen solche, mit denen ihm überhaupt Verständigung möglich ist. Und da wir in diesem Sinn alle mehr oder weniger Gelehrte sind, kommen wir in der Politik leicht in Gefahr, uns ein eigenes System zu bauen und unsere Forderungen auch gegen politische Nachbarn eigensinnig geltend zu machen

Schwieriger noch ist die Lage der preußischen Liberalen außerhalb Preußens, sie sind weder Wähler noch Gewählte, sie haben nur indirecten Antheil an den Stimmungen, welche in Preußen selbst durch den Kampf um die Verfassung aufgeregt werden, leicht empfinden sie die innern Zerwürfnisse in dem Staat ihrer Hoffnung als nachtheilige Hemmnisse für äußere Erfolge. Dazu kommt, daß ihnen eine energische Einwirkung auf die Parteikämpfe fast nur durch gelegentliches Aussprechen ihrer Ueberzeugungen in der Presse möglich ist. Auf der andern Seite wird gerade ihnen in andern Territorien Deutschlands der Vortheil eines großen Staates bedeutsamer, und der Wunsch, durch Preußen diesen Vortheil für ganz Deutschland bereitet zu sehen, heftiger. Kein Wunder also, wenn ihnen die deutsche Aufgabe Preußens wichtiger erscheint als die Ausgleichung der innern Schwierigkeiten, für welche sie vielleicht das beste Abhilfmittel in einer Vergrößerung des Staates erkennen.

Zuverlässig ist solche Anschauung auch für die liberalen Politiker in Preußen nicht ohne Werth, denn die größere Unbefangenheit, mit welcher die Aufgabe des Staates von solchen Anhängern, welche außerhalb leben, in den Vordergrund gestellt wird, kann das eine Mal der Muthlosigkeit, ein anderes Mal der Verbitterung wirksam entgegentreten. Aber diese Stellung außerhalb des Staates befängt auch das Urtheil, die Theilnahme wird zur Ungeduld, die Entfernung verhindert genaue Kenntniß der innern Zustände und Stimmungen. Gerade von warmen Anhängern Preußens, welche außerhalb des Staatsverbandes leben, ist die Ansicht vertreten worden, daß der Kampf für die innere Freiheit in Preußen seine Berechtigung verliere, sobald er den Versuchen des Ministeriums, das Gebiet des Staates zu vergrößern, in den Weg trete. Nicht selten hört man diese Auffassung so aussprechen, es sei besser, daß Preußen durch einige Jahre ein despotisches Regiment ertrage, wenn durch dasselbe der deutsche Bund in preußischem Interesse

umgeformt werde, die Machtfrage sei wichtiger als die Verfassungsfrage, sei die eine gelöst, werde die andere von selbst in liberalem Sinne beantwortet werden müssen.

Zunächst hat diese Auffassung in Preußen selbst keine Aussicht, sich durchzusetzen. Man kann ebenso gut einem Manne, der am Nervenfieber darniederliegt, den freundlichen Rath geben, ein Weib zu freien und seinen Hausstand einzurichten, oder einem andern in dem Augenblick, wo ein Brand in seinem Hause ausgebrochen ist, die nützliche Mahnung zugehen lassen, das Grundstück eines Nachbars zu kaufen. Es ist fruchtlos, von einer politisch handelnden Partei zu verlangen, daß sie eine Kampfweise aufgebe, welche ihr den warmen Antheil ihrer Wähler sichert, und es ist vergeblich, seinen Nachbarn Vertrauen zu dem Charakter und der Kraft solcher Personen zu empfehlen, an denen sie seit Jahren den Mangel an mehren der Eigenschaften, welche nach deutschen Begriffen einen zuverlässigen Politiker bilden, bekämpft haben.

Ferner aber ist die Forderung: erst Macht, dann Freiheit, wenn sie auf die gegenwärtigen Zustände Preußens angewendet wird, auch gefährlich. Unser Liberalismus gleicht doch nicht einem einzelnen Gliede, welches wir uns abhauen können, oder in die Tasche stecken wie eine geballte Faust? er ist unser bestes Leben selbst, und wie die Natur uns zwingt, unablässig Athem zu holen, müssen wir auch unser Freiheitsgefühl bethätigen, wo wir veranlaßt sind zu reden, zu rathen, zu handeln. In der Kirche, im Staat, ja in der Kunst und Wissenschaft ist er die Grundlage für jedes Urtheil, er leitet unsere Auffassung des Rechts und der Sitten, er leitet unser Urtheil über jede Handlung eines Andern und über die Bildung, Tüchtigkeit und den Charakter jedes Andern. Was heißt dem Einzelnen in der Stille liberal sein? Vor sich selbst und vor Andern verächtlich werden. Und was jedem Einzelnen von uns unmöglich wäre, das ist ebenso einem Volk und seinen Vertretern unmöglich. Was bedeutet für ein Volk, fünf Jahr,

zehn Jahr, bis die Macht kommt, sich Mißregiment unterwürfig gefallen lassen? Das bedeutet ungewöhnliches Vertrauen, wo man das heftigste Mißtrauen empfindet, das heißt sich selbst erniedrigen, um eine Anwartschaft auf Stolz zu erhalten, das heißt sich zum Knecht machen, damit unsere Kinder die Möglichkeit erhalten, den Herrn zu spielen.

Wer in der That solchen Rath gäbe, würde sich über die Natur des politischen Kampfes täuschen, den er mäßigen will. Man bedenke noch einmal, daß es nicht zwei politisch gleichberechtigte Parteien sind, welche in Preußen auf dem Boden derselben Verfassung um einzelne Acte der Gesetzgebung hadern. Hier stehen nicht Whigs und Tories einander gegenüber, nicht Liberale und Conservative, sondern solche, welche ihr gutes Recht suchen, und solche, welche es weigern. Zwischen Opposition und Reaction ist in Preußen noch lange kein Ausgleich möglich, und wenn er möglich wäre, so wäre es ein schwächlicher Ausgleich, der auf der Stelle von beiden Theilen wieder gebrochen werden würde. Es ist wahr, die preußische Presse, ja sogar das Abgeordnetenhaus geben von der Schärfe dieses Gegensatzes nur ein sehr unvollständiges Bild. Dennoch wird das herrschende System auch in Preußen nur dadurch möglich, daß die Beschlagnahme der Zeitungen unablässig fortgesetzt wird, daß gegen den einen liberalen Factor der Gesetzgebung ein anderer benutzt wird, den man so reactionär als möglich geformt hat. Es ist ein Irrthum, daß der Kampf nur geführt wird zwischen Tribüne und Ministertisch, bei jeder Nichtbestätigung eines Stadtraths, bei jeder Strafversetzung eines Richters, bei jeder Einsetzung eines Staatsanwalts, bei Berufung eines Geistlichen, bei Ertheilung des Lehramts, bei Entziehung des Gewerbebetriebs, bei Verleihung von Concessionen, Belohnungen, Privilegien, überall hat er sich eingedrängt und wird von beiden Theilen leidenschaftlich hineingezogen. Denn es ist in Wahrheit ein Kampf um das Leben, den der Liberalismus in Preußen zu führen hat. Ohne Zweifel

werden preußische Zeitungen nicht mehr mit Beschlag belegt werden, wenn sie sich enthalten, über irgendeine Regierungsmaßregel Kritik zu üben; ohne Zweifel wird jeder Stadtrath bestätigt werden, wenn er sich verpflichtet, jeder oppositionellen Aeußerung seiner Gemeinde kräftig entgegenzuarbeiten. Ohne Zweifel wird jede Sitzung des Abgeordnetenhauses das Bild höchster patriotischer Einmüthigkeit darstellen, wenn jeder Volksvertreter sich Herz und Gewissen verhärtet gegen die Klagen und den Zorn seiner Wähler, ohne Zweifel würde das System aufhören, irgend jemand zu schädigen, wenn jedermann sich beeiferte auszusprechen, daß er sich, seine Börse, seine Kinder, seine Wünsche und sein Gewissen der Regierung zur Verfügung stelle. Ohne Zweifel sind die Preußen ein sehr loyales Volk und sie sind gewöhnt, ihrer Regierung viel zu überlassen; aber wenn sie sich auf unbestimmte Zeit aus Politik freiwillig zu solchem Knechtssinn verstehen könnten, so würde, wenn die glückliche Zeit einträte, wo ihnen wie dem Papageno das Schloß vom Munde genommen werden kann, wahrscheinlich nicht viel übrig sein, was noch werthvoll machte, ein Preuße zu heißen.

Nun ist auch die beste und hochgesinnteste Partei nicht der Staat, und die heftigste Opposition ist genöthigt, in der Regierung zugleich die Vertreterin der höchsten Staatsinteressen zu achten. Deshalb soll die Opposition selbstverständlich die Pflicht haben, wo ein offenbares und zweifelloses Landesinteresse in Frage kommt, ihre Mitwirkung zur Beförderung desselben nicht zu versagen. Aber solange es parlamentarische Versammlungen gegeben hat, ist eine der schwierigsten Gewissensfragen der handelnden Politiker gewesen, wie weit man in solcher Unterstützung gehen dürfe. Nicht immer gelingt es einer Partei, im Haß und Kampfeseifer die beiden großen Pflichten, Bedürfniß des Staates und Förderung der segensreichen politischen Ideen, welche Parteimitglieder vereinigen, richtig gegeneinander abzuwägen. Jedes Mitglied einer Partei

wird in solchem Falle vielleicht seine Parteitreue auf die stärkste Probe gestellt sehen, aber wie der Einzelne zu handeln hat, darf ihm doch schließlich nicht zweifelhaft sein. Die Entscheidung über die Parteipolitik in solchen Fragen steht bei den Politikern, welche durch das Vertrauen des Volkes zu Vertretern gemacht sind, dem Rathenden ist eine anmahnende Thätigkeit nur innerhalb der Partei möglich; der Abgeordnete achtet sehr gern auf die Worte, den Brief, die Denkschrift eines geachteten Parteimitgliedes, nicht leicht auf das Drängen eines Fremden; Unterschriften für wirksame Adressen kann nur sammeln, wer in seinem Kreise selbst das Vertrauen genießt, ein wohlgeneigter Parteigenosse zu sein, und in der Presse wird nur der die Partei überzeugen und bestimmen, der achtungsvoll als ein zuverlässiger Freund spricht. Wer sich in einer einzelnen Frage, und erschiene sie ihm noch so wichtig, von seiner Partei löst, der ist zu alten Genossen in schiefe Stellung gekommen, und er ist politischen Gegnern nahe getreten, von denen ihn wahrscheinlich immer noch eine große Verschiedenheit der Ansichten trennt. Er wird sich also doch zuletzt entweder bescheiden müssen, den Dingen ihren Lauf zu lassen, oder er wird, wenn er eine Lösung in seinem Sinn durchsetzen will, im Verein mit früheren Gegnern arbeiten müssen, und in diesem Fall wird ihm die bittere Ueberzeugung nicht erspart werden, daß es in der Politik kaum eine einzelne Frage gibt, bei deren Behandlung Liberale und Reactionäre Hand in Hand gehen können; und er wird, wenn er ein fester Mann ist, sehr bald Widerwillen und Widerspruch gegen die Mittel empfinden, durch welche seine Gegner ein auch ihm erwünschtes Ziel zu erreichen suchen.

Es ist deshalb ein guter Rath, daß ein liberaler Mann vor allem fest zu seiner Partei stehe. Es ist auch den liberalen Parteien, wo sie bestanden haben, nicht immer erreichbar gewesen, das möglichst Beste zu thun, auch ihnen sind schwere Fehler und Irrgriffe in keinem Lande erspart geblieben.

Dennoch fordern wir von dem einzelnen Manne, daß er überall in seinen privaten Beziehungen volle und ganze Ueberzeugungen bethätige, daß er sich aber als Politiker der großen Verbindung, in welcher er steht, unterzuordnen wisse, seine eigene Auffassung so kräftig als ihm möglich ist, aber nur als Parteigenosse bethätige. Wer anders handelt, wie wacker sein Wille sei, den trifft dasselbe Schicksal, wie nach der Sage die Herodias, welche vor dem Tyrannen um das Haupt Johannes des Täufers tanzte, er schwebt vom Sturmwind getrieben haltlos zwischen Himmel und Erde.

Wir erkennen gegenwärtig in Preußen nur zwei kämpfende Parteien, Liberale und Reactionäre. Es ist auf's Innigste zu wünschen und jetzt, Dank dem Ministerium, beinahe zu hoffen, daß die alten Späne, welche zwischen den Altliberalen und den vereinigten Fractionen des Hauses noch liegen, durch die Besen des Systems weggefegt werden. — Zu den Deutschen aber dürfen die Liberalen in Preußen so sprechen. Den Streit, in welchem wir ringen, kämpfen wir auch für euch. Wenn manchen von euch das Schroffe und Gewaltthätige heimischer Reaction bis jetzt erspart blieb, eine sichere Gewähr dagegen gibt euch doch nur unser Sieg. Das Haus, in dem wir wohnen, hat gerade jetzt kein gastliches Aussehen, und wir sind gerade jetzt schwerlich im Stande, euch an uns zu ziehen. Aber denkt daran, daß nicht das System allein, daß auch wir zu Preußen gehören, daß uns die Zukunft unseres Staates gehört, und daß an dem Tage, wo unser Sieg entschieden wird, auch die deutsche Frage zur Entscheidung kommt. Denn unsere Arbeit muß dann sein, daß wir auf unsere Weise die Schranken niederreißen, welche euch von uns trennen.

Die Schwüle der Erwartung.

(Grenzboten 1866, Nr. 25.)

Holstein durch die Preußen besetzt, die Oestreicher artig über die Grenze befördert, Preußen dafür beim Bunde wegen Friedensbruch verklagt, der östreichische Gesandte aus Berlin abgerufen; das ist noch nicht der Krieg, aber es sind die letzten Schritte, welche ihn unvermeidlich machen.

Ob der nächste Tag die Nachricht von Eröffnung der Feindseligkeiten bringt, ob noch Wochen darüber vergehen, das ist jetzt ungeduldige Frage Aller, denn auch diese Tage der Unsicherheit und aufgeregten Erwartung lähmen die Spannkraft, die Wetterschwüle liegt auf Handel und Verkehr, die Schreckbilder eines Kampfes zwischen Nachbarn und Stammgenossen ängstigen, gepreßte Herzen, gefurchte Stirnen überall.

Und doch. Vielen der sorgenvollen Menschen macht diese Zeit großer politischer Entscheidungen zugleich etwas Neues lebendig, Viele von uns haben Stunden, wo ihnen das eigene Treiben und die Anforderungen des Privatlebens klein erscheinen, sie wundern sich vielleicht bei ihrer Tagesarbeit, daß sie unmittelbar vor einem ungeheuern Schicksal, das sie selbst ergreifen mag, ihre Wirthschaft überwachen, oder in ihrer Gemeinde über das Amt eines neuen Promenadenwächters berathen, oder eine schöne Abhandlung über das griechische Medium oder über gewisse Umrisse schreiben, welche 600 Jahre vor Christus ein griechischer Töpfer auf eine erhaltene Scherbe gezeichnet hat. Das eigene Leben ist kleiner geworden und das Gemeingefühl größer. Wir thun unsere Pflicht ernsthaft wie im halben Traum, die Sammlung wird nicht immer leicht, und jedes Zeitungsblatt, das in unser Zimmer fliegt, regt einen Wirbelwind von heftiger Empfindung, banger Sorge und dazwischen von stolzen Gedanken auf. Wir werden Andere durch diese Zeit, in Aller Seelen schlägt sie die Erkenntniß, daß die letzten

Grundlagen jeden privaten Gedeihens so fest im Staate wurzeln, daß sein Unglück auch unser Unglück, seine Ehre auch unsere höchste Ehre ist. Es ist eine alltägliche Wahrheit, wir kannten sie lange, jetzt aber fühlen wir ihre Gewalt mit Herzpochen.

Noch haben wir nicht den Krieg mit seiner Größe und seinen Schrecken, aber schon hat uns seine Unruhe erfaßt und sie spielt mit unseren Gedanken, wie die flatternde Luft vor Ausbruch eines Wetters mit Strohhalmen auf dem Felde. Wir Deutsche sind ein friedliches Volk geworden, durch fünfzig Jahre blieben uns die Gefahren eines Krieges erspart, nur eine kleine Zahl der jetzt Lebenden bewahrt noch lebhafte Erinnerung an die wilden Jahre der Franzosenkämpfe, wir sind in weichem Frieden aufgewachsen und waren gerade jetzt dabei, uns in Stadt und Land mit einigem Behagen auszubreiten; kein Wunder, daß uns das Kettengerassel am Wagen des heranstürmenden Kriegsgottes belästigt. Aber wir sind die Enkel eines alten rauflustigen Geschlechts, wir selbst sind gar nicht so friedliebend, als wir uns vorkommen, noch steckt etwas von der alten Kampffreude in unserm Blut, eine geheime Sehnsucht nach Wagniß und Fanfare, und das alte Bedürfniß, uns durch große Ereignisse fortreißen zu lassen.

Ist dieser Kriegsteufel in unserm Blut ein nicht zeitgemäßer Ueberrest aus dem Mittelalter? Er ist aber unleugbar vorhanden. Unter den Arbeitern ist der Verdienst spärlicher, und doch begegnet man zum Feierabend häufiger Gesang und aufgeregtem Gewaltschritt, als sonst. Ein Secundaner, der jetzt als Fähnrich ins Heer getreten ist, bringt seine ganze Classe in kriegerische Wallung, und jeder kleine Kerl, der noch eine Kopfeslänge unter dem Maß ist, fühlt sich zurückgesetzt, daß er nicht derselben Ehre theilhaftig werden kann; alle Knaben haben das Kriegskleid angelegt, die kleinsten durch eine Papierdüte auf dem Kopf ihre Beistimmung angezeigt; vielleicht tragen auch wir solchen unsichtbaren Kriegshelm. Was liest jeder in

seiner Zeitung am liebsten? doch wohl Nachrichten von dem Heere, bei welchem sein Herz ist?

Unter den Preußen ist das freilich am meisten der Fall, denn das Heer, welches dort zum Kriege gerüstet ward, ist fast das gerade Gegentheil des preußischen Friedensheeres, es ist die am meisten demokratische Bildung im ganzen deutschen Reich, eine militärische Organisation des Volkes; — gleichviel ob neue, ob alte Heeresverfassung, — es ist immer die gesammte waffentüchtige Jugend im Felde. In der Schenke eines oberschlesischen Dorfes, wo die Mannschaft einer Compagnie oder Batterie um die Holztische gedrängt sitzt, essen vielleicht alle Stände und Berufsclassen des bürgerlichen Lebens aus derselben Schüssel. Der Gefreite ist ein großer Kaufmann, der Unteroffizier sein Markthelfer, der adelige Gutsherr Gemeiner, sein Wirthschaftsbeamter der Lieutenant, der Gerichtsrath und ein unstäter Gentleman, welcher im Frieden Vorliebe für aufgesprungene Rocknähte hat, sind Nebenmänner in demselben Gliede, vor einigen Wochen hat der eine den andern in einem Protokoll bearbeitet, in einigen Wochen trägt der andere den einen mitleidig vor die Füße des Feldarztes.

Auch das ist oft geschildert, gerühmt und als unpraktisch begutachtet. Jedermann in Preußen empfindet deutlich genug die unermeßlichen Vorzüge und die unvermeidlichen Uebelstände, welche ein so tüchtiges und gebildetes Heer in blutiger Arbeit bereitet, wo die Kugel und der Pallasch eines Taugenichts ebenso gut tötet, als die Waffe eines geistvollen Künstlers, eines großen Grundbesitzers oder unternehmenden Industriellen. Aber um dieses Heer, wie es ist, um die hochsinnige, tapfere, noch unerprobte Jugend des Staates, die Blüthe unserer Volkskraft, um unsere Hoffnung für den Krieg der Gegenwart und den künftigen Frieden, um die Jünglinge und Männer im Felde schweben wieder liebende Sorge und heißer Wunsch von zwanzig Millionen Deutschen.

Unterdeß meldet fast allstündlich der Draht neue aufregende

Kunde. Voran die letzten Noten, durch welche Preußen und Oestreich auf die öffentliche Meinung zu wirken suchten, Schriftstücke, welche man gut geschrieben nennt, wenn sie die beabsichtigte Wirkung hervorbringen; unter ihnen die letzte preußische Note an die auswärtigen Gesandten sehr merkwürdig durch ihre rücksichtslose Sprache, welche die diplomatische Grandezza des Ausdrucks völlig aufgibt, die gehobene Empfindung des Sprechenden in origineller Weise hervorhebt. Es ist nicht die lehrhafte, speculirende Rede des Kaisers Napoleon III, der ähnliche Wirkungen schätzt, sondern die Ungeduld einer feurigen Natur, welche aus den zornigen Worten bricht. Sie wird, wie die meisten Noten desselben Verfassers, die Gegner und Fremden ebenso verletzen, als die Anhänger erfreuen; vielleicht war diesmal die Absicht vorhanden, zu ärgern.

Der Einmarsch in Holstein war von Preußen so geschickt angeordnet, daß ein Zusammenstoß vermieden wurde und die Brigade Kalik in Frieden ihre Garnison räumte, während die preußischen Regimenter die östreichische Nationalhymne spielten. Sie waren auf demselben Boden Waffengefährten gewesen. Wahrscheinlich hat man preußischerseits den friedlichen Abzug erwartet und als unmittelbare Antwort darauf die Eröffnung des schlesischen Feldzugs durch Oestreich.

Aber auch Oestreich hat einen Gegenzug gethan, sein Antrag am Bunde, das gesammte Bundesheer mit Ausnahme der preußischen Corps mobil zu machen, hütet sich, von den Mittelstaaten vorläufig größere kriegerische Thätigkeit zu verlangen, als sie ohnedies zu entwickeln bereit waren. Das Neue und Ungeheure der Forderung liegt jedoch darin, daß von den Bundesstaaten die runde Erklärung gefordert wird, ihre Mobilmachung sei gegen Preußen gerichtet. Ob wir einen Krieg zwischen Preußen und Oestreich erleben, der nur auf ihrem beiderseitigen Gebiete ausgefochten wird, oder ob es ein großer Krieg der Deutschen gegen Deutsche, Zerstörung des Zollvereins, Vernichtung aller Verträge, auf denen unser Verkehrs-

leben ruht, Verwüstung deutschen Landes, Untergang des Wohlstandes, Blut und Leichen vom Rhein bis zur Elbe werden soll, das steht jetzt bei der Mehrheit der Mittelstaaten, Segen oder Fluch von Millionen wird je nach ihrem Beschluß auf ihre Fürstenhäuser fallen. Mahnung und Bitte kommen zu spät, die Entscheidung, welche in Frankfurt am 14. Juni getroffen wird, mag über Deutschlands Zukunft entscheiden. Auch wenn kein entscheidender Beschluß erreicht werden sollte, wird dies eine Entscheidung sein, und wir werden sie für einen Vortheil halten.

Die letzte Ueberraschung aber, welche dem Volke bereitet wurde, ist die Mittheilung genauerer Einzelheiten aus dem großartigen preußischen Reformplan. Es ist möglich, daß auch hierbei die Absicht war, eine letzte Karte gegen Oestreich auszuwerfen, sonst hat die Veröffentlichung in diesem Augenblick das Bedenkliche, daß sie durch die unbefangen ausgesprochene Nothwendigkeit des Ausscheidens von Oestreich die Süddeutschen, durch die Zutheilung einer südlichen militärischen Hegemonie an Baiern die kleindeutsche Partei betroffen macht. Beide Vorschläge wird auch dies Blatt vertreten. Ihre Ausführbarkeit müssen allerdings erst die Waffen und blutiger Kampf erweisen. Die Forderungen Preußens aber, um welche jetzt der Krieg entbrennt, sind folgende: 1) Verzicht Oestreichs auf seine Rechte an den Herzogthümern mit oder ohne Entschädigung; 2) Conföderation der deutschen Bundesstaaten unter Ausschluß Oestreichs und der Niederlande mit Parlament nach dem Wahlgesetz von 1849; 3) Regelung der schleswig-holsteinischen Frage unter Mitwirkung eines deutschen Parlaments; 4) Vertrag der neuen Conföderation mit Oestreich über ein neues Bundesverhältniß.

Darüber soll jetzt in Deutschland laut abgestimmt werden. Zuerst wird das preußische Volk seine Stimme dafür abgeben durch seine jungen Wahlmänner, welche mit ihren Stimmkugeln im Felde stehen.

Eine deutsche Stadt beim Ausbruch des Krieges.

(Grenzboten 1866, Nr. 26.)

Friedlich liegt die ansehnliche Handelsstadt in der Ebene. Die engen Straßen der mittelalterlichen Stadt sind umgeben von einem Kranz blühender Anlagen, dahinter die Kiesflächen, welche dem großen Meßplatz unvermeidlich sind, und darüber hinaus die breiten Straßen und stattlichen Häuser des neuzeitlichen Anbaues, welche sich fast nach allen Richtungen weit in die Ebene strecken. Wenig Städte des Binnenlandes gibt es, in denen das Grün der Natur so dicht die Wohnungen emsiger Menschen umzieht, die Amsel so lustig in den Gärten pfeift und die Tauben so sicher unter den Lastwagen einherlaufen.

Es ist eine ansehnliche Stadt, im deutschen Lande wohlbekannt. Sie ist von einem großen Dichter einmal mit Paris verglichen worden, und wenn man jetzt diese Aehnlichkeit nicht mehr erkennen sollte, so mag wohl der Verderb von Paris die Schuld tragen. Unsere Stadt wenigstens hat sich seit dem vorigen Jahrhundert sehr zum Bessern verändert. Es ist keine der größten Städte auf deutschem Boden, aber eine der wohlhäbigsten, und es ist gesunder Wohlstand, der hier gedeiht, denn Viele nehmen daran Theil, auch der kleine Mann fühlt sich bei wackerer Arbeit hier leichter behaglich, als anderswo. Es ist ein verständiges, arbeitsames Geschlecht, Gemeinsinn, hübsche Bildung, ein warmes und inniges Familienleben. Wenn die Deutschen in den letzten Jahren ihrer übergroßen Festfreude eine Stätte suchten, haben sie gern diesen Ort gewählt, und alle, die hier waren, wissen die Gastlichkeit und die kluge Umsicht der Bürger zu rühmen.

Fast überall haben die letzten Jahre den Städten, welche Mittelpunkte ihrer Landschaft waren, Gedeihen und Vergrößerung gebracht; keiner vielleicht ist dieses Glück so reichlich zu Theil geworden, als der unsern, und in rechtem Gleich-

gewicht hat sich nicht nur der äußere Wohlstand vergrößert, auch die Freude am Schönen und die Wissenschaft haben hier eine gute Stätte, und das System von Häusern, Gärten und schönen alten Bäumen, von schaffenden und genießenden Menschen galt in der ganzen Welt für einen neutralen Grund und einen rühmlichen Ort, mit ihm zu handeln und darin zu hausen. Es ist eine friedliche Stadt von stillem Frohsinn, freundlich für Fremde und aller Welt angenehm. Sie ist nicht Hauptstadt ihres Königreichs, aber es kann wohl sein, daß der Chinese oder gebildete Sandwich-Insulaner mehr von ihr weiß, als von dem Staate, zu welchem sie gehört. Auch die Bürger wissen sehr wohl, daß sie Deutsche sind, und haben immer ehrbar an dem Vaterland gehalten.

Nur ein Schatten schwebt über der Stadt wie ein boshaftes Angebinde, welches eine böse Fee in ihre Wiege gelegt hat. Wie friedlich und lachend sie im Lande liegt, sie gilt den Gewaltigen des Krieges für einen angenehmen Ort, um ihre greulichen Zwiste dabei auszukämpfen. Jeder deutsche Krieg faßt sie mit eiserner Hand. Im dreißigjährigen zwei große Schlachten und fünf Belagerungen, im siebenjährigen harte Behandlung und unerschwingliche Kriegssteuern, im Freiheitskriege vollends die größte Völkerschlacht der neuen Zeit. Noch ragen überall die Erinnerungen an die Größe und das Entsetzen jener Tage. Kein wahrheitliebender Mann wird die Behauptung wagen, daß den Bürgern unserer Stadt an diesem Ruhme irgend etwas gelegen ist, selbst wenn er den Namen der Stadt für alle Zeit unvergänglich machte. Man hätte zu keiner Zeit etwas dagegen gehabt, wenn die finstern Dämonen des Krieges andere Tummelplätze für zweckmäßiger erklären wollten.

Da kam, es sind jetzt einige Wochen her, allmählich die Sorge von einem gewaltsamen Ende der politischen Verwickelung in die Herzen der Einwohner. Handel und Verkehr stockten, das Geld war bereits theuer, es wurde alltäglich

schwerer zu haben, die Zahl der Lastwagen, welche durch die Straßen fuhren, minderte sich, es wurde nicht leicht, die Arbeiter der Fabriken zu beschäftigen; wer die Gesichter der Menschen betrachtete auf der Straße und im Stadtwald, der sah in viele bekümmerte Mienen; wo die Männer zusammensaßen in bedächtiger Unterhaltung, da war der Eifer groß, und Staatsmänner in der Nähe und Ferne wurden aufgeregt begutachtet. Das war überall in Deutschland so, denn es ist immer noch das Schicksal der Deutschen, daß 36 Millionen — soweit diese gesprächsfähig sind — sich bei der Kanne unpolitisch über das unterhalten, was einige Wenige thun.

Man erwog Krieg und Frieden, auch den Krieg noch mit unbefangener Ruhe, wie eine Möglichkeit, die im Grunde doch gar nicht anzunehmen war, und wenn ja Einer mit Entschiedenheit diese Möglichkeit vertrat, wußte auch er schwerlich aus eigener Erfahrung, wie der Krieg weh thue. Da kam in den letzten Tagen Schlag auf Schlag, Ahnung, Wahrscheinlichkeit, Sicherheit eines Kampfes der Landsleute auf deutschem Boden gegen einander, eines Krieges, den die eigene Regierung gegen die des Nachbarstaates führen sollte. Die Stadt selbst hatte noch in den letzten Wochen ihren König treugehorsamst gebeten, eine angebotene Neutralität zu beobachten und ihrem Lande den Bruderkampf zu ersparen. Aber man vernahm in der Residenz diese Mahnung ungern und wählte nach kurzem Schwanken den Krieg.

Und diese Wahl machte den Bürgern wie ein blendender Blitz sichtbar, was ein innerer Krieg zu unserer Zeit im Tagesleben der Menschen umwandelt, selbst bevor sie von seinen ärgsten Schrecken betroffen werden.

Auch der Krieg, das Ungeheuer, verhüllt, wenn er zuerst in die Länder tritt, die Schrecken seines furchtbaren Angesichts, er müht sich, mild auszusehen und fordert mäßig, aber schnell wächst sein Grimm, eisern legt sich die finstere Nothwendigkeit in die Seelen der Menschen, der Kämpfenden und Leidenden.

Auch uns mag die Zeit kommen, wo ein Lächeln nicht mehr gestattet ist. Noch ist es möglich, die wechselnden Stimmungen des Tages mit der heitern Fassung zu betrachten, die der Mann auch vor der Gefahr ungern verliert. — Auf den Straßen wird es lebhaft; wenn die Balken vor einem Neubau dröhnen, meint der Städter Kanonendonner zu hören, überall öffnen sich die Fenster, und mit gespannter Miene lauschen die Leute; wenn ein Reiter schnell durch die Straßen sprengt, glaubt man den Hufschlag einreitender Husaren zu hören, und jeder Brauwagen klingt wie fahrendes Geschütz.

An den Straßenecken haben sich die fliegenden Buchhändler aufgestellt, Extrablätter melden fast zu jeder Stunde Botschaften der letzten Telegraphendrähte, welche noch auf ihren Pfählen schweben, und aufregende Gerüchte, welche die nächste Stunde widerlegt. Auch alte Prophezeiungen werden wiederholt, die gefälschte Weissagung eines Bruders Hermann von Lehnin, die im 13. Jahrhundert verfaßt sein soll, die aber in Wahrheit nach dem Tode des großen Kurfürsten von einem östreichisch Gesinnten in lateinischen Versen erdacht und niedergeschrieben, seitdem oft übersetzt und mit Zusätzen vermehrt, im Volke verbreitet worden ist. Und daneben tauchen aus dem Volksgemüth uralte Bilder auf, und ehrbare Mütterlein vom Lande berichten Weissagungen ihrer Großmütter, nach denen der Feind zuletzt nur noch so viel Leute übrig behalten soll, daß sie unter dem Dache eines Birnbaums Platz haben.

Unterdeß rüstet sich die Stadt für fremde Einquartierung; es ist eine verständige, bedächtige Gemeinde, die nicht überrascht werden und nicht die Unordnung quartierloser Truppen ertragen will, viele Schreiber sitzen und verfassen Quartierzettel. Wer auch zu den offenen Thoren hereinkomme, er soll finden, daß der Bürger das Unvermeidliche ihm und sich vorsichtig zurecht gelegt hat. Auch die Hausfrauen denken an Lager für die Einquartierung, an Matratzen und Decken und Lebensmittel. Man erkundigt sich, wie viel der Soldat auf

Kriegsfuß zu essen berechtigt ist, etwa zwei Pfund Brot und ein halbes Pfund Fleisch, die Baiern aber mehr. Sorgliche Hausmütter kümmern sich auch um die Theuerung, welche in die Stadt kommen wird; Vorräthe werden angeschafft, und weil alte Erinnerungen aufleben, daß in ärgster Kriegsgefahr das Brot unerschwinglich wird, häuft eine bedächtige Wirthin Körbe von Milchbrot, um zur letzten Zuflucht, wenn Alles aufhört, die versteinerten einzuweichen oder zwischen zwei Steinen zu zerreiben, wie Robinson Crusoe seinen Schiffszwieback. Der Hausherr aber versieht sich mit billigen Cigarren, denn von guten Freunden, die vor Jahren an den „Strafbaiern" ihre Erfahrung gemacht haben, ist er belehrt, daß die Pfeife der Krieger eine aromatische Beläftigung seines Quartiers werden kann, und daß ein wirksames Mittel dagegen reichliche Cigarrenspende ist, welche dem Krieger unter der Bedingung gewidmet wird, dieselben außerhalb des Quartiers zu rauchen.

Näher rückt die Entscheidung ob Krieg auch unserem Lande, banger wird die Erwartung. Die letzte Sitzung des alten Bundes, die letzten Forderungen der streitenden Regierungen, die letzten Noten, die letzten Proclamationen. Näher zieht die Wetterwolke, wie ein Blitz und Schlag kommt die Nachricht, daß der Krieg vor den Thoren sei. Jetzt stürmen über die Sorgen um das eigene Gedeihen auch größere Gefühle durch das Herz. Der Bürger sieht, daß er mitten im Lande wie auf einer Insel wohnt, abgeschnitten von seinen Geschäftsfreunden und von Verwandten. Welcher Zustand! Die Zeitungen kommen um mehre Tage später, die Schienenwege sind aufgerissen, die Telegraphendrähte zerschnitten, der Culturgewinn, welchen die letzten dreißig Friedensjahre ihm brachten, die Grundlagen des gesammten Verkehrs mit der Welt sind ihm plötzlich genommen. Als vor mehr als fünfzig Jahren zum letzten Mal der Krieg durch die deutschen Lande zog, war die Verbindung der Stadt mit anderen Städten im Vergleich zur

Gegenwart so geringfügig, daß eine Unterbrechung ganz unverhältnißmäßig weniger Erstaunliches hatte. Der Städter las nur eine Zeitung, die in den meisten Theilen Deutschlands drei bis vier Mal in der Woche erschien, nur einmal im Tage erhielt er seine Briefe, kaum den zehnten Theil der Correspondenz, die ihn jetzt beschäftigt. Alle Kunde von der Außenwelt schritt nicht schneller zu ihm heran, als Postpferde auf schlechten Wegen laufen, oder als ein Landbote schreitet. Jetzt sind der Draht, der Schienenweg, die Presse aus ganz Deutschland nicht nur Gewohnheiten seines Lebens geworden, die er nicht zu entbehren weiß, seine gesammte Thätigkeit, ein wesentlicher Theil der geistlichen Nahrung, welche er aufnimmt, alle Fäden, welche ihn über Haus und Gemeinde an die gebildete Welt knüpfen, laufen in diesen neuen Culturerfindungen. Er ist nicht nur durch den stockenden Verkehr und die Verluste einer erwerblosen Zeit ärmer geworden, er fühlt auch eine ähnliche Unsicherheit, wie der Wanderer, der auf Moorgrund steht, er sieht sich zurückversetzt in Zustände, an die er kaum noch aus seiner Jugendzeit eine Erinnerung bewahrt, und er frägt sich zornig: darf, was Bildung und Thätigkeit der Menschen in dreißig Jahren geschaffen, jetzt im Nu dahinschwinden?

Aber das ist das Aergste noch nicht. Seine Stadt ist plötzlich eine Grenzstadt geworden, von feindlichem Lande umgeben. Die Gebiete benachbarter Landesherren, welche durch einander fast vor den Thoren liegen, so in einander geklammert, daß nur die Umwohner die Grenzmarken kennen, sie sind ihm feindliches Gebiet geworden, und feindlich eines dem andern. Von Fürsten desselben Blutes und Hauses hält der eine zur rechten, der andere zur linken Partei. Einwohner derselben Landschaft, Stammgenossen und Verwandte sind plötzlich Feinde, deren Truppen in den nächsten Wochen gegen einander im Felde stehen können. Das ist kein Krieg mit einer auswärtigen Macht, es ist in Wahrheit ein Kampf zwischen Verwandten, zwischen Nachbarn und Vertragsgenossen, die bereits so eng

mit einander verbunden waren, daß sie nur zuweilen achselzuckend daran dachten, wie ihre Regentenfamilien nicht dieselben seien. Auf der Idee einer großen Bundesgenossenschaft hat sich seit fünfzig Jahren das deutsche Leben so fest zusammengeschlossen, daß die Staatsverschiedenheit für die Binnendeutschen den größten Theil ihrer Bedeutung verloren hat. Wir meinten trotz unserer Kleinstaaterei in Wirklichkeit ein einiger Friedensstaat geworden zu sein, selbst die Verschiedenheiten in der örtlichen Gesetzgebung waren nicht groß, und eine Reihe von Verträgen machte Geschäft und Verdienst, Verbindung und Uebersiedelung aus einem Staat in den andern, die Ausbreitung des Verkehrslebens über die Pfähle des heimischen Staates so leicht, daß der Bürger in Mitteldeutschland die politischen Grenzen zuweilen mit stiller Heiterkeit betrachtete.

In fünfzig Friedensjahren sind auch die Bürger und ihre Familien innig verwachsen, der Angehörige des einen Staats arbeitet in dem andern, er hatte vielleicht dort geheiratet, jetzt ist er in seiner Heimat zu den Fahnen gerufen, Weib und Kind hungern in Feindesland. Ein Rittergutsbesitzer hat Güter in dem einen wie in dem andern Staat, für ihn war die Grenze gar nicht vorhanden, jetzt stehen die Leute des einen Gutes gegen die des andern in Waffen, er selbst mag mit seiner rechten Hand seine linke schlagen und sich fragen, wie ein Krieg möglich ist, der ihm seine Wirthschaft, ja seine persönliche Existenz zweitheilig scheidet. Eine Mutter hat ihre beiden Söhne in zwei feindlichen Heeren, die Brüder können in den nächsten Tagen auf dem Schlachtfeld einander töten, und über den Gedanken entsetzt frägt die Arme: darf so etwas in unserer Zeit möglich sein?

Noch mehr. Wenn der Deutsche das Ungenügende in seinem Staatsleben bitter empfand, so durfte er sich mit der Auffassung trösten, daß über dem kleinen Staatsbau seiner Heimat sich ein großes Haus erhob, an dem seine Väter und er eifrig gearbeitet hatten, er war ein Deutscher. Das Bruderwort

befriedigte ihn, wenn er an die Spaltung zwischen Süden und Norden, zwischen Preußen und Sachsen dachte. Seit Errichtung des Zollvereins war auch für den Erwerbenden einheitliches Gebiet, was der Wissenschaft und Kunst immer eines gewesen war. Alle idealer Interessen und alle realen versicherten ihn, so meinte er, eines eisenfesten Zusammenschlusses mit den andern Ländern unter deutschen Regenten. Wenn er über die Unbehilflichkeit und innere Hohlheit des deutschen Bundes spottete, so that er es in dem sicheren Gefühl, daß der Bund auch ohnmächtig sei, die geistige und materielle Einheit der Deutschen zu stören, und daß seine abgelebte Form über kurz oder lang einem vernünftigeren Zusammenschluß der deutschen Stämme ohne große Kämpfe weichen werde.

Jetzt sieht derselbe Mann mit Schrecken, daß ein großer Fehler in seiner Rechnung war. Die Festigkeit seiner deutschen Einheit war nur ein Phantasiebild, in Wirklichkeit fehlte ihr alle reale Grundlage der Dauer und Kraft. Deutschland war ein Diplomatenbund, abhängig von den Interessen der Regierungen und Dynastien, ohne Theilnahme des Volkes geschlossen und erhalten, ohne Mitwirkung der Völker zerrissen; ein Bund, unwahr seit seinem Beginn, kraftlos während seines Bestehens, ruchlos in seinem Untergang.

Und derselbe Bürger fühlt noch Anderes mit tiefer Scham, rechtlos und schutzlos waren die höchsten Interessen der Nation, die Lebenskraft seiner Stadt sein eigenes Wohl und Wehe preisgegeben dem zufälligen Urtheil Weniger, die aus abgeschlossenen Kreisen mit vorgefaßten Meinungen über das Schicksal der deutschen Völk r verfügten. Er selbst hat in seinem kleinen Staat einmal versucht, durch demüthige und loyale Bitte auf den Gang der Ereignisse einzuwirken; er ist ungnädig beschieden worden; die Anstrengung seiner Stadt, die Landesregierung an die Lebensinteressen der Bevölkerung zu mahnen, war fruchtlos wie ein Strohseil, welches ein fallendes Haus vor dem Sturze be vahren soll, sein eigenes Deutsch-

thum, die Lebensbedürfnisse seiner Stadt und seines Landes gelten noch nichts in dem Streit der Mächtigen. Was er für gemeinschädlich hielt, es durfte geschehen vor seinen Augen, über seinem Haupte; ja nicht einmal in seinem Staat hat er eine Volksvertretung gehabt, die diesen Namen verdient. Er ist ein wackerer, tüchtiger, einsichtsvoller Mann, vielleicht Vertreter weitreichender Interessen, aber er ist noch ein gänzlich einfluß= und kraftloses Object in einem politischen Kampf. Es wird ihm nicht gewehrt, in der Stille Partei zu nehmen je nach Gemüth und verständiger Erkenntniß, aber für den Lauf der Dinge hat sich das so gleichgiltig erwiesen, als der Klageruf eines Vogels auf dem Baume.

Ihm ist nicht nur seine Heimat lieb, auch der Name des Staates, dem er angehört, vielleicht auch das milde Wesen eines angestammten Fürsten, und er vergleicht gern die Vorzüge des Heimatlandes mit den Schwächen der Nachbarstaaten. Aber wie sehr er eingelebt ist in sein engeres Vaterland und seinen Staat, jetzt brennt die tiefe Demüthigung, daß Alles, was ihm so hold und werth war, in der entscheidenden Stunde ihn verließ, als einen machtlosen und rechtlosen Spielball des Geschickes, und nicht nur ihn und seine Stadt, auch Millionen seiner Landsleute. Es ist möglich, daß er der Regierung, welche in einem Nachbarstaat herrscht und jetzt wegen der Zukunft Deutschlands in den Kampf getreten ist, ohne Vorliebe zugesehen hat, aber die Hälfte der Deutschen, welche dort unter einem Namen vereinigt ist, vermag doch in dieser unfertigen Vereinigung das Größte zu wagen. Wie erbittert dort im Frieden die Parteien gegen einander stießen, einträchtig kämpfen jetzt alle in ihrem Heere für eine neue Einheit der deutschen Staaten. In der Kraftentwickelung dort, in Wollen und Kampf muß er, wenn auch widerwillig, etwas Großes anerkennen. Er aber sieht zu, er duldet und liegt wie weiches Blei zwischen Hammer und Ambos. Sehr wacker und tüchtig war er, er ist bis jetzt doch ein politisches Nichts gewesen;

groß hat er sich im Festschmuck seiner Stadt als Deutscher gefühlt, er war es nur so lange, als es einigen lächelnden Diplomaten gefiel, oder bis der Zwang des Krieges, der die Wetter über seinem Haupte sammelt, über ihn, sein Leben und seinen Namen entscheidet.

Hat der Bürger in Wahrheit das Herz eines Mannes, so muß ihm diese elende politische Lage, in der er bis jetzt dahingelebt hat, durch die letzten Wochen unerträglich geworden sein; ist er nicht ganz stumpf an Urtheil, so muß in ihm während dieser Tage der Gefahr und Noth die feste Ueberzeugung aufglühen, daß das so mit ihm nicht bleiben darf; daß er trotz aller Privattugenden ein schlechter Bürger seiner Stadt und seines Landes ist, wenn er nicht jeden Muskel seiner Kraft anspannt, festere Grundlagen seines Lebens zu finden, eine bessere Bürgschaft für sein Deutschthum, die ihm und seinen Kindern Gewähr gibt, daß dergleichen, was er jetzt erlebte, fortan unmöglich werde.

Dafür aber gibt es nur einen Weg, einen sichern und gefahrlosen. Was Veranlassung dieses Krieges geworden ist, das vermag auch dem Opfer des Krieges und seiner Heimat Rettung zu bringen. Der Krieg ist entbrannt nicht wegen altem Zwist zweier Großmächte um speergewonnenes Land, sondern in Wahrheit, weil die eine den Muth hatte, eine neue Vereinigung der Deutschen in festerem Bunde zu fordern. Es ist jetzt thöricht, an den letzten Beweggründen zu mäkeln, welche die Forderung eines freien und einheitlich verbundenen Deutschlands veranlaßt haben. Die Forderung an sich ist gut, höchst berechtigt und nothwendig für unser Leben und Glück, für unsere Ehre und unsern Stolz; sie ist für das Gedeihen unserer Stadt und des Einzelnen fortan die einzige Hilfe und Rettung. Der Staat, welcher diese Forderung erhoben, hat sie zur eigenen Lebensfrage gemacht, seine ganze waffenfähige Mannschaft steht dafür im Felde. Es ist gewaltiger Ernst geworden, und an jeden tritt die Forderung heran, sich zu ent-

scheiden, ob er an diesem neuen Gebäude über deutschem Boden helfen will oder nicht, ob er sein Haupt unter sicherem Dach bergen, oder aber ohnmächtig und thatlos dahinleben will, ein Deutscher beim Glase Wein, im Ernst des Lebens ein staatloses, kraftloses, verachtetes Einzelwesen.

Es wird von ihm nicht verlangt, daß er seine eigene Art, den heimischen Namen, Vorliebe und Abneigungen in sich ausrotten soll. Das wäre allzu schwere Arbeit für diese Tage. Nur an seinen Vortheil und seine Ehre soll er denken, an seine Arbeit, an die Häupter seiner Söhne, denen er ein männliches Herz und ein geachtetes Leben wünscht, und mit diesem Gedanken soll er für das Einzige sprechen und handeln, was jetzt ihn und sein Volk aus der Verwirrung herausheben kann, für ein frei gewähltes Parlament.

Wenn er jetzt durch die blühenden Anlagen seiner Stadt geht und auf den Kieswegen die neue Einquartierung Arm in Arm mit jungen Leuten aus der Stadt schreiten sieht, mag er sich seiner höchsten Pflicht erinnern, welche ist, daß er in Wahrheit ein Deutscher werde, daß er selbst oder seine gewählten Vertreter über seine und der Nation höchste Interessen wache und dieselben verwalten helfe. Und wenn er in seinem Comptoir sitzt und finster die Absagebriefe alter Geschäftsfreunde durchliest, über die unbeschäftigten Federn seiner Gehilfen blickt und die Verluste dieses harten Jahres erwägt, soll er an dieselbe Pflicht gedenken, und wieder an sie, wenn er seine aufblühenden Kinder betrachtet und in der Stille fleht, daß ein gnädiges Schicksal die Schrecken der nächsten Zukunft von ihrem Leben fern halte und ihnen dereinst gestatte, sich mit berechtigtem Bürgerstolz als Deutsche zu fühlen.

Die Stimmung in Preußen.

(Grenzboten 1866, Nr. 26.)

Schnell lebt der Mensch in großer Zeit. Was gestern noch unmöglich schien, wird heute Thatsache, und Manches, was gestern ein Unrecht gewesen ist, wird heut zur Pflicht.

Der Krieg in Deutschland ist ausgebrochen. Jetzt ist jede Frage unnütz, ob er nöthig war, ob er so entstehen mußte, die Existenz des Staates, die letzten Grundlagen jedes nationalen Gedeihens sind der Entscheidung des blutigen Kampfes preisgegeben; die erste Aufgabe ist jetzt, nicht mehr im Innern des Staates zu bessern, sondern zur Rettung aus der drohenden Gefahr nach Kräften zu helfen.

In Berlin ist ein Comité zusammengetreten, in welchem Wagner, Mommsen, Twesten, Virchow einmüthig neben einander Unterstützung für Krieger im Felde suchen. Das ist erst der Anfang, wir sind überzeugt, Anderes wird schnell nachfolgen. Die Gegner haben sich getäuscht, welche aus dem erbitterten Oppositionskampf in Preußen auf einen Verfall des Staates schlossen, auch die guten Freunde im Ausland, welche der preußischen Opposition Mangel an Vaterlandsliebe Schuld gaben. Diese Opposition hat bis zum letzten Augenblick, wo Friedensworte wirken konnten, ihre Pflicht gethan, sie wird jetzt im Kriege ebenso voll thun, was dem Preußen ziemt.

Es ist selbstverständlich, daß die Umwandlung in der Parteitaktik, welche durch die gewandelte Lage geboten ist, nicht jedem gleich schnell in das Gemüth geht; wer in Preußen Jahre lang erbitterte Opposition gegen das System gemacht hat, der braucht vielleicht Zeit, sich von seinem Erstaunen zu erholen, daß er jetzt plötzlich jeden Erfolg der Politik des Ministerpräsidenten als einen Vortheil für den Staat und jeden Verlust des Heeres als sein eigenes Unglück empfindet. Aber ob sich schneller, ob sich langsamer in ihm vollziehe, was durch den Krieg ihm zur Pflicht wird, mit Sicherheit ist voraus-

zusehen, daß jeder wackere Mann die Nothwendigkeit erkennen wird, seine Forderungen dem Bedürfniß des Staates anzupassen, ja man darf unbesorgt sein, das Gefühl wird bei den Meisten der Arbeit des Verstandes vorauseilen.

Es war bis zum Ausbruch des Krieges Pflicht der Opposition, die innern Mißstände des Systems der Regierung unausgesetzt fühlbar zu machen, schweigendes Ertragen wäre Unglück und Unrecht gewesen. Denn ihre Aufgabe war damals, eine herausfordernde Politik zu erschweren, so weit ihre Kraft reichte auf Beendigung des inneren Zwistes zu dringen, vor dem gebildeten Europa, vor den deutschen Bundesgenossen kund zu thun, daß Preußen kein Feudalstaat sei, sondern daß sein Volk dieselben liberalen Forderungen und Interessen vertrete wie die Opposition in Hannover, Kurhessen, Nassau, Baden. Die Regierung war ihrer Parteifarbe nach nicht im Stande, die auch für einen Krieg unentbehrliche Volksthümlichkeit zu erwerben, der Opposition fiel die Aufgabe zu, nach Kräften die Gemeinsamkeit der preußischen Gesinnung mit dem übrigen Deutschland zu bethätigen und die Sympathien der Bevölkerungen für Preußen so viel als noch irgend möglich rege zu erhalten. Darum war, solange der Krieg nicht ausgebrochen, der Widerstand gegen das System auch ein Vortheil der Preußen. Jetzt ist mit einem Schlage das ganze Sachverhältniß geändert, eine Vereinigung von Staaten des aufgelösten Bundes ist in unerhörter Weise, wie über Nacht gegen Preußen gehäuft. Gerade die berechtigten und patriotischen Forderungen der preußischen Regierung haben diesen Widerstand aufgeregt. Der Staat ist von Feinden umgeben, die preußischen Heere haben die ungeheure Aufgabe, einen Kreisbogen, der von Görlitz bis Trier läuft, eine Curve von 140 Meilen Länge militärisch zu behaupten. Die Gefahr ist groß, die Existenz des Staates gefährdet.

Durch diese plötzliche Veränderung ist die Stellung der Opposition eine völlig andere geworden, nicht nur weil jetzt

die patriotische Aufgabe eine andere ward, sondern weil dadurch in Wahrheit für Preußen Zustände herbeigeführt sind, welche unaufhaltsam einen Sieg des Liberalismus herbeiführen müssen.

Keine Regierung und seien ihre Vorurtheile noch so groß, vermag solchen Krieg zu führen, ohne ernsthaft um Frieden mit ihrer Landesvertretung zu werben. Es ist möglich, daß diese Erkenntniß erst nach und nach kommt und daß es noch einige innere Stöße gibt, bevor die alte Erbitterung von beiden Seiten ruhiger Erwägung Raum macht. Aber für die Regierung wie für die Opposition ist der Zwang übermächtig geworden, und wenig vermag persönlicher Groll noch aufzuhalten. Man erwäge die Sachlage so unbefangen, als die wogende Empfindung dieser Tage gestattet. Die Heereseinrichtung macht jetzt ihre Kriegsprobe, das Gute daran wird dauern, die Uebelstände werden im Felde mit Schaden gefühlt werden, der Friede wird dem zerrauften Heere, dem erschöpften Lande mit Nothwendigkeit die Abänderungen bringen, welche nach der Sachlage unvermeidlich werden. Welches diese Sachlage sein wird, kann jetzt niemand sagen. Die Heeresfrage ist also hinfällig geworden.

Die Regierung wird jetzt sehr viel Geld brauchen, das Bewilligungsrecht der Kammer hat plötzlich eine Bedeutung gewonnen, welche die Regierung zu lange verkannt hat, der Staat wird in jedem Falle mit einer Schuldenlast aus dem Kriege treten, die Finanzlage auf Jahre eine schwierige werden, es ist klar, daß die Regierung für die ungeheuern Summen, welche sie jetzt bedarf und die sie später zu amortisiren hat, die Volksvertretung gar nicht entbehren kann. Keine Finanzmittel, kein Verpfänden und Verkaufen kann hinreichen, die Geldbedürfnisse zu decken, nur der gute Wille des Volkes vermag hier zu helfen.

Und der innere Druck des Systems, er wird vielleicht noch einige Wochen fortgesetzt werden, die alten schlechten Werkzeuge werden ihre Arbeit nicht sofort aufgeben, aber der furchtbare

Ernst der Lage wird auch hier die Regierung zwingen, dem öffentlichen Unwillen darüber Zugeständnisse zu machen.

Entscheidend aber für die inneren Zustände wird in jedem Falle der Ausgang des Kampfes. Geht Preußen, wie sein Volk hofft und ersehnt, siegreich aus dem Kriege hervor, so wird ein neuer Bundesstaat gegründet. Das preußische Volk wird mit andern Stämmen durch ein enges Band verbunden, die liberale Partei erhält eine entscheidende Verstärkung in der Bevölkerung anderer Staaten, das alte System kann nicht über Deutschland regieren, das weiß niemand besser als der preußische Ministerpräsident. Sollte aber dem Kampfe kein günstiges Ende werden, so wird die kühne Politik, welche ohne das Volk das Höchste wagte, ohnedies zerbrechen und neue Kräfte werden die Ordnung des Staates auf neuen Grundlagen unternehmen.

Aber das Heer? kehrt es siegreich zurück, so wird es eine loyale Stütze der Reaction. Mögen die preußischen Patrioten sich dieser unnützen Sorge gänzlich entschlagen. Die Jugend des gegenwärtigen Heeres, die Landwehrmänner, welche heute gegen den Feind kämpfen, werden als kriegsharte und gewitzigte Männer zurückkehren, viele von ihnen brachten schon ein stilles politisches Glaubensbekenntniß in das Feld mit, sie werden in den Erfahrungen großer Wochen ihm nicht untreu werden. Und man darf sagen, daß gerade in der Jugend, die aus dem Felde heimkehrt, die sicherste Bürgschaft liegt für eine starke Entfaltung liberaler Kraft der nächsten Zukunft.

Aus diesen Gründen ist jetzt der liberalen Partei in Preußen geboten mit der Regierung einen aufrichtigen Waffenstillstand zu schließen. So fordert die Noth des Staates und ebenso die politische Klugheit. Nur dadurch, daß die Opposition jetzt voll, ganz und mit warmem Herzen für die nächsten Bedürfnisse des Staates eintritt, kann sie sich die Sympathien des Volkes und die Europas erhalten.

Der Regierung aber liegt jetzt ob, dem Patriotismus der

Volksvertreter ebenso aufrichtig entgegenzukommen; Budgetrecht, Declaration der streitigen Verfassungsparagraphen, Aufhebung der kleinlichen Plackereien gegen Presse, Gemeinden und liberale Beamte werden ihr die aufrichtige Mitwirkung einer Mehrheit des Abgeordnetenhauses sichern.

Ein Erfolg der Waffen aber wird zur Versöhnung das Beste thun.

Unterdeß hat der Krieg begonnen, der schnellen Besetzung von Hannover, Kurhessen und Sachsen ist der Einmarsch der Oestreicher in Schlesien gefolgt; von dort erwarten Millionen mit Herzpochen die Nachricht von dem ersten Zusammenstoß größerer Heeresmassen. Wer die Stimmung in Preußen und Norddeutschland mit der des aufgeregten Südens vergleicht, der wird die ruhige Fassung und feste Haltung der Preußen und Norddeutschen für keinen geringen Erwerb der letzten achtzehn Jahre halten. In Preußen, selbst in dem zumeist bedrohten Schlesien, ist über der bangen Erwartung ein dauerhafter Muth. Man wird sich im Kriegsglück nicht überheben und nach einem Verlust nicht die Fassung verlieren. Die ersten Operationen haben Vertrauen zu den militärischen Maßregeln der Regierung gegeben, über der Ausführung waltet nächst den Feldherren und den Heeren eine höhere Macht.

Die Siege der Preußen in Böhmen.

(Grenzboten 1866, Nr. 28.)

Die militärischen Ereignisse der letzten Woche, vom Einmarsch der preußischen Armee in Böhmen bis zu der Schlacht bei Königgrätz, werden in der Kriegsgeschichte als eine ungewöhnliche militärische Leistung gerühmt werden, noch lange nachdem der Herzschlag all der Millionen Lebender aufgehört hat, welche jetzt mit fieberhafter Spannung auf Nachrichten

aus den böhmischen Bergen harrten. Ein gut ausgedachter Plan wurde mit bewundernswerther Schnelligkeit und wuchtiger Kraft ausgeführt. Sind das junge Truppen, welche in der Mehrzahl noch kein Kriegsfeuer gesehen haben, und Generale, welche vielleicht zum ersten Mal die Verantwortung eines Kriegskommandos auf ihrem Haupte fühlen? Die Truppen haben sich geschlagen mit dem Feuer der Jugend und mit der Dauer kampfharter Krieger und das Kommando hat eine so sichere Energie erwiesen, wie wir sie nur lange erprobten starken Feldherren zutrauen.

Es war eine glorreiche Woche der preußischen Geschichte. Noch sind wir auf die spärlichen Nachrichten angewiesen, welche die officiellen Telegramme des preußischen Staatsanzeigers bringen. Denn auch das ist charakteristisch für diesen Krieg, daß nur die einfachen, man darf sagen bescheidenen Telegramme der Preußen die Wahrheit melden — wenn auch nicht die ganze Wahrheit; während die östreichischen Nachrichten, selbst die officiellen, und noch mehr die Lügenberichte süddeutscher Blätter fast nichts von dem wirklichen Lauf der Dinge erkennen lassen. Sie sind sehr charakteristisch als Zeichen der augenblicklichen Verstörung, an welcher unsere Landsleute im Süden leiden, für Kenntniß der Sachlage ist zur Zeit nichts daraus zu entnehmen.

Die harten Kämpfe, welche in dem kurzen Zeitraum von fünf Tagen geliefert waren, hatten für die Preußen das Resultat einer großen gewonnenen Schlacht gehabt. Sie hatten weites, hart vertheidigtes und strategisch wichtiges Gebiet in ihren Besitz gebracht und sie hatten die Kraft des Feindes gewaltig erschüttert. Die Preußen hatten vor der ersten Entscheidungsschlacht bereits mehr als 20,000 östreichische Gefangene. Gefährlicher aber als die Verluste war die Empfindung, welche der östreichischen Armee in diesen fünf Tagen eingeschlagen worden war, daß trotz ihrer Tapferkeit die Bewaffnung, Taktik, Intelligenz der Mannschaft und die Energie und

Sicherheit des Kommandos dem preußischen Heer eine sichere Ueberlegenheit gebe. Unter diesen schwierigen Verhältnissen wagte Benedek die Schlacht bei Königgrätz. Noch vermag man, während dies geschrieben wird, die Ergebnisse derselben nicht zu übersehen, es ist kein Zweifel, daß sie die östreichische Armee für die nächste Zeit unfähig macht, dem preußischen Heer im Feld Widerstand zu leisten.

Eine Woche voll von Gefechten und glorreichen Siegen hat die Preußen zu einem Erfolge geführt, der den Krieg wahrscheinlich noch nicht beendet, aber die Machtstellung Preußens in Deutschland und Europa völlig ändert. Seit fünfzig Jahren war es eine militärische Ueberlieferung, daß die Preußen ein kriegerisches Volk seien, und den Sachverständigen des Auslandes waren die Vorzüge preußischer Heereskraft nicht unbekannt, aber die volle Ueberlegenheit derselben über einen kriegstüchtigen Feind hat doch erst diese große und furchtbare Kampfwoche bewährt.

Ueberall hört man, auch von den Preußen selbst, rühmen, daß diese Ueberlegenheit vorzugsweise in ihren ausgezeichneten Waffen beruhe. Ohne Zweifel hat das vielfach genannte Zündnadelgewehr und das preußische Hinterladungsgeschütz großen Antheil an den glänzenden Erfolgen. Aber man muß nicht vergessen, daß diese Waffe zu voller Wirkung auch die Taktik und die Intelligenz der preußischen Bataillone bedarf. Sie verlangt ruhiges Kommando und eine Disciplin und Hingabe der Mannschaft an ihre Officiere, welche zum Theil durch die allgemeine Wehrpflicht der Armee, zum Theil durch die ausgezeichnete Technik des Exercitiums und der taktischen Bewegungen möglich gemacht wird. Diese wackere Zucht des Heeres, die Tüchtigkeit seiner Regimentsofficiere sind der größere Vorzug des preußischen Heeres. Der größte vielleicht die Tüchtigkeit des Kommandos und des Generalstabs. Auch die Gegner können dem Plan, nach welchem der Krieg begonnen und bis jetzt geführt wurde, das Prädicat der Größe nicht versagen.

Es wird schwer, ruhig zu schreiben, während ein Strom der stärksten Empfindungen durch die Seele wogt, aber uns allen thut noth, die fliegenden Gedanken fest zu zügeln, noch ist das Ende nicht da, und noch sind wir nicht in der Lage, uns politischer Früchte dieses Sieges zu freuen. Dieselbe bescheidene Mäßigung, welche die Kriegsberichte des preußischen Heeres bis jetzt bewährt haben, wollen auch wir uns erhalten, nicht in dem, was wir zu fordern haben von der Zukunft, aber in dem, was wir erwarten. Die größte Tüchtigkeit eines Heeres vermag nicht das Schlachtenglück an seine Fahnen zu fesseln, und die stärkste Kraftentwickelung eines Staates vermag nicht alle Bedingungen niederzuwerfen, welche seinen Fortschritt aufhalten. Auch ein vollständiger militärischer Sieg ist noch nicht ein großer politischer, und der politische Erfolg des gegenwärtigen Krieges wird schwerer zu erreichen sein, als der militärische.

Ein großes Resultat aber hat der Krieg bereits gehabt, er hat dem preußischen Volk unter schweren Opfern fühlbar gemacht, was sein Staat bedeutet. Auch dem kleinen Mann ist in der Seele mächtig aufgegangen seine höchste Erdenpflicht, die Hingabe an seinen Staat und die Opferfreudigkeit. Zeiten, welche große Empfindungen geben, machen alle Einzelnen, welche daran Theil haben, stärker und besser. Die Vorurtheile des Standes und einzelner Berufsclassen schwinden, wärmer drückt ein Nachbar dem andern die Hand, mitten unter den schrecklichsten Leidensscenen erweitern die milden Empfindungen des Mitleids und der Menschenliebe das Herz. Wer so Großes durchgelebt, erhält einen andern Maßstab für Beurtheilung der Erdendinge, und die Vaterlandsliebe, welche wärmer und thatkräftiger wirkt, macht das politische Urtheil freier und größer. Dieser Krieg wird auch im Innern Preußens der Beginn eines neuen politischen Lebens werden. Es ist ein Irrthum, wenn man als letztes Ergebniß eine Steigerung der Reaction fürchtet. Die aus dem Felde zurückkehren, und die

in der Heimat die gewaltigen Tage durchleben, sie alle lassen auf den blutgetränkten Schlachtfeldern viel von ihren Vorurtheilen zurück.

Was uns die Zukunft bereitet, steht in höherer Hand; wir aber wollen unser Herz maßvoll und fest halten, bei dem Siege, dessen wir uns jetzt freuen, und bei der Arbeit, welche uns noch bevorsteht.

Die Abtretung Veneliens an Kaiser Napoleon.

(Grenzboten 1866, Nr. 29.)

Wenn man dem alten Shylock zugemuthet hätte, seinem grimmigen Haß gegen Antonio dadurch Genüge zu thun, daß er sich selbst aus seinem Leibe ein Pfund Fleisch ablöse und dasselbe einem Dritten schenke, er würde solchen Vorschlag als ein höchst unsinniges Geschäft verworfen haben. Was dem Juden von Venedig nicht möglich gewesen wäre, hat die östreichische Regierung mit besonderer Behendigkeit zuwege gebracht. Sie hat gethan, was in der Geschichte bis jetzt, soweit uns Kunde von Kämpfen um Land und Leute überliefert ist, noch nie erhört war: eine große Provinz, um die sie vor wenig Wochen ungeheure Rüstungen machte und Krieg für Sein und Nichtsein begann, ist von ihr weggeschenkt, „ohne Bedingungen", nicht einer der beiden Mächte, mit denen sie im Kampfe war, sondern einer dritten, neutralen Macht. Die Gemüthsstimmung, in welcher dies geschah, hat große Aehnlichkeit mit der eines Knaben, der den Apfel, um den er sich mit zweien rauft, einem dritten gibt, damit seinen Gegnern die Freude verdorben werde und der dritte zu Hilfe komme.

Doch es war Sache der östreichischen Regierung zu ermessen, was ihrem Stolze möglich ist, und es ist Sache der Oestreicher, Ungarn und Slaven, wie sie diese Art von Demüthigung ertragen.

Wir aber haben Ursache zu fragen, wie weit die Schenkung Venetiens dem Vortheil Oestreichs dient und seinen Feinden schadet, deren Sache gegenwärtig die unsere ist. Ohne Zweifel war diese Abtretung ein sinnreiches Mittel, die östreichische Regierung aus der großen Verlegenheit des Augenblicks herauszuheben und Preußen wie Italien in Verlegenheit zu setzen. Kaiser Napoleon ist dadurch in einer Weise herbeigerufen worden, welcher sowohl seine Persönlichkeit als die Eitelkeit der Franzosen schwer widerstehen wird; von der Rolle des Vermittlers kann er Schritt für Schritt zum bewaffneten Einschreiten im Interesse Oestreichs getrieben werden, der Siegeslauf der preußischen Heere wird gehemmt, Oestreich erhält Gelegenheit seine Kriegsmacht neu zu ordnen, die Südarmee aus Italien heranzuziehen, Preußen sieht sich jetzt in Gefahr eines Krieges sowohl mit Oestreich, den deutschen Südstaaten als mit Frankreich, der Zusammenstoß der kämpfenden Interessen erhält eine Ausdehnung, welche alle Großmächte Europas zur Theilnahme zwingt, und diese Theilnahme droht, im Ganzen betrachtet, den Ansprüchen Preußens nicht günstig zu sein.

Das sieht jedermann ein, und wenn Oestreich nichts weiter wollte, als einen Dämpfer auf die Friedenshoffnungen des preußischen Volkes setzen, so hat es vorläufig diesen Zweck erreicht.

Aber welcher dauernde Nutzen soll ihm selbst aus der Schenkung hervorgehen? Zunächst hoffte es dadurch seine Stellung in Deutschland zu retten, aber gerade diese hat es nach menschlichem Ermessen unrettbar verdorben. Ueber die Köpfe seiner Bundesgenossen hinweg, derselben Bundesgenossen, welche aus einem Abhängigkeitsgefühl zu dem altmächtigen Oestreich ihre Geldkräfte, das Blut ihrer Soldaten, ihr eigenes Dasein auf das Spiel gesetzt haben, ruft es Frankreich zum Schiedsrichter in den deutschen Streit herein. Ohne es zu wissen und zu wollen, werden die Herren, welche für ihre Souveränetätswünsche Schutz bei Oestreich suchten, der Protection

Frankreichs überliefert. Wir kennen eine und die andere Regierung Süddeutschlands, welcher diese demüthigende Behandlung, die sie zu einem stummen Vasallen des Kaiserstaats erniedrigt, ganz recht ist, denn es fehlt uns nicht an Dynastien, welche sich lieber unter dem Purpurmantel Napoleons bergen, als einen Bundesstaat mit Preußen ertragen. Aber weiß man in der Burg, daß solche Verkehrtheit des Urtheils an allen Höfen übermächtig ist? War man so überzeugt, daß in keinem der Herrscherhäuser noch ein Funke von deutschem Fürstenstolze aufglühen könne, der die Kläglichkeit dieses Vasallenthums fühlbar macht?

Doch gesetzt, man sei der Dynastien sicher, meint man denn auch die öffentliche Meinung in Deutschland mit dem Schritte versöhnen zu können? Wir haben in dieser Stunde keine Ursache, mit dem politischen Urtheil der Süddeutschen zufrieden zu sein, ein ungerechtfertigter Preußenhaß befängt dort auch viele Verständige; aber es hieße allzu niedrig denken von dem Ehrgefühl unserer deutschen Landsleute, wenn man glauben wollte, daß sie ein solches Hereinrufen Frankreichs in die deutschen Händel ohne tiefes und bitteres Wehgefühl ertragen. Was die preußischen Siege nicht vermochten, das hat jetzt Oestreich selbst gethan, es hat ihnen die Augen geöffnet über den Schutz, den sie von dem Kaiserstaat für ihre Nationalität zu hoffen haben, und über den Werth einer Bundesgenossenschaft, der sie sich so vertrauend hingaben. Es ist eine jämmerliche Lage, in welche die östreichische Klugheit unsere vertrauenden Landsleute im Süden gebracht hat; schon verfügt eine französische Zeitung, welche dafür gilt, stille Gedanken des Kaisers Napoleon auszuplaudern, über Oberbaiern, einen Theil Schwabens und das badische Oberland als Entschädigungsgebiet für das kaiserliche Oestreich. Wer kann zweifeln, daß die Regierung, welche einen Theil ihres Reiches verschenkt hat, mit derselben Leichtigkeit Landgebiet früherer Bundesgenossen annehmen werde, die ihm schon jetzt für treulos gelten, weil

sie die blitzschnellen Niederlagen der östreichischen Macht nicht aufzuhalten vermochten.

Und für dieses System sollen Baiern, Badenser und Hessen unterdeß ihr Blut im Felde vergießen in unnützem Kampfe? Ihren Regierungen war die Neutralität geboten und Verbürgung des Landbesitzes, sie haben den Krieg gewählt, weil sie Oestreich nicht von dem Bundesvertrag ausschließen wollten, den ihnen Preußen anbot. Jetzt hat ihnen Oestreich dieses Opfer gelohnt in seiner Weise, es hat die Zukunft ihrer Staaten abhängig gemacht von dem Kaiser der Franzosen, und die Presse schleudert ihnen ins Gesicht, daß sie Verräther oder doch werthlose Bundesgenossen seien.

Die einzelnen Heerkörper unserer Landsleute in Süddeutschland sind tüchtig und den Preußen steht ernste Arbeit bevor, wenn das Widerwärtige unvermeidlich wird und im Süden des Mains ein deutscher Stamm gegen den andern kämpfen muß, die Truppen haben keine Schuld daran, daß hastige Politik ihrer Cabinete schneller in den Krieg getrieben hat, als der Friedensstand der Bataillone erlaubte. Aber die östreichische Presse hat doppeltes Unrecht, wenn sie den Süddeutschen vorwirft, daß größere Schnelligkeit ihrer Truppen die Entscheidung in Böhmen verhindert haben würde. Denn in Preußen war man fest entschlossen, alle Macht zu starken Schlägen gegen Oestreich zu vereinigen, ohne Rücksicht darauf, welche Fortschritte unterdeß eine süddeutsche Armee machen würde. Und wenn die Baiern die Elbe überschritten hätten und bis Berlin vorgedrungen wären, Preußen hätte die schädliche Promenade und das Zeitungsgeräusch ertragen und die östreichische Armee nicht losgelassen. Denn seine richtige Kriegsrechnung war, daß es nach Besiegung des größeren Heeres auch dem achten Armeecorps und den Baiern überlegen sein würde, und es war in den Krieg getreten mit dem Bewußtsein, daß der Staat die Existenz daran setzen müsse. Daß die süddeutschen Heere bis jetzt nicht in großer Schlacht an der Elbe mit den

Preußen zusammenstießen, hat auf das Geschick des Kaiserstaats keinen nennenswerthen Einfluß gehabt. Für Deutschland aber ist es ein großes Glück, es hat zwischen Verwandten Blut erspart und erleichtert eine Versöhnung.

Die neue Wendung der östreichischen Politik hat auch eine Wendung in Deutschland vorbereitet, den Süddeutschen ist die Möglichkeit genommen, noch länger von Oestreichs deutschem Beruf zu sprechen. Es ist dadurch aber unläugbar für Preußen wie für Deutschland eine neue Gefahr entstanden. Die Stellung des Kaisers Napoleon zu den preußischen Forderungen ist in der Hauptsache verständlich, wenn auch unbekannt ist, wie viel er zugestehen, wie viel verweigern möchte. Die Grenzen aber, innerhalb deren sich seine Vorschläge bewegen können, sind deutlich. Ihm ist ein Vortheil Frankreichs, daß der Dualismus in Deutschland erhalten bleibe; und er verkennt nicht, daß der Planet Preußen zur Zeit im Aufsteigen, Oestreich in cadente domo ist; er fühlt sich nach der Schenkung verbunden, die Interessen Oestreichs wahrzunehmen, und er begreift, daß dem neuen Selbstgefühl Preußens, seinem Heere und Volk beträchtliche Zugeständnisse gemacht werden müssen, wenn er nicht in Preußen sich und seinem Sohne einen erbitterten und nicht ungefährlichen Feind großziehen will. Innerhalb dieser Grenzen werden sich die Bedingungen halten, welche er als Gewährsmann Oestreichs vorzuschlagen oder zu bewilligen geneigt sein wird. Also etwa die Elbherzogthümer, einige andere Gebietsvergrößerungen und einen norddeutschen Bund.

Unterdeß ist ihm bei der Anbietung und hastigen Annahme der Schenkung Venetiens begegnet, was ihm schon in früherem Falle Verlegenheiten bereitet hat. Der kluge Fürst ist bei aller Bedächtigkeit doch da, wo es die Verwirklichung geheim gesponnener Lieblingswünsche gilt, in Gefahr, sich allzu eifrig einzusetzen. Seine Umsicht beweist er aber in bewundesrungswürdiger Weise, wie er solchen Speculationsfehler einer abenteuerlichen Natur wieder gut zu machen weiß. Diesmal

lockte ihn übermächtig der Wunsch, die Herrenhand über Italien zu halten, Preußen nicht zu stark werden zu lassen, für sich eine in Europa noch nicht dagewesene Herrenstellung zu gewinnen, seinem Staat ohne Kampf vielleicht eine Vergrößerung zu verschaffen. Ob er richtig das Für und Wider eines heftigen Krieges am Rhein berechnet hat, ferner wie England und Rußland das Geschenk Venetien aufnehmen werden, und ob sein Frankreich denselben flaggenden Enthusiasmus bei einer ernsten kriegerischen Verwickelung bewahren wird, darf man bezweifeln. Allmählich werden auch diese Rücksichten sich vor ihm geltend machen, schon ist in seiner Presse wie zufällig der Gedanke ausgestreut, daß eine Nichtannahme des Waffenstillstandes durch die verbündeten kriegführenden Mächte die Schenkung Venetiens hinfällig machen würde. Es ist ganz seine Weise, sich in solcher Art den Rückzug zu decken; in Wahrheit aber muß sein Wille sein, die gewonnene Stellung so lange als irgend möglich festzuhalten. Er wird zunächst das Unloyale der östreichischen Schenkung durch die größte Freundlichkeit gegen Preußen und Italien zu decken suchen; wenn solche Diplomatie den verletzten Stolz der Kriegführenden nicht versöhnt, werden leise Zwangsmittel folgen, Zusammenziehung größerer Truppenmassen in den stehenden Lagern, Aufstellung eines Heeres, Erhitzung seiner Presse.

Zur Zeit hat Italien die Gabe des Kaisers Napoleon noch nicht angenommen. Cialdini hat den Po überschritten und sucht das italienische Heer in den Besitz wenigstens eines Theils von Venetien zu setzen. Nationaler Stolz und Bundespflicht sträuben sich dort gleichmäßig gegen die Demüthigung, welche die Schenkung Venetiens durch Frankreich auflegen würde. — Wir halten Italien allerdings für einen werthvollen Bundesgenossen der deutschen Zukunft. Aber wir glauben keine Beleidigung gegen König und Volk von Italien auszusprechen, wenn wir annehmen, daß Preußen wenig Beistand von seinem Verbündeten zu hoffen hat, und daß es in der gegenwärtigen

Sachlage ganz auf den eigenen Muth und die heimischen Hilfsquellen angewiesen ist.

Preußen hat einen Kampf auf Leben und Tod begonnen, um die ungeheuerlichen und abgelebten Zustände des alten Bundes zu beseitigen und den deutschen Staaten einen innigern Zusammenhang, dem deutschen Volke Theilnahme an der Gesetzgebung des neuen Bundes zu verschaffen. Wie hat das deutsche Volk dieses große Ziel gefördert? Der ganze Süden brennt in Preußenhaß, erst die Schlacht bei Königgrätz hat zur Vorsicht in den knabenhaften Aeußerungen dieses Hasses gezwungen. Der deutsche Norden ist gedrückt, unsicher, in seinen Stimmungen getheilt, ohne jede andere Energie, als die menschenfreundliche gegen die Verwundeten; es sieht aus, als ob alle Wärme des Gemüths im Volke sich in diese echt deutsche Empfindung der Einzelnen für Einzelne verdichtet hätte. Sachsen, Hannoveraner, sogar Hessen lassen sich leidend die preußische Besetzung ihres Gebietes gefallen, es sind überall nur Wenige, welche die Möglichkeit einer neuen bessern Zukunft mit Freude begrüßen. Solange die Nachbarn ihre heimischen Fürstenhäuser hatten, empfanden sie unzufrieden Schwäche, Eigenwilligkeit oder verkehrte Maßregeln ihrer Regierungen, jetzt fühlen sie als eine Kränkung, die ihnen selbst zugefügt ist, daß ihre Regierungen durch dieselbe verhängnißvolle Politik, die sie gegen den Willen des Volkes gewählt, zerschlagen worden sind. Auch die Einsichtsvollen, welche eine Rückkehr der alten Zustände für keine Verbesserung erachten, halten sich schweigend zurück. Vom Süden ist in politischer Beziehung jetzt noch gar nichts zu hoffen. Dort war es wenigstens in Baiern und Baden vorzugsweise die Stimmung des Volkes, welche die Regierungen zum Bündniß mit Oestreich gebracht hat Wir kennen wohl die Gründe dieser verhängnißvollen Verblendung der öffentlichen Meinung. Vieles Gute und vieles Schwache in dem deutschen Wesen hat solche Verirrung des politischen Urtheils veranlaßt. Die Sache liegt aber jetzt so,

daß es für Preußen — den Deutschen gegenüber — leichter ist, sie sämmtlich mit den Waffen zu erobern, als in einen Bundesstaat mit Zurückführung der alten Dynastien zu verwandeln.

Allerdings die Verblendung des Volks wird nicht von Dauer sein. Die Schwäche eines staatlosen Daseins wird Hunderttausenden mit jedem Tage fühlbarer, die Ueberschätzung der eigenen Wehrkraft und politischen Bedeutung, welche in Süddeutschland noch weit verbreitet ist, vermag gegenüber den Ereignissen nicht zu bestehen. Schon wird am Main als eine Schande empfunden, daß so viele wackere Truppen in einer Reichsarmee mit ruhmloser Thätigkeit und unnützem Blutvergießen hin und her marschiren, und daß edle Völker zwischen den Großmächten so hilflos liegen, wie leeres Gebiet, über welches man nach Kriegszwecken verfügt. Aber solche Erkenntniß braucht Zeit, bevor sie den Männern die Schamröthe auf die Wangen treibt, und noch mehr Zeit, bevor sie den Muth gibt, solches verkümmerte Dasein mit einem bessern zu vertauschen. Während dieser Zeit ist ein großer Theil des außerpreußischen Deutschlands für die zukünftige Gestaltung unseres Vaterlandes unkräftig. Die Klugen haben vielleicht nichts dawider, sich von Preußen erobern zu lassen, und sie sehen mit einiger Theilnahme, daß die Preußen ihr Blut vergießen, aber Muth und Gelegenheit, in der günstigen Stunde selbstthätig für Deutschland zu handeln, besitzen nur Wenige.

Wer könnte es also den Preußen verdenken, wenn sie jetzt, wo ein großer Theil der übrigen Deutschen kalt oder feindselig zu der Idee eines Bundesstaats steht, darauf verzichten, ihren Landsleuten ein Glück, das man sich nicht begehrt, aufzudringen? Welcher Deutsche könnte den Preußen etwas Stichhaltiges erwiedern, wenn sie jetzt nach dem Siege von Königgrätz sagen: Wir haben euch einen Bundesstaat geboten, wie ihr ihn seit achtzehn Jahren in Versen und Prosa, in Toasten und Kammerreden ersehnt und beschworen habt, und was habt

ihr dagegen gethan? Ihr habt wie Kinder mißmuthig bei Seite gestanden, oder die Hände geballt und zornig das Gesicht verzogen, weil euch zufällig die Partei nicht recht war, welche euch und euren Nachkommen, der Gegenwart und Zukunft der Nation, das Höchste entgegentrug, was ihr in euren Träumen zu hoffen wagtet und was ihr unentbehrlich für euren Stolz und euer Glück nanntet. Ihr habt entweder gegen uns zu den Waffen gerufen, oder ihr habt in der großen Mehrzahl thatlos zugesehen, wie eure Fürsten gegen uns rüsteten; wir haben unser Blut in Strömen vergossen für das gemeinsame Wohl, und ihr gebt uns jetzt zu verstehen, sehr deutlich durch eure kalte Unthätigkeit, durch Volksgeschrei, durch die Rüstungen eurer Landesherren, daß ihr das Band, welches euch mit uns vereinigen soll, nicht begehrt. Ihr selbst habt euch das Recht genommen, Theilnehmer an dem deutschen Staat zu sein, den wir gründen. Wir werden darum alles Landgebiet, das wir gegen das Ausland zu behaupten im Stande sind, an unsern Staat ziehen und euch Andern eurem Schicksal überlassen, d. h. dem Bündniß mit Oestreich. So wollen wir unsern Bundesstaat mit den Treuen, die zu uns gehalten, einrichten und ruhig abwarten, bis die Noth, das bittere Gefühl der eigenen Ohnmacht und der Unmöglichkeit, ohne uns als Deutsche zu bestehen, euch zu uns treibt.

So könnten die Preußen mit Recht sagen und jeden Tag mit dem Kaiser Napoleon einen Frieden schließen, der ihren Landbesitz vergrößert und die größere Hälfte deutschen Gebietes ihnen verbündet. Was aber werden sie in Wahrheit thun? Oestreich hat ihnen in der gehässigsten Weise erklärt, daß es seine Oberherrschaft über die deutschen Stämme nicht ohne neuen Kampf aufzugeben gewillt sei. Die Preußen ziehen unaufhaltsam in Mähren vorwärts und fordern diesen Kampf. Wird ihnen hierbei die Gunst des Geschickes, dann sind sie mit Oestreich fertig und führen ihr Heer nach dem Westen. Dann wird sich entscheiden, ob die Rheinbundfürsten und Völker

so viel deutsches Blut in den Adern haben, daß sie sich einer Bundesgenossenschaft mit Frankreich schämen.

Ein Krieg Preußens gegen Frankreich ist größere Arbeit, als der Krieg gegen Oestreich. Preußen ist sich der Gefahr eines solchen Waffenganges bewußt, aber es wird ihm nicht ausweichen, wenn der Kaiser dazu nöthigt. Ob Sieger, ob Besiegte, die Preußen werden durch diesen Krieg zu tötlichen Feinden nicht Frankreichs, aber der kaiserlichen Dynastie.

Alle Hoffnung und alle Kraftentwickelung, welche den Deutschen in diesen Wochen vergönnt ist, ruht in dem preußischen Heer. Ist die Nothwendigkeit vorhanden, dasselbe an den Rhein zu führen, dann wird noch einmal an die Deutschen, welche nicht Bundesgenossen Preußens sind, die Frage gerichtet werden, ob sie Schutzbefohlene Frankreichs sein wollen, mißachtet und verhandelt auch von den Franzosen, oder ob sie in der letzten Stunde in ihrer Seele etwas finden, was ihnen den Kampf um einen deutschen Staat theuer macht. Wir hoffen, daß wenigstens dann in den mannhaften Hannoveranern und Hessen der deutsche Sinn zu wackerem Entschluß treiben wird.

Unterdeß leben die Preußen in ähnlicher Stimmung, wie im Jahre 1813, hochgehoben sind dort die Gedanken. Nach fünfzig Friedensjahren glüht dort im Volk wie in dem Königshause das begeisterte Gefühl auf, daß die Tage gekommen sind, wo das jetzt lebende Geschlecht sich zu opfern hat für eine gute Zukunft. Zum zweiten Mal sind die Preußen Führer und Vertreter der deutschen Interessen geworden, unter ungünstigen Verhältnissen gegen eine ungeheure Uebermacht. Aber es scheint das Schicksal dieses Staates, in der Noth sich seiner Tüchtigkeit und seines Berufs bewußt zu werden und die Seelen der Menschen nicht durch Milde und Gunst, sondern durch die tiefe Achtung zu erobern, die er ihnen abnöthigt. Und der Ruf, welcher die preußische Armee in Böhmen an die Sohlen der Feinde heftet, das Lieblingswort Blüchers, soll auch der muthige Feldruf der preußischen Politik sein: Vorwärts!

Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaat.

(Grenzboten 1866, Nr. 40.)

Der Kriegssturm, welcher in diesem Sommer über unsere Länder fuhr und die Gipfel stolzer Bäume brach, hat geendet in einem warmen Wehen, welches die Blüthen von tausend Festgewinden bewegt. Die lebenden Krieger sind fast alle zur Heimat gekehrt, auch die große Woche der Einzüge ist vorüber. In den meisten Landschaften des neuen Bundes und in den acht alten Provinzen des preußischen Staates war seit vierzehn Tagen die letzte große Geschäftigkeit des Krieges eine freudige Arbeit nach schwerer Sorgenzeit. Unzählbar sind die Kränze und Sträuße, welche geflochten worden, sehr schön die Anreden, welche die lieben Väter der Stadt an die bekränzten Helmträger richteten, nicht klein waren die runden Tonnen und essenswürdigen Schüsseln, welche in geschmückten Festsälen aufgestellt wurden. Und wenn es ein physikalisches Kunstmittel gäbe, die hallenden Hochrufe der Millionen zu einem einzigen Ton zu vereinigen, es wäre ein Donnerklang geworden, der von der Newa bis zu den Pyrenäen die Luft erschüttert hätte. Unterdeß mußten die Zeitungen solchen Klang ersetzen. Sehr verschieden waren freilich die Aeußerungen derselben Freude. Im stillen Kirchdorf that's eine Guirlande, die über die Straße gespannt war, ein Choral, zu welchem die einzige Posaune des Dorfes den Grundton zu finden strebte, auch die Jungfrauen hatten sich weißer Gewänder enthalten, aber die Grüße, Umarmungen und die Freudenthränen der Eltern waren gerade so warm, wie wo anders. Stattlicher vorbereitet erwiesen sich die Triumphe in der ansehnlichen Mittelstadt, hier war die Begrüßung am meisten einem schönen Volksfest ähnlich. Denn die ganze Bevölkerung der Umgegend war zu Wagen, Roß und Fuß in der Stadt zusammengeströmt, in kleinen Bundesländern fast das ganze Volk in seiner Residenzstadt ver-

sammelt, den bescheidenen Häusern war der letzte Blumenschmuck des Jahres, Dahlien und Astern, die beste Zier, unter den einziehenden Truppen war die Ordnung gar nicht zu erhalten, denn die Eltern und Bräute drangen heftig in die Reihen, es wurde so viel geküßt, umarmt und gesegnet, daß das würdige Ceremoniell ärgerlich litt. Ja die Leute ließen ihren Herrn Bürgermeister kaum aussprechen, obgleich auch dieser hier und da reisig zu Rosse saß, und schrien ihr Hoch dazwischen, bevor er von seinem erhöhten Platze die weißbekleidete Hand zum Tusche gehoben hatte. An solchen Orten wurde auch den Regimentskommandeuren Gelegenheit, an rednerischen Aufgaben ihre Tüchtigkeit zu erweisen und in schön gefügten Worten den Bürgern Dank auszusprechen, eine Arbeit, die manchem wackern Krieger als eine schwierige Kriegsarbeit erschienen sein mag. Ueber Allem freilich stand das mächtige Schauspiel des Berliner Einzuges, in der That ein großartiges, welches einem kriegerischen Volke wohl die eigene Bedeutung lebhaft vor Augen stellen mußte.

Jetzt kehrt allmählich die alte Ordnung zurück; die aus dem Felde heimgekehrt sind, erzählen von ihren Thaten und Leiden, schon ist die Sage geschäftig, ihre bunten Ranken zwischen den wirklichen Verlauf der Begebenheiten zu ziehen, auch die Heldenthaten der Kleinen in der Compagnie und der Corporalschaft verlangen Anerkennung, und die jungen Burschen, welche nicht mit im Felde waren, vernehmen mit Achtung von den tötlichen Schüssen und Schwerthieben, welche die guten Bekannten mit unwiderstehlicher Tapferkeit ausgetheilt haben.

Auch die Zeit der militärischen Auszeichnungen ist gekommen. Es ist in der Ordnung, daß der Soldat sich über solche Anerkennung freut. Freilich wird auch hier Manchem Entsagung zugemuthet, und es ist dem Kriegsherrn nicht möglich, immer gerecht zu sein. Wen zufällig das Wohlwollen seiner Vorgesetzten nicht begünstigt, der muß sich mit dem stillen Be-

wußtsein begnügen, daß er völlig seine Pflicht gethan hat. Ist dabei Entbehrung, so wird sie dem preußischen Soldaten, der nach kurzer Zeit zu seinem bürgerlichen Beruf zurückkehrt, leichter als dem Offizier, dessen ganzer Lebenserfolg von der Schätzung seiner Vorgesetzten abhängt.

[Man hat in Preußen viel Kunst auf die Decorationen gewandt, hat viele Orden und so feine Unterschiede erdacht, daß nur sehr wenige Menschen im Lande noch wissen, was jede Nüance bedeutet und welcher Art von Verdienst sie gebührt. Es ist erfreulich, daß das Erinnerungszeichen an diesen Feldzug schlicht sein soll, wie vor fünfzig Jahren, aus feindlichem Kanonenmetall gegossen. Aus dem übrigen Kanonengut aber sollen die Glocken des Berliner Doms gegossen werden. Diese bronzene Denkmünze wird jeder Krieger dieses Jahres, wer es auch sei, sein Lebtag mit Genugthuung bewahren.

Ja, es ist ein gutes Heer. Nicht seine Kriegsthaten sollen jetzt erwähnt werden, sondern die Bravheit, welche der Bürger erkannte, auch in den Ländern, welche das Heer in Feindschaft besetzt hielt. Die Offiziere haben sich als Gentlemen bewiesen, das hatte man erwartet, und sie haben in sehr großer Mehrzahl glänzend die Ansicht widerlegt, daß der preußische Offizier bei aller dienstlichen Tüchtigkeit hochfahrend, anspruchsvoll und ungesellig sei. Die freundliche Bereitwilligkeit der Kommandeure, dem Bürger die Kriegslast so leicht als möglich zu machen, hat diesem Kriege preußischer Seits fast durchweg einen Charakter von Humanität gegeben, der in der Kriegsgeschichte in diesem Grade vielleicht noch nie zur Geltung gekommen ist. Das alles war gut und recht.] Aber, um die Wahrheit zu sagen, am meisten haben doch die gemeinen Soldaten sich in der Fremde Freundschaft gewonnen, und sie vorzugsweise haben in diesem Kriege geholfen, die Nichtpreußen mit dem preußischen Wesen zu versöhnen, wohl gar zu befreunden. Ausschreitungen Einzelner waren in einer Zeit, in welcher die bürgerliche Ordnung schwach war, nicht überall zu ver-

meiden, sie waren so selten und so wenig bösartig, daß sie den großen Eindruck, den das Ganze hervorbrachte, fast nirgends störten. Zahlreich sind die kleinen Geschichten, welche bei uns in Sachsen von den Quartiergebern erzählt werden, wie die Soldaten ihren armen Wirthen die Last zu erleichtern suchten, auf das Gebührende verzichteten, sich freuten, wenn sie einmal in der Wirthschaft helfen konnten, wie sie vor dem Abmarsch noch ausgingen, den Kindern des Hauses Spielzeug zum Andenken zu kaufen, oder — was sie sehr gern thaten — sich für ihre Wirthe photographiren zu lassen, um diesen ein freundliches Andenken zu geben. Alle Anekdoten nach dieser Richtung bedeuten für das Ganze wenig und hier ist nicht der Ort, sie zu sammeln, aber unter vielem Aehnlichen ist uns ein ganz kleiner Zug für den Geist des Heeres als besonders charakteristisch erschienen und er mag hier eine Stelle finden. Bei einem der großen Lazarethe von Leipzig war den leicht verwundeten Oestreichern gestattet, sich in dem großen Garten, der dazu gehörte, aufzuhalten. Sie standen den Tag über am Eisengitter der Straße, unterhielten sich mit der andrängenden Stadtbevölkerung und empfingen kleine Gaben, Cigarren, Früchte u. s. w., die ihnen reichlicher zugetragen wurden als den Preußen. Die preußischen Verwundeten im Garten aber hielten sich vom Gitter zurück. Da trug ein Mann einen Korb Kirschen herzu und forderte einen preußischen Soldaten, der außerhalb des Gitters stand, auf, die Kirschen den Verwundeten hineinzureichen. „Wem soll ich sie geben?“ frug der Preuße. „Natürlich den Oestreichern,“ war die Antwort. Der Soldat hielt den Korb einen Augenblick schweigend in der Hand, dann sagte er ruhig: „Das ist auch recht, denn wir können bezahlen, was wir brauchen, und sie sind arme Gefangene.“ Er konnte wohl das Selbstgefühl des Siegers und den billigen Sinn, der in dem Heere auch gegen die Feinde lebt, nicht anspruchsloser und besser ausdrücken.

Nach dieser Richtung haben besonders die älteren Land-

wehrmänner, die als Besatzungstruppen im Rücken des böhmischen Heeres standen, wacker ihre Pflicht gethan. In ihnen war ein leiser elegischer Zug. Sie waren durch den Krieg von Weib und Kind und von ihrer Werkstatt fortgerissen, und dachten oft sorgenvoll dahin zurück. Sie saßen gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft umringt von den Kindern des Hauses wie Vettern, die zur Familie gehörten; dadurch erwiesen sie sich den Quartiergebern als ehrenfeste und solide Männer, mit denen man ein gescheidtes Wort sprechen konnte, sie vertraten in ruhigem Gespräch kräftig ihren Standpunkt als Preußen, aber ihr Gemüth war zugänglich für die Beschwerden eines Bürgers und Hausbesitzers.

Sie alle kehren heim in ihre Garnisonen oder zu ihren Lieben, nur die nicht, welche in fernem Lande die Erde deckt. Die ersten spärlichen Halme sind auf ihrer Ruhestätte aufgeschossen, und der Herbstwind wirft das dürre Laub darüber. Die Tausende, welche nicht wieder zur Heimat ziehen, und die größere Zahl derer, welche ihr Leben lang eine schmerzende Erinnerung an große Tage unserer Geschichte mit sich herumtragen, ihnen wünschen wir vor allem, daß der Kampf, in dem sie geblutet, dem Vaterlande zum dauernden Heil sei.

Uns allen ist Pflicht dafür zu arbeiten, aber der unvergleichlich größte Theil dieses Friedenswerkes liegt auf dem Herzen der Männer, welche im Geheimen den entscheidenden Waffengang zwischen Preußen und Oestreich gewollt haben.

Als der Krieg begann, war sonder Zweifel ein großes Ziel den Leitern der preußischen Politik klar, der Krieg war ein Kampf um die Oberherrlichkeit in Deutschland, der Siegerpreis, welchen sie hofften, war Ausschluß Oestreichs aus einem Bundesstaat, der auf Grundlage der gemeinsamen Verkehrsinteressen aufgebaut werden sollte. Diesen Zweck beweist der Entwurf vom 10. Juni, ihn beweist das wiederholte Angebot der Neutralität und Bürgschaft des Besitzstandes von Sachsen, Hannover, Hessen, Nassau, den Südstaaten. Was man neben

dem Ausschluß Oestreichs im günstigen Fall für Preußen und den Bundesstaat fordern sollte, darüber war man keineswegs einig, ja es kann an entscheidender Stelle diese Frage kaum zur Sprache gekommen sein. Noch zwei Tage vor der Schlacht bei Langensalza trug Oberst v. Döring dem Könige von Hannover abermals Wiedereinsetzung in seinen Staat auf Grundlage des Programms vom 10. Juni an, und es war bei dem unglücklichen Fürsten der äußerste Grad von Verblendung, und es waren ein blutiges Gefecht und Verluste der preußischen Truppen nöthig, bevor in Preußen der Gedanke Boden gewann, das Landgebiet, welches durch Blut erkauft war, zu behaupten.

Man hat in Berlin bis jetzt viele Nachsicht gegen preußenfeindliche Kundgebungen in den neuen Landschaften bewiesen, weil man die meisten für unwichtig hielt. Die Hannoveraner erfreuen sich des Königshauses, das seit jener englischen Thronbesteigung vor 130 Jahren ihnen fremd geworden war, erst seit wenigen Jahrzehnten, und die beiden Vertreter des alten Geschlechtes, König Ernst August und sein Nachfolger, waren nach allgemeinem Urtheil nicht so geartet, daß sie als Regenten eine persönliche Hingabe von Leuten mit verständigem Sinn beanspruchen konnten. Das Ausland wird deshalb solche behende Unterwürfigkeit an ein Nichts, d. h. an zwei Mißregierungen unangenehmer Gebieter, gar nicht verstehen. Wir Deutsche freilich kennen diesen Grundzug unseres Wesens, wir sind ihm stets im Bösen und Guten gefolgt. Der Trieb zu lieben und zu verehren ist in unserem Volk von je so unwiderstehlich gewesen, daß die Deutschen sich ein Object ihrer Hingabe erfinden müssen, wenn sie zufällig keins haben. Sie umgeben dann leicht den Erwählten mit aller Poesie ihres warmen Gemüths und ihnen ist alsdann lästig zu prüfen, ob das Original in Wahrheit ihrer Hingabe werth ist. Das war schon in Urzeiten so. Dies Gefühl hat durch zwei Jahrtausende die Treue des Gefolges an den Herrn, die Hingabe des Frommen an seinen Heiligen, die Diensttreue des Vasallen

hervorgebracht, noch jetzt ist dasselbe Gefühl ebenso oft ein Quell sittlicher Empfindungen, als eines gedankenlosen Bedientensinnes. Heut ist es bei dem Bürger Hannovers etwas Treue, viel Trotz, und ein wenig Sorge um den eigenen Geldbeutel. Und man darf mit den kleinen Leuten, welche aus der Ferne ihren König verehrt haben, jede Nachsicht haben, ihre Kinder werden aus demselben Bedürfniß eines loyalen Cultus ebenso eifrige Preußen werden, als die Väter jetzt eifrige Welfen sind.

Weniger Nachsicht verdienen die Damen, welche die politischen Debütantinnen des Auslandes darin nachäffen, daß sie in schwarzer Kleidung trauern. Und wir erlauben uns mit dem letzten Rest von Höflichkeit, den wir vor dieser eintönigen Tracht empfinden, an eine peinliche Erfahrung zu erinnern. Bis jetzt hat fast überall schwarzes Trauergewand, welches Frauen aus politischem Grunde trugen, ihren Männern Unheil und Todesgefahr gebracht. Als die Polinnen und Italienerinnen sich in schwarze Seide kleideten, wurden ihre Männer Verschwörer. Die ersteren für eine imaginäre Republik, der die thatsächlichen Grundlagen des Gedeihens fehlten, die zweiten für die Idee eines großen nationalen Staats. In beiden Fällen machte Pulverdampf der weiblichen Demonstration ein Ende; in Polen folgte ihm Verderben der Männer und Untergang der polnischen Wünsche, in Italien die Todesnoth der Männer und Sieg des italienischen Einheitsstaats. Aber weder Polinnen noch Italienerinnen haben vor Europa die Lächerlichkeit auf sich geladen, um der Caricatur eines Großstaats willen ihre Männer zu Verschwörern zu machen. Es ist sehr zu wünschen, daß die schwarze Seide der Ritterfrauen in Hannover für die Angehörigen derselben nicht ähnliche finstere Folgen habe und nicht zuletzt ein wirkliches Trauergewand werde.

Der Ritterschaft von Hannover aber, der aus dem preußischen Westfalen und aus mancher anderen Landschaft des

norddeutschen Staates sind die Augen seltsam geblendet. Noch heut, nach einem blutigen Kriege und dem Sturz alter Regentenhäuser, ahnen sie nicht, daß sie, gerade sie und ihre alten Freunde und Gebieter uns mitten in eine große deutsche Revolution versetzt haben, deren Verlauf und Ausgang in nicht geringem Maße von ihrem eigenen Verhalten abhängt. Sie haben immer die Liberalen als ihre politischen Gegner gehaßt, sie haben bis zu diesem Jahre Fortschritt und Sieg der nationalen Wünsche gehindert. Die liberale Partei suchte die nothwendige Vereinigung der deutschen Staaten auf dem Wege des Bundesstaats und friedlichen Ausgleichs, sie wollte der Zukunft überlassen, nach ihrem Bedürfniß und ihrer Kraft die Bande zwischen den einzelnen Ländern Deutschlands fester zu ziehen, bis einst Deutschland unter einer Regierung geeinigt sei. Der Junker Hochmuth hat diese Arbeit aufgehalten und vereitelt. Denn die conservative Partei der Mittelstaaten und die Ultramontanen waren es, welche die eigene heimische Herrschaft dadurch erhalten wollten, daß sie den Dualismus der Großmächte verewigten, sie verhetzten ihre Souveräne gegen Preußen und sie sandten ihre Söhne in das östreichische Heer. Und doch wäre ein Bundesstaat, der durch Compromiß der bestehenden Mächte vereinbart wurde, auch für die conservative Ritterschaft die bequemste Verbindung mit den nationalen Forderungen gewesen. Was war die Folge ihrer emsigen unklugen Arbeit? Das Lebensbedürfniß des preußischen Staates erzwang doch diese Vereinigung, und da die Junkerpartei den friedlichen Weg hemmte, so bethätigte sich der unwiderstehliche Drang gewaltsam, er übersprang die friedliche Arbeit der Liberalen, beseitigte die Dynastien mehrer Länder und stellte uns alle mit einem Mal auf den Boden des Einheitsstaats. Wir freuen uns über diesen großen Fortschritt zu einer Vereinigung deutscher Kraft, obwohl der Weg nicht unser Weg gewesen ist. Wir verdanken diesen Fortschritt aber der ausbündig unvernünftigen Politik der Junkerpartei außerhalb Preußen, welche

im eigenen Interesse den entthronten Fürsten ihren Hochmuth ins Unerträgliche gesteigert hatte, und wir verdanken ihn dem patriotischen Stolz einiger altpreußischer Junker, welche im Kampfe gegen die liberale Partei erkannten, daß nur ein kühnes Vorgehen Preußens auf nationalem Wege ihren Staat und Deutschland aus der Unmacht herausheben könne.

Und wieder jetzt haben die ritterlichen Reactionäre in der Hand, ob die gegenwärtige Umwälzung in ruhigem Verlauf endet oder nicht. Fügen sie sich selbst mit einigem Verständniß der großen Ideen, welche jetzt das Schicksal Deutschlands leiten, in die neue Zeit, so mag diese Revolution von jetzt ab schonend und friedlich den politischen Staatsbau Deutschlands umgestalten und sie selbst mögen in dem neuen Hause ihre Stellung, ihren Besitz und, was ihnen im Grunde den höchsten Werth hat, eine bevorzugte Stellung im Volke bewahren. Reagiren sie feindlich wie bisher gegen die neue Zeit, so wird der innere Kampf heftiger und erbitterter gegen sie entbrennen, als der Krieg dieses Jahres, und ihre Häupter werden mit Gewalt herabgedrückt werden, um freien Weg zu schaffen für den neuen Staat.

Auf dem Weg, den die preußische Regierung seit diesem Frühjahr betreten, ist kaum ein Anhalten möglich, noch weniger ein Rückschritt ohne Niederlage und Schmach. Wie vorsichtig auch die Weise war, in welcher Preußen die Bevölkerung deutscher Länder in sich aufgenommen hat, ehern ist die Hand des Schicksals, welches sich jetzt auf uns gelegt hat, wir alle müssen auf demselben Wege vorwärts, ohne Wahl. Wer sich widersetzen will, wird niedergeworfen, der Trotz des Einzelnen wie jedes Theils muß fortan zum Heil des Ganzen gebrochen werden. Ob die Männer, welche jetzt die Geschäfte Preußens leiten, die Arbeit zu Ende führen, welche sie so kühn begonnen, wissen wir nicht. Aber auch eine neue Regierung in Preußen und ein neues System wird die Kräfte nicht entbehren, welche auf dem jetzt eingeschlagenen Wege vorwärts

gehen müssen, vielleicht mit weniger Rücksicht und weniger Bedenken. Der kurze Krieg hat dort eine Fülle von Kraft frei gemacht und zuverlässig auch Talente heraufgebracht, welche das volle Maß von Patriotismus, Stolz und Energie haben, um im Krieg und Frieden an der Lösung der deutschen Frage zu arbeiten. Nach dieser Richtung sind die Tage des Berliner Siegeszugs für die Deutschen und das Ausland sehr lehrreich, das preußische Volk ist sich seiner Stärke bewußt geworden wie das Heer. Es war kein hohler Festrausch, der dort Hoch rief, die heimkehrenden Soldaten in die Arme schloß und bedächtigen Leuten Freudenthränen auf die Wangen trieb; es war der Anfang einer großen Zeit auch für das preußische Volk. Die kühnste Politik wird fortan dort Beifall und aufopfernde Unterstützung finden. Und solche Politik ist jetzt sogar nothwendig geworden, um dem Königshaus und der Regierung ihr Ansehen im eigenen Lande zu sichern. Die Zeit ist für Preußen vorbei, wo die Regierung einen kläglichen Literaten wie May wegen preußenfeindlicher Aeußerungen mit augenfälligem Haß verfolgte und einen preußischen Grafen oder Herzog, der seinen Sitz im Herrenhause verschmäht und erklärt, nicht mehr Preuße sein zu wollen, geduldig trotzen läßt. Es wäre unerfreulich, wenn an den Gutsherren in Hannover und an den Parteigängern Oestreichs in Westfalen ein abschreckendes Beispiel aufgestellt werden müßte; aber die Herren mögen sich erinnern, daß sie vor dieser Aussicht stehen. Und wenn die Regierung nicht von selbst Schritte thut, so werden nächstens einmal die Preußen dies fordern.

Jeden Deutschen, der jetzt athmet, von König Wilhelm und seinem Minister an bis zum ärmsten Tagearbeiter in Mecklenburg, hat dieses Jahr überrascht und in neue Bahnen gedrängt. Wir wundern uns nicht, daß diese plötzliche Umwandlung Vielen Schmerzen macht; aber wir preisen den vor Andern glücklich, der sich in den vergangenen Jahren den Glauben an die Kraft und Tüchtigkeit Preußens sicher im

Herzen bewahrt hat, denn nur er empfindet die Freude, daß ihm eine Erfüllung treugehegter Hoffnung ist, was jetzt plötzlich ins Leben tritt.

Die Ertheilung des Adels an Bürgerliche.

(Grenzboten 1868, Nr. 1.)

Ueber den politischen Werth, welchen das Institut des deutschen Adels für die Nation hat, mag die Nachwelt urtheilen, welche diese sociale Erfindung als eine geschichtliche Erscheinung vom Anfang bis zur Vollendung übersehen wird. Der Adel ist uns aus dem Mittelalter überkommen, er ist entstanden unter einer Staatsform, welche mit dem modernen Staat wenig Aehnlichkeit hat; er hat in verschiedenen Jahrhunderten sehr verschiedene Bedeutung gehabt. Jetzt ist er zahlreichen unserer Landsleute, Mitbürger und Freunde ein werther Familienbesitz, für viele Tausende ein wesentliches Moment ihrer Selbstachtung, auch eine Grundlage für sittliche und sociale Forderungen, die sie an sich und ihre Genossen stellen. Wir wollen also bereitwillig zugeben, daß der Adel nicht Wenigen eine wesentliche Stütze und Bereicherung ihres Lebens ist; wir halten die Freude, welche dem Sohn eines alten Geschlechts ansehnliche und geehrte Vorfahren gewähren, für höchst berechtigt; wir alle sind willig zu rühmen, wo in der Vergangenheit unserer Adelsgeschlechter Tüchtigkeit und ein wohlthätiger Einfluß auf die großen Interessen der Nation erkennbar ist; ja wir sind auch bereit, uns um die Wette mit unsern adligen Freunden an den schwierigen Aufgaben der adligsten aller Wissenschaften, der Heraldik, zu versuchen, und über den Ursprung des Rautenkranzes und aller Sparren und Schrägbalken Vermuthungen aufzustellen; und wir erklären eifrig, daß wir durchaus in der Ordnung finden,

wenn deutsche Hausfrauen bei jedem geselligen Vergnügen ihrer adligen Freundin den besten Sophaplatz und die erste Schale Kaffe anbieten. Wir halten allerdings für kein Glück, wenn einzelnen unserer Adligen die Phantasie begehrlich auf Zuständen der Vergangenheit haftet, wo die Privilegien des Adels zahlreicher, seine Herrenstellung im Volke unzweifelhaft war, aber wenn solche Vorliebe für abgestorbene Rechte hier und da das Urtheil unserer Mitbürger über die Bedürfnisse des modernen Staates beschränkt, so werden wir auf gesetzlichem Kampfplatz, in der Presse und in parlamentarischen Körperschaften, eine freiere und größere Auffassung ihrer Pflichten ihnen gegenüber geltend machen. Zuletzt wiederholen wir freudig die Anerkennung, daß viele Namen unseres Adels mit unsern theuersten Erinnerungen, mit großen Erfolgen auf Schlachtfeldern, in Wissenschaft und Kunst eng verbunden sind, und daß die Nachkommen alter Landbeschädiger durch loyale Hingabe an die besten Interessen des Staates mehr als einmal das Unrecht der Väter in ausgezeichneter Weise gesühnt haben. Nirgend so sehr und so ruhmvoll als in Preußen.

Aber eine andere Frage ist, ob eine fortwährende Vermehrung unserer Adelsfamilien durch modernen Briefadel für die Geadelten selbst, für die Regenten, welche den Adel ertheilen, und für die Nation nützlich, gleichgiltig oder schädlich ist. Unleugbar neigt die große Mehrzahl der Zeitgenossen zu der letzten dieser drei Ansichten.

In den despotischen Staaten, welche die deutschen Fürsten mit ihren Beamten auf den Trümmerhaufen des 30jährigen Krieges neu ordneten und welche bis zu dem französischen Wettersturm im Aufgange dieses Jahrhunderts bestanden, war die Nation nach den Ueberlieferungen früherer Zeit in Stände gegliedert, die Familienhäupter des hohen Adels waren die Regenten, den ersten Stand ihres Landes bildete der niedere Adel. Seine Standesrechte waren damals groß und für einen aufstrebenden Mann in Wahrheit begehrenswerth. Denn es

hatte der landsässige Adel, das heißt diejenigen Familien, welche seit alter Zeit als adelig in der Landschaft begütert waren, fast allein durch Geburt das Recht des Domanialbesitzes auf dem Lande — die zahlreichen Ausnahmen zu Gunsten einzelner Städte, Bürger und Körperschaften beruhten nicht immer, aber in der Regel ebenfalls auf Privilegien. Der Adlige mit acht und mehr Ahnen besaß das nicht weniger werthvolle Vorrecht, seine Söhne und Töchter in einer großen Anzahl geistlicher Stifter versorgen zu können, er allein hatte mit seinen Frauen die Hoffähigkeit, das heißt das Vorrecht seinen Landesherrn in Gesellschaft und höherem Hofdienst zu umgeben. Der Adel war nicht ausschließlich im Besitz der Offizierstellen und der höheren Staatsämter, aber er wurde bei diesen Carrièren in so ausgezeichneter Weise begünstigt, daß er allerdings befugt war, diese Stellen als einen Standesbesitz zu betrachten, und daß jedes Heraufkommen eines Bürgerlichen als eine grobe Unregelmäßigkeit erschien. Das Interesse des fürstlichen Staates machte aber schon damals das Eintreten neuer Menschenkraft in ritterlichen Grundbesitz, Offiziers- und Beamtenstellen nothwendig, und den Nichtadeligen wurden Adelsbriefe gegen Geld und aus Gnade reichlich ertheilt. Wer sich heraufbringen wollte als Gutsbesitzer, Offizier, Beamter, kaufte einen Brief. Alle größeren Landesherren ertheilten die Briefe, welche in ihrem Lande den Adel verliehen, aber für den in ganz Deutschland giltigen Adelstand galt nur der kaiserliche Hof als der vollberechtigte Spender, andere deutsche Fürsten, die Preußen und Sachsen erst, seit sie als Souveräne eine Königskrone außerhalb des Reiches trugen. Ein Adelsbrief gab aber durchaus nicht alle Vorrechte des Adels, zwar Offizieren und Beamten galt er als genügend, weil hier die persönliche Tüchtigkeit doch eine Hauptsache blieb; für Erwerbung des rittermäßigen Grundbesitzes mußte in vielen Landgebieten, vor allen in den kaiserlichen Erblanden, außer dem Diplom, welches zum „Edeln" machte, ein zweiter Ritterbrief gekauft

werden, und auch dieser öffnete dem Neuling nicht sofort die Aufnahme in die Körperschaft des landsässigen Adels. Der Zutritt zu adeligen Stiftern aber und die Hoffähigkeit wurden durch Brief nicht erworben, vollends nicht für Frauen und Töchter der Geadelten.

In dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts rüttelte die Aufklärung ein wenig an diesen Verhältnissen; die Landesherren, welche das Bedürfniß fühlten, sich mit der neuen Bildung des Bürgerthums in Verbindung zu setzen, nahmen sich die Freiheit, die alte Ordnung ihres Hofes gering zu achten, und es war nicht unnatürlich, daß diese Mißachtung an einzelnen Höfen Mode ward. Die freiere Ansicht von Menschenwerth, welche vielen der bessern Fürsten gekommen war, wirkte nach jeder Richtung wohlthätig auf die Besetzung der Staatsstellen, zuweilen auch auf den persönlichen Verkehr und dadurch auf Ansichten und Bildung des Landesherrn, aber als Regel bestand bis über die französische Revolution in ganz Deutschland das alte Adelsrecht, und wenn Goethe, Schiller und Andere von ihren Herren wohlwollend mit des Kaisers Brief beschenkt wurden, so geschah dies immer mit der Empfindung, daß sie erst durch solche Gnade für den Verkehr mit ihrem Landesherrn befähigt und in den Rang der Vollfreien Deutschlands erhoben würden. Und diese Ansicht lebte nicht nur an den Höfen, auch im Volke, trotz den bereits zahlreichen Widersachern, welche das Ideal eines neuen Staates, der noch nicht bestand, in ihrer Seele trugen.

Seit Napoleon das römische Reich zerbrach und durch die Erhebung der norddeutschen Stämme zerbrochen wurde, errichteten sich die deutschen Staaten auf ganz neuer Grundlage. Seit dem Jahre 1815 kam für den Adel, vor andern für den preußischen, eine merkwürdige Uebergangszeit, welche bis zur Gegenwart währt. Einige politische Privilegien, die er als Stand im Staate besessen, waren gleich den Rechten und Beschränkungen der übrigen Stände aufgehoben, das Vorrecht

des adeligen Grundbesitzes und der Standschaft, die fast ausschließliche Bevorzugung bei Offiziers- und höheren Beamtenstellen.

Aber er dauert als ein besonderer politischer Stand im Staate, die Regenten fahren fort, den Adel als erbliches Familienvorrecht oder auch als persönliche Auszeichnung zu ertheilen. Schon im Jahre 1812 ward in Preußen ein verlebter Orden erneuert, der nur Adeligen verliehen wurde, auch bei andern Orden fordert die oberste Klasse den Adel. Bedenklicher war, daß für gemeine Verbrechen adeligen Individuen ihr Adel aberkannt wurde, denn alsdann mußte der Richter, allem Volke fühlbar, aussprechen, daß über dem Volk eine Klasse von erblicher Rechtschaffenheit und Ehre bestehen und dadurch erhalten werden solle, daß sie ihre unwürdigen Mitglieder in das Volk herabstoße. Und was wichtiger war, dem Adel bleibt das Hofrecht und den Souveränen die Pflicht, alle Ehrenämter ihres Hofes mit Adeligen zu besetzen; auch für die Staatsämter, welche zu regelmäßigem Verkehr am heimischen oder am fremden Hofe verpflichten, gilt der Adel als Erforderniß. Und es erhält sich wenigstens Neigung und Tendenz, höhere Offizier- und Beamtenstellen mit Adeligen zu besetzen und für diese Aemter den wohl geeigneten Nichtadeligen den Adel zu ertheilen. Man unterläßt nicht, auch Künstlern und Gelehrten von Bedeutung, oder wenn sie sich zufällig dem Hofe empfehlen, einen Adelsbrief zu schenken, außerdem aber Adelsbriefe an Bewerber auszutheilen, zuweilen gegen Geld, ja es bestanden in einigen Staaten bis fast zur Gegenwart feste Preise für die einzelnen Adelstitel, und es half wenig, daß man diese Kaufsummen nur als Ausfertigungstaxen darzustellen suchte, und die persönlichen Verdienste des Geadelten als Hauptsache; dieselbe Beschönigung eines abgeschmackten Geschäftes hatten schon die Habsburger vergeblich versucht. Dabei fuhren die Regenten fort, ihre Verleihungen als eine Erhebung in höheren Stand zu bezeichnen. Auch die

Regierungen hatten zuweilen die Empfindung, daß solche privilegirte Stellung eines einzelnen Standes nicht ganz in der Ordnung sei, man vermied vielleicht, in den Statuten eines adeligen Ordens die letzte Vorbedingung für die Aufnahme zu erwähnen, man versuchte vergeblich eine Unterscheidung zwischen staatsbürgerlichen Rechten und Ehrenrechten, zwischen Stand und Rang u. s. w.

Unter den Bürgerlichen, welche in diesen fünfzig Jahren geadelt wurden, sind einige unserer besten Männer. Wer als Diplomat hohe Interessen zu vertreten hatte an einem Hofe, wo die Adelstraditionen galten, dem war der Adel wie die Uniform, der Titel und andere Decorationen eine bequeme Hilfe für den Verkehr mit Anspruchsvollen, und er durfte, falls ihm die Adelsprädicate angeboten wurden, eine Ablehnung nachtheilig für die großen Geschäfte halten, welche zu fördern sein Beruf war. Wir sind auch nicht gemeint, streng zu urtheilen über den jungen Offizier, der unter den adeligen Kameraden Brief und Wappen für begehrenswerth fand, obgleich er einem großen Prinzip des neuen Staats und wahrscheinlich allen seinen bürgerlichen Kameraden weh that. Und ferner möchten wir einige Nachsicht erbitten für die deutschen Künstler, welche höchst souverän im Reich der Farben, Töne und schöngeschwungenen Linien walteten, und doch auf deutschem Boden, in einem noch armen und mühevoll erwerbenden Volk von der Gnade eines kleinen Fürsten abhingen, wenn ihnen in enger Luft der Künstlerstolz klein wurde und wenn sie als unpolitische Männer einmal vergaßen, daß der von keinem irdischen Fürsten einen Adelsbrief nehmen darf, den eine höhere Macht selbst gefürstet hat der Nation zu Freude und Segen. Schwerer wird uns, den Mangel an Selbstgefühl und politischem Takt bei den zahlreichen bürgerlichen Industriellen und Gutsbesitzern zu entschuldigen, die in der Höhe ihres Mannesalters, mitten im Volk stehend, eine Verleihung des Adels als Auszeichnung für sich begehren.

Denn wie kommt es doch, daß die Nation mit Unwillen und Spott, ja mit sehr lebhafter Mißachtung, auf solche Ertheilung neuen Adels blickt, zumal wenn sie einer Bewerbung folgt? Ist es Neid, welchen die auszeichnende Hervorhebung des Einzelnen aufregt? Ist es deutscher Unwille über die Eitelkeit und das Streben nach äußerlicher Distinction? Ist es Parteigeist, welcher einen ansehnlichen Bürger nicht übergeführt sehen will in einen Stand, der in seiner Mehrheit immer noch politische und sociale Anschauungen bewahrt, welche den Quellen bürgerlicher Thatkraft und bürgerlichen Ehrgefühls nicht völlig entsprechen? Oder ist es im letzten Grunde ein größerer politischer Vorwurf, welcher gegen solche erhoben wird, die sich den Adel suchen?

Angenommen, es wäre in unserer Zeit noch möglich, zwischen dem Regenten und den Regierten einen erblichen Adelstand von Gentlemen aufzurichten, welcher die Tendenz hat, alle in sich aufzunehmen, die durch Vermögen, Talent und ansehnliche Stellung aus dem Volke herausragen, so würde bei strenger Durchführung dieses Prinzips zunächst das Volk zweitheilig zerschnitten, ein durchaus unerträglicher Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten hervorgerufen, freilich auch im Laufe der Zeit der Adel selbst vernichtet, denn die Kinder und Nachkommen aller Männer, welche in solcher Weise aus dem Volk herausgehoben sind, würden bei einer Abnahme ihrer Tüchtigkeit und ihres Vermögens vor dem Zurücksinken in die Masse des Volkes doch nicht bewahrt werden können, und man könnte im besten Fall nichts schaffen als eine immer zahlreicher werdende Kaste von Braminen oder Radschputen, denen für unehrlich gelten würde, hinter dem Pfluge herzugehen oder Sohlen zu schneiden. Bis zuletzt nach Jahrhunderten so ziemlich das ganze Volk aus Gentlemen in Lumpen bestehen müßte.

Da aber Niemand an eine solche durchgängige Verleihung des Adels denkt, was soll dann die fortgesetzte Scheidung der

Staatsbürger in zwei Kategorien, welche als Kaufleute, Gutsbesitzer, Offiziere, Beamte in gleicher Thätigkeit neben einander stehen? Ist für die Geadelten der Adel irgend etwas, ein Mittel, besser Carrière zu machen, mit höher Stehenden auf gleichem Fuß zu verkehren, ein wirklicher Schmuck und eine Erhebung ihres Lebens, so wird bei dem besten Herzen und der größten Billigkeit ihrer Berufsgenossen von diesen die Bevorzugung Einzelner immer als ein Unrecht gegen alle Uebrigen empfunden werden. Und eine Verleihung des Adels wird die Mehrzahl der Nichtgeadelten selbst in dem Falle demüthigen und benachtheiligen, wenn der Adel nur wirklichem persönlichem Verdienst und nur auf Lebenszeit verliehen würde; wir wissen, daß dies nicht der Fall ist.

Alles Leben und Gedeihen des modernen Staates beruht darauf, daß neue Familienkraft reichlich und unablässig aus den kleinen Kreisen menschlicher Thätigkeit emporringt und ohne jedes Hinderniß für jeden Zweck des Staates nutzbar gemacht wird. Der Staat als solcher darf nichts dazu thun, um träge, schwache und untüchtige Familien in anspruchsvoller und geschützter Stellung zu erhalten und dadurch frischer Menschenkraft Raum und Luft zu verengen. Wenn eine Familie der naturgemäßen Neigung folgt, ihre Angehörigen durch gesetzliche Mittel des Privatrechts, im Besitz von Land oder Vermögen auf mehre Geschlechter zu erhalten, so ist das ihre Sache, der Staat wird solche conservirte Familienkraft zu gebrauchen wissen, soweit sie seinem Interesse dient. Wenn unser alter Adel in der Erinnerung an angesehene Vorfahren eine ihm vorzugsweise fließende Quelle von politischer Zucht und Sittlichkeit, von treuer Hingabe an den Staat und von edlem Selbstgefühl gegenüber Russen und Franzosen findet, so würde dies allerdings ein Gewinn für den Staat, auch Freude und Gewinn für die Nation werden. Niemand wird zu behaupten wagen, daß ein Adelsbrief, der jetzt erlangt wird, solche wohlthätige Wirkungen habe, er mag weichen und schwachen

Empfindungen des Individuums wohlthun, er ist aber nichts weniger als Beweis eines gesunden Kraftgefühls, und wir leugnen deshalb sehr entschieden, daß er die Kraft und politische Sittlichkeit der nächsten Generationen des Geadelten zum Vortheil für den Staat steigern werde.

Und um endlich das Allbekannte mit groben Worten zu sagen, wir Deutsche haben alle Achtung vor einem wackern Edelmann und gönnen ihm herzlich gern seine Ehren und Titel. Aber wir sehen nicht, und wir glauben nicht, daß unser Adel nach irgend einer Richtung klügere, bessere und tüchtigere Männer und Frauen hervorbringe, als andere gebildete Kreise unseres Volkes. Weder in Wissenschaft und Kunst, noch in der Landwirthschaft, noch in der Politik, sogar nicht da, wo er am bravsten ist, im Heere räumen wir dem Adel einen Standesvorzug größeren Talentes und stärkerer Kraft ein. Dagegen fühlen wir wohl, daß er besondere Schwächen der Individuen begünstigt, gerade weil er noch Einiges von einem gesonderten Stande hat. Und deshalb meinen wir, wenn jetzt ein Bürgerlicher den Adel für sich sucht, so thut er es nicht, um gebildeter, besser, kräftiger zu werden, sondern aus begehrlicher Eitelkeit, aus Schwäche oder um sich und den Seinen kleine Vortheile zu schaffen. Und deshalb verübeln wir ihm den erbetenen Wappenbrief um so mehr, je mehr wir ihm politisches Urtheil zutrauen.

Auch unsere Fürsten haben in der Gegenwart jede Ursache, der Nation gegenüber den Schein zu vermeiden, als ob ihnen der Bürger ihres Staates erst mit einem Adelsprädicat für vollberechtigt gelte. Die alte Hoffähigkeit, jenes Vorrecht des Mannes von altem landsässigen Adel, mit seiner ebenbürtigen Frau und seiner Familie sich bei Hofe zu präsentiren und mit seinen Standesgenossen die ausschließliche Umgebung der Souveräne zu bilden, ist in neuer Zeit kein Privilegium des alten Adels geblieben; sie ist namentlich in Preußen sehr erweitert worden, wo alter Adel nicht einmal mehr als Vor-

bedingung zu einem Hofamte gilt, wo vollends in der Adjutantur und in den höchsten Beamtenposten auf das Alter des Adels wenig Rücksicht genommen wird. Wohl aber ist unsern Regenten, mit sehr einzelnen Ausnahmen, immer noch die Empfindung anerzogen, daß von den Landeskindern nur der Adelige für den Tagesverkehr des Hofes vollberechtigt sei. Wahrscheinlich hat auch der beste und freieste Fürst Stunden, wo ihn diese Anschauung untilgbar beherrscht.

Allerdings, das Bedürfniß, mit den verschiedenen Kreisen des Volkes in Verbindung zu treten, mit Menschen von anderartiger Bildung zu verkehren, hat an jedem Hofe zu geselligen Auskunftsmitteln geführt, durch welche der Regierende sich für einzelne Stunden Nichtadelige zu nähern vermag. Im Ganzen aber bildet die Gesellschaft jedes Hofes einen Adelskreis, der die erlauchten Familien eng umschließt. Nicht gering ist die Zahl ausgezeichneter und guter Menschen, welche an deutschen Höfen den Hofhalt unserer Herren zieren. Ja es sei hier, und nicht zum ersten Mal, die Ansicht ausgesprochen, daß gegenwärtig, im Ganzen betrachtet, der Adelige in solcher Hofstellung weit besser ruhiges Gleichgewicht und eine wohlthuende Sicherheit zu bewahren versteht, als wir dem strebsamen Nichtadeligen zutrauen. Auch soll durchaus nicht der Wunsch ausgesprochen werden, daß jemals Phantasie und Ehrgeiz des Bürgerthums nach solchem Amt dränge. Aber die Freiheit soll unsern Herren werden, jede Art von Gentlemen aus ihrem Volke um sich zu sammeln, damit die größte Gefahr ihrer hohen und abgeschlossenen Stellung beseitigt werde, die Abhängigkeit von den Anschauungen und Vorurtheilen eines bestimmten Standes; denn diese Abhängigkeit hat nur zu oft beigetragen, ihr Verständniß und Urtheil über die höchsten Interessen des Staates zu verengen. Solange der Adel die Hoffähigkeit als sein Vorrecht betrachten darf, sind unsere Fürsten in Gefahr, in dem Gesichtskreise deutscher Junker zu beharren, und ihrerseits wieder der Loyalität ihres Adels einen Zusatz von höfi-

scher Unselbständigkeit und von Carrièresucht zu geben, welcher die Tüchtigkeit vieler ehrenwerthen Männer nicht steigert. So ist dem Fürsten nicht weniger als dem Staat nachtheilig, wenn er neue Kraft, die er an sich heranziehen möchte, dadurch vom Volke löst, daß er ihr die Ueberlieferungen eines bestimmten Standes aneignet.

Aus diesen Gründen ist es für Regenten nicht vortheilhaft, die Zahl unserer adeligen Familien durch neue Adelsdiplome zu vermehren, den Nichtadeligen aber ist es ein Unrecht, solche Verleihung für sich zu suchen.

Gegenwärtig erfolgt die Ertheilung der Adelsdiplome in der Regel nur auf das Gesuch Begehrlicher, und in manchen Jahren ist, wie man vernimmt, der Andrang von eitlen Bewerbern besonders stark. Als Act freiwilliger Gnade erscheint die ungesuchte Ertheilung eines Adelsbriefes und Wappens fast nur bei Thronbesteigung oder andern außergewöhnlichen Staatshandlungen. Es hat deshalb dem ganzen Volke wohlgethan, daß man in Preußen nach den Siegen des Jahres 1866 völlig vermieden hat, unter die Decorationen und Gnadenbeweise auch die Verleihung des Adels an Bürgerliche aufzunehmen. Möge dies Prinzip fortan in Preußen Geltung behalten und das Königsgeschlecht der Hohenzollern seine Hingabe an die Bedürfnisse des neuen Staates auch dadurch erweisen, daß es von einem Fürstenrecht, welches aus weit andern Culturzuständen überkommen ist, fortan nicht mehr Gebrauch mache. Dann wird der stille Gegensatz, welcher hie und da noch zwischen den Interessen des Adels und des Volkes zu Tage kommt, sich von selbst leise und allmählich, ohne daß darum Acte der Gesetzgebung nöthig wären, in den Fortschritten versöhnen, welche Wohlstand und Bildung, und die Hingabe Aller an das Vaterland machen.]

1870.



Die Verlegenheit Oestreichs.

(Grenzboten 1870, Nr. 18.)

Nach zweiundzwanzig Jahren fruchtloser Versuche ist der Staat in ein Verfassungschaos versunken, hoffnungsärmer als im Jahre 1848. Das Bestreben der Theile, sich gegenüber dem großen Staatskörper in eigenem Leben abzusondern, ist dreister und gefährlicher geworden. Die italienischen Provinzen völlig abgelöst, Ungarn ein eigener Staat, fast nur durch Personalunion gebunden, die Deutschen in Siebenbürgen, die Kroaten und Slavonen der ungarischen Nation untergestellt. In dem vorderen Galizien haben die deutschen Beamten den Polen weichen müssen, in dem östlichen Galizien arbeitet mit naiver Offenheit eine ruthenische Partei für den Uebergang zu Rußland, in den Gebirgslandschaften des deutschen Südens proclamirt eine rührige italienische Partei ihre Sympathien für das Königreich Italien, auch die stillen Slovenen haben dem Deutschthum den Krieg erklärt und verfertigen sich rüstig eine Literatur und eine eigene Nationalität. Die Czechen rufen frech nach Rußland und fordern Selbständigkeit und Autonomie wie die Magyaren, sogar das deutsche Tirol hat seine Treue vergessen, der Ultramontanismus und Provinzialsinn sind dort mächtiger geworden als die langgerühmte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. Die herkömmliche Oberherrlichkeit in Deutschland ist gänzlich verloren. Der Einheitsstaat, der zweitheilige Staat haben sich als unerträgliche Staatsformen der großen Ländermasse erwiesen, den schwächlichen Versuchen, eine Föde-

rativverfassung zu bilden, kann ein schnelles Ende prophezeit werden. Das scheinen traurige Aussichten für den Kaiserstaat, und es fehlt auch in Oestreich nicht an Stimmen, welche den unerhörten Zustand für den Anfang eines Endes der habsburgischen Monarchie halten.

Aber Leben und Dauer der Staaten vollendet sich nicht wie der Bestand eines Geschäftes oder das irdische Dasein eines Menschen, und man soll sich hüten, aus Gefahren, welche unter gewissen Umständen tötlich werden können, die unaufhaltsame Nothwendigkeit einer Auflösung zu folgern. Zunächst wäre verkehrt, zu behaupten, daß die 22 Jahre seit dem Sturz des Metternich'schen Systems für das politische Leben Oestreichs ohne große Erfolge vergangen seien. Im Jahre 1848 war Wien nur die stattliche Residenz des Kaiserhauses, gegenwärtig ist es eine der größten Handels- und Fabrikstädte des Festlandes geworden mit einer sehr eigenthümlichen Entwickelung der Industrie, schon jetzt für den geschäftlichen und geistigen Verkehr weiter Landstrecken die Gebieterin, welche durch ihre Presse, ihre Börse, ihre Wissenschaft und ihre Kunstindustrie unvergleichlich größere Einwirkung von Triest bis zu den Donaumündungen ausübt, als in dem Jahre, in welchem die Serezaner des Fürsten Windischgrätz durch das rothe Thurmthor drangen. Und ferner, kein Staat der Welt hat größere Ausgaben gemacht als Oestreich für seine wichtigsten Culturzwecke, seine Eisenbahnen schaffen jetzt die Waaren Italiens über die Alpen, die Bodenerzeugnisse des entfernten Ostens an französische und englische Käufer, seine Dampferlinien vermitteln den größten Theil des Verkehrs im hintern Mittelmeer. Die Schlagbäume zwischen den einzelnen Reichstheilen sind gefallen. Durch einheitliches Zollsystem an den Staatsgrenzen, durch eine früher unbekannte Freizügigkeit wird eine Leichtigkeit der Bewegung und eine Leichtigkeit lohnenden Verdienstes hervorgebracht, welche Hunderttausenden die schlummernde Thatkraft geweckt hat. Unläugbar lassen Handel und Industrie Oestreichs

noch oft die Solidität und geschäftliche Redlichkeit vermissen, welche wir zu fordern gewöhnt sind, aber ebenso unläugbar ist, daß der Aufschwung des Staates nach dieser Richtung in zwei Jahrzehnten fast wunderbar groß und energisch war.

Noch sind die Finanzen übel geordnet, aber die Staatseinnahmen haben sich doch mächtig gehoben, der harte Steuerdruck wird weniger empfunden als vor zehn Jahren, und es scheint nicht unwahrscheinlich, daß der Staat in einigen Jahren sich zu einem regelmäßigen Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe erheben wird. Ueber den gegenwärtigen Zustand des kaiserlichen Heeres wagen wir kein Urtheil, wir neigen uns zu der Annahme, daß die Erfahrungen des letzten Krieges nicht mit der nöthigen Energie benutzt worden sind, aber die große Mehrzahl der Truppen hat sich im Jahre 1866 gegen den überlegenen deutschen Gegner tapfer geschlagen und es ist kein Grund zu zweifeln, daß das Heer, richtig geführt, auch bei einem neuen Kriege völlig seine Pflicht thun wird und daß es, geschickt benutzt, auch im Innern gegen Aufstandsversuche getreu der Staatsidee dienen wird. Endlich wird Keiner unserer Freunde leugnen, daß auch die Volkserziehung und die politische Bildung in Oestreich seither sehr achtungswerthe Fortschritte gemacht haben; die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, Beschränkung der Pfaffenherrschaft, neue Organisation höherer Lehranstalten, Reform des deutschen Gerichtswesens, Theilnahme und Verständniß des Volkes für die größten Staatsfragen sind im Ganzen ein zweifelloser starker Gewinn, wenn auch nicht im gleichen Maße für alle Provinzen und wenn auch die Ungleichheit dieses Fortschritts so groß ist, daß sein Segen für das Ganze durch Rückschritte einzelner Landestheile beschränkt wird. Für die Steigerung der Interessen und der Bildung gibt sogar der Hader der Nationalitäten, verglichen mit den Zuständen des Jahres 1848, einige Bürgschaft. Damals waren die Menschen in Oestreich ganz in mittelalterlicher Weise schnell bereit, für ihre undeutlichen Ideale zu

den Waffen zu greifen. Sie lebten abgesonderter und hatten weniger zu verlieren und ein viel geringeres Verständniß von der Bedeutung ihres Staates. Jetzt ist solche Behendigkeit nur noch in den wildesten Grenzgegenden zu finden. Die gesammte politische Agitation, wie abgeneigt immer der Centralregierung, sucht vorsichtig und mit einer gewissen Scheu vor dem Gesetz die vorhandenen erlaubten Agitationsmittel zu verwerthen. Sie ist deshalb vielleicht nicht weniger gefährlich, aber es sind doch geistige Factoren, mit denen sie rechnet, und der Kampf wird mit der Feder und in Debatten geführt, da ist doch einige Hoffnung, daß zuletzt auch die Wucht der realen Interessen sich geltend machen wird.

So schwebt der Kaiserstaat zwischen den merkwürdigsten, sonst unvereinbaren Gegensätzen. Auf der einen Seite Verfall, Auflösung, ein Auseinanderstreben der Theile, bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung völliger Mangel an Wärme, ja unverhüllte Abneigung gegen die alte Staatsidee, auf der anderen Seite dagegen eine großartige Entfaltung der productiven Staatskraft, Steigerung des Wohlstandes, der Industrie, ja auch der socialen Bildung in den Individuen. Die Steuern werden gezahlt, die Soldaten ausexercirt, das Einströmen deutscher Intelligenz dauert unablässig fort. Wollen wir demnach diesen Zustand Oestreichs in einer Formel ausdrücken, welche nicht die ganze Sachlage, aber den Hauptpunkt trifft, so erscheint Folgendes als Ergebniß der letzten Vergangenheit: die alte Idee, welche den Staat zusammenhielt, das Hausinteresse der kaiserlichen Familie Habsburg-Lothringen hat mit reißender Schnelligkeit die Bedeutung verloren, aber an Stelle des alten Bandes tritt eine andere verbindende Gewalt, die Gemeinsamkeit der wichtigsten realen Interessen, deren Centrum die Hauptstadt Wien geworden ist. Nicht mehr die Hofburg ist der festeste Mittelpunkt des östreichischen Staates, sondern die Stadt Wien selbst ist es, mit den neuen Straßen auf dem bebauten Glacis, mit ihren Capitalien, ihrer starken Production,

der Anziehungskraft und geistigen Einwirkung, welche sie über das ganze Donauthal ausübt. Aber die alte Einheit ist im Untergang und die neue ist erst im Werden und sie ist noch lange nicht stark genug, um überall ihre Ansprüche gegenüber den Nationalitätswünschen siegreich zu machen.

Das ist in Wahrheit die Gefahr Oestreichs; ob sie durch neue Einbußen an Landgebiet, ob sie überhaupt unter den Auspicien des kaiserlichen Hauses bewältigt werden kann, das hängt zum Theil von unübersehbaren Conflicten der europäischen Politik ab; zum größten Theil aber von den Maßregeln der kaiserlichen Regierung. Die Zweitheiligkeit des Reiches ist nicht mehr rückgängig zu machen; aber der Hauptverlust der letzten 22 Jahre ist für die kaiserliche Regierung, daß auf unserer Seite der Leitha das deutsche Element seine Kraft zu colonisiren und die fremden Stämme mit sich zu verbinden, vorläufig ganz verloren hat. Wie die alte Staatsidee ist auch die deutsche Nationalität überall im Rückschritt, im Litorale, in Welschtirol, in Kärnten, in Krain, in Böhmen und Mähren, von Krakau und Galizien ganz zu geschweigen. Hier kann gegenwärtig nur ein aufgeklärter Despotismus helfen. Alles parlamentarische Leben des Gesammtstaats wird zur Carricatur, solange die Grundlage dafür fehlt, eine Bevölkerung, welche den Segen des Staates warm empfindet. Deshalb ist für Oestreich nicht der Verfassungsapparat die Hauptsache, sondern eine straffe und intelligente Verwaltung, welche in den einzelnen Landschaften mit Nachdruck die Interessen des Staates vertritt, jedem Volksthum seine Volksschule läßt, für alle höheren Anstalten den deutschen Unterricht obligatorisch macht, welche dem Gesetz unerbittlichen Gehorsam erzwingt und mit eiserner Festigkeit jede Auflehnung und jede Verschwörung verdorbener Agitatoren niederschlägt; welche aber zu gleicher Zeit nicht in der talentlosen und beschränkten Aristokratie ihre Stützen sucht, sondern in einer festen liberalen Haltung gegenüber den Pfaffen und den Intriganten des Hofes. Oestreichs ältestes Unglück

ist die Schlaffheit und Unsicherheit seiner Beamten und Graf Beust ist der letzte Mann, um dieses Grundübel zu bessern. Wenn man an Stelle dieses Fremden einen volksthümlichen Soldaten, etwa den Admiral Tegethoff zum Ministerpräsidenten macht und wenn man sich nicht scheut vor vorübergehenden Ausnahmezuständen und vor gewaltsamem Niederschlagen des Hochverraths, welcher bereits mit erschreckender Dreistigkeit sein Haupt erhebt, dann wird die Regierung, wenn das erste Mißtrauen der Deutschen überwunden ist, sehr bald in der Bevölkerung der alten Stammlande wieder die Zuversicht und das Zutrauen zum Staat, den letzten Quell jeder Kraftentwickelung, entstehen sehen.

Es ist keine leichte und bequeme Aufgabe, das Versäumte vieler Jahrzehnte wieder gut zu machen. Aber für Oestreich und für uns Deutsche liegt die Sache so: wenn nicht eine neue Energie in Verwaltung der Provinzen den Trennungsgelüsten steuert, so ist in Jahrzehnten das unglückliche Czechien mit Mähren verloren, nicht nur für deutsche Cultur, sondern für das Kaiserhaus, und uns Deutschen vom Norden wird die Aufgabe an der Moldau und im Böhmer-Wald die russische Oberherrschaft und die Bundesbrüderschaft der Moskauer zu dämpfen. Und doch haben wir das wärmste Interesse, als treue Bundesgenossen den Kaiserstaat zu schützen, solange er die Grundlagen seiner irdischen Berechtigung und Macht, den Zusammenschluß der Donauländer durch deutsche Cultur, nicht selbst vernichtet.

Die politische Lage.

(Grenzboten 6. Mai 1870.)

Zum viertenmale, seit der deutsche Nordbund eine Verfassung erhielt, sendet der deutsche Frühling Blüthenschnee und laue Luft über das Land, zum erstenmal trifft er die Privat-

unternehmungen der Bundesgenossen in gedeihlichem Aufschwung, Verkehr und Geschäft behaglich ausgebreitet. Eine befriedigende Ernte und wachsendes Vertrauen auf die Sicherheit der neuen Zustände haben den Druck von uns genommen, welcher durch drei Jahre auf der erwerbenden Thätigkeit des Volkes lag. Wenn der Geschäftsmann jetzt seine Zeitung zur Hand nimmt, so sucht er vor allem, ob seinem neu beschwingten Muth auch die große Politik der Staaten Bürgschaft für gute Dauer gebe. Von allen Seiten Friedensversicherungen, überall das Bestreben der Diplomatie politisches Gewölk durch kräftige Beschwörung auseinanderzublasen. Wohl noch bessere Bürgschaft für den Frieden Europas bietet der Umstand, daß Niemand Zeit zum Unfrieden hat. In Wahrheit hat es selten eine Zeit gegeben, in welcher sämmtliche große Staaten, ja auch die kleinen Schmerzenskinder Europas so angelegentlich durch die wichtigsten inneren Lebensfragen in Anspruch genommen waren. Unser Bund endigt in diesem Jahr die erste Periode der Gesetzgebung und seiner Neubildungen, die Wahlen zum neuen Reichstage beeinflussen bereits die Abstimmungen der Parteigenossen und die Artigkeiten des Hofes, von ihrem Ausfall wird abhängen, ob die sicherste Grundlage des neuen Bundes, die Militärorganisation mit oder ohne Stürme in ihrer Continuität erhalten bleibt. Aber noch andere Lebensinteressen Deutschlands reifen der Entscheidung zu, die obere Leitung des Bundes erfordert die Einrichtung neuer ergänzender Organe für Rechtspruch und Verwaltung, die Lage kleiner Bundesstaaten ist bereits so schwierig geworden, daß eine Aenderung ihrer Stellung zum Bunde sich über das Jahr 1871 hinaus schwerlich aufschieben läßt, der Rückfall der größeren Südstaaten in ihr altes Behagen und der wachsende Einfluß der großdeutschen und ultramontanen Partei bedrohen das Verhältniß des Südens zum Bunde mit neuen Gefahren; in Preußen selbst nimmt die Empfindung zu, daß die Herrschaft der conservativen Partei in der inneren Verwaltung, in Cultus

und Unterricht, der Zukunft des Staates schwere Einbußen bereite. Aber wie sehr auch das Ungenügende des gegenwärtigen Zustandes den Einzelnen ärgert, die Unzufriedenheit ist bei uns doch nur die Mahnung zu kräftigerem Fortschritt auf der betretenen Bahn, weit obenauf ist die stolze Empfindung, daß es trotz allem in zeitgemäßer Entwickelung vorwärts geht und daß am Himmelshaus des deutschen Bundes die guten Sterne in fröhlichem Aufsteigen sind. So oft wir unser Dasein im neuen Großstaat mit dem anderer Nationen vergleichen, empfinden wir fröhlich, daß wir keine von allen zu beneiden Ursache haben. Selbst das reiche England nicht.

Dort imponirte uns in den letzten Wochen wieder ein Staatshaushalt, der wie spielend die großen Lasten für Heer und Flotte trägt, eine Größe des Wohlstandes, die wir noch ein Jahrhundert entbehren müssen, ein Haus der Abgeordneten, welches an große Geschäfte so gewöhnt ist, daß es eine unentbehrliche Regierung nicht wegen 100,000 Pfd. St. Zolleinnahmen in die Gefahr einer Niederlage setzt. Dagegen sind wir frei von den Schwierigkeiten, welche die irischen Angelegenheiten dem englischen Ministerium bereiten. Wir würden in den Grenzkreisen Posens und Jütlands gegenwärtig Zustände für unerträglich halten, wie sie in dem größeren Theil von Irland bestehen: ein durch Glauben und historische Ueberlieferung der Idee des Staates abgeneigtes Volksthum, in welchem socialer Haß jede Woche einen neuen politischen Mord verursacht, in welchem der Richter und Geschworene eingeschüchtert, der Meuchler durch die Theilnahme und Mitschuld eines großen Theils der Bevölkerung ermuthigt wird. Jetzt endlich fühlt man in England, daß die sociale Reform des Grundbesitzes, welche durch die Regierung betrieben wird, nicht nur eine Frage der Parteiehre, auch der politischen Genesung geworden ist, und daß doch mehr als eine Generation sich ausleben wird, bevor der feindliche Gegensatz der Völker, die Erbschaft von vier Jahrhunderten innerer Kämpfe und Mißregierungen, getilgt werden kann.

Leidenschaftlicher und auf den Tag gestellt ist die innere Spannung in Frankreich. Der alternde Kaiser hat noch einmal sein demokratisches Rüstzeug herausgesucht, um sich und seiner Dynastie die nächste Zukunft zu sichern. Nach 19 Jahren einer Regierung, welche reich an großen Reformen und an glänzenden Erfolgen war, fordert er seine Franzosen, Mann für Mann auf, darüber abzustimmen, ob sie mit seinem System, mit ihm und seinem Hause zufrieden sind. Wir haben in den letzten beiden Jahrzehnten Vieles in der Politik erlebt, was noch unsere Väter für ganz unmöglich gehalten hätten, aber das Außerordentlichste von Allem ist doch wohl die allgemeine Abstimmung über Leben und Werth einer Dynastie. Es ist sehr wohlfeil, diese Abstimmung einen leeren theatralischen Coup zu nennen. Im Gegentheil, es liegt ein furchtbarer Ernst darin. Dort in Frankreich kämpfen weit andere Gewalten gegeneinander und gegen die Regierung, als bei uns. Die öffentliche Meinung, wie sie sich in einer unruhigen, geistreichen, übermächtigen Hauptstadt macht, und wie sie durch die Presse von abhängigen, ehrgeizigen und parteisüchtigen Individuen verbreitet wird, ist dort die wetterwendische Herrscherin des Tages. Dem leitenden Minister von Frankreich sind die Audienzen mit den Journalisten von Paris und den Correspondenten fremder Zeitungen fast wichtiger als die Stunden, in denen er die Vertreter fremder Großmächte empfängt, und er wandelt auf dem Trottoir Arm in Arm mit dem Vertreter eines einflußreichen Blattes, um für seine Maßregeln geneigtes Urtheil zu finden. Und wieder gegenüber dieser bedrohlichen, unzuverlässigen, reizbaren Macht der Tagesmeinung in der Hauptstadt sucht der Herr des Ministers, der Kaiser selbst, sich einen anderen Richter. Er appellirt an die Meinung der großen Masse, welche von dem Wellengeräusch der Presse, die über ihren Köpfen wogt, noch wenig aufgeregt wird. Aber die Gewalten der Tiefe, welche der Kaiser beschwört, werden zum großen Theil durch eine andere geheime Macht regiert,

durch die Priester der katholischen Kirche. Gegen die treibende Unruhe und die Frivolität der Stadtbildung beschwört der Kaiser als höhere Gewalt den Sinn der Millionen herauf, welche in der Stille geleitet werden, oft ohne zu wissen, durch wen. Wir zweifeln nicht, daß dem Kaiserreich wieder eine große Mehrzahl der Franzosen Recht geben wird, wenn nicht mehr acht Millionen, vielleicht doch sieben Millionen. Und in einigen Jahren vielleicht sechs Millionen oder weniger. Eine solche absteigende Scala der Volksstimmen ist für die höchste Gewalt eines Staates, welche doch zu einer Dynastie werden will, auf die Länge unmöglich, sie erscheint uns Deutschen wie der Uebergang zur Republik, das heißt für Frankreich zu einer Gewaltherrschaft der Stadt Paris über bevormundete Provinzen in neuen Formen.

Sieht es doch aus, als sollten die Völker romanischer Sprache, denen ihr leidenschaftliches Naturell und die Herrschaft der römischen Kirche den Bestand einer starken Regierung nöthiger machen, als den Germanen, der Reihe nach die Grundlagen eines monarchischen Staatslebens verlieren. Spanien vermag keinen König zu finden, und das Haus Savoyen fühlt im Frühjahr 1870 sich in seiner Herrschaft über Neapel und Sicilien unsicherer als im Jahre 1866.

Ein lehrreiches Gegenbild zu den französischen Zuständen bieten die Verfassungskämpfe des östreichischen Kaiserstaats. Dort bindet ein altes Fürstengeschlecht, uralte Zusammengehörigkeit und die reale Gewalt aller Verkehrsinteressen die Landestheile zu einer politischen Einheit zusammen. Dennoch ist dort gegen den Widerstand der einzelnen Theile das allgemeine Stimmrecht nicht einmal für die Wahl von Abgeordneten zum Reichstage durchzusetzen. Wie die Ungarn fordern Polen und Czechen die despotische Herrschaft ihrer Sprache und ihres Volksthums über die abgeneigten Bevölkerungstheile ihrer Landschaft, und die Verhandlungen, welche das Ministerium Potocki in diesen Tagen mit den trotzigen Partei-

führern gepflogen hat, lassen sehr unsicher, ob es dem Ministerium der Vermittlung gelingen wird, von Oestreich eine Herrschaft der alt-conservativen Partei und ein zeitweiliges Zurückstauen auf die alte Landtagswirthschaft fern zu halten. Gibt es einen Staat, welchem Frieden noth thut, so ist es Oestreich. Und doch hängt dieses Glück bereits von dem guten Willen eines feindlichen Nachbars ab, und dieser ist Rußland.

Was sich dort vollzieht, fordert Kritik und Sorge des ganzen gebildeten Europas heraus. Dort wird nicht nur den Polen, auch den Deutschen, demnächst den Finnen das moskowitische Wesen durch Gewaltmittel aufgedrängt, welche in einem Culturstaat unerhört sind und den Großmächten Europas mit jedem Monat näher legen, daß es ihr gemeinsames Interesse ist, gegen solche Tyrannis übertünchter Barbarei Abwehr zu finden. Die Macht, welche der Staat Peters des Großen unter Alexander II erreicht hat, ist bereits eine Gefahr für die abendländische Cultur geworden, der Trotz, mit welchem die Partei des jungen Rußland ihre Intriguen bis in das Herz von Böhmen und an die Küsten Dalmatiens spinnt, und der harte Hochmuth, mit dem sie ihre Grenznachbarn behandelt, drohen in kurzem eine große Zurückweisung unvermeidlich zu machen. Oestreich und der Nordbund haben hier gleiches Interesse und es ist dringend zu wünschen, daß die alte Gereiztheit beider Großmächte einem aufrichtigen Einvernehmen weiche. Nicht ohne Mühe wird durch die persönlichen Eigenschaften des Kaisers Alexander von Rußland das gute Einvernehmen zwischen Petersburg und Berlin erhalten. Den Großfürsten Thronfolger betrachtet man in Deutschland als einen eifrigen Förderer der feindseligen moskowitischen Politik.

Während in den beiden katholischen Großstaaten die Regierungen allgemeine Abstimmungen und einen Appell an die Millionen der Wähler erstreben, fehlt zu Rom bei den Abstimmungen der höchsten Kirchenfürsten allzusehr die Freiheit, welche die moderne Civilisation für jeden Urwähler fordert.

Die Polizei ist zu Rom argwöhnisch gegen Bischöfe geworden. Denn Herr v. Ketteler schreibt gegen die Curie, Cardinal Rauscher und Cardinal Schwarzenberg sprechen gegen die Curie, die Broschüre des Bischofs Hefele wird von der römischen Post beschlagnahmt. Wer ein Jahr einsam im Eise des Nordmeers Walrosse beobachtet hätte und jetzt heimkehrte, er würde solche unerhörte Wandlung dem zuverlässigsten Mann nicht glauben. Freilich, wenn daheim ein Curat des opponirenden Bischofs laut dasselbe behauptet, wofür der Bischof zu Rom stimmt, so wird ihm vom bischöflichen Rath das Amt verboten! — Unbehilflich vollzieht die alte Kirche ihre Umwandlung aus einer Aristokratie in einen geistlichen Cäsarenstaat, und die Herren Rauscher und Ketteler haben nicht geringe Aehnlichkeit mit Brutus und Cassius, nur daß sie nicht den Dolch in der Tasche bergen, sondern Concepte untergebutterter, niedergeschriener, ausgetrommelter Reden. Wenn erst Cäsar Pius ihren Widerstand niedergerunzelt hat und durch das placet von 500 Pfaffen für unfehlbar erklärt ist, dann erst wird sich zeigen, wie viel Stolz, Ehrgefühl, christliches Gewissen in den Fürsten der deutschen Kirche zu finden ist.

(Grenzboten 13. Mai 1870.)

Durch sieben Millionen französischer Stimmen ist gegen 1½ Million die Herrschaft des Kaisers Napoleon auf's Neue bestätigt. Der „Ja" sind mehr, als die Anhänger Napoleons selbst gehofft haben, aber daß nicht nur Paris, auch andere große Städte in ihrer Majorität mit „Nein" stimmten, und daß im Heere sich mehr als 40,000 Stimmen gegen den Kaiser aussprachen, das sind doch Umstände, welche den Bonapartisten eine reine Freude nicht aufkommen lassen. Uns hat das Jahr 1866 so zu Frankreich gestellt, daß der Kaiser noch jetzt außer Stande ist, ein engeres Zusammengehen mit der Politik des Berliner Cabinets zu wünschen. Er ist wohl im Innern überzeugt, daß der Einschluß der Südstaaten in den Bund auf

die Länge nicht durch Frankreich verhindert werden kann, er wird in Sorge um sein Ansehen bei Heer und Volk ein friedliches Zusammenwachsen der deutschen Interessen ertragen, aber er wird einem großen Ausbruch der Eifersucht in Frankreich nicht zum zweiten Mal vorsichtige Zurückhaltung entgegenstellen dürfen, sondern in solchem Fall die Führung französischer Empfindlichkeit übernehmen und dem verletzten Stolz Frankreichs Genugthuung suchen. Das ist in Deutschland allgemeine Annahme, wir wissen ziemlich genau, wie wir mit ihm daran sind. Er kann uns kein Freund sein, aber er ist ein wohlbekannter Nachbar, mit dessen Haushalt, stillen Gedanken und Interessen wir einigermaßen vertraut sind, und es ist im Ganzen ein klares Verhältniß. Darum wünschen wir aufrichtig, daß die große Abstimmung ihm in Wahrheit zum Heile sei. Um so mehr, da die nächste Zukunft ein großes gemeinsames Interesse zu schaffen droht, das Interesse der civilisirten Staatsordnung gegen den unfehlbaren Papst.

Die Antwort des Cardinals Antonelli auf die stillen Bedenken, welche Graf Daru über die politischen Consequenzen der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgesprochen hatte, ist ein weitläufiges Actenstück und erweist die alte Kunst des Vaticans, Thatsachen umzubiegen, Hauptsachen zu verschweigen und mit tugendhafter Energie zu beweisen, was Niemand angezweifelt hat. Jedoch in gewöhnliche Sprache übersetzt, gleicht sie genau der wohlbekannten Antwort, welche der Vorstand einer altgläubigen Judenschule dem Minister gab, als dieser das Unstatthafte des jüdischen Fluchgebets gegen Andersgläubige vorstellte, „wir haben doch geflucht 1800 Jahre und es hat Ihnen nichts geschadet." — Den altgläubigen Juden ist das Anathemasingen polizeilich verboten worden, obgleich sie den Vorzug hatten, diese Technik 1000 Jahre länger zu üben als die alte Kirche der Christen.

Unsere lieben Landsleute, welche mit Pietät an den Ueberlieferungen der katholischen Kirche hängen, denken wohl zu

wenig daran, wie groß die Zumuthungen sind, welche das Verfahren der ultramontanen Partei in Rom unserer Geduld, Nachsicht und Menschenliebe stellt. Auf's Neue ist mit größter Feierlichkeit von der alten Kirche der Fluch über unsere Seelen, über unser Staatswesen, unsere Geistesbildung, über Vieles, was uns Allen nationale Ehre, Stolz, Tugend ist, ausgesprochen worden. Es ist kein beruhigendes Zugeständniß, und es ist eine bare Unwahrheit, wenn uns unter der Hand versichert wird, daß es mit dem Anathema so schlimm nicht gemeint sei und daß nur eine theoretische Feststellung der Glaubenslehren, keinerlei Angriff auf die Andersgläubigen beabsichtigt werde. Denn es scheint uns kein Unterschied, ob die ewige Verdammniß und die Strafen der Hölle über uns beschworen werden, indem man uns mit Namen nennt, oder indem man sagt, wer die Lehre Immanuel Kant's und die Untersuchungen von David Strauß für wohlbegründet hält, sei verflucht. Wir merken doch, daß wir, und gerade wir gemeint sind.

Wir müssen zunächst dem sittlichen Gefühl der deutschen Katholiken überlassen, diesem Unsinn entgegenzutreten; wir vertrauen, daß in einer großen Zahl unserer Landsleute die Theilnahme an unserem Culturleben und die Achtung vor den protestantischen Brüdern stärker sein wird, als jene Fluchtheorie Roms, und wir hoffen deshalb, daß die Verdammung, die ihr oberster Priester gegen uns schleudert, unser einträchtliches Zusammenleben mit der Mehrzahl von ihnen nicht stören wird. Aber wir verbergen ihnen nicht, daß wir trotzdem unsicher und besorgt auf die Wirkungen sehen, welche dieser neue dogmatische Aufbau auf viele Einzelne unserer Mitbürger ausüben wird, welche nicht stark genug sind, sich dem Einfluß fanatischer Priester zu entziehen. Und wenn diese schädlichen Einflüsse auf gemischte Ehen und das friedliche Zusammenleben der Confessionen uns veranlassen, auch unsere Vertheidigungsmittel in der Presse und in der Gesetzgebung in Anspruch zu nehmen, um unser Volk vor dem Eindringen mittelalterlicher

Zustände zu schützen, so bitten wir alle Deutsche, brüderlich zu bedenken, daß nicht wir Protestanten es waren, welche diesen widerwärtigen Gegensatz aufgeregt haben.

Zufällig trafen in der vergangenen Woche traurige Botschaften von Brigantenfreveln zusammen. In Griechenland haben die Räuber die gefangenen Touristen getötet, wir wissen nicht, ob auf Rath ihrer politischen Freunde und Rechtsconsulenten in Athen, oder nur aus Grimm darüber, daß das griechische Ministerium ihnen die 50,000 Pf. St. Lösegeld wieder abzujagen und den Mund auf landesübliche Weise zu schließen Miene machte. In Italien aber haben zusammengeballte Brigantenhaufen wieder einmal die Cocarde der Sanfedisten aufgesteckt, sie sind im Vertrauen auf den Frieden, welchen ihre Gönnerin, die Kirche, ihnen auf päpstlichem Gebiet sichert, über die italienische Grenze gebrochen, vorläufig durch Freiwillige, unter denen der Sohn Garibaldi's war, in das Patrimonium Petri zurückgejagt worden. Und in Sicilien erwartet man jeden Tag den Ausbruch einer neuen Briganteninsurrection. Es ist doch eine wunderliche Geschichte, daß die scheußliche Räuberwirthschaft gerade in den Halbinseln des Mittelmeers, den Ländern glorreicher alter Cultur, den ruhmvollen Stätten, wo der Liebesglaube des Gekreuzigten zuerst durch kirchliches System und priesterliches Fürstenthum eine politische Macht wurde, so unzerstörbar wuchert. Papst Pius hat gegen seine Forderung, in Glaubenssachen für unfehlbar zu gelten, in seiner nächsten Nähe einen Gegner großgezogen, der vor aller Welt weit erfolgreicher gegen ihn argumentirt, als alle gekränkten Bischöfe. Und dieser Gegner ist die eigenthümliche Moral des päpstlichen Regiments. Räuber und Mörder zu hegen, weil sie als politische Helfer dienen können, gilt jetzt in Europa, Rom und Griechenland ausgenommen, für ein recht veraltetes Mittel, sich seiner Feinde zu erwehren; und wenn der verstorbene König von Sardinien, Karl Albert, sich bitter beklagte, er stehe zwischen den Dolchen der Carbonari

und der Chocolade der Jesuiten, so war auch die Kochkunst, welche in seiner Zeit den Vätern von der Gesellschaft Jesu zugeschrieben wurde, keine Waffe, welche die Hochachtung vor dem Stuhl Petri in Italien fester gegründet hat. Die römische Prälatur vermag nicht, die Entschuldigungen der Griechen für sich anzuführen. Die Griechen freilich sagen, wenn unsere Politiker noch ein wenig mit den Schwächen der Räuberei, des Meuchelmordes und der Partirerei behaftet sind, so tragen die bösen Türken die Schuld, welche unsern angestammten Adel durch mehre Jahrhunderte unterdrückt hatten. Aber die Türken haben, soviel wir wissen, ihren Halbmond doch niemals über dem Stuhl Petri aufgepflanzt. — Wir im Norden sind unbehilflichen Geistes und vermögen nicht leicht zu verstehen, wie eine Autorität in Angelegenheiten des Glaubens unfehlbar sein kann, die zugleich in christlicher Moral so wenig veredelnden Einfluß auf ihre nächste Umgebung auszuüben vermag. Wir wünschen sehr, daß das Concilium uns diesen Zweifel löse.

(Grenzboten 3. Juni 1870.)

Noch dauert im norddeutschen Bunde die gehobene Stimmung, welche die große Woche des Reichstages zurückließ. Die letzte Session der hundert Tage vor neuen Wahlen war die schwierigste von allen; zu den wichtigen Gesetzesfragen kam die Uebermüdung als unvermeidliche Folge dreijähriger gehäufter Arbeit, und in Wahrheit hatte die hohe Versammlung durch einige Wochen ein recht abgespanntes und unsicheres Aussehen. Aber die Tüchtigkeit unserer Abgeordneten und die treibende Kraft des neuen Bundes halfen zu einem guten Ende. Endlich trägt die Elbe ihre Schiffe befreit von unerträglichen Zöllen, die Subvention der Gotthardbahn bereitet eine neue directe Verbindung mit Italien durch neutrales Gebiet, das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz sichert den arbeitenden Classen im Bunde das Recht der Freizügigkeit, das Gesetz über das literarische Eigenthum regelt sicher den geschäftlichen Ver-

kehr der wichtigsten Hilfsmittel für Wissenschaft, Bildung und geistigen Genuß, das Strafgesetzbuch begründet gemeinsames Recht für den gesammten Bund. Möchten auch diejenigen unserer Freunde, welche bedauern, daß nicht alle ihre Forderungen in den neuen Gesetzen erfüllt wurden, mit derselben Befriedigung auf die Arbeiten der Session zurücksehen, welche in der Nation vorherrschende Stimmur g ist.

Es gehört zu den Leiden jeder erhabenen Erdenstellung, auch zu den Uebelständen einer gesetzgebenden Versammlung, welche in angestrengter Thätigkeit und durch Parteieifer ihre segensreiche Wirkung ausübt, daß sich um die Häupter ihrer Angehörigen eine feine Nebelschicht lagert, der Nimbus senatorius, die Reichstagswolke. Er schließt ab von der Außenwelt, mindert das unbefangene Urtheil über die Wirklichkeit und befängt in einem imponirenden Kreise von Vorstellungen und Ideen, von Eifer, Liebe und Haß; kleine Erfolge und Gefahren der Nähe werden dadurch leicht vergrößert, das Entfernte, und sei es noch so bedeutsam, schwindet dem Blicke. Mögen die Abgeordneten sich jetzt der wohlverdienten Muße mit freiem Urtheil erfreuen. — Auch die Aufmerksamkeit der Nation wendet sich von der Sorge für den Staat auf die eigene Flur und den Zug der Wolken darüber. Die alte Arbeit des Ackers und der Werkstatt tritt in den Vordergrund des Interesses, der Landmann späht nach Regen für seine Saaten, der Kaufmann und Fabrikant sorgen um die Ernte, die ihrer Sommerarbeit zu gutem Absatz helfen soll, und der Politiker wünscht nicht weniger eifrig die Gunst der Elemente für die Arbeit der Menschen, damit der nächste Winter ein arbeitsfrohes und zufriedenes Volk finde.

Für die große Politik haben die Ferien bereits begonnen, Regenten und Minister machen Reisepläne; auch die wohlhabende Bevölkerung der Städte rüstet sich auf das Land zu ziehen, mit jedem Jahre wächst die Stärke dieser periodischen Wanderung, welche in den nächsten Jahrzehnten dem gesammten

Geschäftstreiben der großen Städte in Deutschland ein ganz neues Aussehen zu geben verheißt.

Freilich ist die Befriedigung, mit welcher der Deutsche auf die letzten Wochen der Bundesarbeit zurücksieht, nicht ohne heimliche Sorge. Es ist noch einmal unter starken Anstrengungen gelungen, den bisherigen Organismus des Zollparlaments und Reichstages zu einem großen Fortschritt zu benutzen, aber selbst dieser Fortschritt trägt dazu bei, die Aufgaben der nächsten Zukunft schwieriger zu machen; die Probe, wie weit die Verfassung des Bundes den Dynastien unvermeidlich, den Völkern ein Segen geworden, soll bei den nächsten Wahlen abgelegt werden.

In Wahrheit haben wir durchaus keinen Zweifel an der Dauerhaftigkeit der neuen Bundeswirthschaft, ja wir halten dieselbe gerade darum für sehr fest und hoffnungsvoll, weil keiner mehr recht zu sagen vermag, was daraus werden wird. Denn diese Unsicherheit der Zeitgenossen ist ein Beweis, daß die Erfindung eines einzelnen Mannes bereits ein übermenschliches Leben gewonnen hat und ein lebendiges Stück unseres Volksthums geworden ist, dessen Gedeihen und Fortbildung nicht mehr von einem Individuum überherrscht werden kann, sondern seine Lebensgesetze sich selbst gebieterisch fordert. Durch drei Jahre war Graf Bismarck der Meister, und er hat uns alle gezwungen, als seine Gesellen an seiner Idee zu arbeiten. Jetzt regt sich in dem Werke ein eigenes Leben, jedes Organ, welches ihm nach dem Plan zugefügt wurde, fordert sich gebieterisch neue Organe und Spielraum zur Thätigkeit. Der Bundesstaat fängt an, sich durch seine eigenen Consequenzen weiter zu bilden. Weder die ihn zuerst gewollt, noch irgendwelche seiner Anhänger und Gegner vermögen dieses junge Leben in der Hauptsache zu hindern. Und die Frage ist jetzt nur, ob unser Volk die Gesundheit, Tüchtigkeit und die bescheidene Hingabe besitzt, ferner daran zu helfen. Darauf gibt es eine frohe Antwort. Und wir citiren zum Schluß dafür

die guten Worte eines heimgekehrten Abgeordneten in Leipzig: „Wir wissen, daß wir alle in Gefahr sind, Opfer zu werden der gehäuften Arbeit, aber was liegt an dem Einzelnen bei der Arbeit für das große nationale Werk!"

Der Kriegslärm in Frankreich.

(Grenzboten 15. Juli 1870.)

In die emsige Thätigkeit der sonnigen Erntewoche klingt mißtönend der Alarmruf aus Frankreich. Mitten im tiefsten Frieden ist uns ahnungslosen Deutschen durch öffentliche Erklärung der französischen Minister die unangenehme Mittheilung gemacht worden, daß wir Krieg mit Frankreich zu erwarten haben, wenn wir nicht ein Etwas verhindern, was wir weder zu bewirken noch zu verhindern die Macht haben. Wenn die Vertreter des spanischen Volkes den Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zum Könige von Spanien wählen und die Bürgerwache von Sigmaringen dem Erwählten nicht in die Speichen seines Reisewagens fällt, dann gibt es Krieg mit Frankreich. So lautete die Ankündigung des Herzogs von Gramont und die Erläuterungen des Ministers Ollivier. Wir haben in dem letzten Menschenalter zuweilen Veranlassung gehabt, gegen die Ansprüche unserer Nachbarn jenseit des Rheins Nachsicht zu üben. Aber wenn wir diesmal dem schnell aufwallenden Blut unserer werthen Verwandten dort im Westen, den Schwächen ihres politischen Charakters und der heißen Jahreszeit noch so viel Rücksicht tragen, — diese überraschende Behendigkeit im Aufsagen aller Freundschaft ist doch selbst für deutsche Geduld eine harte Zumuthung. Sonst galt unter civilisirten Nationen die Erklärung, daß man genöthigt sei, die Entscheidung durch Waffen zu suchen, für

die letzte und entscheidende Maßregel, nachdem alle Mittel, auf friedlichem Wege zum Einvernehmen zu kommen, als fruchtlos erwiesen waren. Und die Kriegsdrohung selbst galt für ein verhängnißvolles und furchtbares Wort, das man sogar dann ungern aussprach, wenn man zum Aeußersten entschlossen war, weil man wußte, daß die ausgesprochene Drohung jedes weitere Verhandeln stört, das Ehrgefühl beider Theile feindlich herausfordert und selbst einer schweren That durchaus gleichkommt. Sonst, wenn man die Pflicht hatte, die Geschicke eines Staates zu besorgen, bedachte man, daß der Krieg nur letztes Mittel in Lebensfragen des Staates sein darf. Jetzt ist die Diplomatie in Frankreich soweit gekommen, daß ihr bei der ersten Aufwendung von Energie diese äußerste Erklärung nöthig erscheint. Uns dünkt das kein Zeichen von Kraft.

Aber die brüske Herausforderung des deutschen Ehrgefühls ist auch ein politischer Fehler, der kaum ärger gedacht werden kann, falls man wirklich nur die Beseitigung eines spanischen Throncandidaten will. Denn dieser Kriegsruf zwingt nicht nur das französische Ministerium zu Consequenzen, deren letzte uns allen unübersehbar ist, und er vergewaltigt nicht nur die Stimmung im französischen Volke, sondern er erschwert eine gute Lösung im Interesse Frankreichs auch vor Deutschen und Spaniern. Mit gutem Grunde protestirten von der Linken Crémieux und Arago gegen das ministerielle Bülletin, und es war eine trostlose Wahrheit in den Worten, welche sie der Kriegsdrohung des Ministers entgegenwarfen: „Sie haben dadurch den Spaniern einen König und Frankreich den Krieg gegeben." Solche Kriegsblitze im Geschmack Ludwigs XIV und Napoleons I mahnen uns vor Allem, daß wir in Frankreich mit Leuten zu thun haben, mit denen ruhige Ausgleichung und der herkömmliche diplomatische Verkehr kaum mehr möglich sind. Und in dieser Stimmung verlieren wir die Gefügigkeit, aus freundlicher Rücksicht auf die krankhaft erregte Em-

pfindlichkeit Frankreichs das Wenige zu thun, was wir allenfalls thun könnten, um guten Nachbarn gefällig zu sein.

Es ist plump, von Krieg zu sprechen, wenn man ihn herbeiführen will, aber es ist ein schlechter Theatercoup, der die ganze Rolle verdirbt, wenn man droht, um, wie man versichert, Krieg zu vermeiden.

Wahrscheinlich hat den Prinzen Leopold dieser auflodernde Eifer in Frankreich gerade so überrascht wie uns alle. Ihm und seiner Familie war der Antrag, die Chateaux d'Espagne in Besitz zu nehmen, wahrscheinlich nicht gerade lockend. Daß Deutschland durch eine Annahme der sehr bedenklichen und hoffnungsarmen Krone irgendwie in Mitleidenschaft gezogen werden würde, daran dachte Niemand, von irgend welcher Unterstützung der Throncandidatur durch Preußen war gar nicht die Rede. Die Bedenken wurden, wie man vernimmt, nur durch die Rücksichten auf das Glück und fürstliche Selbstgefühl des Prinzen eingegeben. Doch die Prinzen des Hauses Sigmaringen stehen unabhängig seitwärts des königlichen Hauses, ihr Einkommen wird ihnen nicht von der königlichen Schatulle gewährt, ihr Haupt ist der Fürst Karl Anton von Hohenzollern, der dieses Recht seiner früheren Souveränetät bewahrt. In wichtigen Familienangelegenheiten wird der Rath des Königs eingeholt, aber die Majestät von Preußen entscheidet über Ehe, Umgebung, Reisen, Privatunternehmungen nicht ebenso wie bei den Prinzen des Königshauses. Erbprinz Leopold lehnte ab, er lehnte ein zweites Mal ab, noch vor wenig Wochen galt die Sache für entschieden. Da kamen die Spanier zum dritten Male und forderten, wie verlautet, zu Sigmaringen den jüngsten Prinzen Friedrich. Darauf entschloß sich Erbprinz Leopold doch noch zur Annahme. Sowohl die spanischen Agenten Prim's als der Erbprinz selbst hatten einigen Grund zu der Voraussetzung, daß die Annahme durch den Prinzen auch dem Kaiser Napoleon willkommener sein werde, als die manches Anderen. Der Prinz gilt in der kaiserlichen Familie für einen Verwandten nicht

darum, weil die Mutter seines Vaters eine Murat war, wohl aber als Enkel von Stephanie Beauharnais, Großherzogin von Baden, kaiserlichen Prinzessin von Frankreich, der Adoptivtochter Napoleons, der Blutsverwandten und Adoptivschwester von der Mutter Napoleons III. Bei aller deutschen Loyalität des fürstlichen Hauses Hohenzollern sind die verwandtschaftlichen Beziehungen desselben zum Hause Napoleons III auch von Paris aus stets gepflegt worden. Als Prinz Leopold vor kurzem seine junge Gemahlin, eine Prinzessin von Portugal, an den kaiserlichen Hof von Paris brachte, wurden beide nicht nur vom Kaiser, auch von der Kaiserin mit einer so ungewöhnlichen Herzlichkeit aufgenommen und festgehalten, daß die Diplomatie davon zu berichten hatte. Nach der Meinung der Spanier eröffnete der Erwählte die Aussicht, daß ein besonders gutes Einvernehmen der regierenden Familien vom Tajo bis über den Rhein dem Reiche zum Nutzen sein werde. Und soweit über Besetzung eines uns Deutschen nicht nahe liegenden Thrones ein Urtheil erlaubt ist, die Wahl traf, an sich betrachtet, wahrscheinlich das Richtige. Ein katholischer Hohenzollern, ganz fremd den spanischen Parteien und Intriguen, gegen Niemanden verpflichtet, ein Herr von unbescholtenem Charakter, dem König von Portugal verschwägert, dem Kaiser von Frankreich blutsverwandt: wenn einer nach Stamm und Familie für die ausgezeichnet schwierigen Verhältnisse Spaniens passend gehalten werden konnte, so war es gerade dieser Prinz. Und der Humor dieser ernsten Geschichte liegt darin, daß nicht die Franzosen, sondern viel eher wir Grund hätten, von einer so guten Vermittlung zwischen Portugal, Spanien und dem Frankreich Napoleon des Dritten für Deutschland etwas zu besorgen, wenn wir überhaupt den Fehler hätten, in dem nationalen Gedeihen anderer Völker eine Demüthigung unseres Stolzes zu finden. Jede Seite der modernen Historie lehrt, daß die stärksten Familieninteressen schnell nichtig werden gegenüber den Interessen des Staates. Die Bourbonen, welche Ludwig XIV

in Spanien durchgesetzt hatte, führten wenige Jahre nach seinem Tode Krieg gegen Frankreich, Prinz Leopold mag ein recht guter Deutscher sein, als König von Spanien würde er die Interessen des zerrütteten Landes wahrscheinlich in anständigem Anschluß an Frankreich zu fördern streben. Und wir hätten unter ihm ein immerhin mögliches Bündniß der romanischen Staaten gegen uns eher zu besorgen, als wenn der Herzog von Montpensier König von Spanien würde. Jetzt hat der Name Hohenzollern der öffentlichen Meinung in Frankreich, wie ein rothes Tuch dem welschen Hahn, die Augen geblendet, im letzten Grunde hätten fast die Franzosen Ursache, diesen Fürsten für Spanien zu begehren und sie würden ohne Zweifel mit Eifer für ihn Hände und Federn gerührt haben, wenn ihnen der Gedanke zugänglich gewesen wäre, daß wir in dieser Candidatur ohne Freude eine gewisse Gefahr für das Gleichgewicht Europas erkennen.

Doch dem sei wie ihm wolle, für uns handelt es sich nicht mehr vorzugsweise um die Candidatur des Prinzen Leopold. Diese Ursache eines unerhörten Tumultes scheint ja in der That durch freien Verzicht des Prinzen beseitigt zu sein. Für Europa, zunächst für Deutschland aber erwächst daraus eine sehr ernste Lehre. Trotz aller Fortschritte der Intelligenz und Freiheit leben die herrschende Partei in Frankreich, die Umgebung des Kaisers, die Minister, die Mehrzahl der Volksvertreter, der bei weitem größte Theil der Presse, das Volk der Kaffes und Boulevards in Vorstellungen von Ehre und nationaler Größe, welche mit der Civilisation unserer Zeit unvereinbar sind. Zwei Jahrhunderte tyrannischer Fürstenherrschaft haben in den Seelen eines stolzen und in vieler Hinsicht liebenswürdigen Volkes eine Verderbniß der politischen Sittlichkeit zurückgelassen, welche ihnen die Fähigkeit vermindert, friedlich neben ihren Nachbarn zu dauern. Für Ehrensache und für eine Lebensnothwendigkeit Frankreichs gilt es, auf die Nachbarvölker einen beherrschenden Einfluß auszuüben. Spanier,

Italiener, Schweizer, Belgier, Niederländer, Deutsche werden immer noch betrachtet als Dependenzen von Frankreich. Die Worte, welche französische Correspondenten dem Minister Ollivier in den Mund legen, sind die wahre Herzensmeinung einer großen Majorität in Frankreich. Ihre „Geduld" ist uns gegenüber zu Ende, daß die Preußen bei Sadowa siegten, daß der norddeutsche Bund entstand und Lebenskraft entfaltete, daß den Franzosen nicht glückte, Luxemburg und die Eisenbahnen des Unterrheins zu gewinnen, daß Deutschland für seinen Handel durch das neutrale Gebiet der Schweiz in der Gotthardbahn eine Verbindung mit Italien förderte, das alles gilt für eine Kränkung der französischen Ehre, für eine Minderung der Majestät d. h. der egoistischen Herrschaft des französischen Volkes. Mit dieser Empfindung wirthschaften die Franzosen uns, ihren stärksten Grenznachbarn gegenüber in einem beständigen Zustande der Aufregung und Gereiztheit, in derselben Stimmung arbeitet ihre Diplomatie unablässig an den kleinen Höfen des Südens auf Conservirung aller Schwächen, die in Deutschland noch zurückgeblieben sind, und darum erhebt sich unter ihnen bei jeder Gelegenheit ein ruchloses Geschrei nach Krieg, nach Eroberung am Rhein.

Wir aber wünschen den Krieg mit Frankreich nicht. Allen berechtigten Interessen der beiden großen Nationen gegenüber ist er ein Unsinn. Wir wollen sehr gern Friede und Freundschaft mit den Nachbarn trotz ihrer querköpfigen Einfälle und trotz der Unbequemlichkeit, welche ihre abgeschmackten Aussprüche, ihre ewige Unruhe und Reizbarkeit uns bereitet. Und wir dürfen ihnen unsere Friedensliebe offen erklären. Denn wir verstehen und würdigen sie weit besser als sie uns. Sie sind uns in Vielem überlegen, aber wir haben vor Ihnen etwas voraus, ein ruhiges, sicheres und bescheidenes Gefühl unseres Werthes. Zwingen sie uns dennoch durch unleidliche Anmaßung zum Kriege, so werden wir — sehr ungern und mit voller Würdigung ihrer kriegerischen Tüchtigkeit — unsere

ganze Volkskraft gegen die ihre setzen, und wir werden in diesem Fall uns alle Mühe geben, bis zum Aeußersten, um den bösen Geist Ludwigs XIV, der noch unter ihnen spukt, zum Heil Europas gründlich und für immer zu bannen.

Doch wir wollen nicht der Versuchung nachgeben, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden. Wir in Deutschland sind zur Zeit noch mehr in Sorge als Zorn. Denn wir fragen uns, selbst wenn die eine zufällige Veranlassung der französischen Kriegswuth beseitigt oder die Aufregung in Paris noch einmal durch die Rückkehr ruhigerer Erwägungen gebändigt wird: wie sollen wir fortan in Friede und Freundschaft neben den Franzosen leben? Seit vier Jahren wurden die deutschen Interessen des Bundesstaats durch die unabläßige Sorge um die Empfindlichkeiten in Paris eingeengt. Und doch haben wir durch diese vier Jahre nichts weiter erreicht, als eine so ungeheuerliche, aller politischen Sitte Hohn sprechende Verletzung des Verkehrs in Friedenszeit. Ist die Gereiztheit dort so groß, daß sie alle Formen der diplomatischen Höflichkeit bei Seite wirft, so bleibt uns auch für die Zukunft nur die Aussicht auf einen faulen Frieden und die Hoffnung schwindet, daß die Franzosen selbst ohne unser Dazuthun mit den Raufbolden unter ihnen fertig werden. — Und diese Sorge wird größer, wenn wir die Männer betrachten, welche sich so rücksichtslos und feindselig gegen uns stellen. Gerade daß sie nicht treiben, sondern durch die Nothwendigkeit, sich tapfer zu zeigen, getrieben werden, das ist unbehaglich. Wir haben lange gern geglaubt, daß der Kaiser und seine gegenwärtigen Minister den Krieg mit uns nicht begehren. Jetzt müssen wir der Ansicht werden, daß Napoleon III unter dem Zwange steht, einen Krieg ernsthaft wollen zu müssen. Ist's ein alter Racheplan, den er jetzt hervorsucht? Haben der Besuch des Erzherzogs Albrecht in Warschau und die russischen Georgenkreuze ihm Sorge um ein bevorstehendes Bündniß der Ostmächte in die Seele geworfen, der er durch einen schnellen Entschluß zuvorkommen

will, bevor sie festgesponnen wird? Wir suchen zur Zeit vergebens nach einer Erklärung, aber wir erachten, ganz abgesehen von der spanischen Thronfrage, durch die Haltung der französischen Politik unseren Frieden für stärker bedroht, als je seit dem Jahre 1866.

Während des Krieges.

(Grenzboten 1870, Nr. 32.)

1. Brief an die Grenzboten.*) Ihre Leser wollen jetzt vor Allem Neuigkeiten und kurze Belehrungen. Ich bin bereit, Ihnen solche zu liefern und habe nichts dagegen, wenn Sie mich unter Ihre Specialcorrespondenten aufnehmen. An meinem Namen ist nichts gelegen, ich gehöre nicht zu Ihrer Zunft und habe als Scribent keinen Ehrgeiz. Da ich aber als Geschäftsmann das Beste kenne, was die Franzosen besitzen, ihre Rothweine, so traue ich mir auch über ihre schlechten Eigenschaften, wozu ich ihren Kaiserhof rechne, ein Urtheil abzugeben. Ich habe an mehren Orten Kunden und Agenten, ich erfahre nicht viel, jedoch Manches, und damit müssen Sie in diesen Tagen, wo die meisten Correspondenten gar nichts wissen, zufrieden sein.

Auch ich war in Berlin, gerade in den Tagen, in welchen um König Wilhelm eine Anzahl fürstlicher Herren versammelt war. Der Deutsche hat vor anderen Nationen den Vorzug, daß er die fürstliche Species des Menschengeschlechts nicht von

---

*) Wenn in diesen Tagen der höchsten Begeisterung einem alten Bekannten, der unter dem Namen Philipp Piepenbrink zuweilen vor der Oeffentlichkeit erschienen ist, an dieser Stelle das Wort gegeben wird, so geschieht es deshalb, weil dem Deutschen gerade jetzt nicht übel ansteht, die leidenschaftliche Empfindung ehrbar zu bändigen. Man möge daher den Ton des folgenden Briefes nicht mißverstehen.

fremden Völkern zu erbitten braucht, wenn er sie einmal nöthig haben sollte, denn er besitzt einen unbegrenzten Reichthum daran. Diesmal waren mehre von den besten versammelt; es wurden von den Berlinern auch die bemerkt, welche nicht da waren. Besonders gefreut haben sich meine Kundschafter über den Kronprinzen von Sachsen. Alte Geschichten hatte er ganz hinter sich geworfen, in seiner geradsinnigen und verständigen Weise war er mit ganzem Herzen bei der Sache. Da war auch der Schweriner, den sie als Soldaten rühmen, der Großherzog von Oldenburg, einer von den bravsten und zuverlässigsten, dann unser Koburger, der nirgend fehlt wo es etwas Patriotisches gibt, dann ein Nassauer, der die preußische Uniform begehrte, und Andere mehr. Wir gönnen es diesen Herren, wenn sie nach einigen schweren Jahren, die ihnen allerlei ungewohnte Zumuthungen stellten, beweisen können, daß sie in den Tagen der Gefahr dem Vaterlande nicht fehlen.

Ich sah darauf die Stadt, überall Begeisterung und fliegende Buchhändler, obgleich die Zeitungen gerade wenig Neues brachten. Handel und Geschäft natürlich miserabel. Das ist für unzählige Leute ein großes Unglück, und für die Kleinen das größte, im Ganzen aber ist es für das große Geschäft ein Glück und Segen. Ich strich um die Börse und sah als Patriot ohne Bedauern, wie sie auf der Nase lagen. Es war gerade die höchste Zeit, daß den Berliner Speculanten ein solches Memento kam, es war nützlich, daß der Hof, die Beamten und die Geschäftswelt daran erinnert wurden, welcher Unterschied zwischen einem kaiserlichen Schwindler und zwischen einem redlichen König ist, und welcher Unterschied zwischen gaunerischen Börsenspeculationen und solidem Verdienst. Denn viele Berliner, vornehm und gering, waren gerade sehr in der Gefahr, große Gaunereien zu bewundern und wohl gar mitzumachen.

Ich besah mir das Militärische. Ich will nicht behaupten, daß ich den General v. Moltke gesehen habe; er lebt wie immer

stillvergnügt bei der Arbeit, und die Leute sagen, daß er niemals stiller und niemals vergnügter gewesen ist als jetzt. Es ist gerade so gekommen, wie er es immer für Preußen gewünscht hat, wobei zugegeben werden soll, daß es ihm noch lieber gewesen wäre, wenn wir mit den Rüstungen um vierzehn Tage weiter wären und ebenso viel Vorsprung vor den Franzosen hätten, als diese vor uns. Das aber hilft nun nichts. Dieser erste Nachtheil, wenn es noch ein Nachtheil wird, ist uns ganz ohne unsere Schuld gekommen, er muß und wird getragen werden und wird dem großen Bovist drüben im Westen auf seine letzte Rechnung gesetzt werden. — Ich war in meinen Privatgeschäften auf dem Kriegsministerium. Es ist nicht meine Art, einen verdienten General mit einem Insect zu vergleichen. Aber unser Kriegsministerium ist jetzt einer Spinne gleich, welche das ganze Deutschland plötzlich wie durch Zauberei mit zahlreichen Fäden überzogen hat. Jeder Schienenweg, jeder Telegraphendraht und jede Landstraße sind zu einem großen Gespinnst zusammengeknüpft, 700,000 Menschen, ein unerhörtes Kriegsmaterial, werden nach allen Richtungen entsendet, und dieses alles geschieht mit Ordnung und Sicherheit, da ist keine Störung und kein Stocken, es ist eine Kunstarbeit, in ihrer Art vollkommen. Auf dem Kriegsministerium selbst sitzt jeder in ruhiger Arbeit wie im tiefsten Frieden, kein Thürklappen und Laufen, einer drückt in der Leipziger Straße auf einen Telegraphenknopf und die Locomotive in Mainz pfeift; durch ganz Deutschland hat jeder Offizier und jeder Soldat seinen bestimmten Befehl zu rechter Zeit, er weiß genau das Nächste, was er zu thun hat, und kümmert sich nicht um das Uebrige. Im Ministerium und bei den Regimentern wird wenig gesprochen; auch die Eisenbahnbeamten sind schweigsam geworden. Neben ihnen dirigirt an wichtigen Stellen ein Offizier vom Generalstabe mit ein paar Winken und einer kurzen Bemerkung, und das gewisse Pst, Pst, welches der Presse anempfohlen ist, geht durch die ganze Verwaltung. Im Ganzen sieht die

Kriegswirthschaft in Deutschland jetzt aus wie viele kleine Ameisenhaufen, in denen es durcheinanderfährt, aber Alles läuft an seinem Faden, und ehe man sichs versieht, wird das ganze Volk fertig in Reih und Glied dastehn, Jedermann an seiner Stelle und jeder Sack Mehl in seinem vorbestimmten Magazin. Auch über die Aufstellung der Armee wünschen Sie Näheres. Sie sollen Alles wissen. Ich war zur Erkundigung auf mehren kleinen Bahnhöfen, denn auf den großen ist gar nichts deutlich zu erkennen. Ich behaupte nicht, daß ich hier eine übermäßige Bewegung gefunden habe, trotz der Sperre für Privatverkehr. Zuerst kam ein Zug mit Reservisten, noch in Civil, sämmtlich in den schlechtesten Röcken ihres Mobiliarvermögens, viele sangen, einer hatte einen Zuaven als Hampelmann gemalt und zog ihn an der Schnur. Auf den Bahnhöfen war in den ersten Tagen wenig zu merken; man sah nur einzelne kleine Kommandos, die sich die Reservisten für ihre Regimenter holten. Die Mannschaft, welche ausstieg, drängte sich um die Offiziere, einer hielt den Offizieren eine kleine Anrede und die übrigen schrien Hoch.

Im Ganzen war auch hier ein ruhiges Geschäft, keine Ueberstürzung. Auf einer Station fand ich mehre hundert neue Bänke, welche zum Truppentransport in die leeren Packwagen gesetzt wurden; ich probirte sie, breites Sitzbret, die Lehne etwas zurückgebogen, praktisch, die Leute können zur Noth darauf schlafen. Dann kam auch einmal ein Güterzug mit schwerem Schnauben: „80 Säcke, Frankfurt" — Sie verstehen. — Freilich in der Nacht soll's lebhafter hergehen; doch da in diesen Stunden ein Bürger und Familienvater durch Pflichten in Anspruch genommen ist, so halte ich für politisch, darüber weiter nichts mitzutheilen.

Nach den eingezogenen Reservisten und den Proviantzügen wurde es ein wenig lebhafter auf den Bahnen. Aber auch hier starker Dampf und wenig Pfeife. 25, 30, 35 Züge den Tag; wohin? wußten die Leute nicht zu sagen, und die Offi-

ziere lächelten verbindlich und sagten auch nichts, während sie das Getränk tranken, das ihnen auf den Stationen angeboten wurde. Da man in solcher Weise verhindert war, sich um die Aufstellung der Armee zu kümmern, so mußte man seine Sorge auf kalten Kaffe und Kriegscigarren concentriren. Alles wurde dankbar angenommen und für's Vaterland getrunken und geraucht — Blatt von verschiedener Güte. Es ist erfreulich, daß ein hochverehrtes patriotisches Publicum, vor Anderen der weibliche Bestandtheil des deutschen Volkes, sich in Kaffe und Semmeln zuvorkommend erweist, aber ich erlaube mir darauf aufmerksam zu machen, daß es auch noch andere Menschen gibt, welche ebenfalls eine öffentliche Anerkennung und eine starke Belohnung sehr verdienen. Dies sind die Locomotivführer, die Schaffner, die Beamten der Eisenbahnen. Was diesen Leuten in diesen Tagen zugemuthet werden mußte, das ist geradezu über Menschenkräfte. Viele werden das mit Leben und Gesundheit bezahlen. Ob die Eisenbahngesellschaften für die armen Leute wenig oder gar nichts thun, hängt davon ab, ob gerade Männer mit einem warmen Herzen in der Direction sitzen und die Finanzen der Bahn gut bestellt sind; im Ganzen wird's jämmerlich sein. Eine ordentliche Entschädigung bekommen diese ersten deutschen Opfer des Bonapartismus sicher nicht, wenn nicht von Seiten des Staates und der freiwilligen Armeepflege ihr Interesse in die Hand genommen wird. Sie sind in ihrer Art ebenfalls Soldaten, welche im Dienst für das Vaterland strapazirt werden, verwundet werden und fallen; für ihre Hinterbliebenen ist es kein Unterschied, ob es die Kugel that oder die Brustkrankheit. Deshalb muß gefordert werden, daß sie aller Unterstützung theilhaftig werden, welche die Verwundeten im Felddienst vielleicht erhalten. Das ist Sache des Staats und großer Stiftungen. Den reichen Privatleuten jedoch soll hiermit angedeutet werden, daß es anständig sein wird, wenn sie als Actionäre von Eisenbahnen und als Menschen für eine gute Extra-

vergütigung dieser Klasse sorgen. Wer aber als Privatmann in diesem Jahre auf deutschen Eisenbahnen fährt und einige Thaler in seiner Tasche bewahrt, der soll seinen guten Willen zeigen, wo er Gelegenheit findet. Baar Geld ist besser als die sogenannten Stehseidel wegen des möglichen Umwerfens.

Noch niemals ist eine so große Menschenmenge als Armee auf Eisenbahnen fortgeschafft worden, es ist eine Leistung, welche in der Geschichte der Eisenbahnen für immer als Merkwürdigkeit gelten wird. In zehn Tagen ein Heer von einer halben Million Krieger mit allem Gepäck, Pferden, Geschützen, Train, Proviant, 50 bis 100 deutsche Meilen. Daß einige Male leider doch ein Zusammenstoß stattfand, das ist die Schuld dieser nichtswürdigen eingleisigen Bahnen. Keine Regierung und kein Reichstag sollte jemals eine Genehmigung zur Erbauung solcher teuflischen Einhutscher geben. Sie sind auch in Friedenszeiten für den Bürger eine unablässige Gefahr, die reine Fabrik von Meuchelmorden.

Meine strategische Meinung möchte ich dahin abgeben, daß wir im Felde keinen Schritt vorwärts thun werden, den wir wegen unfertiger Rüstung zurückmachen müssen. Keine unnütze Plempage und vorzeitiges Losspringen. Lieber dem Feinde im Anfang einen Vortheil gelassen ohne Kampf, als einen voreiligen Kampf ohne Aussicht auf dauernden Erfolg.

Einer meiner ältesten Kunden sprach in Berlin mit einem dortigen Staatsmann. „Wie geht's mit der Gesundheit?" fragte mein Kunde. „Ich war niemals wohler", versetzte dieser Staatsmann lustig und er sah so frisch und jung aus, wie ein Student vor dem Commers. „Mein Leiden ist mit dem Kriege geschwunden", sagte er, „der kleine Aerger mit den Factionen hat mich krank gemacht, jetzt bin ich in der Arbeit, die mir zusagt. Aber glauben Sie mir", fuhr er fort, „wir sind von Spionen umgeben, die Intriguen gehen bis hoch hinauf u. s. w." Diese Bemerkung unseres Politikers kann ich aus eigener privater Erfahrung bestätigen. Ich war in

diesen Tagen in einer Deputation bei einem unserer Landesherren. Im Vorzimmer traf ich auf einen Höfling, welcher die Dreistigkeit hatte, über diesen Krieg in einer solchen welfischen achselzuckenden Weise zu reden, daß ich nur schwer der Versuchung widerstand, dem Sprecher meine Glacéhandschuhe mit der darin befindlichen Faust gegen seinen Magen zu schleudern und ihn in dem fürstlichen Vorzimmer Kobolz hinzulegen. Wenn einer, der die unverdiente Ehre hat, ein Deutscher zu heißen, solchen sündlichen Unfug vor Anderen ausspricht, wie mag es in seinem Innern aussehen? Einem solchen Genius in Posamentirarbeit ist das Höchste auf Erden ein fürstlicher Hofstaat mit dem souveränen Recht, Titel, Orden, Gehalte und Sinecuren zu vertheilen, das Volk ist dazu da, um von dem Hofe als gemeine Bagage abzustechen, der Fürst, welcher die Höflinge füttert, hat ein unsterbliches Recht, zu herrschen, gleichviel ob er zum Schaden und zur Schande für die ganze Nation, eine ruchlose, ehrlose, landesverrätherische Thätigkeit ausübt. Es ist noch ein Glück, daß die welfischen Brummteufel an deutschen Höfen und in Beamtenstellen in der Mehrzahl durch große Sorge um das eigene Wohl bedrängt werden. Gefährlicher sind die heimlichen Agenten, welche scheinbar unabhängig in den kleineren Residenzen oder auf dem Lande leben oder umherreisen, und in der Stille intriguiren und bestechen mit französischem Gelde und mit dem Gelde eines argen Königs aus deutschem Blut, der jetzt durch die Franzosen in seine früheren Lande wiedereingesetzt zu werden hofft.

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo die deutsche Nachsicht gegen solche Burschen Landesverrath wird und halbes Wesen in der Politik ein Verbrechen. Denn jetzt ist in Deutschland nicht mehr die Frage für oder gegen den Bundesstaat, sondern die kurze Frage, die an Jedermann gestellt wird: bist du ein ehrlicher Kerl oder ein Schuft. Wer jetzt nicht mit ganzem Herzen und mit allen seinen Wünschen für den Sieg unserer Heere und für die Niederwerfung des frechen Feindes ist, der ist

für uns ein Mann ohne politische Ehre, ein schwerer Verbrecher am Vaterland, mit dem wir nicht mehr essen und trinken, nicht mehr in Gesellschaft verkehren wollen und für den wir nur eine Genugthuung haben, wenn er sich über solche Unfreundlichkeit beschwert fühlt: unsere Sohle auf seinem Gesäß und Trepp ab. Dies ist unsere bürgerliche Ansicht von solchem Gesindlein. Wer das besondere Destillat in sich bewahrt, welches man Cavalierehre nennt, oder wem gar in seiner Milchflasche der feine Aether eingegeben wurde, den man fürstliche Ehre nennt, von dem fordern wir jetzt, wenn er sich nicht selbst öffentlichem Mißtrauen, Haß und Verachtung preisgeben will, daß er sich diese unsere bürgerliche Ansicht von der Sauberkeit seines Umganges zu eigen mache. Der deutsche Herr, welcher jetzt in seiner Umgebung oder unter seinen Beamten Menschen duldet, deren Treue und Hingabe an unsere Sache zweifelhaft ist, der schädigt seine eigene Ehre und jeder Nachtheil, der dem Vaterlande durch seine schwache Nachsicht zugefügt wird, fällt ihm schwer auf das Haupt.

Zu jeder Kriegszeit hat das Völkchen auf den Straßen seine Lust, Spione zu fangen, und wer einen auffälligen Schnitt des Bartes hat oder einen fremdartigen Dialekt, der wird angehalten und kann froh sein, wenn er nicht durchgeprügelt und abgeführt wird. Dabei kommt nichts heraus. Die Spione, welche wir zu fürchten haben, sind ganz andere Leute, wohlbekannte und angesehene Männer, welche Einfluß auf den kleinen Mann haben, als Gutsbesitzer, oder weil sie einen großen Titel führen. Unsere Gefahr ist, daß die schlechten Subjecte den kleinen Mann in ihrer Nähe, der gewöhnt ist ihren Worten zu folgen, zu einer Missethat verleiten. So mag es geschehen, daß der Arme, dem das Urtheil fehlt, der die Anstifter fürchtet oder durch ihr Geld verlockt wird, den Franzosen oder andern Landesverräthern bei den Franzosen Botschaften überbringt, Wege weist, Kunde von unserem Heere zuträgt, an der Küste Lichtsignale aufsteckt, tiefes Fahrwasser

und seichte Stellen angibt und vieles Aehnliche. Diese Art vornehmer Spione und teuflischer Verführer ist schwerer zu fassen. Sie verschwören sich in dem Zimmer eines adligen Gutes, sie senden ihren Landesverrath in zarten Damenbriefen mit Wappen und Krone, sie haben ihre Verbindungen und persönlichen Freunde in deutschen Regierungen und an Höfen, und erhalten im Nothfall Winke und Warnungen, sich der Gefahr zu entziehen. Gegen diese Art ist ein angestrengter Wachtdienst der ehrlichen Leute nöthig, und es ist ebenso nöthig, jedem Manne in Deutschland die Sicherheit zu geben, daß ihm, wenn er seine Pflicht erfüllt und einen Verräther an Vollführung des Verrathes hindert, kein Schaden an Leben, Gut und Glück entstehen werde.

Mehre begeisterte Landsleute haben aus der Fremde und unter uns Preise ausgesetzt für die erste Fahne, welche von den Franzosen erobert wird. Den Soldaten zu belohnen, möchte ich als Bürger am liebsten dem Kriegsherrn überlassen, obgleich ich auch der Meinung bin, daß es für das Militärkommando in manchen Fällen sehr rathsam ist, hohe Prämien auszusetzen, welche dann aber wirklich an die einzelnen Soldaten ausgezahlt werden müssen und nicht in die Regiments- oder Bataillonskasse. Dagegen kann die Vaterlandsliebe, welche sich in Geldprämien zu äußern vermag, nach anderer Richtung nützlich werden. Es wäre sehr verdienstlich, wenn bei diesem Kriege durch Privatleute Belohnungen ausgesetzt würden, für solche Nichtmilitärs, welche sich durch eine wackere patriotische That, die nicht innerhalb der gewöhnlichen Pflichten ihres Berufs liegt, ein ausgezeichnetes Verdienst erwerben. Zum Richter darüber kann die Bundesregierung gesetzt werden oder auch Privatpersonen von gutem Namen, z. B. Mitglieder des Reichstags. Will aber einer so was aussetzen, so darf es nichts Geringes sein. Mit diesem guten Wunsche schließend, behalte ich mir weitere Mittheilungen vor als Ihr ergebener P. P.

Sulz im Elsaß, den 7. August.

2. **Nach Weißenburg und Wörth.** Erwarten Sie von dem Bericht, den ich Ihnen nach den Aufregungen eines Schlachttages sende, keine ausführliche Schilderung der Ereignisse. Ich schreibe, die Seele gehoben von Stolz und Freude über unser Volk, unser Heer, unsere Feldherren. Die Armee des Kronprinzen — gegenwärtig drei Corps Preußen (5., 6. und 11.), zwei Corps Baiern, combinirtes Corps Würtemberg und Baden — hat in dem Gefecht bei Weißenburg am 4. August und in der Schlacht bei Wörth am 6. August die Franzosen völlig geschlagen, ihre Kerntruppen, ihren namhaftesten Feldherrn Mac Mahon, Chassepots, Mitrailleusen, Zuaven und Turcos, Alles überwunden und zerschlagen durch deutsche Kraft und deutsche Hiebe. Es war grimmiger, heißer Kampf; die Franzosen sind eine tapfere und kriegerische Nation, wir aber sind mehr. Wir sind ihnen überlegen nicht nur in Zähigkeit und Dauer, auch an Wucht und Energie des Angriffs, an Ausbildung des einzelnen Soldaten, an Intelligenz und Hingabe der Offiziere und an großem Feldherrnsinn. Die beiden Gefechte haben so sicher, als irdisches Urtheil überhaupt ist, herausgestellt, daß wir die Stärkeren sind. Wir mögen durch die unberechenbaren Zufälle eines großen Krieges, durch unsere Fehlgriffe und durch kluge Gedanken des Gegners noch einen und den andern Mißerfolg zu beklagen haben, und wir wollen uns hüten vor Ueberhebung, — aber seit gestern Abend ist deutlich geworden unserem Heere, dem ganzen Europa, daß wir die größere und edlere Kriegskraft haben. Und seit gestern weiß das der französische Kaiser und sein Heer so gut als wir.

Das sind Ergebnisse der beiden Gefechtstage, welche weit über den Werth der nächsten militärischen Erfolge hinausgehen. Doch auch dieser ist bedeutend. Ein großes schwieriges, für nachhaltige Vertheidigung vorzüglich geeignetes Landgebiet ist den Franzosen entrissen, das Heer des Kaisers in

eine bedenkliche Lage gebracht, deren Folgen bei einem demnächst bevorstehenden Angriff der großen Centrumarmee deutlich werden. Und wir dürfen nach dieser Einleitung auf einen guten und großen Erfolg der nächsten Wochen rechnen. Unsere Feldherrnkunst hat so planvoll, still, weise eingeleitet, daß die militärische Idee dieses Feldzuges für eine der großartigsten Erfindungen der Kriegswissenschaft gelten wird. Und der Deutsche darf, auch wenn er in den nächsten Tagen noch nicht durch die Presse erfährt, was der Feind nicht lesen soll, darin den weisen Berathern des Heeres vertrauen.

Das Gefecht bei Weißenburg verlief nach den Dispositionen des Oberkommandos der dritten Armee. Die Division Douay lagerte Front gegen Norden in sehr fester Stellung auf der Höhe von der alten Feste Weißenburg bis zum Gaisberg, beide Stützpunkte befestigt, die Stadt durch alten Erdwall und feste Thore, der Berg durch Geschützanlagen, zwei zur Vertheidigung hergerichtete Häuser und einen vom Geschütz- und Gewehrfeuer bestrichenen allmählichen Abfall. Die Baiern (2. Corps, Division Bothmer) eröffneten den Angriff auf Weißenburg und hielten ihn hin, dann stürmten die Preußen den Gaisberg, mehre tausend Schritte ungedeckt, gegen Geschütze, Mitrailleusen und das bestreichende Gewehrfeuer schritten sie Bataillon neben Bataillon unter Trommelschlag die Höhe hinauf, die Offiziere voran. Es war ein großartiger, furchtbarer, begeisternder Anblick! Die Sprache hat keine Worte für die Spannung dieser Viertelstunde: grausig töteten die Kugeln des Feindes, es war ein Feuer wie aus der Hölle, die Bataillone wurden durch Granaten und Kugelregen zerrissen, die Offiziere an der Spitze fielen, die Tambours schlugen weiter, fast ohne einen Schuß zu thun stiegen die gelichteten Reihen höher und höher, dann einige wirksame Salven und mit Hurrah und Bajonet gegen den Feind. Die Eroberung des beherrschenden Gaisberges erleichterte den Preußen und Baiern die Einnahme der Stadt, die Feinde in Weißenburg —

meist Turcos — steckten die weiße Fahne auf und ergaben sich. General Douay selbst war auf dem Gaisberg durch einen Granatschuß zerrissen worden, als er die Mitrailleusenbatterie richten wollte. Diese Kriegswerkzeuge hatten nur etwa drei Schuß gethan. Das Ergebniß unseres ersten Treffens waren gegen 1000 Gefangene, darunter viel des afrikanischen Turcogesindels, 1 Geschütz und, was man für den unverhältnißmäßig größten Gewinn halten mußte, die Besitznahme eines großen Landstriches von hoher Wichtigkeit, weit über die sogenannten Weißenburger Linien hinaus, welche in unserer Zeit ferntragender Geschütze ihren Ruhm und Schrecken verloren haben.

Am 5. August breitete sich die Armee in raschem Vormarsch über das gewonnene Gebiet — lange Hügellehnen mit mäßigem Abfall — aus, das Corps Würtemberg-Baden, welches bei Maxau über den Rhein gegangen war, wurde zur Deckung des linken Flügels herangezogen, der Vormarsch ging nach Sulz, die Vortruppen besetzten das Gelände bis Wörth, durchsuchten den Hagenauer Wald und bedrohten bereits die Schienenverbindung zwischen Straßburg und Paris. Durch eine Division des 6. Corps, welches dem Heere des Kronprinzen nachträglich zugetheilt war, wurde die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl bewirkt. Das Hauptquartier kam nach Sulz. Bei Wörth stieß man auf französische Truppen. Am 6. August früh wurde unsere Artillerie vorgezogen, um den Feind zu beschäftigen. Man beabsichtigte an diesem Tage keinen Angriff, sondern wollte eine Umgehung des Feindes durch Vorschieben der Corps einleiten. Aber der Feind hielt dem Artillerieangriff Stand und schritt bald seinerseits zum Angriff. Auf den Höhen hinter Wörth, auf der Linie Fröschweiler-Eberbach stand das Armeecorps Mac Mahon, noch 3 Divisionen Infanterie, 1 Division Cavallerie, verstärkt durch eine Division des Corps de Failly und Reserveregimenter des Corps Canrobert, gegen 60—70,000 Mann wieder in sehr fester Stellung. Da unsere Truppen erst allmählich herankamen und

Widerstand und Angriff zunächst in der Front stattfinden mußten, wurde die Arbeit der Schlacht besonders schwer und blutig. Etwa sechs Stunden währte der wildeste Kampf, die Franzosen fochten sehr tapfer, im zähen Häusergefecht um brennende Dörfer, in Waldlichtungen und Gehölz wurde erbittert gestritten. Die Schlacht endete wieder mit Sturmangriffen der Preußen und Bundesdeutschen auf die Höhen der Hauptstellung, während die Baiern auf unserem rechten Flügel, die Würtemberger — sehr brav — auf unserem linken Flügel den Feind eindrückten. Das Ende war vollständige tumultuarische Flucht der Franzosen. Spät kam die Reiterei zur Verfolgung heran.

Es war ein glorreicher Sieg, es war ein fürchterlicher Kampf. Der Feldzug in Böhmen war viel unblutigere Arbeit. Chassepot ist ein gutes Gewehr, die französische Artillerie sehr gut und das Ehrgefühl der Franzosen spornte sie zu den äußersten Anstrengungen, auch als die Hoffnung auf Sieg bereits geschwunden war. Aber den Deutschen war nicht zu widerstehen. Wieder das ruhmvolle 5. Armeecorps, die Männer von Nachod und Skalitz voran, nicht minder wacker die vom 11. Corps, zumal die Thüringer. Die Verluste sind sehr groß. Aber als die Schlacht entschieden war und der Kronprinz auf dem Schlachtfeld an die gelichteten Bataillone ritt, empfing den geliebten Führer ein unermeßlicher Jubelruf seines Heeres, die Bataillone stürzten ihm entgegen, faßten sein Reitzeug, seine Hände, schwenkten laut und jauchzend Mützen und Säbel und Schwerverwundete streckten die Hände grüßend ihm entgegen, und dabei standen dem Feldherrn und seinen starken Preußen bei dem Wiedersehn und Siegesgruß die heißen Thränen in den Augen. Was Kampf für das Vaterland bedeutet, das fühlte man in dieser Stunde, wo die furchtbare Poesie der Schlacht durch alle Herzen zog. Am Abend waren die Sieger in stiller, fast feierlicher Stimmung. Mac Mahon und sein Ruhm sind geschwunden.

Jedermann wußte, daß wir auch die Arbeit thun werden, welche noch zurück ist, aber Jeder dachte, daß dies ein grimmiger, menschenmordender, schwerer Krieg ist.

Und vor Allem ein ungleicher Kampf. Gegen unsere Knaben, die Blüthe unserer Nation, die vom Fürstensohn bis zum Erben des Bauernhofes ihr Blut vergießt — und so hingebend und treu, steht ein französisches Heer, welches immer noch viel von einem Landsknechtsheere hat. Darunter schnödes, widerwärtiges Banditengesindel aus Afrika. Wer die Horden dieser Gefangenen, von unsern wackern Niederschlesiern bewacht, vor dem Hauptquartier kauern sah, schmutzige Halbaffen, darunter viele mit den ärgsten Galgenphysiognomien, und dies Völkchen mit den rothbäckigen Gesichtern unserer strammen Landsleute verglich, der mußte sich sagen, daß eine der Folgen dieses Siegs sein müsse, daß diese fremde Froschbrut nicht wieder gegen christliche und civilisirte Heere gestellt wird.

Die ersten Zusammenstöße der ungeheuren Heeresmassen, welche dichtgeschaart einander gegenüberstehen, hat stattgefunden. In dieser Zeit lebt man daheim mit verhaltenem Athem, ungeduldig auf jeden Ton in der Luft, auf allen Dunst im Gesichtskreis der Augen achtend, und ungern folgt man den gefügten Worten einer längern Erörterung. Jetzt hat das erste Recht die Leidenschaft in ihrem höchsten Ausdruck, dem tötlichen Kampfe der Männer von zwei großen Völkern, das ganze Heil ist auf die rollende Kugel des Schlachtfeldes gestellt, Jedermann späht, wohin sie läuft und wem sie Sieg bringt oder Verderben.

Wir hoffen für uns. Und wir haben einige stattliche Gründe dafür. Wie gern glaubten bis zum 4. und 6. August die Eltern daheim, welche an ihre Lieben im Felde dachten, einem militärischen Berichterstatter, der ihnen versicherte, daß die neuen Zerstörungswerkzeuge des Feindes ihm keineswegs ein Uebergewicht sichern, daß unser kriegerisches Naturell und

unsere Methode des Kampfes stärker sei, als die der Feinde, endlich, daß wir auf den Sieg auch deshalb hoffen dürfen, weil unsere Sache die gerechte sei und die vergeltende Macht dem Frevler sein Gericht bereiten werde. Sie lauschten andächtig solchem Wort, aber sie sehnten sich, eine Bestätigung vom Schlachtfelde her zu vernehmen.

Auf welcher Seite die größere Kraft des ersten Angriffs liegt, wissen wir jetzt, wir erkennen aber auch, daß auf unserer Seite die größere Kraft des Beharrens liegt, zunächst weil unsere militärischen Einrichtungen uns eine weit stärkere und zuverlässigere Ergänzung des Heeres sichern, dann aber auch, weil bei uns die sittlichen Kräfte, welche in längerem Kriege in den Vordergrund treten, bei weitem die stärkeren sind. Wir leben in festgefügter geselliger Ordnung, die Stellung unserer Fürsten, zumal des obersten Kriegsherrn zum Volke, ist so sicher und so fähig, ideale Empfindungen, Hingabe und Opferfreudigkeit im Volke zu entwickeln. Das Ungerechte und Brutale dieses Krieges wird in der ganzen Nation als eine zugefügte Schmach empfunden. Wir haben uns vor dem Kriege nicht überhoben, wir haben deshalb auch nicht die bitteren Enttäuschungen grundlosen Hochmuths zu befürchten. Wir sind nach jeder dieser Richtungen dem Feinde unermeßlich überlegen. Je länger der Krieg dauert, desto stärker müssen sich diese Vorzüge unserer Stellung geltend machen. Sie allein sichern uns noch nicht große Erfolge im Felde, aber sie sichern uns vor einem demüthigenden Frieden.

Wir hatten bei Beginn des Feldzugs vor dem Feinde Eins voraus, die volle und sehr bescheidene Würdigung seiner militärischen Tüchtigkeit. Es ist deutsche Art, die Bedeutung der Fremden eher zu hoch schätzen, als gering zu achten. Dabei aber sind wir doch nicht mehr geneigt, uns selbst gering zu achten, und es ist ein junges, fröhliches Gefühl der eigenen Tüchtigkeit in unserem Heere, bei welchem auch der kleine Erfolg beglückt, ein Mißlingen nicht niederschlägt.

Wir vergleichen zunächst die Güte der Truppen, wie sie sich nach den ersten Zusammenstößen dem deutschen Urtheil darstellt. Die reguläre Infanterie des Feindes, wenigstens die der Armee von Mac Mahon und des 2. Corps, die Letztere aus dem Lager von Chalons, war in der Schlacht eine energische, gut ausgebildete, geschickt manövrirende, sehr tapfere Truppe, bisher von starkem Bewußtsein ihres Werthes, viel dauerhafter als man erwartete. Ihr Gewehr ist eine gute, mit besonderer Sorgfalt gearbeitete Waffe, weittreffend und schnellfeuernd. Gerade diese letzte Eigenschaft, in welcher der Kaiser und seine militärischen Vertrauten die Ueberlegenheit über das Zündnadelgewehr suchten, vermindert dem französischen Soldaten die Feldgüte des Chassepots. Sie verleitet zu übermäßigem Feuern auf weite Distanzen und verhindert ruhiges Zielen, wozu noch kommt, daß die Ausbildung der Franzosen am Schießstande unvergleichlich geringer ist, als bei uns. Dies Urtheil drückte nach dem Gefecht von Weißenburg ein Gemeiner vom Königs-Grenadierregiment Nr. 7 in seiner bescheidenen Weise so aus: „Ihr Gewehr ist sehr gut und macht schlimme Wunden, aber unser Gewehr trifft besser, denn wir sind Schützen, jeder von uns zielt und schießt nur, wenn er meint, seinen Mann zu treffen. Für das letzte Schnellfeuer schießen wir gerade schnell genug, und dann thut's das Bajonet.“ Demungeachtet ist das Chassepotgewehr die beste Hilfe des französischen Heeres, und die im Verhältniß großen Verluste unserer Truppen kommen auf seine Rechnung. Sehr merkwürdig und ein glänzender Beweis unserer Ueberlegenheit ist, daß wir die Franzosen gezwungen haben, ihrem Naturell einen starken Zwang anzulegen und sich auf der Defensive zu halten. Beim Angriffe sind sie zwar feuriger, schneller, vielleicht auch gewandter im Dorfgefecht als unsere Norddeutschen, aber alle diese Temperamentsvorzüge werden unwesentlich durch die deutsche Art, den Sieg zu erkämpfen, durch unsere Sturmangriffe. Diese schwere Schlachtenleistung einer Infanterie

fordert einen Verein der besten militärischen Eigenschaften, wie ihn nur die Deutschen haben: höchste taktische Ausbildung der Truppen und zugleich die höchsten moralischen Kräfte: Hingabe an die Führer bis zum Tode, ruhiges trotziges Selbstgefühl und einen physischen frischen Muth, der am Ende eines Schlachtentages noch zur größten energischen Thatkraft gesteigert werden kann.

So sind unsere, nur unsere Soldaten. Die Zuaven und Turcos, die ersteren ausgezeichnet durch schnellen und muthigen Ansprung, die letzteren durch Terrainbenutzung und die kauersame Behendigkeit von Wilden, haben uns aus ihren Reihen sehr viele Gefangene gegeben, kein gutes Zeichen für ihre militärische Tüchtigkeit, wie man denn überhaupt sagen darf, daß das gesammte französische Heer noch die schlechten Eigenschaften eines Söldnerheeres hat, der kritischen Entscheidung schnell haltlose Ergebung folgen zu lassen. Es ist tapfer, solange ihm die Hoffnung auf Sieg Schwungkraft gibt, es wird plötzlich gebrochen und feig, wenn diese Aussicht schwindet, denn die letzten Zeugnisse der Hingabe und Treue, welche den Deutschen im Kriegsunglück festhalten, fehlen der großen Mehrzahl der französischen Soldaten. Die massenhafte Zahl der unverwundeten Gefangenen an Offizieren und Soldaten ist Beweis.

Endlich die Führung! Das Ende wird's lehren. Aber Einiges sehen wir schon jetzt: die kaiserlichen Reformen haben nur eine sehr mangelhafte Organisation geschaffen. Der Mangel an festen Corpsverbänden im Frieden — damit kein General bei seinen Soldaten zu populär werde — nimmt im Kriege den Führern alle Vortheile, welche aus einer längeren Bekanntschaft der Truppen, der Offiziere mit einander hervorgehen, die Verproviantirung, die Krankenpflege sind übel geordnet, die Truppen aus Afrika wurden kopfüber in Haufen ein- und ausgeschifft, ohne alle genügende Verpflegung gegen den Feind gesandt. Der Mangel an Ehrlichkeit und an Hingabe in der Pflicht des Amtes und die alte keltische Hartherzigkeit ver-

säumen die Sorge um die Leiden des Soldaten in widerwärtiger Weise.

Frankreich ist der Genfer Convention beigetreten. Aber das rothe Kreuz auf dem Aermel und in den Fahnen der Hospitäler wird dort in frecher Weise gemißbraucht. Jeder Schlingel, der umherlungern will, und jeder Hausbesitzer, der sich von Einquartierung frei machen möchte, heftete das Kreuz an Rock und Haus und nahm vielleicht einige leicht verwundete Franzosen in Kost, und die französischen Aerzte waren sehr willig, diese Begünstigung zu gewähren. Als aber die Badenser in Hagenau das französische Lazareth, welches dort eingerichtet war, besichtigten, fanden sie tausend verwundete Franzosen ganz verlassen, ohne einen französischen Arzt, ohne jede Pflege! Das ist der Staat, der an der Spitze der Civilisation schreitet, mit Turcos als Avantgarde und der Barbarei gegen seine eigenen Kinder in Reserve. Wahrlich, immer wieder wird dem Deutschen bei diesem Kriege die peinliche Empfindung übermächtig: und mit solchem Volk muß man sich herumschlagen, gegen dieses verdorbene, faule Staatswesen, in welchem sich hinter gleißender Tünche die harte Unfreiheit des Mittelalters birgt, müssen wir unser bestes Blut setzen aus dem Fürstenschloß und Bauernhofe, die stärksten unserer Jugend, auch in friedlicher Zeit Stolz, Freude, Ehre der Nation. Das ist harte Arbeit, und es muß die letzte dieser Art sein. Wir dürfen nicht Frieden schließen, ohne die Sicherheit heimzutragen, daß wir die übermüthige Herrschsucht, das rohe Spielen und Verfügen über fremde Lebensinteressen gründlich beseitigen.

Es ist ein behaglicher Versuch, die Tüchtigkeit der deutschen Truppen, wie sie sich auf dem Marsch und in den letzten Gefechten bewährt hat, zu vergleichen. Ohne Eifersucht werden die Andern alle erklären, daß unter gleich tapferen Waffenbrüdern die Preußen zuerst zu nennen sind. Da ein geborner Preuße diese Zeilen schreibt, so wird es andern Deutschen besser anstehn, die Kriegsvorzüge der Preußen zu rühmen.

Die beiden bairischen Corps sind schneller kriegsbereit gewesen, als sie selbst vorher angegeben hatten; es war ein starker Gegensatz zum Jahre 1866, vier Jahre vertragsmäßiger Waffenbrüderschaft haben im bairischen Heerwesen eine Reihe bedeutsamer Reformen eingeleitet, noch nicht zur Durchführung gebracht. Das schwerblütige wuchtige Wesen der rauflustigen Altbaiern sowohl, als die leichtlebige Art der Franken und Pfälzer machen diesen tapferen Stämmen eine besonders sorgfältige und strenge Zucht nöthig. Sie haben eine zu kurze Dienstzeit, werden nicht völlig ausgebildet, sind ihrer Art und Ausbildung nach zu kräftigem und dauerhaftem Hinhalten des Gefechts vortrefflich, nicht ebenso sicher bei gefährlichem Angriff. Die sichere „Initiative", welche nur durch feste Zucht und militärische Durchbildung erreicht wird, ist von ihnen nicht zu verlangen, und wenn sie doch dergleichen geleistet haben, so ist das eben ihrem tüchtigen Naturell zum Ruhm zu schreiben. Einen besonders günstigen Eindruck machen die Würtemberger. Zu rechter Zeit fertig, gut ausgerüstet — auch in ihrem Sanitätswesen, gut befehligt, haben sie sich seither sehr brav geschlagen. Die beiden Prinzen ihres Königshauses, einer der präsumtive Thronerbe, welche dem Hauptquartier zugetheilt sind, haben die Schlacht tapfer in der Mitte ihrer Truppen gekämpft, ein nachahmungswerthes Beispiel. In Schwaben ist bei dem beginnenden Kriege recht lebhaft empfunden worden, daß die heimische militärische Ausbildung der Offiziere eine zweckmäßige Besetzung der Führerstellen nicht sichert, sie erhielten von Preußen ihren Divisionär v. Obernitz und hätten für den Krieg wohl gern noch mehr von Stabsoffizieren gehabt. Die Division Badenser ist ganz nach preußischem Muster eingerichtet und als Theil des preußischen Heeres auch der Vorzüge desselben theilhaftig zu betrachten.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über die Bewohner des Landes. Als unser Heer die Grenze überschritten hatte und

die heimische Sprache fortdauerte, unsere flachsköpfigen Kinder in den Dörfern, deutscher Hausbrauch und deutsche Gutmüthigkeit bei den Dorfleuten, da war's den Soldaten seltsam, daß die Franzosen so aussehen sollten. Die Elsasser sind auf dem Lande wie in den kleinen Städten noch viel vollständiger deutsch, als wir annahmen. Die großen Errungenschaften der Revolution, die Präfecten, die Anziehungskraft von Paris haben einen französischen Patriotismus hervorgerufen und genährt, der bei den Strebsamen, welche aus dem Volke heraufkommen, zuweilen fanatisch hervorbricht, die Adelsfamilien des Landes und die praktische Intelligenz, Grundbesitzer und Industrielle sind gut französisch, ebenso ein großer Theil der katholischen Geistlichen. Die Landbevölkerung steht, wenn auch ein wenig verkümmert, dauerhaft in deutschem Wesen still, arbeitsam, in innigem Hausleben auf der Scholle, bei ihr ist keinerlei Anhänglichkeit an den Kaiser, geringe an Frankreich. Sie würde sich den Uebergang zu Deutschland ohne Schwierigkeit gefallen lassen. Die Schwierigkeit liegt nur in der Industrie. Die ziemlich zahlreichen Fälle von tückischen und unmenschlichen Angriffen auf unsere Soldaten, Schrotschüsse aus Dorfhäusern und Verstümmelung und Ermordung Verwundeter sind — soweit sie auf Rechnung der Eingebornen kommen und nicht von marodirenden Turcos verübt wurden — dem aufgeregten Fanatismus eingewanderter Franzosen und einer jungfranzösischen Richtung zuzuschreiben, welche in der Masse des Volkes noch nicht die Herrschaft hat.

Als nach dem Tage von Wörth der Kronprinz den tötlich verwundeten General Raoul besuchte und dieser seinen letzten Willen in die Hand des begleitenden Adjutanten legte, sagte der höfliche Franzose: „Ich werde die Meinen nicht wiedersehen, mein bester Trost ist, daß ich ende durch ein Heer von solcher Tapferkeit.“

Luneville, 16. August 1870.

3. Auf der Höhe der Vogesen. Als nach der Schlacht bei Wörth die dritte Armee des deutschen Heeres in die Thäler und Pässe der Vogesen eindrang, war die Absicht, die französische Stellung bei Metz=Diedenhofen zu umgehen und das feindliche Heer in der rechten Flanke zu fassen. Der Kaiser hat sich dieser Katastrophe entzogen, seine Armee hat die Saar, die Meurthe=Mosellinie preisgegeben, Luneville hat artig einen Nippes, seinen vergoldeten Stadtschlüssel, dem Kronprinzen eingesandt, es ist sogar zweifelhaft, ob sich bei Chalons der Feind stellen kann, es ist wahrscheinlich, daß die Völkerschlacht erst in der Nähe von Paris geschlagen wird. Wenn sie geschlagen wird! Denn es liegt im Interesse des Kaisers, Alles zu thun, um diese letzte Katastrophe von sich abzuwenden, und wir merken, daß er jede diplomatische Kunst aufbietet. Oestreich und Italien in bewaffneter „Neutralität" alliirt, der König von Italien dem Kaiser durch Vertrag zur Heeresfolge verpflichtet, das gibt eine Kette geheimer und halber Bündnisse, bei denen der Kaiser die Absicht hat, dem Cabinet von Wien genau dieselbe Interpositionsrolle gegen Preußen zuzutheilen, welche er selbst im Jahr 1866 sich ersonnen hatte. Eitele Hoffnung! Es wird der wuchtigen Faust des deutschen Volksheeres gelingen, dieses diplomatische Drahtgeflecht zu zerschlagen, dies und den kaiserlichen Thron dazu.

Unterdeß schwindet dem Kaiser seine Armee dahin. Es scheint dem zweiten Kaiserreich beschieden zu sein, an einer Reihe von Täuschungen und Phrasen ebenso unterzugehn, wie es durch Täuschungen und Phrasen heraufgekommen ist. Nur mit dem beträchtlichen Unterschied, daß diesmal die Betrüger sich selbst betrogen. Denn auch die angegebene Stärke der französischen Armee ist eine Lüge. Die übelzugerichtete kaiserliche Armee zählt höchstens noch 300,000 Mann, wir stehen mit 450,000 Mann auf französischem Boden, die Hälfte unserer

Corps noch ganz frisch und unberührt durch feindliches Feuer, auch die andere Hälfte durch ruhmvolle Erfolge trotz ihrer Verluste hoch gehoben. Es steht zu hoffen, daß das kaiserliche Heer zerbröckelt sein wird, und die Möglichkeit des Widerstandes geschwunden, bevor die deutschen Krieger bis vor Paris marschiren. Man macht sich wohl jetzt nur noch in Paris Illusionen über die Widerstandsfähigkeit der Riesenstadt. Es ist vielleicht nicht nöthig, die Stadt zu erobern, wir führen 100 Reiterregimenter mit uns, welche die Bannmeile von Paris nebst Befestigungen wie mit einer Nebelwolke einzuschließen vermögen und Paris von seinen Zufuhren absperren werden.

Nach der Schlacht bei Wörth durchschritt die Armee des Kronprinzen in 7 Colonnen die Thäler und Pässe der Vogesen, von den Schanzen und Forts, welche den Durchgang sperren sollten, leistete nur die verhältnißmäßig stärkste Festung Pfalzburg mit etwa 1000 Mann Besatzung erwähnenswerthen Widerstand, sie wurde von Truppen des 6. Corps eingeschlossen und erhält täglich ihr Quantum Schüsse. Auf der Höhe des Gebirges lagerte am 11. und 12. August das Hauptquartier in Petersbach über breiter Hochebene, hinter sich auf der linken Seite die Schanze Petitepierre, welche einst Lützelstein hieß, und unvertheidigt den Deutschen überlassen wurde, vor den Augen des Beschauers die sanftgeschwungenen Linien der Berge, welche in die Ebene Frankreichs abfallen. Gerade gegenüber auf den Bergen erhob sich zuweilen eine kleine weiße Rauchwolke wie Wasserdampf, der um die Höhen schwebt, und der dumpfe Ton eines fernen Kanonenschusses bestätigte, daß dort Pfalzburg liegt und mit den Geschützen der Schlesier blutige Grüße wechselte. Aber unmittelbar vor dem Beschauer schwang sich in sanfter Neigung eine grüne Wiesenfläche, abwärts eingefaßt von einem Waldesstreif, Kühe weideten darauf, und nach einem Regentage warf die Abendsonne ihr goldenes Licht über Halm und Blatt und über die

blauen Höhen der Berglandschaft. Zwar längs der guten Bergstraße rasselten Geschütze und Proviantcolonnen, wer aber dem Kriegstreiben darauf den Rücken kehrte, konnte träumen, daß der Mensch so sicher im sonnigen Frieden ausruhe wie die Natur, welche ihn umgab.

Allen Deutschen, welche damals im Kriegskleid um ihren Führer lagerten, haftete eine Reihe von Eindrücken fest im Sinn, die in den letzten Marschtagen gekommen waren, und sie verhandelten darüber in lebendigem Austausch der Gedanken. Sie waren hier auf der Grenze deutscher Sprache und Sitte. Sie waren bis hierher durch ein deutsches Land gezogen, so urdeutsch in Sprache und Lebensgewohnheiten der Landleute, wie Schwaben oder Baiern, hier deutsche Dorfhäuser, deutsche Wirthschaften, deutsch die Flachshaare und großen blauen Augen der Kinder, das Spinnrad, das Ehebett, das treuherzige, innige Wesen der Leute, wenn sie erst den Fremden ihr Herz öffneten. Das war der Elsaß, ein verlorenes Gebiet, einst weitgefeierte kräftige Landschaft des deutschen Reiches, in jedem Jahrhundert unserer Geschichte werthvolle Heimat deutscher Cultur, die Heimat rühmlicher Minnesänger, das Hausgebiet des ersten Habsburgers, die Stätte kräftigen deutschen Bürgersinns und kluger Erfindungen, das Vaterland hochgebildeter Reformatoren und Humanisten, beim Beginn des dreißigjährigen Krieges das Heimatland der höchsten und freiesten deutschen Bildung jener Zeit. Und seitdem verkommen, verloren, mit französischen Gesetzen und fremdem Firniß überdeckt, in den Städten zur Hälfte französisch, aber auf dem Lande, in den Bergen noch immer ein deutscher Volksstamm, der zäh an der Sprache und dem Lebensbrauch der Väter festhält, ein Wesen still, wie im Halbschlaf, in Vielem alterthümlich und naiv abseit der Zeitbildung wie kaum ein anderer deutscher Stamm. Seit sechs Menschenaltern erfuhren die Landleute jetzt bei dem Einmarsch der Deutschen zum erstenmal, daß sie nicht zu Frankreich gehörten, sondern zu Deutschland, und man merkte ihnen

an, wie sehr sie über die Entdeckung staunten. Fast in jeder Wohnstube protestantischer Dörfer hing an der besten Wandstelle das Bild Luthers, daneben oft Käthe Bora. Als der einquartierte Gast seinem Wirth vor diesem Bilde sagte: ich wohne nahe dem Ort, wo Doctor Luther geboren ist, da sah der Elsasser wie betroffen drein und rief darauf fröhlich: „dann sind wir ja Landsleute.“ —

Wir Deutsche hatten im Heereszuge den Elsaß betreten mit den klugen Gedanken, welche unsere politische Lage nahe legte. Wir besitzen unsicheres Grenzgebiet zur Genüge: Nordschleswiger, Polen, wie kann wünschenswerth sein, den stillen Streit mit einer dritten Nationalität aufzunehmen, der anspruchsvollsten und verhältnißmäßig stärksten von allen? Solcher Erwerb wäre uns keine Stärkung, dem Gegner keine solche Schwächung, daß sie ihn unschädlicher machte, es wäre Erwerb eines in Confession und Sprache in sich zwiespältig getheilten Landes, der Erwerb würde wieder ganz Europa mit Geschrei über unsere Ländergier erfüllen, er würde wahrscheinlich ein ruhiges Einvernehmen mit Frankreich auf lange Jahre unmöglich machen, vielleicht einen neuen erbitterten Krieg um Wiedergewinn hervorrufen. Und wer soll das Land erhalten? Ein kleiner Staat würde die Schwierigkeiten der Assimilation weit größer finden, als ein großer, und im Besitz Preußens würde diese Vergrößerung doppelte Aufregung und Neid hervorrufen.

Auch der Rath, das Land Elsaß nebst dem deutschen Saargebiet als eigenen kleinen Staat durch eine Neutralität, welche Europa garantirt, zu schützen und solchen Staat als eine Scheide zwischen uns und Frankreich aufzurichten, muß sich als schwer ausführbar erweisen. Eine eigene neue Dynastie einführen, die gar keine Wurzeln im Lande hat, wäre dem Lande, Europa und vor allem uns kein Gewinn. Das Land kann für den Verlust seiner Beziehungen zu Paris nur entschädigt werden durch die Verbindung mit einem großen Staatskörper, auch seine deutsche Nationalität kann nur dadurch auf

die Dauer gesichert werden. Von Frankreich losgerissen und an Deutschland nicht festgeschlossen, würde es ohnmächtig dahinsiechen, in Sprache, Sitte, Industrie wahrscheinlich das Schicksal Luxemburgs theilen. Ferner als Kanton der Schweiz, — was in mancher Hinsicht das beste Erreichbare wäre, — ist der Elsaß deshalb unmöglich, weil die Schweiz sich entschieden weigern wird, denselben aufzunehmen. Als Zutheil von Belgien würde er französirt. Endlich haben wir durchaus nicht den Wunsch, durch neutralisirtes Gebiet von Frankreich völlig geschieden zu werden. Solche Trennung wäre für uns unter Umständen ein großes Unglück. Sie würde nicht hindern, daß Frankreich, welches außerdem noch auf lange die größere Flottenkraft besitzen wird, uns in jeder Weise diplomatisch belästigte oder offenbar bekriegte, aber dieses neutrale Gebiet würde uns ganz verhindern, von unserem Recht des Stärkern Gebrauch zu machen und die Strafe für begangene Frevel an den Franzosen zu vollziehen. Man bedenke nur: fortan haben nicht wir einen Grenzwall zu begehren, sondern die Franzosen.

Aber alle diese und ähnliche Gründe, welche gegen die Annexion des Elsaß sprechen, schwinden dahin und werden nichtig vor dem großen Gedanken: sie sind von unserem Stamm und Blut und sie gehören zu uns. Wie Brüder und Familiengenossen, die wir lange als Verlorene betrauert, finden wir sie wieder, und beide erkennen wir unsere Blutsverwandtschaft an gewissen geheimen Zeichen, die der Franzos nicht zu deuten weiß, auch wenn er sie einmal vernimmt. Nicht nur der Verstand, auch Gemüth und Leidenschaft haben hier mitzuthun, dieselben Gewalten, welche den Krieg gegen den Kaiser zu einem Volkskrieg fast des gesammten Deutschlands gemacht haben. Was wir mit dem Schwert erwarben, werden wir mit dem Herzen behaupten, im Nothfall nochmals im Kampfe sichern. Diese Auffassung, die bei den Süddeutschen jetzt am heißesten verfochten wird, vielleicht weil sie die Gefahren weniger deutlich erkennen, dringt jetzt immer mehr in die Seelen

auch der Norddeutschen. Sie ist auch in dem deutschen Heer, welches siegreich den Elsaß durchzog, die herrschende geworden und in jenen Tagen der Rast auf der Höhe der Vogesen wurden viele Bedenken erhoben und widerlegt und viele Möglichkeiten vorsichtig erwogen und berechnet, aber aus allen fröhlichen Beuteplänen, wie sie der siegbewußte Soldat am sonnigen Abend in der Quartierruhe zu machen pflegt, klang beim General und Gemeinen, im Stabe und in den Compagnien die entschlossene Forderung: den Elsaß müssen wir behalten!

4. Vor Sedan. Dichter Wasserdampf liegt am frühen Morgen über der Landschaft, der Anmarsch des Heeres gleicht einem unabsehbaren Geisterzuge. In dem wogenden Nebelmeere schimmern die Brände der verlassenen Lagerfeuer, hier und da werden ein Pferdehaupt, die schwankenden Umrisse einer Menschengestalt sichtbar, dazwischen ragt ein Baum, ein Hausdach, ein Kirchthurm als dunklerer Schatten. Ueberall tönt um den Fahrenden das dumpfe Geräusch der marschirenden Colonnen, aber der Weg und die Fuhrwerke darauf sind wenige Pferdelängen entfernt unsichtbar. In der umschließenden Wolkenmasse tönt aus der Ferne ein Dröhnen, nicht wie Geschützdonner, sondern wie Geräusch unzähliger, stürzender Bäume, und man meint das Getöse vom Boden her zu vernehmen. Durch eine Dorfstraße marschirt Infanterie, es sind Landsleute aus der Heimat, aber seltsam, auch sie scheinen geisterhaft verwandelt. Schweigend ziehen sie dahin, der Tritt ist fest, aber die Gesichter bleich, um die tiefliegenden Augen zuckt die Erregung, einer Anrede folgt höfliche aber kurze Antwort, sie alle schreiten wie unter dem Zauber finsterer Mächte. Das ist das Aussehn tapferer Männer vor der Schlacht, und ihre Gedanken flattern in der Erwartung des Todes um die Bilder, die sie in ihrem Herzen aus der Heimat mitbringen.

Auf der Höhe von Donchery, welche gegen die Maas ab-

fällt, schaut man den Himmel im röthlichen Wolkendunst, der Nebel wirbelt und sinkt unter den Strahlen der aufgehenden Sonne, die Dächer von Sedan und Donchery werden sichtbar, der gewundene Lauf des Flusses, Dörfer und Villen einer anmuthigen Hügellandschaft, und hinter dem Fluß die dämmrigen Umrisse des Bergplateaus, welches vom Feinde besetzt ist. Zur linken Seite ziehen, gleich riesigen schwarzen Schlangen, die Colonnen des 5. und 11. Armeecorps, welche die Stellung des Feindes umfassen sollen. Von der rechten Seite brüllt der Geschützdonner, und über den langgestreckten Hügelreihen fließen die Pulverwolken mit den Nebelstreifen zu weißlichem, schwerem Gewölk zusammen. Bald strahlt der Himmel in goldigem Blau, die kleinen weißen Wölkchen der Granaten steigen unter ihm auf und verschwinden. Das Tageslicht beleuchtet schärfer die Formen der Landschaft, überall glänzt die Erde im fröhlichen Schmuck einer alten Cultur, aber heut arbeitet darauf geschäftig die Zerstörung und das Verderben.

Auf der Höhe von Donchery sind einige Stühle für die Führer des Heeres gestellt, und um sie stehen und lagern am Felsrande die Offiziere des Hauptquartiers. Alle Augen sind angestrengt nach rechts gerichtet, wo hinter blauen Höhenzügen die fortschreitenden Dampfwolken die Erfolge der Armeeabtheilung des Kronprinzen von Sachsen anzeigen, bald nach links, wo die Colonnen des 5. und 11. Armeecorps weiterziehen, den Ring um die Aufstellung der Feinde zu schließen. Stunde auf Stunde verrinnt. Zwischen dem Geschützdonner klingelt immer wieder das friedliche Glockenspiel von dem Thurme zu Donchery in das Tosen auf dem Felde, es spielt die altfränkischen Weisen wie vor hundert Jahren, heut aber erschüttert der heitere Klang. Als die Glöckchen die zehnte Tagesstunde verkünden, bringt ein Adjutant des ersten bairischen Corps die Nachricht von dem furchtbaren Blutvergießen in Bazeilles, daß der Ort genommen, aber die Kraft des ersten Corps für diesen Tag verbraucht sei. Als die Glocken zum

Mittagsgebet mahnen, klimmt ein Reiter die steile Anhöhe herauf, eine ritterliche Gestalt, mit der Spannung im Antlitz und der Glut des Auges, welche die Schlacht verleiht. Die Stirn blutet von einer Wunde, er schwingt sich von dem schaumbedeckten Pferde und meldet, daß die Verbindung der beiden deutschen Heere hinter dem Rücken der Franzosen vollendet sei, die feindliche Armee eingehegt wie das Wild bei der Jagd.

Lange hat die Seele das Bangen der Erwartung und das Grausen der Schlacht durchgekämpft, aber das menschliche Gemüth vermag nur ein gewisses Maß der stärksten Eindrücke zu verarbeiten. Auf die Erregung folgt eine starre und harte Ruhe, die nicht dazu angethan ist, der Phantasie freies Spiel zu lassen, die Sinne und Gedanken stehen gehorsam und sicher unter der Einwirkung der Wirklichkeit, und man verfolgt die Fortschritte des Kampfes mit einer Gemüthsruhe wie in friedlichen Tagen. Auf der Höhe fühlt Jedermann die Glut der heißen Tagessonne, in die Seelen kommt ein Mißbehagen mit dem eigenen stillen Beharren, man ersehnt ungeduldig neue Ereignisse, irgend eine Betheiligung am Kampfe; hat man Freiheit der Bewegungen, so sucht man die Stelle zu verändern. Dort in der Ferne, an dem Abfall des hohen Plateaus, auf welchem die Franzosen dem deutschen Drang widerstehen, wird eine ungewöhnliche Bewegung erkennbar, die Baiern des Hauptquartiers haben ein großes Fernrohr aufgestellt, durch die Gläser sieht man den verzweifelten Ansturm französischer Reitermassen gegen die Compagnien des 11. Corps. Wieder ergreift die Aufregung alle Anwesenden, die Rücksicht auf die nahen Feldherren vermag laute Rufe nicht zu unterdrücken. Auch dem Feinde folgt warmes Mitgefühl, denn im nächsten Augenblick ist der Schwall verrauscht und die Stätte des Kampfes mit weißen Flecken wie übersät, es sind die getöteten Schimmel der französischen Reiterbrigade.

Es ist Nachmittag, das Ohr hat sich an das Knattern

und Dröhnen gewöhnt, eine Abspannung wird fühlbar, man empfängt mit merkwürdiger Ruhe eine Siegesnachricht nach der andern, man vernimmt, daß die Festung Sedan sich ergeben will, eine weiße Fahne wird einen Augenblick sichtbar, das Zeichen wird wieder abgerissen, im Vordergrunde jagen die Batterien der Würtemberger und der Baiern. Noch einmal brüllt der Donner der Schlacht lauter als je zuvor, und die weißen Wölkchen der Zerstörung schweben über den Häusern der Festung, mit Befriedigung sieht man auf die unermeßliche Rauchsäule, welche wie aus einem feuerspeienden Berge aus der Mitte von Sedan zum Himmel steigt. Jetzt wird das weiße Tuch wieder sichtbar, der Geschützdonner verstummt und ein wilder Freudenruf erschallt aus der Tiefe und von den Höhen. Und wenn endlich der Augenblick kommt, der dieser Schlacht einen so persönlichen und dramatischen Schluß gibt wie ihn wenig andere haben, wenn General Reille vor die Augen des obersten Kriegsherrn tritt und die Ergebung des Kaisers Napoleon überbringt, da wird der Zuschauer allerdings von dem Gedanken ergriffen, daß er das Größte erlebt hat, was dem Menschen zu schauen und durchzufühlen vergönnt ist. Aber über der stolzen Befriedigung schwebt vielleicht schon die Sorge, daß diese Ergebung nicht das Ende des Kampfes, sondern der Anfang eines neuen Krieges sei.

(Grenzboten 1870, Nr. 39.)

5. Am 2. September. Wir wissen nicht, wie sich dem Urtheil der deutschen Armeeleitung die militärische Situation beim Beginn des Feldzugs darstellte, am 3. August, wo die Armee des Kronprinzen die Grenze überschritt. Aber wir wagen die Vermuthung, daß man schon an diesem Tage das französische Heer als besiegt betrachtete und die Grundzüge des großen Feldzugs, die Straßen unseres Vormarsches und die Landschaften der Schlachtfelder — bis auf eines — deutlich vor Augen sah. Denn zum Größten in den militärischen Gedanken

unserer Feldherren gehört, daß diese Gedanken durchaus einfach und ohne feine Listen und Subtilitäten sind. Bei uns versteht man die Massen so zu disponiren, daß sie in freier Bewegung, im Unterhalt und Marsch einander nicht hindern, und doch am rechten Tage und zur rechten Stunde auf dem Schlachtfeld sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Dafür ist freilich nöthig, nächst dem Blick und der richtigen Schätzung jeder Leistungsfähigkeit durch die Führer, die spartanische Zucht und das unübertreffliche Pflichtgefühl unserer Truppen, welche sich auch außerhalb der Schlacht tötlicher Anstrengung nie versagen.

Die Franzosen standen bei Beginn des Kriegs mit dem größten Theil ihres Heeres eng massirt gegenüber Saarbrücken, viel zu dicht gedrängt, um sich leicht auseinanderwickeln und bewegen zu können, die Armee Mac Mahons einige Märsche davon südwärts, beschäftigt, den Zuzug aus Rom und dem Mittelmeer aufzunehmen. Die ursprüngliche Absicht war wohl, das ganze Heer im Vormarsch auf deutschem Boden zu vereinigen. Aber das Vertrauen des Kaisers war schon vor Beginn des Feldzugs erschüttert, die Theilnahme der süddeutschen Staaten am Kampfe gegen ihn war ihm unerwartet gekommen. Er war bei dem Mangel an Erfahrungen im großen Kriege mit den Rüstungen ohnedies nicht so schnell fertig geworden, als er gemeint, jetzt raffte er besorgt aus Afrika, Rom und den südlichen Garnisonen alles Verfügbare zusammen, um seinem zuverlässigsten Feldherrn eine größere Macht zu sammeln. Der deutschen Armee des Kronprinzen wurde die Aufgabe, die Vereinigung der beiden französischen Armeen zu hindern, die Armee Mac Mahons zu schlagen, von dem Kaiser abzudrängen und in die Vogesen zurückzuwerfen. Dies geschah in den Gefechten von Weißenburg und Wörth am 4. und 6. August. In Eilmärschen zog die dritte Armee hinter dem geschlagenen Heere vorwärts über die Vogesen. Dies Eintreiben eines deutschen Heeres in die Verbindungen der Franzosen wurde

gesichert durch das gleichzeitige Vorgehen der ersten und zweiten Armee gegen den Kaiser selbst, durch die Schlacht bei Spicheren und das Zurückdrücken der französischen Hauptarmee auf Metz. Nach wenig Tagesmärschen stand die gesammte deutsche Armee zwischen Napoleon und der Rückzugslinie Mac Mahons. Die getrennten Heertheile der französischen Armee konnten fortan ihre Vereinigung nur mit großen Schwierigkeiten weit rückwärts bewirken, selbst wenn der Gegner ihnen dazu Zeit ließ. Aber die große Aufgabe unserer ersten und zweiten Armee wurde jetzt, dem Heer des Kaisers den Rückmarsch unmöglich zu machen. In den drei großen Schlachttagen vor Metz am 14., 16., 18. wurde das durchgesetzt.

Für Mac Mahon blieb, nachdem seine Vereinigung mit der andern Heerhälfte an der Meurthe und Mosel unmöglich geworden war, keine andere militärische Maßnahme als sich auf Paris zurückzuziehen, dort die Dynastie Napoleons und die Vertheidigung der Hauptstadt zu stützen. Unverhofft kam von unseren Vortruppen nach Ligny die befremdende Kunde, daß Mac Mahon die Rückzugslinie auf Paris verlassen habe und nach Norden ausgewichen sei. Da er in einer solchen Weise die Hauptstadt einer überlegenen Macht preisgab und für sein eigenes erschüttertes Heer nur dort die Möglichkeit starker Ergänzungen fand, so erschien dieser Abmarsch als ein großer Fehler und General Moltke wollte, wie verlautet, einige Stunden nicht daran glauben. Aber ein aufgefangener Brief aus der Umgebung Mac Mahons und eine Nachricht aus Paris selbst bestätigten den Marsch nach Norden, man erfuhr, daß der Marschall die Vereinigung mit Bazaine für nöthig erachte „um die Dynastie zu retten". Sogleich wurden mit Schnelligkeit die gesammten Dispositionen für den Vormarsch geändert, ein Theil der zweiten Armee, welche unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt worden war (4. Corps, Garde, 12. Corps), sollte den rechten Flügel der Angriffsarmee gegen Mac Mahon bilden, deren linken der Kronprinz von Preußen

(5., 6., 11. Corps, 1. und 2. Corps Baiern, Würtemberger) führte, während die Oberleitung König Wilhelm selbst übernommen hatte. Durch die veränderten Dispositionen hatte Mac Mahon einen Vorsprung erhalten und es ging jetzt wie im Sturm hinter ihm her. Den Truppen mußte fast Uebermenschliches zugemuthet werden, ungenügende Verbindungen und mangelhafte Verpflegung, Bivouaks in aufgeweichtem Boden, Gewaltmärsche von täglich 4, 5, 6 Meilen. Es war eine wilde Jagd. Aber es gelang den weichenden Feind zu erreichen. Am 29. stieß die Armee des Kronprinzen von Sachsen auf das französische Heer.

Am 30. August früh hatte Mac Mahon eine sehr feste Stellung auf den Höhen des Ardenner Waldes von Stonne bis über Louçon besetzt. Das deutsche Heer hoffte auf eine Schlacht. Aber Mac Mahon gab nach scharfem Gefecht und großen Verlusten seine Position auf, um sich einige Meilen weiter nordwärts hinter der Maas und der Festung Sedan festzusetzen. Hier war er so nahe an die belgische Grenze gedrängt, daß ihm ein weiterer Rückzug nach Norden unmöglich wurde. Am 31. sahen die Offiziere unseres Generalstabes deutlich die Lager einer großen Armee hinter Sedan. Der dichte Nebel, welcher im Morgengrauen des 1. September über dem Boden lag, deckte günstig den Vormarsch unseres Heeres. Die Garde und die Sachsen auf dem rechten Flügel, im Centrum die Baiern, ihnen zunächst auf dem linken Flügel das 11. Corps, weiter links das 5. Corps. Dem rechten Flügel folgte als Reserve das 4., auf dem linken standen die Würtemberger als Unterstützung; das 6. Corps, weit nach Westen vorgeschoben, hatte die Bestimmung, den Durchbruch des Feindes auf Paris zu hindern. Die Baiern begannen den Angriff, neben ihnen die Sachsen und die Garde. Sie drangen unter hartem Kampfe rechts von Sedan in der Hügellandschaft und im Dorfgefecht langsam vor. Unterdeß zog durch den dichten Nebel das 11., und in weiterem Bogen das 5. Corps über

die Maas gegen die rechte Flanke und in den Rücken des Feindes. Um 10 Uhr griff das 11. Corps, kurz darauf das 5. in den Kampf ein, gegen Mittag war die französische Stellung nordwärts umgangen, das 5. Corps trat mit der Garde und den Sachsen im Rücken der französischen Aufstellung in Verbindung. Dadurch wurde die Hauptmacht der Franzosen von der belgischen Grenze abgeschnitten und es begann ein Kesseltreiben des eingehegten Wildes nach der Festung Sedan und der Maas zu. Die Franzosen machten verzweifelte Anstrengungen, von ihrer Hauptstellung hinter Sedan aus die Ringe zu durchbrechen, welche um sie gezogen waren; auch als ihre Infanterie, erschüttert durch frühere Niederlagen, Gewaltmärsche, schlechte Verpflegung und die großen Verluste der Schlacht, in hellen Haufen aus der Hauptstellung auf die Festung zu wich, rangen noch die französische Cavallerie und die Batterien mit Todesverachtung darum, dem Heere einen Durchweg zu öffnen. Alles war vergeblich. Enger und enger zog sich der umschließende Halbkreis, von beiden Seiten und aus dem Rücken donnerten unsere Geschütze, trieben unsere Bataillone den Feind zusammen. Nach 2 Uhr wurde die Flucht der Franzosen unter den Schutz der Kanonen von Sedan allgemein. Gegen 4 Uhr stand das französische Heer, das 25,000 Mann Gefangene, wenigstens ebensoviel Verwundete und Tote verloren hatte, und von dem einzelne Splitter, im Ganzen über 10,000 Mann, nach Belgien oder nach Paris zu entkommen suchten, hinter Sedan und in der Festung selbst zusammengedrängt, immer noch gegen 85,000 Mann stark, ein wildes unglaubliches Gewühl und Gedränge von Rossen, Geschützen, Wagen, Menschen. Die Festung hätte auch unter geordneten Verhältnissen keinen Widerstand leisten können, jetzt in dem Chaos eines zerschlagenen Heeres brachte ein kurzes Bewerfen derselben durch bairische und würtembergische Geschosse eine Verwirrung und Auflösung, welche keine andere Wahl ließ als Uebergabe.

(Grenzboten 1870, Nr. 39.)

6. Nach Sedan. Als König Wilhelm am Abend des 1. September auf der Säbeltasche eines Husarenlieutenants jenen kurzen Brief an den Kaiser Napoleon schrieb, in welchem er den angebotenen Degen desselben und die Uebergabe des französischen Heeres annahm, da merkten die Anwesenden, daß dieses Schreiben des Königs wohl der eigenhändige Brief sein mochte, welchen der französische Minister wenige Wochen vorher so beleidigend von ihm gefordert hatte. Was zwischen jener Forderung und diesem Briefe lag, eine ununterbrochene Folge von Siegen über das bewährteste Kriegsheer der Welt, ein Triumph deutscher Feldherrenkunst, den die kühnste Phantasie sich nicht größer und vollständiger denken kann, das war zugleich eine Vernichtung des zweiten Kaiserreichs, eine Auflösung des französischen Staates in führerlose Volksmassen geworden. Die Sieger selbst standen am Abend des großen Schlachtentages überrascht und fast befangen vor der Größe ihrer Erfolge. Der Kaiser gefangen und von dem Volk, das ihn kurz vorher mit ungeheurer Majorität als seinen Herrn bestätigt hatte, gleichgiltig aufgegeben und abgelegt wie ein abgenutztes Kleid, das halbe Heer mit seinem massenhaften Kriegsmaterial gefangen, die andere Hälfte in die Festung Metz gedrückt und dort fest umschlossen, jede Kraft zu dauerndem Widerstande zerschlagen, und zugleich jede Autorität geschwunden, mit welcher der Sieger zu verhandeln im Stande wäre. Aus den größten militärischen Erfolgen gingen für unsere Heeresleitung und Diplomatie seltsame, noch niemals dagewesene Aufgaben hervor. Deshalb war, als am 1. September die Sonne sank, auch ein großer Abschnitt in dem deutschen Krieg gegen Frankreich eingetreten, der erste militärische Theil, den General von Moltke disponirt hatte, ging zu Ende. In dem neuen Abschnitte, der jetzt begann, wird neben neuen kriegerischen Aufgaben die Politik, welche Graf Bismarck leitet, die maßgebende Macht.

Kaiser Napoleon hatte für das französische Heer Alles gethan, was ein gescheidter und erfinderischer Mann schaffen kann, der gerade nicht selbst ein Feldherr ist, durch ihn ist jedenfalls unvergleichlich mehr geschehen, als unter Bourbonen und Orleans. Seit dem Jahr 1866 ist das Heer der Zahl nach fast verdoppelt, gut geschult, sorglich gewöhnt, das Feuergefecht und die Bodenvortheile auszunutzen; da man das stürmische Draufgehn als nationale Tugend der Franzosen zu betrachten gewöhnt war, hatte der Kaiser sich besondere Mühe gegeben, der Infanterie auch die Dauer in der Defensive zu festigen. Die Ausrüstung der Soldaten war im Ganzen vortrefflich, in Manchem vielleicht besser als bei uns, z. B. Kleidung, Proviant, Lagereinrichtung, vor Allem das Gewehr. Durch seine Vorzüge glich es einigermaßen die Mängel aus, welche der Schützenkunst des französischen Infanteristen anhängen. Auch die Cavallerie war neu organisirt, mit guten Pferden versehen und von echtem Reitermuth beseelt. Nur in der Artillerie war es dem Reformer nicht ebenso geglückt. Seine Lieblingserfindung, die Mitrailleuse, ist kein bequemes Feldgeschütz, sie übt verheerende Wirkung nur auf kurze Distanzen als Positionsgeschütz, und die französischen Granaten mit ihrem tempirten Zünder geben einen Schuß, welcher langsam abgegeben wird, sich schwer auf jede Entfernung einrichtet und in der Wirkung unsicher ist. Jedenfalls war die deutsche Artillerie, die preußische Granatkanone, der französischen überlegen.

Aber der Kaiser hatte in seinen Verbesserungen mit dem Uebelstand zu kämpfen, daß Frankreich zu seiner Zeit glänzende militärische Erfolge ohne große Kriegführung gewonnen hatte. Es fehlte dem französischen Generalstab die sichere Bildung und die Generäle, welche in der Schule von Algier groß gezogen waren, hatten im Kampf gegen Halbwilde nach einem alten Ausspruch des Generals von Moltke den Krieg nur gerade gelernt, wie man ihn nicht führen darf. Dazu

kamen als untilgbare Schäden für die französische Heeresleitung die alten nationalen Leiden: Leichtsinn und Gewissenlosigkeit und maßlose Selbstüberschätzung. Dicht neben der vortrefflichsten Sorgfalt lag die größte Unordnung. Die französischen Offiziere hatten z. B. zwar eine Anzahl Karten von Deutschland erhalten, aber sogar im Generalstab von Mac Mahon fehlten Karten von Frankreich, und nach der Capitulation von Sedan frugen französische Offiziere bei deutschen nach den Namen der Dörfer, bei denen sie geschlagen worden waren. Die Sorge um die Bewegungen des Feindes war bei den Franzosen so übel geordnet, daß sie in ihrem eigenen Lande in der ärgsten Unkenntniß von dem Stand unserer Armeen waren. Der Angriff des 5. und 11. Corps in der Schlacht bei Sedan kam den Franzosen ganz unerwartet, und am 2. September sprach der Kaiser bei der Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Preußen gegen diesen sein Erstaunen aus, daß auch die dritte Armee so schnell zum Kampf herangekommen sei, er und Mac Mahon hätten geglaubt nur gegen den Prinzen Friedrich Karl zu fechten; seiner Begleitung erschien es einigermaßen tröstlich, nur der Macht des gesammten deutschen Heeres unterlegen zu sein, und der Kaiser fuhr betroffen zurück, als der Kronprinz ihm antwortete, Prinz Friedrich Karl sei mit seinem Heere weit von Sedan, er halte mit sieben Armeecorps den Marschall Bazaine in Metz eingeschlossen.

Diese Unbehilflichkeit in der höheren Führung wurde durch Uebelstände der Organisation vermehrt, die ebenfalls tiefliegende Schäden des französischen Heeres sind. Ueberall kam der Mangel eingewöhnter Ordnung und sicheren Reglements zu Tage, in Verpflegung, Disciplin, Kommando.

Das waren wesentliche Mängel, aber es waren Unvollkommenheiten eines tapfern und kriegstüchtigen Heeres. Nicht darum rühmen wir das, weil es den Sieger ehrt, wenn der Besiegte gelobt wird, sondern weil in unserem Heere selbst eine recht lebhafte, loyale, warme Anerkennung der militärischen

Tugenden des französischen Heeres zu finden ist. Es war bei uns eine echt deutsche Theilnahme an der tapferen Kürassierbrigade bei Wörth, welche auf Befehl Mac Mahon's in den sicheren Tod ritt, und an den Brigaden bei Sedan, welche so lange gegen Geschütze und Infanterie anstürmten, bis Reiter und Rosse in langen Reihen am Boden lagen.

Die Franzosen sind jetzt in der Laune, ihr ganzes militärisches Unglück dem Kaiser zuzuschreiben. In Wahrheit hat Napoleon Frankreich so waffenstark und widerstandsfähig gemacht, als es seit 1812 niemals gewesen ist, und was dem französischen Heere uns gegenüber mangelt, das ist im Grunde, was den Franzosen unserem Volksthum gegenüber überall abgeht: sie sind bei aller schönen Virtuosität im Einzelnen die schwächere Rasse, welche die uralten keltischen Unarten nicht loswerden kann.

Man wußte im Hauptquartier unserer Armee vor Sedan nichts Sicheres über den Aufenthalt des Kaisers. Nach der Versicherung von Landleuten war er am 30. August auf dem Felsplateau von Stonne neben Mac Mahon gesehen worden, auch französische Aerzte hatten erzählt, daß er beim Heere sei. In der Schlacht selbst hatte Mac Mahon den Oberbefehl schon am Morgen nach ernster Verwundung an General Wimpffen abgeben müssen, der erst zwei Tage vorher aus Afrika gekommen war und keineswegs bei allen Generälen willigen Gehorsam fand, als er die Dispositionen seines Vorgängers zu ändern versuchte. Der Kaiser selbst hatte von dem Beginn der kritischen Stunden, von 10 bis 2 Uhr, unter den Truppen im Granatfeuer gehalten, und es ist keine Phrase, wenn er an König Wilhelm schrieb, daß er dort den Tod erwartet habe. Nach 2 Uhr, als er die Schlacht verloren sah, war er langsam nach Sedan zurückgeritten, dort traf er auf der Brücke mit dem Oberst Stoffel zusammen, der beim kommandirenden General als Adjutant fungirte. Während der Kaiser mit dem Obersten sprach, zerriß eine Granate dicht neben ihm einige Pferde und

bespritzte sein Pferd mit dem Blut. Er hielt noch einige Augenblicke still, wie um einen anderen Todesgruß zu erwarten, und lenkte dann im Schritt nach dem Marktplatz der Stadt, die er als Gefangener verlassen sollte. Für Napoleon war das Spiel verloren. Nur eine kleine Anzahl der Generäle bewahrte dem erwählten Kaiser des Volkes persönliche Treue und ritterliche Hingabe. Die Mehrzahl der Soldaten, demoralisirt und meuterisch, betrachtete ihn ohne Gruß und mit finsterem Blick. Da faßte er einen klugen Entschluß, den einzigen, der ihm oder seiner Dynastie noch Aussichten für irgend eine Zukunft übrig ließ. Er selbst durfte die Festung und sein Heer nicht dem Feinde überantworten, er legte also Sorge und Verantwortung für diese That auf die Seele des kommandirenden Generals und schrieb jenen Brief an König Wilhelm, worin er ihm seinen Degen zu Füßen legte, ohne die Uebergabe von Heer und Festung zu erwähnen.

Es war ein merkwürdiger Augenblick, als auf der Berghöhe vor Donchery General Reille ansprengte, dann zu Fuß mit entblößtem Haupt über das Ackerfeld auf den König zukam, der auf seinen Säbel gestützt im Halbkreise seiner Generäle und Adjutanten den Franzosen erwartete. Erst da erhielt man volle Sicherheit, daß man den Kaiser gegenüber habe — als er sich zum Gefangenen anbot. In Wahrheit forderte der Brief die vorsichtigste Behandlung. Der Kaiser ohne sein Heer war ein nicht anzunehmendes Geschenk, zu seinem Heere war er noch ein Schlachtgewinn, der dem Kriege eine unabsehbare Menge neuer Schwierigkeiten schuf. Als der General Reille auf die Frage, ob der Kaiser noch Herr seines Heeres sei, mit französischer Gewandtheit sagte, „ebenso wie des Königs Majestät Herr des deutschen Heeres ist", da sprach er nicht die Wahrheit. Die Antwort des Königs, im Augenblick mit seiner nächsten Umgebung berathen, betonte deshalb, daß die Uebergabe der Festung und der französischen Armee selbstverständliche Folge der kaiserlichen Ergebung sein müsse. In

dieser Ansicht ließ man auch den Kaiser bei Sedan unter den französischen Truppen und traf Vorsichtsmaßregeln, um einem Ausbruch in der Nacht entgegenzutreten.

Als nun am andern frühen Morgen Graf Bismarck aus seinem Quartier in Donchery durch die Nachricht geweckt wurde, daß der Kaiser außerhalb der Festung auf der Landstraße weile, um König Wilhelm selbst zu sprechen, da war die Ueberraschung bei dem Grafen sicher keine angenehme. Er selbst hat über seine Begegnung mit dem Kaiser berichtet. Ebenso sind die folgenden Momente, die Zusammenkunft des Kaisers mit König Wilhelm und dem Kronprinzen durch die Zeitungen bekannt. Der König konnte den Kaiser erst sprechen, als derselbe noch einmal seinen Einfluß angewandt hatte, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche von den Generälen der Uebergabe entgegengestellt wurden. Auch der König war bewegt, als er nach viertelstündiger Unterredung von Napoleon schied, welcher das Taschentuch vor die thränengefüllten Augen hielt. Der König hatte zuletzt gefragt, ob der Kaiser für den Ort seines künftigen Aufenthalts einen bestimmten Wunsch habe, und als dieser antwortete, daß ihm jeder Ort recht sei, hatte der König Wilhelmshöhe genannt. Nach den Erfahrungen der letzten Nacht zu Sedan, in welcher die Soldaten vor den Fenstern des Kaisers grobe Schimpfworte gerufen hatten, sprach dieser den Wunsch aus, so schnell als möglich seinem Bestimmungsort zugeführt zu werden und nicht mehr unter französischem Dach zu übernachten; er wurde deshalb am 3. September früh mit seiner Generalität, dem Gefolge und Marstall, geleitet von dem preußischen General Boyen, unter Bedeckung durch Graf Seckendorf bis über die belgische Grenze geführt. Er saß gefaßt in ruhiger Haltung in seinem Wagen; wer ihn hier zuerst sah, den überraschte wahrscheinlich das blonde Haar und der milde Ausdruck des feinen Gesichts, dem man einige Abspannung ansehen konnte, nichts von der Verzweiflung, welche ein erfindungsreicher Be-

richterstatter im Stil eines Räuberromanes schildert. Allein dem Kaiser blieb auf dem kurzen Weg nach Belgien ein peinlicher Eindruck nicht erspart: die Colonne seiner Wagen begegnete einem langen Transport französischer Gefangener; es war nicht möglich auszuweichen und der Kaiser mußte vor den Trümmern seines Heeres Spießruthen sitzen. Die Mehrzahl der Offiziere trat salutirend an den kaiserlichen Wagen, von den Soldaten grüßten wenige, die meisten wandten sich mit düsterer Miene ab, andere murmelten einen Fluch. Als man aber auf belgischem Boden ankam und die Schwierigkeiten des dortigen unbehilflichen Grenzdienstes beseitigt hatte, wurde der Kaiser in Bouillon von der dichten Bevölkerung mit lautem Vive l'empereur! empfangen und der belgische Maire entschuldigte dies gegen die Preußen damit, daß sehr viel flüchtige Franzosen in dem Haufen seien. Da die Wallonen seit alter Zeit gewohnt sind, die abgelegten Moden der Pariser zu bewundern, so darf solche Huldigung nicht befremden. Wir Deutsche aber fühlen uns doch verpflichtet auszusprechen, daß der Kaiser die beispiellos schnelle und beispiellos ruhmlose Verflüchtigung seines Kaiserthums persönlich wenigstens nicht ohne Haltung und Festigkeit durchgelebt hat.

Er ist jetzt in Frankreich unmöglich. Die kalte Gleichgiltigkeit und der plötzliche Haß, mit welchem ihn die Franzosen seit seinem Fall betrachten, gehört zu dem vielen Befremdlichen, welches einem Deutschen französisches Wesen verleidet. Die ihn anklagen, sind nicht allein die Schwätzer, welche die Journale in Paris mit ihren Phrasen füllen, und nicht allein die Intriganten feindseliger Parteien, sondern Alles ist von ihm abgefallen: der Landmann, dem er neue Ackermaschinen vor das Haus stellte, und durch Einführung neuer Culturen, durch Bau vortrefflicher Landstraßen die Erträge verdoppelte, der Händler, dem er Canäle baute, einen unermeßlichen Waarenmarkt und die Industrie der Welt in großartiger Weise zugänglich machte, der Rentier, dem er die Geldspeculation för-

derte, dem er in jeder größeren Provinzialstadt stattliche Prospecte anlegte, das Hotel de Ville in eleganten Formen erbauen und einrichten ließ, das Ortsmuseum mit Bildern beschenkte; der Fromme, dem er überall die alten Kirchen restauriren und neue aufführen ließ in stattlicher kaiserlicher Gothik. Nirgend findet der Fremde, und wenn er hunderte Franzosen fragt, einen Dank, Anerkennung, Theilnahme für den Kaiser. Er ist der gesammten Nation ein Sündenbock, wie der, den einst die Israeliten in die Wüste stießen, das Volk ist gereinigt und beginnt mit leichtem Herzen ein neues Sündenconto. Das ist eine furchtbare Lehre für persönliches Regiment. Er hatte sich den Franzosen aufgedrängt, alles Gute, das er ihnen zu bringen suchte nach seinem und ihrem Verständniß, war seine selbstverständliche Schuldigkeit, für das Unglück, das während seiner Herrschaft über sie kam, trägt er allein die Schuld. Uns Deutschen aber ziemt in dieser Zeit daran zu denken, daß der Kaiser durch lange Jahre seiner Regierung zwar nicht besser gewesen ist als seine sieben bis acht Millionen Wähler, wohl aber viel klüger. Und daß das Unglück über ihn und Frankreich gekommen ist erst in der Zeit, wo er die innere Sicherheit und Selbständigkeit gegenüber den frevelhaften Gelüsten des französischen Volkes verloren hatte, und gerade so sehr Franzose geworden war wie die Anderen auch. Wir wissen freilich auch, daß dieses allmähliche Selbstbeschränken seines Urtheils der vergeltende Fluch ist, den das Schicksal übermenschlicher Vermessenheit bereitet hat.

In unserer Heimat ist jetzt vor Allem die Empfindung obenauf, daß der Kaiser schuld sei an diesem Kriege, an dem vergossenen Blut, an dem Tode unserer Söhne und Brüder. Dies zornige Gefühl macht nicht geneigt, bedächtig den Grad der Schuld, welche den Kaiser trifft, abzuwägen. In Wahrheit war es nicht der Kaiser, der uns den Krieg gebracht hat, sondern das Franzosenthum, oder genauer gesagt, das Pariserthum. Hätte ein Bourbon, ein Orleans, irgend ein

Präsident oder General von dieser Stadt aus Frankreich regiert, sie würden wahrscheinlich noch schlimmer und schnöder den gallischen Neid gegen uns kund gegeben haben; der Kaiser hat sich Jahre lang gegen die Thorheit und die hohle Lüge von Paris gesträubt, bis sie endlich auch ihm das Hirn betäubten.

Es ist jetzt allerdings nicht Zeit, den gefangenen Mann anzuklagen oder zu entschuldigen. Wenn aber unsere treuen Hessen es als eine Beleidigung ihrer Heimat betrachten, daß der Gefehmte gerade unter sie gesetzt worden ist, so möchten wir sie aus patriotischen Gründen bitten, in ihrem Eifer nicht zu weit zu gehen. Wir haben uns dem Gefangenen gegenüber vor Allem durch die Rücksicht auf Vortheil und Wohl des Vaterlandes leiten zu lassen, und es ist keineswegs sicher, wie sich die französische Nation in naher oder ferner Zukunft zu seinem Regimente stellt. Was jetzt in Frankreich ganz unmöglich wäre, kann in einer Zukunft wieder Volksgeschrei werden, und für uns wäre eine Dynastie Napoleon, wenn sie möglich würde, immer noch angenehmer als die der Orleans.

Wie ein schwarzer Schatten hing sich seit dem Tage von Weißenburg an alle glorreichen Thaten unseres Heeres der Gedanke, daß jeder unserer Erfolge dazu beitrug, die einzige Macht zu verderben, mit der wir überhaupt Frieden schließen konnten, und daß es außer dem Gegner, den wir von seiner Höhe Stufe um Stufe hinabwarfen, keinerlei andere Person in Frankreich gab, mit der ein Friedensschluß möglich war. Wer ist zurückgeblieben? Die Advocaten der Linken, welche in den nächsten Tagen in Gefahr schweben mögen, von ihren unzufriedenen Pöbelhaufen an die Laterne gehenkt zu werden, und die geistvollen Journalisten, welche die öffentliche Meinung von Paris machen: der alte Geschichtsfälscher Thiers, Emil Girardin, der den Schwarzwald mit Petroleum zu verbrennen gedenkt, oder andere keltische Phantasten. Es ist zur Zeit

Niemand in Frankreich vorhanden, der die Autorität hat, ein Friedensinstrument zu unterzeichnen, das nur drei Tage unzerrissen bliebe.

Aus der offiziösen Presse von Berlin war zu erkennen, wie rathlos auch die höchste irdische Klugheit vor dem politischen Nichts stand, das wir in Frankreich finden und offenbaren mußten. Die mannigfaltigsten Combinationen tauchten auf und jede leidet zur Zeit an unüberwindlichen Schwierigkeiten. Unsere nächste Aufgabe aber stand nach den Tagen von Sedan klar vor Aller Augen. Mußten wir den Kaiser gefangen nehmen, so müssen wir auch seinen Gebieter, das lüderliche frevelhafte Paris, einfangen. Dem Geschlecht gegenüber, welches dort die öffentliche Meinung macht, hilft weder Vernunft noch Edelmuth, nur der eiserne Zwang und die blasse Furcht. Wenn die gewandte und scharfsinnige Kunst unseres auswärtigen Amtes gerade jetzt die Hoffnung auf eine Vereinbarung mit den interimistischen Führern der Pariser öffentlichen Meinung nicht aufgibt, so darf man überzeugt sein, daß auch jede Vorsicht angewendet werden wird, um die militärischen Erfolge nicht durch zu schnelles Vertrauen auf die Redlichkeit und den Verstand bedrängter Pariser auf das Spiel zu setzen. Wir fahren fort zu marschiren, wenn wir auch hoffen, scharfes Fechten nicht mehr nöthig zu haben.

(Grenzboten 1870, Nr. 40.)

7. **Die Regenten in Frankreich und die Friedensbedingungen.** Das politische Urtheil und die politische Leidenschaft werden der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen durch zwei unablässig wirkende Mächte gerichtet, durch die Journalisten der Pariser Presse und durch die katholischen Priester, Ordens- und Weltgeistliche, zwei Mächte, welche oft feindlich gegen einander arbeiten.

Wer im Heere durch Elsaß, Lothringen, Bar und die Champagne bis in die Nähe von Paris gezogen ist, der hat

Gelegenheit gehabt, eine Anzahl Beobachtungen über diese Regenten Frankreichs zu machen. Die Beobachtungen sind nur aus einem verhältnißmäßig kleinen Theile Frankreichs genommen, aber aus einigen der kräftigsten Landschaften, sie sind nicht so reichlich und gründlich als wünschenswerth wäre, aber sie hatten den Vorzug, frisch und selbsterlebt in die Seele zu fallen.

Auffallend ist vor allem der Einfluß der katholischen Geistlichkeit. Auch die Weltgeistlichen wandeln durch besondere Tracht ausgezeichnet, der Klerus fällt an allen größeren Orten durch Zahl und Geschäftigkeit auf, es sind viele schöne große Männer darunter, welche die Locken unter der Tonsur mit koketter Eleganz tragen und aus großen vielsagenden Augen um sich schauen, deren scharfer Blick sehr verschieden ist von dem stumpfen Ausdruck, der einem Theil unserer katholischen Geistlichkeit eigen ist. Jene sind gewandte Männer, denen man ansieht, daß sie an Herrschaft und Erfolge gewöhnt sind und mit Selbstgefühl Männern und Frauen zu gefallen wissen. Die Einwirkung, welche sie auf die Laien ausüben durch Altar und Kirchenfest, Kanzel und Beichtstuhl, durch die zahlreichen geistlichen Stiftungen, durch Lehranstalten und durch Besuche in den Häusern, ist in den Städten groß, auf dem Lande sind sie die herrschende Autorität. Es wird auch dem Fremden klar, daß sie eifrig Politik treiben, wenn sie bei einem Haufen Blousenmänner vorbeigehen und den Gruß mit vornehmer Freundlichkeit und einem schnellen Seitenblick auf den beobachtenden Fremdling erwidern, noch mehr, wenn sie dem feindlichen Sieger gegenüber stehen, zuweilen kriechend, wortreich, mit prächtigen Tartuffe-Gesichtern, öfter trotzig und ungeberdig wie Aristokraten, die sich aus unbestrittener Herrschaft aufgestört fühlen. Oft wurden seit der Revolution die weltlichen Herrscher entfernt, sie sind geblieben als die unabhängigen Vertrauten und Lehrer des Landvolks, und als die Vertreter einer herrschlustigen Kirche. Der Kaiser hat, je länger er in Frank-

reich regierte, um so mehr die Macht dieser selbstsüchtigen Kaste scheuen gelernt, und es war ganz in seiner Weise, daß er durch die Kaiserin diesen Theil der nichtoffiziellen Regierungsgewalt fest an seine Dynastie zu fesseln suchte. In der That sind die Geistlichen in Frankreich die eifrigsten politischen Agitatoren geworden, durch sie hat die kaiserliche Regierung die Abstimmungen der Gemeinden geleitet, durch sie die Ansichten in das Volk gebracht, welche ihr gerade nützlich schienen. „Wir wußten schon lange vor dem Kriege, daß Etwas kommen würde", sagte dem Schreiber dieser Zeilen ein gescheidter protestantischer Landmann im Elsaß, „denn die Pfaffen schwärmten herum wie die Bienen, sie hielten überall Zusammenkünfte und fuhren zu zwei und zwei durch die Dörfer. Und das war vor dem Krimkriege und vor dem italienischen Kriege, und damals als es nach Mexico gehen sollte, gerade ebenso." — Da noch immer ein nicht unbedeutender Bruchtheil des Landvolks und der Arbeiter in den Städten des Lesens und Schreibens unkundig ist, stellt der Geistliche ihnen leicht alle irdische Weisheit dar. — Man darf annehmen, daß den Geistlichen in diesen Tagen finsterer Schreckensnachrichten aus Frankreich und Rom keine neue Parole gegeben ist. Zuverlässig also findet die große Mehrzahl aus Neigung und Gewohnheit ihr Interesse noch am besten durch den Bonapartismus gewahrt. Es ist wahr, sie sind unsichere Verbündete des Kaisers, sie werden ihn auf der Stelle aufgeben, sobald ihnen ein neuer Regent Frankreichs, etwa der König der Belgier oder ein Orleans, bessere Bürgschaften zu geben verspricht, aber sie sind gegenwärtig immer noch ein Anhalt für die Dynastie Napoleon, welchen man durchaus nicht unterschätzen darf. Und deshalb läßt sich auch nicht voraussagen, wie das Landvolk und die kleinen Bürger sich zu dem Kaiser stellen werden, wenn der erste Schwall der Unglücksnachrichten vorübergerauscht ist. Eines aber wissen wir, daß französische Pfaffen die grimmigsten Gegner der Deutschen, die thätigsten Schürer zum Kriege sind.

Ihnen ist Deutschland das Land der Ketzerei, der Krieg ein Kampf für den Glauben, ihnen hat die Aufregung, welche das Dogma von der Unfehlbarkeit in die katholische Welt brachte, die Ansicht gegeben, daß die Zeit gekommen sei, die Laienwelt gegen das Ketzerthum in Waffen zu führen. Wo sich jetzt auf dem Lande Banden zusammenrotten, darf man mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Geistliche die Verleiter und stillen Führer sind. — Daneben aber ist beachtungswerth, daß diese politischen Führer der Landschaften in anderem Sinn einem wahren Interesse Frankreichs dienen. Unter ihnen besteht Groll gegen das weltliche Treiben von Paris und gegen die politische Herrschaft der ungläubigen Journalisten. Sie fühlen auch ohne Zweifel mit wirklicher Theilnahme die Steuerlast und die Unfreiheit, zu welcher ihre treuen Gemeinden durch die Pariser verurtheilt werden. „Sie können Frankreich keinen größeren Dienst erweisen, als wenn Sie das große Sündennest Paris niederbrennen", sagte ein alter Geistlicher von würdigem Wesen zu einem Offizier unseres Hauptquartiers. „Unsere Leute arbeiten und steuern, damit dieses Babel immer mächtiger wird, und uns seine Befehle zuschickt, denen wir wie Sklaven gehorchen. Bei uns sind die guten Leute, fleißige, rechtschaffene Leute, dort die Schwindler, welche uns in das Unglück bringen." Dies heftige Wort drückt eine Ansicht aus, welche wenigstens in Lothringen auch aus Laien hervorbrach. Die Lothringer sind leidenschaftlich französisch, aber sie haben viel von dem alten Provinzialstolz bewahrt, und ihnen fehlt durchaus nicht die Erkenntniß, wie sehr sie unter der Herrschaft von Paris leiden. Nicht unmöglich, daß dieser Krieg unter anderem Gewinn für Frankreich auch den größten bringt, das drückende Uebergewicht des Geistes von Paris zu mindern und den Theilen größere Selbständigkeit zu geben.

Ueber den Journalismus von Paris haben sich unsere Landsleute seit den letzten Monaten zur Genüge geärgert und ergötzt. Diese Mischung von Unwissenheit und Hochmuth ist

für uns Deutsche kaum verständlich. Bei uns bieten nur sehr wenige ultramontane Klatschblätter und verunglückte journalistische Versuche der Welfenpartei etwas annähernd Aehnliches.

Aber noch auffallender als die Unkenntniß und Unwahrheit war in den Pariser Zeitungen der Mangel an wahrem patriotischen Gefühl seit dem Einbruch des Unheils, zumal seit dem Tage von Sedan. Wir Deutsche suchten vergeblich hinter dem lauten Wortschwall einen ehrlichen Ausdruck großen Schmerzes, männlicher Trauer, nicht eine starke und reine Empfindung klang aus allen Nummern, die von den Vorposten eingesandt wurden. Immer dasselbe gespreizte und kindische Gebahren. Selbst „Siècle", das vor dem Kriege eine Zeit lang höheren Ton angeschlagen hatte, suchte diesen Frevel gegen die Eitelkeit eines bethörten Volkes dadurch zu sühnen, daß es nicht weniger heftig schwätzte als die übrigen Blätter. Nur das „Journal des Débats" bewahrte wenigstens ruhigere Haltung und bewies auch hier die Eigenschaften, welche dasselbe in Frankreich zu dem Blatt der anständigen Leute machen, kühle Reflexionen, gebildete Sprache und Mangel an Willen und an Einfluß auf die öffentliche Meinung. Die tief liegenden Schäden des französischen Unterrichts und der französischen Bildung sind uns in dem Gebahren der Pariser Presse plötzlich sehr auffällig geworden, sie sind das Leiden der Franzosen, welches eine Erhebung dieses Volksthums hoffnungsarm macht. König Louis Philipp war durch die Journalisten der Pariser Presse entthront worden, Kaiser Napoleon wurde unablässig der Verderbtheit und Tyrannei angeklagt, weil er durch Polizeilist und Gewalt dieselbe Gefahr von sich abwenden wollte. Die Klage war, was sein System betrifft, wohlberechtigt. Als aber in diesem Jahr der Zwang von der Presse genommen wurde, hat sie sich weit treuloser, unwahrer und abenteuerlicher gezeigt, als das kaiserliche Regiment in seinen schnödesten Maßregeln gewesen ist. Und auch die Entschuldigung kommt ihr nicht zu Gute, daß sie schlecht geworden ist durch schlechte Be-

handlung und Verführung, denn ihr Unsinn ist älter als das letzte Kaiserreich.

Wir alle empfinden als sittliche Nothwendigkeit in der Geschichte, daß nicht wiederkehren darf, was in seiner Einseitigkeit als Unrecht erwiesen und durch den großen Gang der Ereignisse widerlegt ist. Aber die Geschichte verläuft nicht nach den Gesetzen einer menschlichen Tragödie. Auch der Jesuitenorden galt einmal für völlig beseitigt, unter der Last seiner Thaten begraben, und er war kurze Jahre darauf wieder da und lächelte verlockender als ehedem den Gläubigen zu. Jetzt sträubt sich unsere ganze Empfindung anzunehmen, daß Napoleon III und seine Dynastie in Frankreich noch einmal zur Herrschaft kommen. Und ebenso unmöglich dünkt dasselbe den kriegslustigen Franzosen. Wer aber die Gedanken der Pfaffen und die Nichtigkeit der Journalisten in Frankreich beachtet, der wird vorsichtig in seiner Muthmaßung über die nächsten Scenen in dem großen Spektakelstück der französischen Geschichte, und er wird für den kräftigsten Einwand gegen den Kaiser nur halten, daß Napoleon III bereits zu bejahrt und müde ist, um noch Vieles zu durchleben.

Das System Napoleons wurde nur deshalb so erfolgreich, weil es klug und in gewissem Sinne großartig gerade die Machtmittel und Wirkungen benutzte, welche in Frankreich einen Erfolg sichern, mit anderen Worten, weil es gerade so viel Unwahrheit und falschen Schein für sich aufwandte, als die Pariser sonst für ihre Zwecke aufzuwenden lieben. Der Kaiser unterschied sich von andern Heuchlern und Phantasten in der Presse und auf der Tribüne in Wahrheit nur dadurch, daß er mit geheimer Nichtachtung die Schwächen und Laster des Pariser Volks übersah und in nicht wenigen Fällen verstand, dieselben zugleich in eigenem Interesse, für große Culturzwecke zu verwerthen. Wir haben den Kaiser, solange er regierte, niemals mit Vorliebe behandelt, haben die ungeheure Selbstsucht seiner Herrschaft stets vom Standpunkt deutscher Sittlichkeit ver-

urtheilt und behauptet, daß ein Angriff auf uns das Ende seiner Herrschaft sein werde; deshalb dürfen wir jetzt, wo er durch deutsche Waffen gestürzt ist, auch offen heraussagen, er hat durch zwanzig Jahre die Franzosen beherrscht, nicht nur, weil er ihnen Lüge und Schein gab im großen Stile und gerade in der Weise, wie sie ihnen wohlthat und wie jede andere Regierung, die Louis Philipps, die der Republik nur ungeschickter ihnen auch zu geben versucht hat, sondern er hat darum mit ihnen geschaltet, weil er in Manchem klüger dachte als fast sämmtliche Stimmführer. Wäre er nur ein Abenteurer und Lügner gewesen, so hätten die Anderen ihn als ihres Gleichen bald heruntergebracht, aber er war durch eine Reihe von Jahren in Frankreich einer der sehr wenigen Männer, welche in Wahrheit an sich selbst glaubten und sich eine Sendung der göttlichen Vorsehung zuschrieben. Und in dieser Auffassung hat er einigemal gewagt, gegen die öffentliche Meinung und gegen die bösen Gelüste seines Volkes unter eigenen Gefahren Gutes zu thun. Darum folgten die Schwachen seinem Stern, die Unzufriedenen erschienen sich lange groß, wenn sie in den Fehlern seines tyrannischen Regiments ihre eigenen Fehler und die des französischen Nationalcharakters bekämpften.

Fürwahr, der Kaiser wußte besser, als wir Fremden, wie unsicher seine Macht schwankte zwischen den lüderlichen Journalisten von Paris und den Pfaffen, von denen die einen die Tagesstimmungen der Leser leiteten, die anderen das Gemüth der Hörer in ihrer Hand hielten. Die einen schrien laut, die andern drängten leise. Sein ganzes System der polizeilichen Bevormundung, seine Verfassungsänderungen sind in der Hauptsache nichts als ein Kampf und unsichere Verträge mit den Schreiern von der Presse. Als er endlich aufgab, diese Gegner zu gewinnen, mußte er selbstverständlich den Pfaffen größere Zugeständnisse machen. Und wir halten die Meinung fest, daß sein letzter Krieg niemals entstanden wäre, wenn nur die Schreier und nicht zugleich die Jesuiten den Krieg gefor-

dert hätten. Als der Kaiser am 2. September auch dem Grafen Bismarck aussprach, daß er den Krieg nicht gewollt, sondern daß die öffentliche Meinung, beherrscht durch eine maßlose Presse, seine Regierung dazu gezwungen hätte, da behielt er für sich, daß der stillere nicht weniger mächtige Zwang für ihn in den Mahnungen einer klericalen Kriegspartei gelegen hat. Er ist jetzt geschwunden, aber die beiden Mächte, welche sein Handeln beeinflußt haben, sind geblieben.

Und es ist ein sehr trauriger Gedanke, daß eine große Nation, welche reich ist an Individuen von schön geformter Bildung und dem feinsten Ehrgefühl und sehr reich an gescheidten, genügsamen, häuslichen Arbeitern, gerade da, wo es die höchsten Interessen des Volkes gilt, unter der Herrschaft zweier unfähigen Menschenclassen steht, genußsüchtiger Journalisten und fanatischer Priester.

Für die gebildete Welt ist die Offenbarung des geistigen und sittlichen Bankerottes in dem offiziellen Frankreich nicht minder bedeutsam als die tiefe politische Niederlage. Für uns Deutsche ist nach Allem, was wir von Menschen und Verhältnissen kennen gelernt haben, der Glaube an eine dauerhafte Widerstandsfähigkeit Frankreichs geschwunden. Weder die Bevölkerung von Paris, welche jetzt ihre eigene heroische Erhebung genießt, wie früher die Spektakelstücke ihrer Theater, noch die unmächtige Seitenregierung von Tours, noch die rothe Republik zu Lyon werden uns einen erfolgreichen Widerstand entgegenstellen. Und wir vermöchten im äußersten Nothfall, wenn wir in Frankreich völlig aufzuräumen genöthigt wären, mit unsern siebzehn Armeecorps alle Provinzen des Landes zu besetzen und zu beherrschen. Das wäre vielleicht ein Glück für Frankreich, denn es könnte gründliches Brechen des unheimlichen Bannes werden, in welchem das tyrannische Paris eine Nation von den reichsten Anlagen gefangen hält, es wäre aber in jedem Fall ein großes Unglück für uns. Und man darf überzeugt sein, daß nirgend dieses Unglück lebhafter gefühlt

werden würde als im deutschen Heer. Denn unser Heer ist nicht nur das waffentüchtigste, sondern auch das friedfertigste. Wann kommen wir nach Haus? ist die Lieblingsfrage, welche Offiziere und Soldaten stellen. Und wer dem erschöpften Krieger auf dem Marsch, im Bivouak und nach der Schlacht das Antlitz glätten und die gute Laune zurückgeben will, der muß ihm von der lieben Heimat sprechen, von Muttern und von dem frohen Wiedersehen seines Weibes und Kindes. Das Herz der Deutschen ist daheim, die ganze Sehnsucht ist die Rückkehr, aber freilich, unseren Feinden erwächst daraus schlechter Trost, denn unsere Soldaten schlagen um so grimmiger, weil sie schnell aufräumen möchten. Darum aber wird das Heer sich doch jeder Anstrengung und jeder Aufgabe, welche ihm durch seine Führer noch gestellt wird, mit demselben Feuer und ohne Klage unterziehen, denn auch sein Pflichtgefühl ist echt deutsch. Was unsere Soldaten an die oberste Führung bindet, das ist nicht nur das Band des unbedingten militärischen Gehorsams, sondern es ist auch eine großartige Hingabe an die Personen der Feldherren; die uralte deutsche Gefolgetreue ist bei uns im Heere so feurig, als sie je in der Urzeit war. Einem schwerverwundeten Preußen wurde erzählt, daß der Kaiser sich bei Sedan ergeben habe, und dazu das ganze französische Heer; als aber darauf gefragt wurde: „wenn nun aber König Wilhelm in ähnliche Lage gekommen wäre wie der Kaiser?" da richtete sich der amputirte Musketier in seinem Lager auf und rief heftig: „Das ist unmöglich. Dann wäre keiner von uns aus der Schlacht zurückgekommen."

Durch die Besprechung des Grafen Bismarck mit Herrn J. Favre, durch die beiden Rundschreiben des Bundeskanzlers und die Lügen der provisorischen Regierung zu Tours sind die wichtigsten Forderungen, welche unsererseits bei einem Friedensschluß erhoben werden müssen, bekannt geworden. Die erste derselben war die Grenzberichtigung im Süden zur besseren Sicherung Süddeutschlands — also der deutsche Elsaß bis

zur Höhe der Vogesen und ein Theil von Lothringen. Längs den Vogesen ist die Linie in der Hauptsache nicht zweifelhaft, dagegen sind weiter im Norden mehre Grenzlinien möglich, die für uns engste, welche von Saarburg längs dem Saarcanal läuft bis westlich von Saargemünd und im Norden noch einige deutsche Districte den Franzosen überläßt, eine weiteste, welche von Saarburg weiter in französisches Gebiet etwa bis Remilly sich ausdehnt und Metz in den Erwerb einschließt. Den Wiedergewinn des deutschen Elsaß und des östlichen Saarlandes betrachtet man fast überall in Deutschland als nationale Forderung, der wir uns nicht entziehen dürfen. Wir wissen sehr gut, daß wir damit für ein ganzes Menschenalter eine große Culturaufgabe, vielleicht eine Gefahr auf uns nehmen. Aber wir wissen auch, daß wir durch diese Beschwerden der deutschen Nation einen geraubten Stamm zurückgeben und unseren Enkeln einen wirklichen Zuwachs an nationaler Kraft. Nirgend ist dies Gefühl lebendiger als im deutschen Süden, und man würde den Gewinn, welchen der Krieg für unsere Einigung haben mag, geradezu preisgeben, wenn man diese gemüthliche Forderung des Volkes unbeachtet lassen wollte. Auch das Interesse sämmtlicher Regierungen fällt hier zusammen, die süddeutschen Staaten sahen sich als Grenznachbarn Frankreichs in unablässiger Unsicherheit und in einer immer wiederkehrenden Versuchung undeutsche Politik zu treiben.

Die Schwierigkeit, den Elsaß und das Saarland in Deutschland politisch einzugliedern, ist nicht gering. Es ist unthunlich, die Elsässer in das System Eulenburg-Mühler und das Doppelspiel des preußischen Landtags und Reichstags hineinzuzwängen, und für die Constituirung der Landschaft als eines directen Reichslandes sind sehr schwer die Formen zu finden, in denen eine straffe Verwaltung und das Eintragen preußischer Zucht in eine zum Theil abgeneigte Bevölkerung möglich wird. Indeß diese Formen können doch gefunden werden, und es wird eine werthvolle Aufgabe für gescheidte Deutsche,

jetzt darüber nachzudenken. Ein neutralisirter Elsaß als ein besonderer Staat wie Belgien ist völlig unausführbar. Eine solche politische Mißgeburt könnte, selbst wenn die Neutralität noch so gründlich unter den Schutz der Neutralen gestellt würde, die Franzosen nicht hindern durch Bündnisse, zuletzt durch Verletzung der Neutralität ihre böswillige Gesinnung gegen uns zu bethätigen, sie würden aber uns Deutschen die letzte Pforte verschließen, von welcher aus wir die Feindseligkeiten Frankreichs zu bestrafen vermögen.

Nicht so einmüthig freut sich die deutsche Presse der Aussicht, Metz, also auch die französische Umgegend der großen Stadt und Festung in deutschem Besitz zu sehen. Man fühlt deutlich die Verlegenheiten, welche eine fanatische französisch redende Bevölkerung uns bereiten würde. Auch der Umstand wird ehrlich betont, daß wir auf französisch redendes Gebiet kein Colonistenrecht haben. Unseren Feldherren dagegen erscheint Metz als die bei weitem wichtigste Stelle des ganzen zu hoffenden Erwerbes, denn Metz zwinge uns jetzt, immer hunderttausend Mann mehr in Waffen zu halten, als die Franzosen haben. Auch ein Rasiren der Festungswerke sei kaum als Schutz gegen die militärische Bedeutung des Ortes zu betrachten, denn die Hauptsache sei die unübertreffliche landschaftliche Position, welche man doch nicht zerstören könne, und welche selbst bei schnell aufgeworfenen Erdwerken eine bedenkliche Widerstandskraft erhalten würde. Allerdings wenn wir mit Frankreich allein zu thun haben sollten, könne man sich fortan diesem Staat überlegen fühlen, aber bei dem nächsten Kampf würde Frankreich Bundesgenossen finden, welche dem Kern unserer Hilfsquellen wenigstens ebenso nahe liegen als Frankreich. Doch es ist gegenwärtig nicht an der Zeit, über Vortheile und Gefahren dieses Erwerbes abzuurtheilen. Noch ist Metz gar nicht in deutschem Besitz.

Die frohe Botschaft von der Ergebung Straßburgs verdient wohl, daß die deutschen Städte im Flaggenschmuck die

Heimkehr ihrer verlorenen Schwester begrüßen. Der Elsaß war bis dahin nicht durch uns erobert, er ist es noch jetzt nicht ganz. Außer Schlettstadt und Neubreisach sind auch die größeren offenen Städte noch nicht von unseren Truppen und unserer Verwaltung in Besitz genommen. Wir dürfen hoffen, daß fortan die ganze Landschaft unter ein preußisches Corps gestellt wird, und daß die badische Division nach langem Belagerungsdienst Gelegenheit erhält, auch im Felde ihre Kriegstüchtigkeit zu erweisen.

Noch bei einer andern Forderung, die bereits zur Sprache kam, empfinden wir ein Mißbehagen, welches wir mit den sehr verständigen Gründen der Heischenden nicht zu bewältigen vermögen. Es liegt nahe genug, als Entschädigung für zugefügten Seeschaden einen Theil der französischen Kriegsflotte zu fordern. Dergleichen Forderung ist einem besiegten Feinde in früheren Jahrhunderten mehr als einmal aufgelegt worden, wir Deutsche sind zur Zeit nicht im Stande, große Panzerschiffe im Inlande zu bauen, wir vermögen bei den größten Geldmitteln vor 3 bis 5 Jahren nicht eine größere Anzahl der besten Schiffe im Auslande gebaut zu erhalten, und wir würden bei solchem Bau für die nächste Zeit wohl auf England allein angewiesen sein. Das alles ist unbestreitbar, und ebenso einleuchtend ist, daß es für uns gerade in den nächsten Jahren von besonderer Bedeutung sein kann, als eine Seemacht zweiten Ranges fertig gerüstet dazustehen. Dennoch hat es für deutsche Empfindung etwas Unbehagliches, in solcher Weise durch Besitz der Fremden reicher zu werden. Wir haben die Schiffe nicht als Schlachtenbeute gewonnen, wir betrachten die französische Marine, was männliche Gesinnung und persönliche Tüchtigkeit der Offiziere und Mannschaften betrifft, als den ehrenhaftesten und besten Theil der französischen Kriegsmacht, und wir glauben uns in der Annahme nicht zu irren, daß auch unsere braven deutschen Seeleute freudiger auf einem Schiff fahren werden, das mit unserem Gelde gebaut ist, als

auf den Planken, die ihren unbesiegten Gegnern durch große Niederlagen des französischen Landheeres unter den Füßen weggezogen worden sind.

Wir haben in den nächsten Wochen die Hoffnung, die militärischen Früchte der größten Operationen einzuernten, welche je in modernem Kriege gemacht worden sind, die Ergebung Bazaine's, die Einnahme von Paris. Aber wir vermögen zur Zeit noch nicht zu erkennen, wie aus Dem, was wir in Frankreich zerschlagen müssen, eine Autorität herauswachsen wird, mit welcher ein Friedensschluß möglich und rathsam ist. Zuletzt werden wir doch den Versuch machen müssen, mit den Advocaten und Landsassen zu verhandeln, welche durch die beiden leitenden Mächte des hilflosen Frankreichs, durch die französischen Journalisten und die katholischen Geistlichen den Wählern für eine Constituante empfohlen werden.

(Grenzboten 1870, Nr. 42.)

8. Die Verpflegung des Heeres. Im Anfang des August, als die dritte Armee zuerst den französischen Boden betrat, war für die Verpflegung des Heeres eine glückliche Zeit, an welche Intendantur und Regimentskommando jetzt zurückdenken, wie an die sorgenfreien Tage schuldloser Kindheit. Wohlbespannt und reglementmäßig strebten die gefüllten Proviantcolonnen nebeneinander auf den breiten Chausseen vorwärts, jedem Regiment der Baiern folgte eine große Herde schöngehörnter prachtvoller Ochsen aus der Heimat, sie trugen die langgerollten Mäntel der treibenden Soldaten um den Hals und wurden als wandelnder Familienschatz von der Truppe mit liebevoller Achtung betrachtet. Die Tornister und Taschen der Preußen bargen manches gute Eßbare, die großen Feldflaschen der Würtemberger hingen schwer an der Seite, sogar die Cigarre war noch vielen Soldaten ein anmuthiger Bestandtheil der Feldausrüstung, und im ganzen Heere war die Zuversicht obenauf, daß man in ein reiches dichtbevölkertes

Culturland zog, mit Wein und Weizenbrot. Zwar wußte man, daß Futtermangel und Mißernte in Frankreich den Viehstand verringert hatten, doch in den Dörfern des Elsaß war das Vieh weit besser genährt, als man angenommen, und man durfte hoffen, daß die Landschaften unserem Heer genügende Verpflegung sichern würden.

Freilich schon nach der Schlacht bei Wörth zeigte sich, wie schwer in Schlachttagen der einzelne Soldat zu seinem Proviant kommt, und schon beim Zug über die Vogesen sah das Heer mit Verwunderung, wie sehr sein Train wuchs und wie trotzdem der Soldat entbehren mußte. Die alte Annahme, die einst in der Taktik des seligen Griesheim gelehrt wurde, daß ein Armeecorps — außer den beiden Staffeln der Artillerie — etwa 600 Fahrzeuge bedürfe, erwies sich als eine Sage der Vergangenheit, welche von dem Zwange der Gegenwart gründlich widerlegt wurde. Zuerst haben sich die regelmäßigen Bedürfnisse des modernen Heeres stark vermehrt. Außer den Munitionscolonnen für Artillerie und Infanterie sind viele andere Colonnen des Corps-Trains sehr verlängert, mehre neue zugefügt. Zu den vergrößerten Sanitätscolonnen der Corps kommen die zahlreichen der freiwilligen Krankenpflege: Johanniter, Malteser und andere Genossenschaften unter dem rothen Kreuz, dann Pontoncolonnen, Feldpost, Feldeisenbahn, Feldtelegraphie, endlich in diesem Krieg die großen Colonnen der Armeeführer, vollends des großen Hauptquartiers, jede ein langgedehnter Zug von Kutschen, Vorrathswagen, Handpferden, Bedeckungsmannschaften. Aber diese ordentlichen Bedürfnisse eines Heeres werden im Kriege schnell durch unregelmäßige vergrößert, durch endlose Züge requirirter Wagen mit Verwundeten und Maroden, mit Gepäck, mit Futter und Hilfszufuhr und zur Erleichterung der ordnungsmäßigen Gespanne. Während die Armeewagen auf eine bestimmte Last und Ladung eingerichtet sind, bietet das eilig requirirte Fuhrwerk diesen Vortheil nicht, es vermag oft nur wenige Centner zu befördern,

es wird auf schlechten Wegen massenhaft zur Aushilfe und Ergänzung gebraucht werden müssen. Es wird oft auch ohne Berechtigung und mit ungenügender Ladung, ja zur Vorsorge ganz leer mitgeschleppt, von Quartier zu Quartier, die Pferde abgetrieben, die Fuhrleute unsicher und böswillig. So geschieht es, daß der Train des Heeres schon nach den ersten Märschen in Feindesland, ganz abgesehen von den Proviantcolonnen, unablässig anschwillt, und kein Zürnen des Oberbefehls, kein Wettern der Colonnenpolizei vermag diesem Uebelstand zu steuern. Wenn auch hier und da ein unnützer Wagen in den Graben geworfen wird, — nie ohne Stockung und Verzögerung in den meilenlangen Zügen — im Ganzen ist die Feldgensdarmerie, welcher hier die Sorge für den gemeinen Nutzen des Heeres obliegt, machtlos gegenüber dem Interesse der einzelnen Theile sich's bequem zu machen. In der Regel ist dem Fortkommen der Colonnen noch vortheilhafter, unnütze Wagen zu dulden, als sie durch ein Stauen der ganzen Bewegung zu entfernen. Und es wird keine übertriebene Annahme sein, wenn man rechnet, daß die dritte Armee schon bei Nancy statt 5—600 Geräthen auf das Armeecorps, mehr als die doppelte Anzahl zählte, also bei einer Stärke von 5½ preußischen Armeecorps etwa 6—7000 Wagen mit mehr als der doppelten Anzahl Pferden und einem nicht zum Heere gehörigen Troß von mehren Tausend Menschen.

Unsere Armee aber war nur der dritte Theil des deutschen Heeres in Frankreich. Der Wagentrain des ganzen Heeres würde nach gleichem Verhältniß bei einer Zahl von 20,000 Geschirren, wenn man auf den bespannten Wagen in der Colonne durchschnittlich einen Raum von nur 12 Schritten rechnet, in einfacher Reihe eine Colonne von 24 Meilen Länge bilden, oder sechs Straßen auf je 4 Meilen Länge bedecken. Dabei sind selbstverständlich die sämmtlichen Geschützcolonnen, deren Fahrzeuge durchschnittlich 20 Schritt Colonnenlänge beanspruchen, nicht eingerechnet.

Aber auch diese ungefähren Angaben geben noch keine Vorstellung von dem Train unseres Heeres bei dem Vormarsch in Frankreich. Nur ein kleiner Theil der Lebensbedürfnisse des Heeres wurde durch Requisitionen, welche die Truppen selbst vornahmen, gedeckt. Der bei weitem größte Theil des Proviants, die ganze Munitions- und Ausrüstungsergänzung mußte dem Heere nachgeschafft werden, entweder aus der Heimat durch Lieferanten besorgt, oder im besetzten Feindesland durch die Intendanturbeamten aufgesammelt. Je weiter das Heer also im Lande vorrückte, desto länger wurde auch der Marsch der nachrückenden Colonnen und desto zahlreicher mußten in demselben Verhältniß die Verpflegungscolonnen werden. Angenommen nämlich, eine Proviantcolonne aus der Heimat sei angewiesen, ihr Armeecorps auf drei Tage zu verpflegen, so werden, wenn das Armeecorps neun Tagesmärsche in Feindesland vorgerückt ist, wenigstens drei solcher Colonnen für dasselbe Armeecorps auf dem Marsche sein müssen, und je weiter das Corps vorrückt, um so mehr.

Aber der Nachschub wurde noch durch andere Umstände höchlich erschwert. Jedes Heer ist in seinen Verbindungen nach rückwärts zunächst auf die Straßen angewiesen, welche es selbst gezogen ist und dem Feinde entrissen hat. Auf den Linien seiner Marschroute läßt es hinter sich besetzte Etappen, welche die Straßen, Ortschaften, die Communication mit der Heimat sichern. Der Kronprinz war vom Süden her über die Vogesen auf die große Straße nach Paris vorgedrungen, seiner Armee blieb längere Zeit nur die Verbindung über Weißenburg, das war den preußischen Corps für Post und Proviant ein weiter Umweg, zuerst auf fremden deutschen Eisenbahnen, in Frankreich von Sulz aus nur auf Chausseen über das Gebirge. Das erschwerte Alles. Als endlich die Eisenbahn von Weißenburg bis Nancy und Pont-à-Mousson wieder hergestellt war, wurde dieser Schienenstrang für Massentransport durch lange, entscheidende Wochen die einzige nutzbare Verbin-

dung, trotz der langsamen Beförderung immer noch die Lebensader für alle späteren Operationen, die ohne seinen Besitz in dieser Schnelle ganz unmöglich gewesen wären.

Als nun damals nach den Schlachten bei Metz die wilde Jagd hinter Mac Mahon herging, als außer den fünf Corps der Südarmee noch die Maasarmee des Kronprinzen von Sachsen auf parallelen Straßen nach Nordosten zog, viele Regimenter in Kriegsmärschen, wie sie bis dahin ihre Geschichte nicht zu berichten wußte, da begann sich in Feindesland zwischen dem deutschen Heere und dem Endpunkt der neuen Verkehrsader wieder eine weite Kluft aufzuthun, welche für die Verpflegung nur durch zeitraubendes Ausladen und durch Beförderung auf requirirten Wagen zu überschiffen war. Tausende von Bauernwagen, schlechtes Fuhrwerk, verzweifelte Leute, langsames, oft gehemmtes Fortschleichen auf wenigen Straßen hinter Truppen her, welche täglich 5—7 Meilen vorrückten, und am Abend von ihren Proviantwagen, die sich aus den Colonnen mühevoll versorgt hatten, in den Bivouaks nicht mehr erreicht oder gar nicht aufgefunden werden konnten. Das waren vom 20. August bis nach dem 1. September Tage, wie sie nur ein so geduldiges, ausdauerndes, treues Heer ohne schwere Einbuße an Kraft und Disciplin zu überstehen vermag. Aber diese Tage waren zugleich und trotz allen Entbehrungen der Truppen schwere und rühmliche Kraftproben für unsere oberste Armeeverpflegung. Der Soldat wird sich bei jenen Märschen immer zunächst der Strapazen und der mangelhaften Beköstigung erinnern und keinen freundlichen Gruß für seine Intendanturbeamten bereit halten, die Feldherren unseres Heeres wissen wohl, daß der Tag von Sedan nur möglich wurde, weil die verpflegenden Factoren des Heeres unter den schwierigsten Verhältnissen immer noch weit mehr gethan haben, als man seither für möglich hielt. Seitdem wird die Verpflegung unseres Heeres in neuem, großartigerem Maßstabe betrieben, um den Bedürfnissen der Belagerung von Metz und

Paris zu entsprechen. Durch die neue Eisenbahn von Remilly bis Pont-à-Mousson ist für die Versorgung der Armee vor Metz eine zweite kürzere Verbindung mit Deutschland geschaffen, die Einnahme von Toul macht möglich, große Transporte zwar noch nicht bis um Paris zu schaffen, aber doch den Achsentransport auf kürzere Strecken zu beschränken. An geeigneten Punkten sind bei Metz und Paris große Magazine angelegt worden, welche durch weite Requisitionen unserer Cavallerie und durch massenhafte Sendungen aus der Heimat gefüllt werden und unseren Belagerungsheeren die Sicherheit geben sollen, daß die militärischen Operationen nicht durch Mangel an Proviant gestört werden. Dies ist in der Hauptsache bereits gelungen. Wir vermögen den Tagesbedarf unserer Mannschaften bei der bisherigen Art der Verbindung mit der Heimat durch die eigenen Bestände auf längere Zeit zu decken und suchen einen immer größeren Theil der Eisenbahnleistungen für andere Zwecke frei zu machen. Für die Beschaffung des Pferdefutters helfen glücklicherweise große Aufsammlungen der Franzosen, das Uebrige dafür müssen Eintreibungen der Cavallerie thun, welche auch darum immer weiteres Gebiet besetzt.

Freilich ist der Generalintendantur nicht sofort möglich gewesen, die Schwierigkeiten unserer Verpflegung zu beseitigen. Es hat sich als ein großer Uebelstand erwiesen, daß jedes Corps einzeln und ganz gesondert seine Verpflegung besorgt, denn während die eine Truppe vor Metz entbehrt, verderben dicht daneben die Vorräthe, welche für die in der Nähe stehende aufgespeichert sind. Ferner ist die Kost unserer Soldaten zu einförmig und wenig schmackhaft, und die neuen Nährmittel, welche durch große Anlagen zumal in Berlin beschafft werden, haben nicht sofort die nöthige Ausdehnung gewinnen können, um das ganze Heer zu versorgen. Endlich ist unser Marketenderwesen, welches dem Soldaten zwar nicht die eigentliche Nahrung, wohl aber das Behagen des Tages sichern könnte, im Ganzen höchst erbärmlich, ruppig und widerwärtig und fordert

dringend eine gründliche Neugestaltung. Doch darüber soll bei anderer Gelegenheit berichtet werden.

Aber die Sicherheit, daß wir selbst im fremden Lande auszudauern vermögen, verblendet nicht über die furchtbaren Folgen, welche die fortgesetzte Belagerung von Paris für die Eingeschlossenen haben muß. Die Denkschrift, welche in Folge der Beobachtungen unserer Generalintendantur von Berlin aus veröffentlicht wurde, drückt nur sehr vorsichtig das wirkliche Sachverhältniß aus. Die Franzosen haben die Umgegend von Paris auf mehre Meilen aller Lebensmittel beraubt, was Einzelne etwa noch versteckt hatten — für das Ganze ohnedies unwesentlich — hebt die Spürkunst unsrer Soldaten aus dem Boden und den Mauern; die Eisenbahnlinien, Brücken, Viaducte, Canäle sind von den Franzosen zerstört, unser Heer hat durch Requisitionen der Intendantur und der Truppen die ganze weite Umgegend entleeren müssen. Mit jedem Tage vergrößert sich der unselige Bannkreis der aufgezehrten Landschaft. Es ist vorauszusehen, daß in wenig Wochen ein rüstiger Wanderer, der Paris verläßt, mehre Tagemärsche nöthig haben wird, um für Geld einen Bissen Brod zu erhalten. Wird uns Paris durch den Hunger erschlossen, wie soll die geschwächte Bevölkerung, Männer, Weiber, Kinder diesen Wintermarsch durch die öde Landschaft überstehen, und wie soll das Land, welches weithin arm an Lebensmitteln sein wird, diese Hungrigen aufnehmen und erhalten? Die Franzosen werden diese Betrachtung höhnend mit den Worten abfertigen: „Es ist die eigene Noth, welche dem Feinde solche Bilder eingibt“, und mancher Bewohner von Paris, welcher soeben sein Cotelett für zehn Franken genossen hat, empfindet in dem Bewußtsein, daß sein Beutel noch gefüllt ist und daß seine Beine ihn im schlimmsten Fall aus dem Hungergebiet hinaustragen werden, einen angenehmen melodramatischen Schauer bei dem Gedanken, daß er den letzten Act von Halévy's Oper „Guido und Ginevra“ überleben wird. Aber die Augen der

Deutschen schauen finster auf die fluchbelastete Stadt, an der wir ein fürchterliches Strafgericht vollziehen müssen.

Ja, müssen. Die Erinnerung an unsere Landsleute, welche bei Wörth, Metz, Sedan fielen, mahnt zur Vollendung, es mahnt die große Pflicht, welche wir gegen die Heimat übernommen haben, gründlich zu tilgen die Noth und Unsicherheit, welche die politische Thorheit der Franzosen in die gebildeten, friedeheischenden Völker der Erde brachte. Wie schwer die Arbeit sei, und wie herzerschütternd selbst für festgepanzerte Brust, wir führen sie aus bis zum Ende. Wir züchtigen, was Vernunft und Gerechtigkeit nicht hat, ein Geschlecht, das Nationalbelohnung für Meuchelmord fordert und noch vor dem offnen Grabe schwindelt.

(Grenzboten 1870, Nr. 41.)

9. Die französische Volksbewaffnung. Als in mehrtägiger Rast zu Rheims die Umschließung von Paris festgesetzt wurde, hegte man die Hoffnung, daß die Einnahme dieser Hauptstadt mit möglichster Schonung des deutschen Blutes erreicht werden könne durch eine feste Umschließung und durch Anwendung unserer Artilleriewirkungen. Man kannte genau die beiden schwachen Stellen des Befestigungsgürtels, von denen aus die Stadt beschossen werden kann; eine davon wurde durch den verunglückten Ausfall des 19. Septembers und das gegenüberliegende Hauptquartier des Kronprinzen auch sofort Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Als größte militärische Schwierigkeit durfte die Einschließung des ungeheuren Flächenraums gelten. Und diese Aufgabe wurde um so künstlicher, als man die sieben Corps von Metz entbehren mußte, auf welche bis dahin in der Stille gerechnet war. Wie unsere Feldherren das strategische Kunstwerk der Einschließung durchgesetzt haben, werden dereinst militärische Schriften zu rühmen wissen. Es ist noch nicht dagewesen, daß ungefähr 250,000 Mann eine verschanzte Landschaft umspannt haben, deren

Mittelpunkt eine Stadt von 1½ Millionen Menschen und über 300,000 Bewaffneten ist. Von den außerordentlichen örtlichen Schwierigkeiten waren die größten der gewundene Lauf der Seine und Marne, welche die Verbindung und schnelle Unterstützung der einzelnen Corps erschweren; dazu kamen andere Bedenken, die in der ungewöhnlichen Beschaffung der Besatzung lagen. Der Sinn des Volkes, welches dort eingeschlossen wurde, gleicht den hohlen buntgemalten Figuren aus Gummi elasticum, welche in Paris angefertigt werden; sie werden durch den Schicksalsdruck eines Daumens schnell zu jeder Art Fratze umgestaltet, und schnellen, von dem Druck befreit, sofort wieder zu der ursprünglichen Gestalt zurück, ohne eine Spur des Eindrucks zu bewahren. Die Belagerer hatten sorglich zu hüten, daß nicht die fast unvermeidlichen kleinen Erfolge der Belagerten bei plötzlichen Ausfällen den windigen Muth der Stadt, den unsere Umschließung niedergedrückt hatte, wieder hoch emporhoben. Nächst der weise überlegten Aufstellung ist auch eine außerordentliche Wachsamkeit und Umsicht der einzelnen Truppenführer nöthig, und Offizieren wie Mannschaften ist der Vorpostendienst eine schwere Arbeit.

Man darf in Deutschland nicht besorgen, daß die Führer unseres Heeres in dem Selbstgefühl von Berufssoldaten die Hindernisse unterschätzen, welche eine Volksbewaffnung bereiten kann. In Preußen zumal ist mehrfach erprobt worden, wie viel der bewaffnete Bürger in gewissen äußersten Nothfällen den regulären Truppen zu helfen vermag. Die Freischützen und Mobilgarden von Paris können hinter Brustwehr und Barrikade nach einigen Wochen militärischer Uebung guten Dienst thun, — wenn wir ihnen dazu Gelegenheit geben, sie werden sich vielleicht auch bei einem Ausfall einmal mit Erbitterung vertheidigen; aber für die meisten militärischen Aufgaben in der Schlacht und auf dem Marsch werden sie, wie sie jetzt sind, ohne systematische Zucht, sich einem tapferen dis-

ciplinirten Heere gegenüber nicht viel nützlicher und nicht viel schädlicher erweisen, als eine Herde Büffel auf den Prairien. Die moderne Kriegsführung ist von der in den Freiheitskriegen und in den Revolutionskriegen fast ebenso verschieden, als die jener Zeiten von der des dreißigjährigen Krieges. Was noch 1793 und 1813 einem ungeschulten Heer — allerdings unter riesigen Verlusten — möglich war, ist jetzt ganz unmöglich geworden.

Der Nachtheil aber, welchen schlechtdisciplinirte, in den Tagen der Noth zusammengelaufene Compagnien dem Feinde bereiten, ist ferner unwesentlich geworden gegen den Nachtheil, welchen sie der Kriegführung und der Cultur ihres eigenen Staates bereiten. Die Freiwilligen in Paris, selbst wenn sie durch Uniform, regelmäßige Bewaffnung und einiges Exercitium eine militärische Außenseite und eine gewisse Brauchbarkeit gewinnen, bleiben unter dem Gewehr ungestüme Politiker, sie haben das Gefühl, die Herren von Paris zu sein, und sie werden dem gesunden Menschenverstand durch eine Schreckensherrschaft so lange entgegentreten, bis ein jäher Schrecken sie selbst überfällt und den Sturz Frankreichs so tief und hoffnungslos macht, daß dieser Krieg für alle Zeit als ein furchtbares Strafgericht betrachtet werden wird.

Der Mobilgardist und der deutsche Freiwillige, welcher während des Krieges eintrat und schnell ausexercirt jetzt in seinem Bataillon vor Paris auf Vorposten steht, beide haben vielleicht an demselben Tage zum erstenmal das Gewehr ergriffen. Aber der deutsche Soldat gleicht die Mängel seiner technischen Vorbildung in einem festgegliederten taktischen Körper aus nach dem Beispiel und im Wetteifer mit älteren Kameraden, unter Führung kriegsgebildeter Offiziere, in der eisernen, das ganze Tagesleben umschließenden, jede gemeinschaftliche Thätigkeit regelnden Zucht eines gebildeten Heeres. Die militärischen Begriffe von Ehre und Schande, die sittlichen Vorstellungen der Heeresleitung von Recht und Unrecht des

Soldaten, Gesetz des Heeres und internationaler Kriegsbrauch bändigen ihm die Willkür und richten seine Gedanken und Werke nach den Zwecken seines Staates. Er ist bei gleicher Waffenzeit nicht nur ein besserer Krieger, als der französische Mobile, sondern mit diesem verglichen auch der civilisirte Mann gegenüber einem Halbwilden. Und dieser letzte Vorzug ist wohl werth, daß die allgemeine Aufmerksamkeit darauf weile. Vor wenigen Wochen hat der Prinz von Joinville, der einst selbst ein Feldherrnamt bekleidet hat, die Ruchlosigkeit begangen, öffentlich die friedlichen Bürger und Bauern Frankreichs zu blutigen Racheacten an den eindringenden Deutschen aufzufordern — es ist derselbe Prinz des Hauses Orleans, welcher verjagt aus Frankreich und gastfrei in England aufgenommen, sich bei seinen unmilden Landsleuten dadurch Huld zu gewinnen suchte, daß er ihnen sofort in einer Schrift von England her auseinandersetzte, wie sie es anfangen müßten, die englische Flotte zu besiegen. — Nach ihm hat die provisorische Regierung in frevelhafter Verstörung, die an den unwissenden Köpfen von Paris eher entschuldigt werden kann, in ähnlicher Weise den Krieg der Bürger und Bauern gegen die feindlichen Heere verkündet. Dieser Act hat denn auch in einem Theil Frankreichs zur Bildung von Banden geführt, welche, halb Patrioten halb Räuber, unseren Heeren oft lästig werden. Es sind Feldjäger und Postillone abgeschossen worden, es sind Wagen mit Verwundeten und Proviant, sogar einzelne Colonnen aufgehoben, es sind kleinere Heeresabtheilungen überfallen und gefangen; man hat aus Häusern und Hecken auf durchziehende oder gar auf kämpfende Truppen geschossen, hat sogar Verwundete und Einquartierte gemeuchelt und einigemal scheußlich verstümmelt.

Dafür sind durch unser Oberkommando oder unsere Soldaten den Thätern bis jetzt etwa folgende Strafen aufgelegt worden: Außer der humoristischen Strafe von 250 Flaschen Champagner (für den Schuß beim Eintritt in Rheims) in

Summa etwa 3,000,000 Francs Contribution, 20—30 einzelne Häuser niedergerissen, 20—30 ganze Dörfer angezündet und niedergebrannt, 150—200 Bauern erschossen oder verbrannt, dazu auch Weiber und Kinder, welche sich an Mordthaten betheiligt hatten oder darum im Verdacht standen. Diese unheimliche Berechnung wird genügen, um die Bedeutung zu charakterisiren, welche der Volkskrieg für Frankreich hat. Der militärische Schaden, der uns dadurch erwachsen ist, läßt sich in Summa etwa dem vergleichen, den eine Anzahl regulärer Schwadronen unter einem unternehmenden Befehlshaber im Rücken des Gegners anzurichten vermag. Der Schaden für die verführten Landleute und für die wirthschaftlichen Interessen des Landes ist größer. Unberechenbar groß ist die Gefahr, welche durch derartige Aufregung des Volkskriegs der gesammten Cultur der gebildeten Menschheit bereitet wird.

Das Menschengeschlecht hat drei Jahrtausende gebraucht, um aus jener wilden Kriegsführung: gänzliche Vertilgung von Mann, Weib und Kind der Feinde, bis zu der Humanität des modernen Krieges durchzudringen, welche das Privateigenthum der Feinde — mit unvermeidlichen Ausnahmen — achtet, welche in dem Verwundeten nicht den Feind, sondern den leidenden Mitmenschen sieht, und welche sorglich bemüht ist, die Zerstörungsmittel des Krieges so zu bilden, daß die Verwundungen möglichst große Aussicht für Erhaltung des Lebens lassen.

Der civilisirte Krieg ist Kampf der Staaten durch den militärisch organisirten Theil ihrer Volkskraft, der Kampf selbst ist Zerstörung der Kampffähigkeit des Feindes in sehr bestimmten militärischen Formen, welche die Schonung der feindlichen Leben und Güter, so weit irgend möglich, erstreben. Ein Staat, welcher die allgemein angenommenen militärischen Formen aufgibt und den civilen Theil seiner Bevölkerung zu thätigen Theilnehmern des Kampfes macht, wirft seine gesammte Bevölkerung dadurch in die Gräuel und die Vernich-

tung der Urzeit zurück, er gibt dieselben der Strafe, der Rache, der nothwendigen Zerstörung durch den Sieger preis. Der deutsche Soldat ist verpflichtet, Leben und Eigenthum seines feindlichen Quartiergebers so zu achten, wie das seiner Landsleute, nur Obdach, Lager und zuweilen Kost hat er zu fordern. Von dem Tage, wo er weiß, daß sein Quartiergeber durch die feindliche Regierung verpflichtet wird, den Einquartierten feindlichen Banden zu überliefern, ja selbst zu töten, vom Hinterhalt aus, durch das Essen, oder wenn der Einquartierte schläft, so muß der Soldat den Bürger und Bauer austilgen, aus der Wohnung in die Ferne jagen, ihm alle Mittel zu der Unthat, Haus und Hof, Geräth und Vieh zerstören; er muß die Städte und Dörfer niedersengen, das Land, welches er besetzt, in eine Wüste verwandeln. Selbstverständlich wird dadurch auch für ihn die Aussicht geringer, sich unter den fremden Brandstätten zu erhalten. Aber als Sieger hat er doch unvergleichlich größere Mittel sich zu ernähren, aus seiner Heimat und anderswoher Zufuhren zu beziehen, als der Letzte auf dem verödeten Gebiet auszudauern, endlich dasselbe durch Colonisten seines Stammes neu zu bebauen.

Wollen die Kelten von Paris uns zwingen, im 19. Jahrhundert einen solchen Kampf gegen sie zu führen, indem sie ihn ruchlos, abenteuerlich gegen uns aufregen, so werden sie die Folgen zu tragen haben.

Wir haben mit schwerem Herzen und sehr gegen unsern Wunsch diesen unnöthigen Krieg, den die Franzosen uns erklärten, aufgenommen. Wir haben bisher die civile Bevölkerung mit einer humanen Schonung und Nachsicht behandelt, die sie wahrlich nicht um unsere Truppen verdient hat. Wir werden aber zuletzt genöthigt werden, sie zu behandeln, nicht wie ihre Falschheit und Tücke uns behandeln möchte, aber so wie nöthig ist, um ihnen die Scheu vor dem Stärkeren eindringlich zu machen.

Während die Nationalregierung bewaffnete Banden er-

mahnt, aus den Häusern auf unsere Soldaten zu schießen, schreit die französische Presse lautes Weh über den barbarischen Brauch der Deutschen, das Haus zu zerstören, aus welchem ein Bürger auf deutsche Truppen geschossen. Und während die Regierung von Paris den Städter und Landmann zu Räuberei und Mörderei anfeuert, erläßt die Akademie von Paris feierlichen Protest gegen eine Schädigung der Kunst- und Alterthumsschätze durch freche feindliche Kugeln. Auf den ersten Unsinn ist keine Antwort nöthig, dem zweiten möge eine kurze Betrachtung antworten. Wir fühlen recht innig den Werth, welchen ein Bild von Raphael in den Pariser Museen für unsere Cultur hat. Wenn aber heut durch Aufopferung des besten Bildes, der schönsten Antike, das Leben auch nur eines unserer Söhne und Brüder, welche in Frankreich kämpfen, vor dem Tode bewahrt werden könnte, wir müßten, ohne zu zaudern, Holz und Marmor der Vernichtung hingeben, um unser Leben und Blut zu bewahren. Und hier handelt es sich nicht nur um das Leben eines Mannes, sondern um Leben und Heil von Hunderttausenden, und nicht nur um hunderttausend Einzelne, sondern um Leben und Heil des Höchsten, was wir auf Erden haben, unseres Staates.

Dieser Krieg ist ein grimmiger Krieg, und das Volk, mit dem wir zu kämpfen haben, ist ein verkommenes Volk.

(Grenzboten 1870, Nr. 44.)

10. Schwarzweißroth und die deutsche Frage. Es war vorauszusehen, daß die Reise des Herrn Thiers den neutralen Mächten eine willkommene Anregung geben werde, ihre Friedenswünsche den Kriegführenden mitzutheilen. Auch Industrie, Handel, Staatseinnahmen der Neutralen leiden unter dem Kriege; die unerhörten Siege der Deutschen und der politische und militärische Sturz Frankreichs beunruhigen, das neue Uebergewicht Preußens wird seit dem Tage von Sedan mit starkem Mißtrauen, die Hilflosigkeit der Franzosen mit

Theilnahme betrachtet. Jedem Cabinet wandeln sich diese gemeinsamen Empfindungen nach den eigenen Interessen, im Ganzen hat die Staatenfamilie Europas vorwiegend conservative Neigungen, sie erträgt auch Lästiges, was sich eingelebt hat, mit langer Geduld, aber sie betrachtet jede Neuerung mit dem größten Mißtrauen. Fast alle Regierungen haben sich der Demüthigung des kaiserlichen Frankreichs gefreut, alle sind der Vergrößerung Deutschlands bis in die Vogesen abgeneigt. Wenn jetzt England im Verein mit Oestreich und Italien vorsichtigen Rath für Waffenstillstand und Einberufung einer Constituante ertheilt, und der Kaiser von Rußland in directem Schreiben Schonung für Paris erbittet, so halten wir nicht für leicht, eine solche Lebensäußerung der Großmächte mit hochachtungsvoller Gleichgiltigkeit abzufertigen, wie unbequem uns der Rath auch gerade jetzt kommen mag, und es wird aller Gewandtheit und Energie unseres auswärtigen Amtes bedürfen, um die Ansichten der Neutralen mit dem in Einklang zu bringen, was für uns militärisch nothwendig ist.

Denn die Ueberzeugung ist im Heer und Volke allgemein, daß die Franzosen noch nicht so weit gebracht sind, um in eine Abtretung des Elsaß und des Saargebiets zu willigen, und daß eine Unterbrechung unserer militärischen Operationen gerade jetzt für uns unheilvoller wäre, als eine verlorene Schlacht. Erst wenn Metz und Paris in unserer Gewalt sind, dürfte die Zeit für Zusammentritt einer französischen Constituante gekommen sein.

An den Festfahnen, welche unsere Landsleute in den letzten Monaten zur Siegesfeier von Fenstern und Dächern wehen ließen, war in Norddeutschland zuweilen Schwarzrothgold zu schauen. Nicht nur bei solchen deutschen Hausbewohnern, welche aus alter Gewohnheit oder Unzufriedenheit diese Bannerfarben hochschätzen, oder in sparsamem Gemüth eine vorhandene Flagge aufzubrauchen wünschen. Auch kluge Leute lassen, z. B. in Berlin, die Reichsfahne von 1848 wehen; denn — so erklären

sie — jetzt nahe eine große Zeit, welche etwas ganz Anderes bringen werde als den Norddeutschen Bund; ferner müsse man den Süddeutschen entgegenkommen, und was sei im Grunde an der Farbe gelegen? Wenn der ehrliche Deutsche sich auf politische Schlauheiten legt, thut er in der Regel Abgeschmacktes. Einem Preußen soll nicht gleichgiltig sein, ob das deutsche Banner, welches seine Thürschwelle beschattet, neben dem modernen Roth die preußischen Farben enthält, oder die östreichischen. Wenn aber die Farben in Wahrheit unwesentlich wären, so würde dem freidenkenden Hausbesitzer unter den Linden oder in der Leipziger Straße erst recht ziemen, dieselben Farben zu zeigen, mit denen die ungeheure Mehrzahl seiner deutschen Landsleute sich in frohem Stolze schmückt. Oder sollen die andern alle ihre Flaggen umfärben lassen, weil Herrn Buffey's Witz Schwarzrothgold zu erkiesen beliebte? — Aber es wäre freundlich gegen die lieben armen Süddeutschen, welche einmal die Schwäche haben, an der großdeutschen Erinnerung zu hängen! Wir protestiren im Namen aller Süddeutschen gegen diese demüthigende Annahme. Wenn die süddeutschen Demokraten oder auch Andere, welche über den Kleinstaat hinausdenken, zur Zeit das schwarzrothgoldene Banner tragen, so thun sie dies darum, weil sie durch die Farben der deutschen Bewegung von 1848 entweder gegen ihre Ausschließung aus dem Norddeutschen Bund oder gegen die Kleinstaaterei ihrer Heimat protestiren wollen. Den Süddeutschen sind diese Farben immer noch das einzige Symbol deutscher Zugehörigkeit, sie haben zur Zeit nichts Besseres. Aber sie wissen so gut, als wir in Norddeutschland, warum sie ihre Farbe bekennen, und sie werden die Zumuthung verlachen, sich durch aufgesteckte Tücher einfangen zu lassen. Das Volk der Baiern flaggt übrigens in Stadt und Land mit Blauweiß, wenn deutsche Truppen einziehen.

Doch es ist kaum nöthig, die deutschen Bundesfarben gegen solche leichtfertige Klugheit zu vertheidigen. Erst das vierte

Jahr ist es her, seit das schwarzweißrothe Banner für dreißig Millionen Deutsche das Zeichen ihrer politischen Einheit und Stärke geworden, und schon ist es für alle Landsleute in der Fremde, für weite Gebiete unserer wichtigsten Interessen ein theurer, hochgeehrter Besitz, das Symbol der Sicherheit, des Rechts, der Ehre. Unsere Barkschiffe und unsere Kriegscorvetten haben diese Farben in die entlegensten Häfen fremder Welttheile getragen, von den Flaggenstangen hundert deutscher Consulate wehen dieselben feierlichen Farben über fremdes Gebiet, halbwilde Nationen haben sich gewöhnt, mit Scheu darauf zu blicken, und sie rühmen die neue Macht, die so plötzlich aus der Ferne heraufstieg und mit ihrem Zeichen so wunderbar schnell alle Meere, Häfen, Waarenlager bedeckte. Es war nicht kleine Arbeit, die neue Flagge unter jedem Himmelsstrich, in China, Brasilien, unter Arabern und Negern bekannt und gefürchtet zu machen. Und es war etwas sehr Großes, daß in einem Jahre über der ganzen bewohnten Erde die Männer deutscher Abstammung, harte kühle Geschäftsleute, jauchzend die Hüte schwenkten und einander mit thränenden Augen umarmten, weil diese Farben über ihren Häuptern aufgezogen wurden, um sie zu erlösen von der alten Unfreiheit, Vereinsamung, Schutzlosigkeit und ihnen in der Fremde eine gemeinsame Heimat zu geben, und den höchsten und werthvollsten Männerstolz auf das entfernte deutsche Vaterland. — Sie aber, Herr Hausbesitzer in Berlin, der Sie für die Aussicht auf ein größeres deutsches Reich bereits Ihr Fahnentuch einrichten lassen, fragen Sie doch wegen der Veränderung noch vorher herum, etwa das Mitglied eines deutschen Sängerbundes aus St. Louis und San Francisco, einen deutschen Kaufherrn aus Shanghai oder meinetwegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten oder einen Würdenträger aus Japan, und alle diese werden Sie anschauen wie einen Narren. Die schwarzweißrothe Flagge ist eingebürgert unter allen Völkern der Erde, und es wäre unnütz, schädlich und frevelhaft, das

Capital von Achtung und von Vaterlandsliebe, das sich um sie gesammelt, wieder zu vergeuden.

Wie der Staatsbau, welcher jetzt 30 Millionen umschließt, für 40 Millionen ergänzt werden müsse, darüber berathen während dieser Woche in der Residenzstadt Ludwigs XIV die Minister der Südstaaten und die Führer unserer Parteien mit dem Grafen Bismarck. Es steht unzweifelhaft fest, daß die Verfassung des Nordbundes den Berathungen zu Grunde liegt und daß es sich nur um die Abänderungen handeln wird, welche den Südstaaten nöthig erscheinen.

(Grenzboten 1870, Nr. 45.)

11. Metz und Bazaine. Der Fall von Metz hat auf einige Tage die Ungeduld der Deutschen beschwichtigt. Das Ereigniß war so ungeheuer, die Einzelheiten so ergreifend, die Siegesbeute so über alle Berechnung groß, daß sogar diejenigen unter den Zeitungslesern des Auslandes erstaunten, welche seit drei Monaten durch die größten Effectscenen gesättigt waren, und ganz ähnlich wie die Zuschauer in den letzten Acten eines Schauerdramas starke Wirkungen bedurften, um noch in Verwunderung zu gerathen. Während in Deutschland der Erwerb dieser Festung, die 173,000 Gefangenen, die 4000 Geschütze, 100,000 Chassepots, einen plötzlichen Freudensturm hervorriefen, scheint dieselbe Nachricht den Franzosen nicht ganz die entsprechende Sorge und Ernüchterung gebracht zu haben. Sie fällt dort langsam und unvollständig in die Seelen. Die Minderheit wenigstens, welche jetzt das große Wort führt, die republikanische Partei, hilft sich mit einer zornigen Verdammung des Marschalls Bazaine und des kaiserlichen Frankreichs. Einst, im Kaiserthum, blühte die Bestechlichkeit, die Unfähigkeit, der Verrath; in dem heutigen Frankreich herrscht siegreich die Tugend, das Talent, der Opfermuth bis zum Tode. Unterdeß werden freilich auch bereits die republikanischen Führer

von ihrer Parteipresse der Schwäche, Unfähigkeit, Unsäuberlichkeit und Günstlingswirthschaft bezichtigt.

Wir blicken forschend in die Seelen der neuen Gewalthaber Frankreichs. Das ist doch ein jämmerliches Actenstück, in welchem die Herren der provisorischen Regierung zu Tours durch die schnelle Feder Gambetta's den Marschall Bazaine als Verräther vor Mit- und Nachwelt zu brandmarken bemüht sind. Sofort auf die Nachricht von dem Verlust der Festung, ohne Kenntniß der Beweggründe und Einzelheiten, verfehmen Männer, welche die höchste Obrigkeit eines menschenreichen Volkes darstellen, schimpfend wie Schulknaben die Soldatenehre eines Mannes, der, wie auch sonst sein Charakter und Wesen sein mag, doch jedenfalls in verantwortlicher Lage mehr Todesgefahr durchgekostet und seine Willenskraft härter geübt hat, als die Herren der Ballonregierung von Tours. Ihnen zu antworten würde für einen Deutschen nicht der Mühe lohnen. Da aber auch in einer deutschen Zeitung, deren militärischer Berichterstatter großen Anspruch auf Beachtung hat, das Verfahren des Marschalls abfällig beurtheilt worden ist, so sei hier gestattet, an das wirkliche Sachverhältniß zu erinnern. Wir haben keine Veranlassung für die Energie des Marschalls Bazaine Lanzen zu brechen, wir möchten nur nicht, daß man einen gedemüthigten Gegner strenger behandelte, als recht ist.

Wir wissen aus der gedruckten Correspondenz Bazaine's mit dem kaiserlichen Generalstab, daß der Marschall am 20. August, als er nach den Schlachten vom 14., 16., 18. August vor Metz eingeschlossen worden, bereits den Ernst seiner Lage erkannte. Jene drei großen Schlachttage, deren Frucht am 27. October geerntet wurde, hatten unser siegreiches Heer so schwer betroffen, daß trotz des Sieges ein finsteres Gefühl der Trauer obenauf war, und unsere höchste Armeeleitung sich selbst sagte, daß es so mit dem Schlachtenmord nicht weiter fortgehen dürfe. Wir sind also zu der Annahme berechtigt,

daß auch die französische Heeresleitung den Zustand der eigenen Armee höchst besorglich fand. Die Franzosen hatten drei Tage erfolglos gekämpft, waren dazwischen zwei Tage im Wirrwarr ihrer dicht gedrängten Aufstellung hin und her gezogen worden; sie müssen ungeheure Verluste gehabt haben; von etwa 170,000 Mann, welche die Feldarmee Bazaine's damals gezählt haben mag, lagen wohl 50,000 tot oder verwundet. Die Armee war jedenfalls am 19. August und den nächsten Tagen in einem Zustand, welcher das verzweifelte Wagstück eines Durchbruchs hoffnungslos machte.

In Wahrheit waren es aber nur die ersten Tage der Einschließung, in denen der eingeschlossene Feldherr einige Aussicht hatte, nicht sein ganzes Heer, aber vielleicht einen Theil desselben durchzuschlagen. Mit jedem Tag, mit jeder Stunde umschloß ihn der metallene Ring der Geschütze in gedeckter Aufstellung fester. Man war schon nach der ersten Woche der Belagerung im deutschen Hauptquartier überzeugt, daß ein Ausbruch Bazaine's nur unter ungeheuern Verlusten und nur soweit möglich sei, daß sich Trümmer seines Heeres in das durchschnittene Gelände von Südlothringen und Bassigny retten könnten. — Bis zum Tage von Sedan arbeitete der Marschall an Kräftigung der Armee und hoffte auf eine Unterstützung von außen. Seit dem Sturz Napoleons aber hielt er es offenbar für seine Aufgabe, so lange als möglich das kaiserliche Heer und die Festung zu erhalten. Brach er seitdem aus, welche Aussicht blieb ihm im Lande? Ein größerer Heerkörper war überhaupt nicht mehr vorhanden, im Süden war tolle Auflösung und rothe Republik; sich mit den Trümmern des Heeres bis Paris durchzuschlagen, durfte er gar nicht hoffen, da ihm ein doppelt so starkes Heer auf den Fersen, ein zweites vor ihm war. Denn in Metz sind zwar 173,000 Mann übergeben worden, davon aber waren 38,000 Kranke, 30,000 Besatzungstruppen, welche doch zurückbleiben mußten, seine Feldarmee bestand aus etwa 105,000 Mann ohne Train-

pferde, Cavallerie mit schlechtester Geschützbespannung. Eine solche Masse ist in freiem Felde, von überlegenem Feinde verfolgt, der Auflösung und dem Niedermetzeln verfallen. Wir meinen nicht, daß der höchstgespannte militärische Stolz einen Feldherrn verpflichtet, das Leben von hunderttausend Menschen unter solchen Umständen nutzlos zu opfern.

Daß der Marschall nebenbei noch Widerwillen gefühlt haben mag, die etwa freiwerdenden Trümmer des kaiserlichen Heeres der republikanischen Regierung zu überlassen und sich selbst als übelbeleumdeten Bonapartisten verbannt zu sehen, ist sehr wahrscheinlich. Aber wir vermögen nicht zu erkennen, daß dieser Gedanke sein Thun in irgend einer tadelnswerthen Weise beeinflußt hat. Er hat sein Heer und die Festung nach zähem Widerstand übergeben, als die Lebensmittel zu Ende waren und alle Schrecken der Auflösung drohten. Und das war militärisch ganz in der Ordnung.

Für uns liegt die Schwierigkeit der Lage in Folgendem: Die Republikaner täuschen sich nicht darüber, daß sie die Minderheit in Frankreich sind, sie wollen daher keine Constituante. Und obgleich fast jeder von ihnen in der Stille überzeugt ist, daß Elsaß und Deutsch-Lothringen für Frankreich verloren sind, so will doch keiner eine Hand rühren, um Abtretung und Frieden herbeizuführen, weil sie wissen, daß solche Handreichung den Haß gegen sie selbst steigern und die Zurückberufung des Kaisers fördern würde. Ebenso wissen der Kaiser und die Kaiserin, daß die Abtretung unvermeidlich ist, aber auch, daß sie selbst ihre Abneigung dagegen aussprechen müssen, weil die Einwilligung ihre Aussichten verschlechtern würde, und sie wünschen, daß die Republikaner genöthigt werden, dies Gehässige auf ihr Haupt zu nehmen. Zwischen solchem Gegensatz selbstsüchtiger Interessen läuft Herr Thiers, die alte Elster, hin und her in dem schwierigen Bemühen, mit patriotischen Vorträgen das Unglück zu beschwören. Unsere Aufgabe aber wird sein, die Republikaner zu Friedenspräliminarien zu zwingen, und

die Abmachungen durch eine Constituante bestätigen zu lassen Dann wird, wenn die Versammlung, oder eine durch dieselbe veranlaßte Volksabstimmung den Kaiser zurückrufen sollte, dieser nach seiner Entlassung aus Kriegsgefangenschaft den Willen der Constituante in förmlichem Friedensinstrument befestigen. Er wird dies alsdann thun können, ohne sich unmöglich zu machen.

Sind die Republikaner vor dem Angriff auf Paris zu Friedensbedingungen und zum großen Appell an die Wähler zu bringen, so kann vor Weihnacht der liebe Friede geschlossen sein; müssen wir, wie zu besorgen, vorher Paris demüthigen, so zieht sich der Krieg wohl bis zum neuen Jahre hin.

(Grenzboten 1870, Nr. 48.)

12. Die Aussicht auf Frieden. Der Krieg verlief durch die letzte Woche in Gefechten, welche zum Theil den Charakter des kleinen Krieges weisen, in welchem nicht Feldherrnkunst und die Tapferkeit geschulter Massen, sondern kluge Einfälle, List, Gewandtheit der Einzelnen und der Zufall helfen und schaden. Seit die Vereinigung der drei Corps des Prinzen Friedrich Karl mit der Armee des Großherzogs von Mecklenburg erfolgt ist, drängt das deutsche Heer in langer Linie die Loirearmee und ihren Anhang von Paris ab, die Hauptstadt leidet an der Auszehrung und ihre Ergebung wird in unserem Hauptquartier als nahe bevorstehend betrachtet. Es ist merkwürdig, daß die Pariser nichts so sehr entmuthigt hat, als das Gefecht bei Le Bourget am 30. October. Aus allen Zeitungen, Briefen, Aussagen Einzelner ist das zu entnehmen. Sie hatten einen Tag Zeit gehabt, in dem Orte, der ohnedies unter dem Feuer ihrer Geschütze liegt, sich feste Positionen zu schaffen, sie hatten von ihren Kerntruppen hinausgesandt, und ein guter Theil der Pariser war Zuschauer des Kampfes, von dem sie eine Niederlage unserer Truppen sicher erwarteten. Aber die Geschütze des Fort Aubervilliers,

die Barrikaden, die Kerntruppen in gedeckter Stellung, Alles erwies sich wirkungslos. Als die Franzosen in wilder Flucht nach der Stadt zurückstürzten, wurde den Zuschauern das Herz schwach. Auch Trochu hat seitdem den Muth verloren, die große Truppenmasse, die er gebildet, zu einer Sprengung des Belagerungsringes zu verwerthen. Jetzt darf man wohl aussprechen, daß diese Möglichkeit bis vor wenig Tagen vorhanden war, und daß unsere Generalstabsoffiziere die letzten Wochen in einer gewissen Nervenspannung durchlebt haben. Es waren 300,000 Mann Truppen in Paris gegen nicht viel mehr als 200,000 Deutsche in dem Belagerungsheer. Die Besatzung von Paris ist nicht zu jeder Art von Felddienst brauchbar, aber sie war in der ungeheuren Mehrzahl noch nicht geschlagen, sie war erhitzt und hatte Grund genug, in einem Kampf sich einzusetzen. Daß ihnen der Sieg geblieben wäre, darf ein Deutscher bezweifeln, aber ein Erfolg und vielleicht ein zweiter lagen gar nicht außer der Möglichkeit. Es ist bezeichnend, daß dieselbe Partei, welche dem Marschall Bazaine so wilde Verwünschungen nachschleuderte, weil er mit einem geschlagenen und entmuthigten Heer vor Metz keinen Ausbruch gewagt hatte, selbst vor derselben Aufgabe muthlos stillsteht. Jetzt ist die Zeit verpaßt, seitdem schließen zwei andere Armeen, im Norden Manteuffel, im Süden Prinz Friedrich Karl die Hauptstadt durch neue militärische Linien von Frankreich ab. Sogar der Vorstoß der Loirearmee und das Treffen bei Coulmiers vermochten den Entschluß zu einem großen Unternehmen den Parisern nicht zu geben. Und doch war damals der letzte Augenblick, um noch einen Erfolg zu erringen.

Jenes Rückzugsgefecht v. d. Tann's hat viel Staub aufgerührt, bei den Franzosen wie bei uns. Das bairische Corps stand entfernt von der Hauptarmee, in ausgesetzter Stellung, die durch die Beschaffenheit der Gegend und die Lage des Belagerungsheeres nothwendig geworden war. Wenn v. d. Tann, wie wir aus dem Bericht eines talentvollen zugeordneten Offiziers

vom Generalstab der dritten Armee, des Hauptmann Karnatz, wissen, auf Unterstützung nicht rechnen konnte und die Ueberlegenheit des Gegners wohl kannte, so handelte er jedenfalls als ein wackerer Soldat, daß er ihm doch entgegenging, um seinen Rückzug zu sichern. Er hielt mit 12,000 Mann gegen das Gros einer Armee von 60,000 Mann sieben Stunden Stand, verlor dabei etwa 900 Mann und erreichte es dadurch, unbelästigt seinen Rückmarsch auszuführen. Dieser verhältnißmäßig geringe Verlust in einem Rückzugsgefecht, das von 10 bis 5 Uhr dauerte, beweist sowohl die guten Anordnungen des bairischen Generals, als daß der Angriff der Franzosen nicht mit höchster Kraft erfolgte.

Es sieht allerdings so aus, als ob der Kampf in Frankreich durch Ermattung des Gegners zu Ende gehen sollte. Aber Krieg ist wie ein Waldbrand auf dürrer Haide; solange er nicht bis auf den letzten Funken getilgt ist, mag er plötzlich wieder heftig auflodern, wo man es am wenigsten erwartet.

(Grenzboten 1870, Nr. 49.)

13. Die Stellung der Heere. Als man im Hauptquartier erkannte, daß die Belagerung von Paris langwierig werden könnte, erwuchs die Nothwendigkeit, den Neubildungen französischer Heere bei Zeiten entgegenzutreten. Die Formationen hinter der Loire auf weitem Landstrich, unter den Augen der neuen Regierung, wuchsen am schnellsten, kleiner wurde der Aushebungsbezirk und der Eifer im Norden, für den Süden Frankreichs war Lyon und die Hügellandschaft Südburgunds Herd einer Ansammlung unregelmäßiger Truppen, welche durch die Besatzungsbataillone der dortigen Festungen einigen Halt erhielten und die Verbindungen zwischen der Pariser Belagerungsarmee und der Heimat bedrohten. Die Uebergabe von Metz machte größere Truppenmassen des deutschen Heeres verfügbar. Während zwei Infanteriedivisionen und das Corps Werder die Besetzung des südlichen Elsaß und die von Burgund, den Ein=

schluß von Belfort und die Sicherung der Eisenbahnlinie durch Vormarsch gegen Süden auszuführen hatten — mühevoll für die Truppen, sorgenvoll für die Feldherren —, zog General Manteuffel gegen die französische Nordarmee und drückte nach der Einnahme von La Fère und Diedenhofen den auf Paris vorstoßenden Feind in siegreichem Treffen über Amiens zurück. Unterdeß näherte sich die Armee des Großherzogs von Mecklenburg von Nordwesten, die größere Armee Friedrich Karl von Osten der Loirearmee, ersterer drängte die Vortruppen von Dreux ohne große Mühe bis in die Nähe von Le Mans hinauf, das 10. Corps des Prinzen Friedrich Karl wehrte einen Tagemarsch nordöstlich von Orleans erfolgreich einen heftigen Stoß des Feindes ab, welcher sich hier der Flankirung durch die Deutschen vergebens zu entwinden suchte. Da die Aufgabe der deutschen Heere sein muß, die Loirearmee, welche wir auf der Linie von Orleans bis Le Mans annehmen, nicht nur zu beobachten, sondern vor der Einnahme von Paris zu schlagen, so haben wir allerdings in der nächsten Zeit dort neue Zusammenstöße zu erwarten. Nur möchten wir gegen die Sicherheit ankämpfen, mit welcher hier und da die bevorstehende Vernichtung und Gefangennahme einer dritten feindlichen Armee von ungefähr 80—100,000 Mann verkündet wird.

Abgesehen davon, daß dergleichen ungeheure Resultate nicht auf jeder Oertlichkeit möglich sind, und am schicklichsten erst dann verkündet werden, wenn sie zur That geworden sind, so hat die deutsche Kriegführung jetzt mit einem Gegner zu rechnen, welcher entscheidende Schläge sehr erschwert, und welcher der schönsten Berechnung des Feldherrn und der größten Tapferkeit seiner Truppen nur spärliche Erfolge zu gönnen pflegt, und dieser Gegner großer Siege ist der altherkömmliche Lauf unserer Wintersonne, die Kürze der Tage. Bei der Größe unserer Heere, bei der Art unserer Kriegführung und Armeeverpflegung sind die Hauptstellungen feindlicher Heere, selbst wenn diese einander gegenüberlagern, fast immer durch ein

Zwischengebiet von mehren Meilen getrennt, welches zum Theil mit Vortruppen besetzt ist und erst durch planmäßigen Angriff genommen werden muß; auch die Theile des Heeres müssen, um in ihre Schlachtstellung einzurücken, fast immer durch Märsche von mehren Meilen sich vereinigen. Bevor das Tageslicht den Feind genau zu sehen gestattet, ist überhaupt keine Schußwirkung denkbar. Von der Einleitung des Kampfes aber, welche häufig erst in den letzten Vormittagsstunden möglich wird, bis zum Angriff der Hauptstellung des Gegners vergehen sicher mehre Stunden in Vormarsch, Artilleriegefecht, Einzelangriffen, neuer Aufstellung. Eine Bewältigung der Hauptstellung eines größeren Heeres ist deshalb erst am Nachmittag wahrscheinlich. Um 5 Uhr aber gebietet die einbrechende Dunkelheit den Geschützen Ruhe, auf unbekannter Oertlichkeit sehr bald auch dem Fußvolk und den harrenden Reitern. Gerade wenn die Stunde kommt, wo der Sieger die Früchte seiner Arbeit in der Verfolgung ernten könnte, entzieht die Finsterniß den geschlagenen Feind seinem Bereich. Wir haben deshalb fortan als einen besonderen Glücksfall zu betrachten, wenn der strategische Erfolg ein augenblicklicher und massenhafter wird.

Jeden Tag berechnen die Kriegsberichterstatter, wie lange die Lebensmittel in Paris noch reichen können; die Deutschen sind geneigt, den Mangel an Fleisch als zwingenden Grund zur Uebergabe zu betrachten, die Franzosenfreunde setzen weitreichende Hoffnungen auf Vorräthe von Mehl und Wein. Unzweifelhaft hat der Hunger dort seine furchtbare Arbeit begonnen. Es stimmt nicht heiter, wenn ein deutsches Witzblatt den Hunger der Pariser als Gegenstand des Scherzes behandelt, und es ist kein wackeres Soldatenstück, wenn in Wahrheit die Baiern hungrige Franzosen den Tag über ruhig im Bereich ihrer Kugeln die Kartoffeln graben lassen, um ihnen am Abend durch einige Schüsse die gefüllten Säcke mühelos abzunehmen. Sicher würde sich Paris noch lange halten

können, wenn es möglich wäre, die Vorräthe der ungeheuren Stadt bis auf den letzten Centner gleichmäßig zu vertheilen, aber die sociale Krisis hat dort bereits begonnen, und sie läßt schnelle Entscheidung erwarten, sobald erst die fliegenden Hoffnungen auf Entsatz durch die Loire- und Nordarmee niedergeschlagen sind.

In Frankreich sucht man Muth in der Betrachtung, daß das Unglück sich seit dem Sturz Napoleons und der Ergebung seiner Marschälle und Heere gewandt habe, die Soldaten und Generäle der Republik seien von anderer Energie und besserem Metall. Auch bei uns ist eine ähnliche Auffassung nicht ungewöhnlich. Aber in Wahrheit haben sich die Truppen der Republik nirgend besser, selten so gut geschlagen, als die kaiserlichen Heere bei Wörth und vor Metz, und keiner der republikanischen Generäle hat zur Zeit unzweifelhafte Proben einer größeren Feldherrnbegabung erwiesen, als Mac Mahon und Bazaine zeigten. Der Unterschied in den Ergebnissen liegt — bis jetzt — allein in der veränderten Art der Kriegführung, und diese Veränderung ist an sich kein Verdienst der Franzosen, sondern eine Folge ihrer Niederlagen. Der Anfang des Krieges war ein Kampf der großen geschulten Heere, er bot der Kunst der Feldherren die umfassendsten Aufgaben, stellte an die Offiziere und Soldaten die höchsten Zumuthungen großer Feldschlachten. Es wäre barer Unsinn, zu behaupten, daß die Franctireurs Gambetta's und die Mobilen Trochu's in dieser Art von Kampfe dasselbe oder ähnliches geleistet hätten, wie die Bataillone Bourbaki's, die Kürassiere von Wörth, die Chasseurs d'Afrique von Sedan. Jene Irregulären wären trotz alles ungeschulten Muthes in der großen Schlacht vor den deutschen Granaten und dem preußischen Sturmangriff verweht wie Spreu im Winde. Seit Sedan war die Feldarmee Frankreichs beseitigt, nicht das Land unterworfen. Wir wissen allerdings, daß jene Feldarmee stärker war als man annahm, wenigstens 350,000 Mann, und daß

Frankreich außer ihr und außer dem Rest der Algier- und Marinetruppen noch 150,000 Mann an Depotbataillonen und Besatzungen hatte. Trotzdem muß die Feldarmee Frankreichs bei jedem Wehrsystem verhältnißmäßig schwächer sein, als die unsere, solange dieser Staat die Erbschaft Ludwigs XIV, das gewaltige Netzgeflecht von Festungen erhält und bewehrt. Dieses System macht die Defensivkraft Frankreichs dagegen stärker als die jedes anderen europäischen Großstaats, es erschwert dem siegreichen Feinde die Bewältigung des Landes, aber es legt auch dem Lande selbst sehr schwere Friedenslasten auf und im Kriege wahrscheinlich nur eine Verlängerung des Leidens. Am 2. September wußte man in unserer Heeresleitung, daß jetzt ein ganz neuer Kampf, der Festungskrieg und der kleine Krieg beginne. Man erwartete vielleicht die Einnahme von Metz und Paris in kürzerer Frist, aber man rechnete richtig, daß außerdem noch ein Ueberziehen des ganzen Landes durch unsere Armeecorps nöthig sein werde, und wahrscheinlich viele Einschließung und Belagerung fester Plätze. Die Republikaner nehmen seitdem das Verdienst in Anspruch, daß sie das Volk zum Kriege begeistert und überall neue Heere geschaffen. Ohne Zweifel haben sie viele Tausende von Freiwilligen zum Heere und viele hundert Bauern in die Wälder gelockt. Aber man darf behaupten, daß jede energische gesetzliche Regierung bei den vorhandenen Wehrkräften dasselbe Ergebniß, und zwar in geordneter Weise erreicht hätte. Denn die vorhandenen Linientruppen gaben für große Neubildungen Rahmen und Anhalt, die Festungen sichernde Stützpunkte. Und die Frage ist nur, ob eine sichere und gesetzliche Regierung ein solches Aufbieten der letzten Kraft und einen Krieg bis zum Aeußersten als vernünftig und für Frankreich heilsam erachtet hätte. Es ist aber lehrreich, daß überall, wo die Franzosen ernste Gefechte wagen, der Kern ihrer Angriffstruppen doch die Linienbataillone älteren Bestandes sind, obgleich die regulären Neuformationen in acht Wochen Zeit hatten, sich für den Felddienst reglementsmäßig

auszubilden. Daß die ganze Einrichtung der irregulären Freischützen und Freiwilligenlegion ein politischer und socialer Frevel ist, wurde früher einmal ausgeführt.

(Grenzboten 1870, Nr. 50.)

In dieser Woche großer Ereignisse gaben die harten Kämpfe auf der Südostseite von Paris auf's Neue zu einer Vergleichung mit den Ereignissen vor Metz Veranlassung. Es war am 30. November und 2. December ein sehr blutiges Ringen, die Sachsen und Würtemberger hatten weitaus den Hauptantheil an Verlust und Ehre; wie bei Ausfällen aus großen Festungen neuen Stils unvermeidlich ist, drängten die gesammelten Massen der Belagerten zuerst an der Ausfallstelle die entgegenstehenden deutschen Truppen zurück, bis sie durch Anzug größerer Massen aufgehalten und zurückgedrückt wurden. Dabei ist das Zahlenverhältniß erwähnungswerth; nach niedrigster Schätzung zählten die über die Marne ausfallenden Franzosen 80—100,000 Mann, ihr Angriff wurde in der Hauptsache durch eine Division (4 Regimenter) der Sachsen und die würtembergische Division, zusammen jetzt etwa 22,000 Mann, zurückgeschlagen. Aber freilich ist die ungleich größere Güte unserer Truppen auch nothwendig, denn das deutsche Heer umfaßt in weitem Ringe mit seiner Minderzahl die Befestigungen der Riesenstadt, welche doch außer den Nationalgarden eine der Zahl nach uns überlegene Masse geschulter Soldaten, im Schutz ihrer Kanonen, in Besitz von unermeßlichen Kriegsmitteln, zählt. Die Belagerung von Paris ist also für die Deutschen eine weitaus schwerere Arbeit, als die von Metz, sie ist überhaupt etwas Neues, in dieser Art nicht Dagewesenes. Und doch haben die Belagerten mit allen Vortheilen, welche ihnen bei einem Kampf in der Nähe von Paris zustehen, in den letzten großen Ausfällen durchaus nicht mehr erreicht, als Bazaine vor Metz. Auch wird sich schwerlich behaupten lassen, daß die Anstrengungen Ducrots, bei Berücksichtigung jenes

Zahlenverhältnisses, energischer waren, als die des kaiserlichen Generals. Die beabsichtigte Sprengung des Belagerungsringes hätte, selbst wenn sie gelungen wäre, nur dann einen großen Erfolg vorbereitet, wenn es der Loirearmee glückte, sich mit den ausfallenden Truppen zu vereinigen und in einer Reihe von Gefechten die umlagernden deutschen Corps vor ihrer Vereinigung auseinanderzuwerfen, und so die Belagerung von Paris zu nichte zu machen. Da dies durchaus mißlungen ist, waren die Ausfälle eine unnütze Menschenschlächterei. Und es ist nur zu hoffen, daß der windige Muth der Pariser, welcher sich jetzt wieder hoch aufgeblasen hat, durch den fürchterlichen Ernst der Thatsachen recht schnell auf eine verständige Einsicht in die Hoffnungslosigkeit weiteren Widerstandes herabgedrückt werde. Denn die Hoffnung auf die Loirearmee wird man nach den großen Erfolgen, welche die Armeen Großherzog von Mecklenburg und Prinz Friedrich Karl vom 2.—12. December errangen, nach der Wiederbesetzung von Orleans und der Flucht der Loirearmee wohl für längere Zeit aufgeben müssen. Dort war bei den deutschen Heeren endlich ein energisches gemeinsames Vorgehen durchgesetzt. Auch an der Loirearmee hat sich trotz aller Tapferkeit einzelner Bataillone die Unzuverlässigkeit und Lockerheit der neugebildeten Heeresmassen erwiesen, und zugleich die Erbärmlichkeit der französischen Stimmführer. General Aurelles, der vor wenig Tagen als Hort und Paladin des republikanischen Frankreichs gefeiert wurde, ist sofort nach seiner Niederlage in offiziellem Regierungsacte mit Mißtrauen und Beschuldigungen verfolgt worden. So schnell ist der neue Stern erblichen. Diese Regierung wird bald keinen Mann von Ehre finden können, der noch unter ihr einen Oberbefehl übernimmt.

Der Sieg bei Orleans kam zu guter Stunde. Und doch wagen wir kaum noch anzunehmen, daß er sofort den Frieden einleitet. Die Deutschen brechen alle Hindernisse, wir schlagen eine Armee nach der andern, die Zahl der französischen Ge-

fangenen, der eroberten Geschütze ist kaum noch zu übersehen, aber wir vermögen einen Feind nicht zu besiegen, die keltische Selbstgefälligkeit, Unwahrheit, Eitelkeit.

Ob dem hoffnungsfrohen Paris die für die Uebergabe nöthige Ernüchterung schnell kommt, werden die nächsten Tage lehren, da die Posten aus der Stadt trotz der Wachsamkeit unserer Truppen doch mit großer Regelmäßigkeit ihre Schleichwege finden, sicherer als die abenteuerlichen Ballons und Brieftauben. Darauf aber müssen wir vorbereitet sein, daß die gegenwärtigen Machthaber von Paris vorher noch ihr Aeußerstes im Widerstand versuchen. Die Generäle Trochu und Ducrot sind in der Lage, durch die Uebergabe viel zu verlieren; Herrn Ducrot, der unter der Anklage steht, als Kriegsgefangener sein Ehrenwort gebrochen zu haben, erwartet ein kurzes Proceßverfahren, wenn er dem deutschen Heer erreichbar wird, und Herr Trochu ist wahrscheinlich kein Feldherr, aber ein hartnäckiger Pedant und eifriger Arbeiter, dessen Ruhm in Frankreich ganz von der Länge des Widerstandes abhängt, welcher durch seine Schöpfungen möglich wird; es ist ihm schwerlich daran gelegen, seine Person in ein neues Königthum oder Kaiserreich zu retten.

Dort an der Seine eine Noth-Republik unter despotischen Führern in den letzten Zügen, an der Spree ein neues Kaiserthum, durch die deutschen Fürsten beantragt, im Entstehen. Uns Altpreußen möge man verzeihen, wenn wir diese Veränderung nicht ganz so ansehen, wie wohl andere Patrioten. Sie soll nützlich sein, auch günstig wirken im deutschen Süden. Wir aber waren lange gewöhnt zu glauben, daß das Heerkönigthum unserer Hohenzollern etwas Neues in der Welt und etwas Besseres und Stolzeres sei, als die alte Kaiserkrone; es wird darum im Augenblick Manchem unter uns nicht ganz leicht, die Zuvorkommenheit deutscher Fürsten nach Gebühr zu würdigen.

(Grenzboten 1870, Nr. 51.)

14. Die Beschießung von Paris. Das Bombardement von Paris wird nach den hartnäckigen Kämpfen an der Marne vom 29. November bis zum 2. December in ganz Deutschland mit Ungeduld gefordert. Unter den Gründen, mit welchen man die Verzögerung zu erklären sucht, sind die am eifrigsten umhergetragen worden, welche die Bedenken unserer Armeeleitung auf die Einwirkung deutscher und fremder Fürstinnen zurückführen. Dies ist thörichtes Geschwätz und sollte nirgend geglaubt werden, wo man Vertrauen zu der Einsicht und zu dem Gewissen unseres Oberkommandos haben will. Hoffentlich ist der Tag nicht fern, wo der Generalstab des Hauptquartiers selbst eine kurze aber ausreichende Begründung seiner Anordnungen geben wird — nach der Uebergabe. Bis dahin möge, was man nicht aussprechen kann, der deutsche Leser sich selbst deuten, wenn er folgenden Thatsachen Beachtung gönnt. Der Ring, in welchem die Forts Paris schützend umschließen, hat 6½ bis 7 deutsche Meilen Kreisumfang, der Ring, in welchem unsere Batterien die Forts mit der Stadt einschließen könnten, würde — abgesehen von der Bodenbeschaffenheit — einen Kreisbogen von circa 10 Meilen Länge ausmachen. Von den Punkten dieses größeren Kreises würde die Umwallung der Stadt durchschnittlich mehr als eine halbe Meile, die eigentliche Stadt ¾ bis 1 Meile in gerader Linie entfernt sein. Von Le Bourget z. B., welches noch in scharfer Feuerwirkung der französischen Forts liegt, bis zum Platz der Tuilerien ist in gerader Linie eine Entfernung von 1½ Meile. Eine sichere Feuerwirkung unserer Positionsgeschütze ist etwa noch auf 5000 Schritt, also ½ deutsche Meile, möglich, nur einzelne Schüsse aus besonders schwerem und besonders dafür construirtem Geschütz und aus einzelnen Batterien würden in die innere Stadt reichen. Daß bei solchen Verhältnissen ein „Bombardement" der inneren Stadt Paris

nur als ein Schreckmittel, nicht als wirklicher Zwang anwendbar wäre, ist selbstverständlich. Soll es dafür nützen, so wird es nur als letzter Druck auf eine entmuthigte, zur Uebergabe geneigte Bevölkerung gebraucht werden dürfen. Trifft es nicht mit hochgestiegener Muthlosigkeit zusammen, so steht zu befürchten, daß der verhältnißmäßig geringe Schaden, den es anzurichten vermag, gerade die entgegengesetzte Wirkung haben und die Pariser zu neuem Trotz verhärten würde. Es bleibt also nur, was mühevoller ist, aber militärisch sicherer, ein Angriff der Festung in regelmäßiger Belagerung, denn von einem Handstreich kann bei Paris nicht die Rede sein. Für solchen Angriff haben wir ungefähr 300 schwere Positionsgeschütze gegen mehr als die zehnfache Zahl in Paris, und etwa 215,000 Mann Belagerungstruppen gegen ungefähr 280,000 militärisch ausgebildete Vertheidiger, zu denen noch etwa 300,000 Arbeiter mit Haue und Schaufel gerechnet werden müssen. Die Forts sind fast sämmtlich starke Werke; die Vertheidigungskunst hat Vieles gethan, dieselben durch Schanzen, Minen, Torpedos und örtliche Hindernisse zu verstärken, und wenn auch Abenteuer und Schwindel in den Zerstörungswerkzeugen der Pariser sein mag, so ist doch unsererseits jede Vorsicht geboten. Wir haben also einige Forts zusammenzuschießen, dieselben im Nothfall durch Sturm zu nehmen, und das gewonnene Gelände zu weiterem Angriff auf die ausgesetzten Punkte des Stadtwalles zu benutzen. Die geringere Zahl unserer Belagerungsgeschütze würde dafür kein Hinderniß sein, da wir dieselben auf einzelne besonders angreifbare Punkte zu richten vermögen, der Belagerer hat bei solchem Angriff fast dieselben Vortheile, wie der Belagerte beim Ausfall, die nämlich, daß er überlegene Kraft an einer Stelle zu sammeln vermag. Aber eine andere Erwägung ist nicht abzuweisen, die im Kriege oft die Operationen der Feldherren gebieterisch beeinflußt. Jede Kraftäußerung wirkt auf den Feind, solange seine Kraft nicht völlig gebrochen ist, als eine Herausforderung, und hat zunächst eine

heftige Steigerung des Widerstandes zur Folge, ähnlich wie in der Natur die Aufregung einer Elektricität eine Spannung durch die entgegengesetzte erzeugt. An dem Tage, wo unser Angriffsziel zweifellos, ein entschlossenes Vorgehen an bestimmter Stelle zu erwarten ist, wird auch der Feind all seinen Scharfsinn und seine — nicht verächtlichen — Angriffsmittel nach derselben Stelle richten. Es ist wohl möglich, daß unser Oberkommando ein solches Richten der Widerstandskraft und die dadurch dem Feinde ermöglichte Sicherheit der Berechnungen nicht für zweckdienlich hält. Jetzt stößt der Gegner, der schweigsam eingehegte, tastend bald hier, bald dort hinaus, an dem zähen Widerstande verarbeitet er seine zur Zeit vorhandene Angriffskraft, aber seine Unsicherheit und unsere Ruhe tragen mehr dazu bei, ihn zu lähmen, als seinen Entschluß zu beflügeln. Und unsere unthätige Wachsamkeit läßt unserem Verbündeten in der Stadt, dem Mangel an Lebensmitteln, völlig Zeit, seine Arbeit zu thun, während ein Angriff von unserer Seite zunächst wahrscheinlich neuen Kriegseifer aufregen würde, zumal er durch einige Tage oder Wochen, in denen um das Außenterrain gestritten wird, nicht einmal außerordentlich niederschlagend in Ohr und Gemüth der Pariser eindränge. Wohl dürfen wir hoffen, daß unser fester Angriff trotz Allem in einigen Wochen den Einbruch erzwingen würde, aber darüber darf man sich nicht täuschen, die Opfer würden sehr groß sein, ungleich größer, als durch das Abweisen der Ausfälle, zu welchen die Unternehmungslust der Pariser Generäle sich jetzt versteigt. Deshalb scheint uns die deutsche Armeeleitung genau das Zweckmäßige zu thun, wenn sie den Geschützangriff auf die Tage verspart, in denen die Abnahme der Spannkraft in Paris so groß geworden ist, daß die deutschen Granaten als Beschleunigungsmittel für die Uebergabe zu helfen vermögen. Ob dieser Zeitpunkt schon jetzt eingetreten ist, ob er erst in mehren Wochen zu erwarten ist, das wissen wir Andern freilich nicht.

Eine naheliegende Frage ist, ob damals, Mitte September, als Paris zuerst eingeschlossen wurde, der sofortige Beschluß eines Angriffs besser gefördert hätte. Das ist möglich. Aber damals rechnete man auf schnellere Wirkung der Umschließung, man hatte große Noth, durch Zufuhren auch nur das Leben des Heeres zu erhalten, ein Heranfahren des Belagerungsparkes war, solange die Eisenbahn nicht uns gehörte, ohnedies ein weitaussehendes Unternehmen. Jetzt aber haben wir durch lange, schwere Wochen fester Umstellung die Pariser so weit gebracht, daß nur noch die Dauer des letzten Auflösungsprozesses fraglich ist, jetzt ist es doch gerathen, Schaufel und Haue nicht weiter in Thätigkeit zu setzen, als für die letzten Momente der Belagerung etwa nützlich wird.

Unterdeß haben im Norden und im Süden von Paris die Heere wacker gekämpft, um die französischen Armeen des Nordens und der Loire zu zerstören, beide haben gegen Uebermacht wiederholt siegreich gerungen, ihre Führung erwies die Festigkeit und harte Entschlossenheit, welche durch den Ernst der Lage nöthig geworden ist. Es waren im Südwesten Orleans stromab der Loire für die kleine Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg noch harte Stöße des geschlagenen Feindes abzuwehren, der durch ein neues Corps verstärkt, wohl der Ueberlegenheit seiner Zahl vertraute. Aber gerade in diesem vieltägigen Kampfe bewährte sich glänzend die festere Zucht der Preußen. In der Kälte und dem Verluste brach die Kraft des Feindes plötzlich zusammen, es mag ein schweres Ringen unter vielen Entbehrungen gewesen sein, auch die treuen Baiern mußten nach Orleans zurückgeschickt werden. — Ueberhaupt gehören die Gefechte um Orleans militärisch betrachtet zu den schwersten Leistungen dieses Krieges nach Tapferkeit und Dauer der Truppen und fester Führung. Die nächste Kraftanstrengung des Feindes, voraussichtlich die letzte, haben wir im Norden zu erwarten, wo die Truppen desselben im Schutz der zahlreichen Grenzfestungen gehäuft und die größten An-

strengungen gemacht werden, wie es scheint, auch vermittels Ueberführung von Loirebataillonen durch Seeschiffe. General Manteuffel wird durch das Eintreffen der neuen Landwehrdivisionen im französischen Osten in Stand gesetzt, seine getrennten Bataillone zu einer beträchtlichen Macht zusammenzuziehen. Dem beabsichtigten Vorstoß der Nordarmee soll diesmal ein Durchbruch der marschfähigen Pariser Besatzung nach Norden entgegenkommen. Wir haben also, falls der Entschluß der Pariser nicht vorher schwach wird, noch einen Kampf — etwa bei St. Denis und den Stellungen des 4. Corps zu erwarten.

Weihnachten naht, und den Frieden sehen wir noch nicht. Wir Deutsche empfinden in dieser Festzeit tief das Leid, daß unsere Verwandten und Freunde fern von dem Tannengrün unseres schönsten Familienabends, inmitten der Winterkälte des feindlichen Landes blutige Arbeit thun und dulden müssen. Solche Wehmuth wird hie und da als Mißstimmung laut. Aber wir möchten unseren zahlreichen Gegnern nicht rathen, darauf irgend welche Hoffnung zu bauen. Der Deutsche hat den Krieg nicht gewollt, als er losbrach, das deutsche Heer hat im Streite nie aufgehört den Frieden und die Heimkehr zu wünschen, aber Heer und Volk werden fest darauf beharren, daß der Krieg nur mit gründlicher Niederwerfung der frechen Feinde ende, die uns die Waffen in die Hand genöthigt.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 1.)

Der Volkskrieg, welcher durch Trochu und Gambetta mit großer Energie organisirt worden, schafft militärische und politische Verhältnisse, wie sie in den Staaten Europas noch nie und nirgend gewesen sind; auch die Feldzüge der Revolutionszeit bieten nur kleine Vorbilder des Ungeheuerlichen unserer Kämpfe. Die Franzosen haben so gewaltige Massen nothdürftig neugeschaffen, daß wir vor Paris, an der Loire, um Amiens, in Burgund die Minderzahl geworden sind. Jetzt

kämpft feste Kriegszucht und stärkere Volksart im vielgetheilten deutschen Heere in der Defensive. Ueberall die gleichen Aufgaben und die gleiche Kriegsweise. Ein hitziger, an Truppenzahl um das Doppelte, ja Dreifache überlegener Feind stößt heftig vor, wir haben den ersten Stoß abzuwehren, ziehen Truppen heran, gehen etwa um 2 Uhr Nachmittags zum Angriff über und sehen ernsthaft nach dem Lauf der kurzen Wintersonne, die jetzt unser bester Verbündeter geworden ist, denn wir haben nicht immer Reserven bei der Hand, wenn die Kraft unserer Bataillone beim ersten starken Angriff verbraucht ist. Kommt der Abend, so haben wir als Tageserfolg etwa 500—1000 Gefangene, vielleicht einige Geschütze aufzuzählen, einen geringen Gewinn an Boden und Vereitelung des feindlichen Vorstoßes. Aber in dem erfolglosen Kampf ist die lockere Heeresmasse des Gegners erschüttert, er muß in der Nacht trotz Kälte und Entbehrungen bivouakiren, der Menge wegen und um seine Haufen zusammenzuhalten, während unsere Soldaten, welche obenein die mildere Winterkälte Frankreichs weit besser vertragen, unter Dach rasten. Nach wiederholten Versuchen vorzudringen, zieht sich der Feind ganz zurück, immer in Unordnung, unsere Reiterei hält Nachlese, — wir sind fast müde, Gefangene zu machen — aber einen entscheidenden, den Feind vernichtenden Sieg vermögen wir zur Zeit nicht durchzusetzen. Das wird jetzt allerdings besser, ein neuer Nachschub von ungefähr 150,000 Mann, alte preußische Landwehren, welche dazu bestimmt sind, andere Bataillone für das Feld frei zu machen, und die junge Einstellung dieses Herbstes werden uns sowohl im Süden als Norden die Möglichkeit größerer Operationen geben. Immer aber wird im Ganzen unsere Aufgabe sein, die Gegner durch Ausdauer und Zähigkeit zu besiegen. Nie sind unsere Truppen stärker geprüft und völliger erprobt worden, als in diesen letzten Gefechten. Unsere Feldherren wissen, daß ihre Divisionen fast jeder Uebermacht zu widerstehen vermögen. Als in den schweren Kämpfen vor

Orleans bei der Heeresabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg ein Divisionskommandeur melden ließ, er könne sich ohne Unterstützung nicht halten, erhielt er zur Antwort, Unterstützung sei nicht vorhanden, vermöge er sich nicht zu vertheidigen, so solle er angreifen. Gesagt, gethan, und der Feind wich scheu zurück. In solcher Weise haben die Armeen Manteuffel, Prinz Friedrich Karl und Mecklenburg den Entsatz von Paris fern zu halten, bis die Stadt fällt. Noch einige Wochen währt diese Kampfweise, möge den Deutschen daheim der Muth so dauerhaft bleiben als unseren Kriegern.

Trochu hat die ganz verständige Annahme vom September, daß Paris sich nicht lange halten werde, als irrig erwiesen. Und er schafft uns unerwartete Prüfungen. Aber er hat dies durchgesetzt nicht durch ein Feldherrntalent, wie etwa Totleben vor Sebastopol entfaltete, davon ist in Paris wenig zu spüren, sondern durch schonungslose Anwendung eines verzweifelten Mittels, das in seinen späteren Folgen weit furchtbarer für Frankreich sein wird, als gegenwärtig für uns. Er hat 250,000 Arbeiter in Paris bewaffnet, ausexercirt, besoldet, genährt, zu Herren der Stadt gemacht. Gerade die Volkstheile, von deren Zerrüttung wir die schnelle Uebergabe von Paris erwarteten, hat er mit Leib und Seele für die jetzige Wirthschaft gewonnen. Solange sie mit dem Gewehr spielen und einen Bissen Brot haben, sind sie für Verlängerung des Widerstandes. Sehr unbequem für uns, schrecklich für die Zukunft von Frankreich. Oder meint man, daß jene die Gewehre und Patronen einst treulich abliefern, ihrer wilden Herrschaft vergessen und wieder ruhig in ihren Fabriken arbeiten werden? Der französische General selbst hat für Frankreich eine Zukunft geschaffen, an die man ohne Staunen nicht denken kann Wie dort noch ein anderes Regiment, als das eines tyrannischen Generals möglich sein, wie ein blutiger Kampf der Stände, der Landschaften gegen Paris vermieden werden soll, vermögen wir nicht zu sehen. Und Frankreich wird nach Men=

schenberechnung auf mehre Geschlechter die Schuld alten Frevelmuths büßen.

Der Krieg aber steht jetzt so, daß sich ein Zusammenbrechen des Feindes gerade durch diese Gefechte, die so arm an Tageserfolgen sind, sicher vorbereitet. Die Muthlosigkeit mag plötzlich oder allmählich die Herrschaft gewinnen, sie breitet sich täglich weiter, im französischen Volke wie im Heere.

Unsere Geschosse krachen endlich in die Forts von Paris! Daß die Franzosen noch leidenschaftliche Anstrengungen machen würden, um die üble Lage ihrer Hauptstadt zu bessern, war vorauszusehen. Im Norden, an der Loire, in Burgund wurden neue Massen zusammengezogen. Im Norden, wo der Aushebungsbezirk der Franzosen am kleinsten ist, hat General Manteuffel das feindliche Heer so weit in das Bereich der französischen Grenzfestungen zurückgeworfen, als die Rücksicht auf Stärke und Aufstellung des eigenen Heeres und die Rücksicht auf gesicherte Verbindungen mit dem Pariser Heer gestatten. Ein vollständiges Zerstören der Massen des Generals Faidherbe wäre nicht durchzusetzen auch bei einer größeren Truppenzahl der ersten Armee, welche bis jetzt zwei schwache Armeecorps, etwa 50,000 Mann im Felde hat. Denn im Norden stehen immer noch an 15 Festungen und feste Plätze, darunter mehre vom ersten Range, als schützende Dornbüsche, welche dem geschlagenen Feind den Rückzug sichern, zur Ergänzung und Neubildung des Heeres dienen. Dort hinter den Hecken wird es dem General Faidherbe wohl noch mehr als einmal möglich sein, sich von seinen Siegen zu erholen. Die einzelnen Operationen des Generals Manteuffel sind bei der unvollständigen Kenntniß seiner Motive schwer zu beurtheilen, aber wir Deutschen erkennen doch mit Freude, daß wir seine Bedeutung als Feldherr unterschätzt haben; auch würde bei der Beschaffenheit seiner Aufgabe ein einzelner verfehlter Schachzug kaum zu ernstem Vorwurf berechtigen. In Burgund aber hat General Werder seine Truppen gesammelt, um einem neuen

Angriff der Feinde zu begegnen, deren Lyon-Armee nach französischen Berichten General Bourbaki durch eine Armee verstärkt, und von welcher nach zeitgemäßen Andeutungen der Journale Gambetta's etwas Außerordentliches erwartet wird: Störung unserer Etappenstraße, Entsatz Belforts, Durchbruch nach dem Elsaß, ja über den Rhein. Wir dürfen auf General Werder vertrauen, dessen kleines Heer durch Nachschub — zumeist von Landwehren — verstärkt ist. Dieser General hat in dem Feldzug von 1866 bei Lochow vor Gitschin und bei Königgrätz sich als ein umsichtiger, bedächtiger Divisionär bewährt, der seine Kräfte zu schonen weiß, die Truppe fest in der Hand behält, ruhig und sicher die Bodenverhältnisse beurtheilt. Es war eine gute Vahl, daß ihm die Aufgabe zugetheilt wurde, welcher seine Persönlichkeit ganz besonders entspricht. — Auch die große Loirearmee, die beste Hoffnung Frankreichs, hat sich nach einer Neugestaltung von vier Wochen wieder zu bedeutender Zahl und dem Entschluß eines neuen Angriffs erhoben. Ob die Führung des General Chanzy das Lob verdient, welches ihr die Franzosen zur Zeit spenden, sehen wir nicht. Aber mit besonderer Aufmerksamkeit betrachten wir seit den Gefechten von Orleans am Anfang December die Bestandtheile seines Heeres.

Man hat wiederholt gesagt, und die Franzosen selbst sind davon überzeugt, daß die Trup en der Republik sich besser schlagen, als die alten Regulären des Kaiserreichs. Das ist, so allgemein behauptet, ein Unsinn. Aber die Verwendung der Menschenkraft durch die französischen Machthaber ist mit der steigenden Noth härter, schonungsloser, barbarischer geworden, und in dem Volk selbst hat die Angstlage Frankreichs das Gefühl weit verbreitet, daß der Mann sich seinem Lande schuldig sei. Die Mehrzahl der zusammengerafften Haufen schlägt sich unsicher, wie bei jungen taktisch unfertigen Truppen natürlich. Aber in den neuen Heeren der Republik kämpft auch ein neues Element, die b geisterte Jugend Frankreichs,

neben vielem Gesindel und gepreßten Landleuten steht die Blüthe des französischen Volkes, fast unseren einjährig Freiwilligen vergleichbar. Dieses Neue gibt den französischen Angriffen zuweilen eine Kraft, Energie und Heftigkeit, welche achtungswerth sind. Es werden für diesen Krieg unnütze Opfer, denn sie vermögen das Endergebniß nicht zu ändern, kaum aufzuhalten. Aber sie legen uns, wenn wir an die Zukunft denken, Zweierlei nahe. Zuerst ist unleugbar, daß die zahlreichen Söhne gebildeter und einflußreicher Familien, welche unter dem Banner der Republik fechten, sich auch als Republikaner fühlen lernen, im Gegensatz zum früheren Heer und zum Kaiserreich. Deshalb vermindert die längere Dauer des Krieges die Aussichten der Napoleoniden oder einer anderen Familie auf Wiederherstellung ihrer Macht. Die Republik mag unsägliches Elend über Frankreich bringen, sie hat einen gewissen Vortheil vor monarchischem Regiment, sie wird nicht in gleicher Weise verhaßt, wie eine geschlagene Dynastie. Ihre Führer mögen sich schnell abnutzen, Gambetta mag als ein phrasenreicher Abenteurer allgemeinem Hasse verfallen — was uns übrigens bei dem Charakter der Franzosen unwahrscheinlich dünkt — die Republik findet schnell neue Tageshelden und sie gibt der Jugend bei allen Leiden die behagliche Empfindung, daß jeder Einzelne ein solcher Held werden kann. Deshalb ist wahrscheinlich, daß es längerer Unordnung im Frieden und gesteigerter Verwirrung in Verwaltung und Finanz bedürfen wird, um die Franzosen zu einer Wiedererrichtung der Monarchie zu bringen. Wie bedeutsam das für unsere künftige Stellung zu Frankreich sein muß, bedarf keiner Ausführung.

Ferner aber ist durch diesen Kriegsdienst der gebildeten Jugend den Franzosen die Möglichkeit gegeben, von dem bisherigen Söldnerheer zu allgemeiner Dienstpflicht heraufzusteigen. Sie würden diesen größten Fortschritt ihrer politischen Neubildung zumeist aus Haß und Rachsucht gegen uns sich auferlegen. Denn sie ahnen bereits, worin das Geheimniß

unserer größeren Kraft liegt. Aber diese Einrichtung würde — wenn es gelänge sie festzuhalten, was allerdings zweifelhaft ist — ganz leise und unmerklich das Heer, den Idealismus der Nation, die Politik umformen. Menschenblut wird werthvoller, die Familiengefühle werden in ganz neuer Weise zu einer Ueberwachung der Staatspolitik herangezogen, die gebildeten und besitzenden Klassen hören plötzlich auf als Zuschauer in der Arena zu sitzen und ihre Gladiatoren für den frivolen Ruhm Frankreichs zu verwenden; nicht nur die Journalisten, Advokaten und Priester Frankreichs werden über Krieg und Frieden erkennen, sondern auch die Väter, welche ihre Söhne beim Heere haben. Jedes Heer aus allgemeiner Dienstpflicht macht das Volk zugleich kriegstüchtig und friedlich, und die Politiker vorsichtig und mäßig. Diese segensreichen Wirkungen würden auch in Frankreich eintreten, trotz der krankhaften Eitelkeit, trotz der Unfreiheit des Einzelnen gegenüber den Tagesstimmungen, trotz allem Haß und Schmerz über verlorenes Landgebiet. Und deshalb sehen wir mit einer Theilnahme, in welcher sich nicht allein feindselige Empfindungen regen, auf die neuen Heere an der Loire und Rhone. Möglich, daß gerade aus ihnen die Bürgschaft für einen dauerhaften Frieden der beiden großen Nationen heraufwächst.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 2.)

15. **Kriegsstimmungen im deutschen Volk und Heer.** Wer den Deutschen im Beginn des Jahres 1870 gesagt hätte, ehrbare Bürger würden nach einem Jahre mit Ungeduld die Zerstörung der Häuser und Menschenleben in der lustigen Stadt Paris von unseren Granaten fordern, und unsere warmherzigen Frauen würden mit einem feindseligen Interesse die Abnahme der Lebensmittel in der belagerten Stadt beobachten, solcher Verkünder wäre als scheuseliger Uhu von allen Singvögeln der Presse angeschrien worden. Und doch ist nach einem Feldzug von wenig Monaten dies alles

wahr geworden, und es dünkt uns selbstverständlich. Hat uns der heiße Krieg so schnell die Humanität verbrannt, deren wir so froh waren? Die Fremden, welche dem Kampfe zweier Nationen unwillig zusehen, sagen uns das laut genug. Aber dieselbe Zeit, welche uns so hart gemacht hat, gibt der Menschenliebe unserer Vereine, Aerzte und Frauen fast überreiche Gelegenheit, den verwundeten und kranken Feinden hingebende Sorge zu erweisen, sie öffnet auch dem eigensüchtigen Mann das Herz und die Börse für die Frauen und Kinder unserer Soldaten, überall in Stadt und Land wird deutlich, wie sehr der Krieg die edelste Tugend der Menschen, die opferfreudige Hingabe an den Staat gesteigert hat. Wohl aber ist in der Größe der Zeit, welche wir durchleben, auch etwas Furchtbares, Ungeheures, das in jedes Gemüth eindringt. Dies sind die Tage, in denen eine Menschenpflicht die andere stößt, in den Herzen, wie in den Thaten. Und mancher Frau, welche auf den Bahnhöfen in harter Winterkälte Speise und Trank an die gefangenen Franzosen austheilt, ist solcher Samariterdienst zugleich wie eine Bitte um Verzeihung, daß sie den Tod des Franzosen wünschen muß, der sein Gewehr auf ihre Liebsten im Felde anlegt. Die deutsche Hausfrau liest mit innerem Mißbehagen, daß die platzende Bombe in Paris eine Mutter und ihre kleinen Kinder, die sich an sie gedrängt, zerschmettert habe. Und sie frägt, war das erlaubt und nöthig? Die nächste Stunde bringt ihr die Antwort. Eine Kugel aus Paris hat ihr den Gatten getötet, den Vater ihrer Kinder, den Ernährer ihrer Familie, und vor ihr liegt fortan ein ödes Leben, ein langer Kampf mit Noth und herznagender Sorge. Zwangen unsere Geschosse, welche in die Stadt flogen, eher zur Uebergabe, so lebte der Gatte, der Vater noch.

Solchen Widerstreit der Gefühle erregt der Krieg in allen Seelen. Denn er verkündet unaufhörlich durch den Donnerton seiner Geschütze, daß der Einzelne und sein Leben verschwindend wenig sei gegen das Leben seines Volkes, und daß

jeder Einzelne sein Leben und seine Habe hinzugeben habe für sein Volk. Es ist eine schwere Lehre für uns Culturmenschen, welche die Ordnung und der achtungsvolle Fremdenverkehr des Friedens weich gemacht hat. Aber es ist keine neue Lehre. Sie ist in ihrer harten Größe und ihren äußersten Folgerungen einst weit stärker empfunden worden. Wir schaudern, wenn wir in Römerberichten lesen, daß die Frauen der Kimbrer nach verlorener Schlacht auf der Wagenburg die eigenen Kinder getötet und dann sich selbst am Leitseil der Wagen erdrosselt haben. Damals freilich war kein Leben außer dem eigenen Volksthum möglich, außer als rechtlose Waare in Sklaverei.

Weit stärker noch, als der Bürger daheim, empfinden denselben Widerstreit unsere ehrlichen Soldaten. Und nur die Aufregung des Kampfes, die Sorge um das eigene Leben, endlich die harte Gewöhnung an Blutarbeit helfen ihnen darüber hinweg. Vor allem Brauch und Form civilisirter Kriegführung, welche die nothwendige Zerstörung feindlicher Wehrkraft mit jeder möglichen Schonung des Wehrlosen und seiner Habe zu erreichen sucht. Daß solche Schonung in einem vom Feinde vertheidigten Ort, vollends in einer Festung während der Belagerung unmöglich ist, hat stets für selbstverständlich gegolten. Und wir fürchten, kein Fortschritt der Civilisation wird, solange Kriege geführt werden, die Nichtkämpfenden in diesem Fall von der Mitleidenschaft des Kampfes befreien. Wenn die Franzosen jetzt über das Beschießen von Paris Geschrei erheben, in Wahrheit nicht, weil es endlich erfolgt, sondern weil es ihnen nicht vorher angezeigt ist, so gleichen sie verzogenen Knaben, welche sich jede Unart gestatten, über die wohlverdiente Vergeltung außer sich gerathen.

Am schwersten aber lastet die Noth des Krieges auf der Seele des Soldaten, wenn er zu seiner Vertheidigung und Haltung thun muß, was gegen den Brauch civilisirten Krieges ist.

Es ist ein wilder, menschenvertilgender Krieg geworden.

Wie gleich im Vortrab des französischen Heeres das schwarze Gesindel aus Afrika ein Vorspiel gab, wessen man sich von der Kriegführung der Feinde zu versehen hätte, so haben auch die Franzosen des Civils sich von den ersten Tagen an in großer Zahl abgeschmackt und thöricht gegen unsere Truppen benommen. Wohlhabende entwichen feige, ließen die leeren Häuser ohne Haushalt zurück und zwangen die einquartierten Soldaten aufzuschlagen und sich die Lebensmittel zu plündern. Sie selbst haben die Verwüstung ihrer Wohnungen verschuldet. Die Masse der Bevölkerung verhielt sich zornig, hochfahrend, ungestüm, auf dem Bahnhof von Nancy fanden die stets zusammenströmenden Haufen ein dauerndes Vergnügen darin, die abgehenden Züge mit wüstem Geschrei: à bas les Prussiens zu begleiten. Dergleichen haben unsere Soldaten zuerst mit musterhafter Geduld ertragen, sie haben vor Weißenburg ihr Brot an die Turcos vertheilt, welche auf der Erde kauerten und ein Halsabschneiden erwarteten, sie haben wochenlang sich redlich Mühe gegeben, durch freundliche „Oui's" und „Mutterchen" mit den Französinnen in behagliches Verhältniß zu kommen, welche in der Küche wüthend mit den Löffeln warfen. Endlich wurden unsere Leute auch hart. Seit vollends der Savoyarde Gambetta Prämien auf Bruch des Ehrenworts setzte, das Landvolk zu heimtückischer Austilgung ihrer feindlichen Einquartierung aufforderte, verständiges Fügen der Bürger in das Unvermeidliche der Quartierungslast für Verrath am Vaterlande erklärte, seit ein grausamer und höchst barbarischer Volkskrieg als das republikanische Rettungsmittel Frankreichs gefeiert wurde, seitdem ist auch der Deutsche genöthigt, den Krieg so zu führen, wie ihn die unselige, politisch hilflose Nation sich begehrt hat. Er erschlägt die Bauern und verbrennt die Dörfer, in denen seine verwundeten Kameraden erschossen und verstümmelt worden, aber er fühlt den Jammer in tiefster Seele, er flucht den verruchten und gewissenlosen Volksführern Frankreichs, welche solchen barbarischen Rache-

krieg befohlen und als tugendhaft gepriesen haben und er wälzt in Stunden der Trauer auf ihre Seelen die Verantwortung für die schwere That, zu welcher sie ihn genöthigt. Seine Sehnsucht nach Frieden und nach der Heimat ist seitdem sehr groß geworden.

Unser Heer ist in gewissem Sinn durch sein endloses Rächeramt ermüdet. Rastlos und unverdrossen zieht der Soldat mit geborstenen Stiefeln durch den Schlamm oder den Schnee der verwüsteten Landstraßen, er schlägt oder widersteht mit dem Selbstgefühl eines erprobten Kriegers jeder Uebermacht der Feinde, aber seine Tapferkeit ist nicht mehr das frische Kriegsfeuer des Monats August, sondern der strenge, feste Griff eines Arbeiters, der ein Ende machen will. Jeder weiß, daß es gilt auszudauern, und den Franzosen kommt der Wunsch nach dem Ende wahrlich nicht zu Gute. Aber wenn der Deutsche die endlosen Haufen der Gefangenen vorwärts treibt, und wenn er durch die verkohlten Trümmer eines französischen Dorfes zieht, so sieht er gleichmüthig auf Erfolg und Zerstörung. Nur selten wird auf dem Marsche und im Quartier noch Gesang gehört. Er war in diesem Kriege überhaupt weniger häufig, als in früheren. Wenn das Heer die Beschießung von Paris ebenso eifrig begehrte, als die Bürger in der Heimat, so war letzter Grund der Wunsch, einen kräftigen Schluß der harten Arbeit zu erleben.

Noch ist die blutige Winterarbeit im fremden Lande nicht zu Ende, und alle Vorhersagungen, daß dies Ende nahe sei, haben sich seither als trüglich erwiesen. Aber fest wie unsere Krieger steht auch unser Sinn auf dem Ausharren bis zu gutem Frieden. Seit dem Treffen von Wörth wußten wir, daß wir mit jedem Siege die Staatsgewalt, welche im Lager der Feinde den Frieden zu schließen vermochte, in kleinere Stücke zerbrachen, nach Sedan standen unsere Führer fast betroffen vor den politischen Folgen eines unerhörten Sieges, der zugleich die Möglichkeit, Frieden zu schließen, austilgte. Seit

die Herrschergelüste der Franzosen sich mit der rothen Freiheitsmütze aufgeputzt haben, erkannten wir als neue Aufgabe die Männer dieser Republik den Franzosen abzunutzen, wie wir den Kaiser beseitigt hatten. Aber erst in diesen schweren Monaten des Winters machen wir den Franzosen fühlbar, daß sie eine Buße zu zahlen haben für viele Jahrzehnte übermüthiger und frevelhafter Bedrohung des europäischen Friedens. Jetzt erst mag ein Vertrag geschlossen werden, der Dauer hat, ein Friede im September hätte nur tötlich verletzten Hochmuth zurückgelassen.

Und unsere Tapfern selbst, was wird der Krieg in ihnen geändert haben, und wie werden sie zu uns zurückkehren? — Entwöhnung von friedlicher Thätigkeit, Reaction u. s. w. — Dieser Frage gegenüber erlauben wir uns einen kurzen Vorschlag. Die Heimkehrenden wollen wir fest an das Herz schließen und sorglich pflegen, so warm wir nur vermögen, und im Uebrigen dem guten Stoff vertrauen, den wir in ihnen hinausgesandt haben. Manchem von ihnen wird die Aufregung noch lange in Leib und Seele wirthschaften, Mancher wird seinen Frieden mit der gesetzlichen Ordnung des Staates nur spät und unvollständig machen, dafür werden Andere stärker, fester, gehoben durch edles Selbstgefühl heimkehren. Und Die mit den Waldteufeln aus den Ardennen und aus Afrika fertig geworden sind, werden sich zu Hause auch nicht wie Kinder gängeln lassen. Opposition wird's übergenug geben, Kratzbürstigkeit und Aerger werden nicht fehlen, aber die ganze Nation wird sich Jahrelang doch fühlen wie eine große Familie. Die Vorurtheile des Standes, der enge Egoismus persönlicher Interessen sind unsern kräftigsten Jünglingen und Männern klein geworden gegen die höchsten Interessen der Nation, der große und freie Zug, welcher durch einen welterschütternden Kampf in das Wesen der Sieger gekommen ist, wird dem ganzen erwachsenden Geschlecht als der beste Segen dieses Jahres zu Gute kommen.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 3.)

Kaiser Wilhelm hat einen guten militärischen Grund, in seinen Telegrammen jetzt zuweilen das Wetter zu erwähnen. Denn die Thätigkeit unserer Artillerie vor Paris wird dadurch gebieterisch beeinflußt, an trüben Tagen, bei aufgeweichtem Boden war das Zielen auf die entferntesten Gegenstände unmöglich, die Sprenggeschosse gegen die Forts wühlten sich in den Boden, oft ohne zu explodiren. Deshalb sendet jeder klare Wintertag auch ein helles Licht in die kriegerischen Stimmungen unserer Heerführer. Es läßt sich schon jetzt übersehen, daß die Beschießung der Stadt fast genau die Folgen hat, welche man erwartete, aber durchaus nicht mehr ausrichtet; sie ist weniger ein militärisches Mittel, als eine Züchtigungsmaßregel, sie steigert das Mißbehagen der Pariser und hilft ihr Selbstgefühl beugen. Der massive Bau der Stadt beschränkt die ausbrechenden Feuersbrünste, die Entfernung macht eine Vereinigung der Feuerwirkungen auf einzelne Gebäude der erreichbaren Stadttheile unsicher, der Verlust an Menschenleben, leider auch von Nichtkämpfern, würde, selbst wenn er noch bedeutender wäre, den egoistischen Sinn der Bevölkerung nicht brechen, zumal er einem großen Theil der inneren Stadt gar nicht sichtbar wird. Aber die wachsende Unsicherheit und die hörbar gewordene Bedrängniß der Lage werfen ihre dunklen Schatten immer dichter über das frivole Geschlecht, das bisher an tollen Täuschungen über seine Machtmittel sich gefestigt hatte. Die Franzosen haben die Ehre, den Namen eines deutschen Volksstammes zu führen, aber trotz der fränkischen Beimischung in ihrem Blut sind sie bis heut Kelten geblieben, wie sie vor 1900 Jahren Cäsar schilderte. Dieselbe behende Anstelligkeit und Erfindungskraft in praktischen Dingen, die rührige Selbstverherrlichung, dasselbe schnelle Aufblasen zu pompöser Empfindung, die gläubige Abhängigkeit von jedem Tagesgerücht, das treulose Mißtrauen gegen ihre Feldherren

und das Geschrei von Verrath nach jedem Mißerfolge, derselbe scharf ausgeprägte Volkscharakter, welcher einst den Römern lange zu schaffen machte, legt noch heut unseren Feldherren nach einer Reihe der größten Erfolge besondere Schwierigkeiten in den Weg. Nicht was diesem Volke geschieht, sondern was es sich einbildet, ist die Hauptsache, alle Thatsachen werden dort in den Gemüthern durch maßlose nationale Eitelkeit und weitverbreitete Neigung zur Lüge verzogen. Wie ihre Kochkünstler von je verstanden haben, eine Katze in ein Kanin zu verwandeln, so formen sie sich behend jede Schlappe in einen Erfolg, jeden leidlich verlaufenen Rückzug in einen Sieg um. Und in dieser eifrigen Selbsttäuschung und Täuschung Anderer sind Alle gleich und einig, Diktator, Generäle, Journalisten, das Volk der Straße. Da dieser Erbfehler einige Wirkungen hat, welche andere Völker durch zähe Charakterfestigkeit durchsetzen, so zwingt er unser Oberkommando zu besonderer Vorsicht. Es gilt Alles zu vermeiden, was den Franzosen eine Handhabe werden könnte für das elastische Aufspringen. Durch ein seltenes Zusammentreffen von überlegener Feldherrnkunst und von Glück ist uns bis jetzt jeder wesentliche Nachtheil erspart worden. Aber die ganze Reihe großer Siege, viele tausend eroberte Geschütze, 350,000 Kriegsgefangene würden uns nicht zu einem baldigen Frieden helfen, wenn es den Franzosen nur einmal gelänge, einen unzweifelhaften, wesentlichen militärischen Erfolg zu erringen. Das ganze Land würde wie elektrisirt aufstehen und neue große Opfer und Siege, eine Verlängerung des Kampfes ins Ungewisse müßten folgen. Die Entsendung der Loirearmee und des Generals Bourbaki nach Burgund ist, militärisch betrachtet, eine verzweifelte Maßregel, denn ihre stille Voraussetzung ist, daß man französischerseits aufgibt, von einer Vereinigung aller Streitkräfte und von gleichzeitigem Angriff auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl und das Belagerungsheer eine Rettung zu hoffen. Aber sie ist ganz besonders auf das Wesen der

Franzosen berechnet, denen ein Durchbruch in den Elsaß als begeisternder Erfolg gelten würde. Deshalb ist die Spannung, mit welcher von unserer Seite die Vertheidigung des Generals Werder betrachtet wird, sehr natürlich. Dort forderte militärischer Brauch, daß nach Vereinigung der Corps Werder und Zastrow (der letztere ist älterer kommandirender General) ein neuer Führer gestellt wurde, General Manteuffel. — Der letzte Vorstoß der Loirearmee hinterließ den Eindruck, daß er im Ganzen schwächer und mit schlechterem Material geführt war, als der frühere von Anfang December. General Chanzy wird jetzt wohl mehre Wochen bedürfen, sein Heer für einen neuen Rückzug wieder feldtüchtig zu machen. Mit der Hauptarmee der Feinde geht es unzweifelhaft zu Ende.

Uns allen sind Gedanken und Wünsche in diesen Tagen nach Versailles gerichtet, wo der greise König aus seinem Heerlager, inmitten seiner Feldherren zum preußischen Krönungstage seinem Volk die Annahme der Kaiserkrone verkündete. Die Hohenzollern halten viel auf die großen Gedenktage ihres Hauses. Ob dem kriegerischen Herrn selbst der neue Name als stolze Poesie seines Fürstenamtes, und als der Lohn für die zweihundertjährige Arbeit seines erlauchten Geschlechtes erscheint? Wir wissen es nicht. Aber wir alle empfinden, daß er, der maßvolle, rastlos thätige Kriegsherr diesen äußeren Schmuck nicht bedurfte, um als eine hochpoetische Gestalt in der Seele des Volkes für alle Zeiten zu dauern. Dem deutschen Heere wird er immer König Wilhelm bleiben. In diesem Verhältniß des königlichen Feldherrn zu seinem Heere lebt etwas so Großartiges und Alterthümliches, daß es einem Fremden und Nichtmilitär schwer wird, die eigenartige Gewalt dieser idealen Empfindungen zu würdigen. Es ist in Wahrheit die alte Gefolgetreue. Es ist ein Massengefühl, wie es sich nur in der Gemeinsamkeit großer Versammlungen erzeugt, es geht wie ein elektrischer Strom durch Aller Seelen, es beeinflußt gebieterisch auch den Mißvergnügten, es ist ein

durchaus persönliches Verhältniß, das den Soldaten bis zu völliger Selbstentäußerung und zu unbedingter Hingabe an den königlichen Feldherrn bindet. Und es war auffallend, wie schnell sich dieses Treugefühl den nichtpreußischen Heerkörpern mitgetheilt hat. Der Hesse, Badenser, Schwabe, auch der Baier und Sachse empfinden vor diesem Könige mehr oder weniger stark dieselbe Zugehörigkeit. Man hat im Streit für freie Selbstbestimmung des Bürgers oft die militärische Selbstentäußerung mit Mißtrauen betrachtet, aber sie ist ganz ohne Zweifel ein Quell der Thatkraft und der unwiderstehlichen Tapferkeit unserer Bataillone, ein wundervoll starkes und echt deutsches Gefühl. Und wir sehen nicht, daß diese Treue den Deutschen in friedlicher Zeit verhindert, seine Interessen im Gegensatz zur Regierung zu vertreten. Kehrt der Soldat zu seinem bürgerlichen Beruf zurück, so bewahrt er seine militärischen Empfindungen in stiller Herzkammer, er wählt z. B. als Berliner am liebsten die entschiedensten Oppositionsmänner und stimmt in den Bezirksvereinen für äußerste Maßregeln, er fährt bei Gelegenheit als Landwehrmann nicht ohne innere Bedenken in den blauen Rock, aber im Felde und bei großer Gelegenheit im Frieden bricht aus dem geheimen Winkel seiner Seele dies persönliche Soldatenverhältniß zu seinem Kriegsherrn doch mit der alten Gewalt hervor. Das scheint uns zur Zeit keine schlechte Bürgschaft für die Zukunft.

Neben dem König hat der Kronprinz vollen Theil an der Liebe und Begeisterung des Heeres. Ihm war vergönnt, mit einer Armee, welche fast alle süddeutschen Truppen einschloß, die ersten Siege zu erkämpfen und noch bei Sedan die Entscheidung herbeizuführen. In der schwierigen Stellung als Befehlshaber eines zum großen Theil nichtpreußischen Heeres hat er eine vortreffliche Art bewährt, die verschiedenen Elemente zu verbrüdern. Er hat seine Süddeutschen keineswegs mit besonderer Huld bedacht, als ob er um ihre Zuneigung werbe. Im Gegentheil, er hat ihnen zugemuthet, was sie irgend leisten

konnten, er hat den Befehlshabern ein ernstes Urtheil nicht erspart, und er hat den Baiern im Anfange mehr als einmal gezeigt, daß er sich bei schwerem Dienst am meisten auf die Preußen verlasse. Aber gerade durch die gemessene Haltung und Gerechtigkeit gewann er zuerst das Zutrauen; daß er überall zum Siege führte, steigerte die Wärme, die herzvolle und ehrliche Freundlichkeit gegen die Einzelnen that das Uebrige. Und ihm zumeist verdanken wir das brüderliche Verhältniß unter den Truppen und daß der Baier am liebsten mit dem Preußen Arm an Arm geht. Bei dem Kronprinzen vermag wohl selbst der Fernstehende zu beobachten, wie jenes persönliche Verhältniß des fürstlichen Feldherrn zum Soldaten in dem Gemüth des Fürsten sich darstellt. Auch die Gemeinen sind ihm Kameraden für Leben und Tod, er spricht zu ihnen nicht herablassend und gnädig, sondern mit einem so deutlichen Ausdruck von menschlichem Antheil und mit Anflug von guter Laune, daß den Leuten das Herz aufgeht. Ebenso ihm selbst. Es begegnete ihm, als er einem Gemeinen eine seltene militärische Auszeichnung überreichte, daß er in seiner Freude den Tapfersten unter den Tapfern beim Kopf nahm und küßte. Es war durch einige Augenblicke lautlose Stille, den Leuten zitterten die Gewehre in der Hand. — Aber nicht nur als Führer der Truppen erprobt hat sich der Fürst, auch für andere Interessen hämmert dies eherne Jahr an dem reinen Metall seiner Seele. Er ist ein beherzter Mann, und er hat durch die Ruhe und muthige Zuversicht seines Wesens in dem Rath der Aelteren eine Bedeutung gewonnen. Möge uns allen einst zum Segen werden, was dieser Feldzug Gutes in ihm gereift hat.

Da hier auf deutsche Kriegsfürsten die Rede kam, so darf der Name eines Dritten nicht verschwiegen werden, der unter den Führern des deutschen Heeres schnell zu einer hervorragenden Stellung gelangt ist, Kronprinz Albert von Sachsen — sein Lob an dieser Stelle wird nicht als loyale sächsische Artig-

keit ausgelegt werden. Er gilt aber in dem engeren Rath der Generäle, welche den Kaiser umgeben, für eine der guten Hoffnungen des deutschen Heeres, bei Weitem für das größte militärische Talent unter den nichtpreußischen Führern. Streng gegen seine Truppe, ein umsichtiger, fester Feldherr, der selbst arbeitet, zuverlässig, jeder Aufgabe gewachsen. Er hat bei Metz, Beaumont, Sedan, vor Paris in seiner schlichten Weise Alles gut gemacht, nicht ihm fallen die großen Verluste der Sachsen am 30. November und 2. December und das Furchtbare ihres Kampfes mit spärlichen Erfolgen zur Last: wohl aber hat er hervorragenden Antheil an dem Entschluß zum Bombardement. Er war es, der selbständig auf der Ostfront die Vorbereitungen traf und den Geschützkampf gegen den Mont Avron begann. Und es ist für uns Deutsche eine neue Annahme, mit der man sich vertraut zu machen hat, daß dem neuen Kaiserreich das Königshaus Sachsen einen der bedeutendsten Reichsfeldherren stellt. Der Kronprinz hat auf die Frage, was aus Sachsen wird, eine unerwartete Antwort gegeben. Wir aber dürfen hoffen, daß die Erfahrungen, welche er als Feldherr erworben hat, auch dazu helfen werden, die Sonderstellung des 12. Corps in der Bundesarmee so weit aufzuheben, als zum Vortheil des Corps und eines einheitlichen Geistes im Heere noch nöthig ist.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 4.)

Die Mitte des Januar hat, wie wir hoffen dürfen, die Entscheidung des Krieges gebracht. Sämmtliche drei Feldarmeen der Franzosen durch starke Schläge zurückgeworfen, jede Möglichkeit eines großen Durchbruchs in den Elsaß und eines Entsatzes von Paris genommen, in der Stadt Paris durch Ausdehnung der Beschießung über neue Stadttheile die Hoffnungslosigkeit allgemeiner gemacht. Es war eine Woche glänzender Siege, der größten Erfolge, sie hat an der Loire, im Norden, in Burgund, vor Paris zusammen mehr als

40,000 Franzosen in Gefangenschaft gesandt. Immer deutlicher wird bemerkbar, daß die letzten beschleunigten Neubildungen der Feinde nicht im Stande waren, feldtüchtige Armeen zu schaffen. Sogar der härteste Kampf, der von Werder gegen Bourbaki, ungefähr 35,000 Mann gegen etwa 90,000 Mann, in welchem ein Armeecorps und die badische Division gegen fast dreifache Uebermacht in Winterkälte, bei höchst unvollständiger Verpflegung durch drei aufeinanderfolgende Tage rangen, selbst diese schwere Leistung, welche nächst der um Orleans vom 30. November bis 5. December wohl die härteste Anstrengung eines größeren Truppenkörpers war, hat uns an Toten und Verwundeten kaum mehr als 1500 Mann gekostet. Wie schmerzlich dieser Verlust ist, und wie viel zur Schonung des Heeres auch die guten Anordnungen des Feldherrn beigetragen haben, die Verlustziffer beweist doch, daß das feindliche Heer nicht mehr die frühere militärische Ausdauer aufzuwenden vermochte. Aehnlich war das Verhältniß der Verluste bei dem schönen Sieg, den Göben bei St. Quentin gegen die doppelte Uebermacht erkämpfte. Wir sind überzeugt, daß das Oberkommando des Heeres den großen Fortschritt durch diese schweren Kämpfe vielleicht noch freudiger würdigt, als das deutsche Volk. Denn in Versailles hat man doch den Ernst der Lage seit dem Spätherbst ganz anders erkannt, als daheim.

Dennoch möchten wir über den Zeitpunkt der — bereits eingeleiteten — Uebergabe von Paris nicht Täuschungen verfallen. Noch ist dort die Niedergeschlagenheit, soweit uns ein Urtheil zusteht, nicht groß genug, um den jähen Fall hochgeflogener Hoffnung zu bewirken. Zwar sind die ersten Vertragseröffnungen gemacht, aber es ließ sich bei dem Charakter der Belagerten annehmen, daß sie gänzlich unannehmbar sein würden. Und wenn endlich der Augenblick eingetreten ist, wo die Wucht unserer Waffen bezwungen hat, dann werden mehre Tage nöthig sein, die Einnahme der umfangreichen Landschaft, welche uns Paris heißt, zu bewirken: die Uebergabe und vorsichtige Besetzung der wich-

tigsten Forts, die Abführung der Regulären und Mobilen, die Entwaffnung der Nationalgarde, vielleicht Besetzung der Bahnhöfe, der befestigten Kasernen und einiger Quartiere, welche eine Sicherung und Verbindung mit der äußeren Landschaft leicht machen. Durch ein Ueberwachen der Zufuhren behaupten wir die Herrschaft über die Stadt wirksamer, als durch die unausführbare Besetzung der gesammten Häusermasse. Wir müssen gefaßt sein, daß der nächste Monat herankommt, bevor die Uebergabe zur Thatsache wird.

Die gehobene Stimmung unserer obersten Leitung erkennen wir auch aus den letzten gelungenen Antwortschreiben des deutschen Reichskanzlers, deren eines die Rechtfertigung des Bombardements war. In der That hatte das Beschießen eine Wirkung, die uns nicht zumeist am Herzen liegen darf, die aber ganz unbestreitbar den Franzosen zu Gute kommt. Wenn es, wie wir jetzt sicher wissen, dahin gewirkt hat, den Widerstand von Paris um einige Wochen abzukürzen, so war es die humanste Maßregel, welche wir in der Hand hatten, die Leiden der Bevölkerung zu mindern. Denn die Zahl der täglichen Opfer, welche von den Parisern auf etwa zwanzig angegeben wird, erreicht nicht den zehnten Theil der Opfer, welche den Entbehrungen, der Kälte und dem Hunger in der belagerten Stadt täglich verfallen. Diese Opfer zählt man in Paris nicht. Die steigende Ziffer der Todesfälle durch Krankheiten spricht aber vernehmlich genug.

Mit besonderem Behagen geschrieben und ein Meisterstück diplomatischen Stils ist das andere Schreiben des Grafen Bismarck, worin derselbe Herrn Jules Favre die Genehmigung, Paris zu verlassen, verweigert. Wie bekannt, hatte Herr Favre in weitschweifigen Ergüssen zuerst erwogen, ob er zu der Pontus-Conferenz nach London zu reisen habe, dann fast in demselben Athem sich aufbauschend die Aufforderung zur Theilnahme als eine Anerkennung der gegenwärtigen Regierung Frankreichs durch die Vertragsmächte verkündigt. Es ist kein größerer

Gegensatz denkbar, als zwischen dem breitspurigen und marktschreierischen Ton der französischen Veröffentlichung und der höflichen Vernichtung, welche das Schreiben des Reichskanzlers dem Franzosen zu Theil werden läßt. In dem deutschen Schreiben wird mit einem wahren Katerhumor Herrn Favre bemerklich gemacht, daß er selbst durch seine triumphirende Behauptung, die Theilnahme an der Conferenz begreife in sich die Anerkennung der thatsächlichen Regierung Frankreichs, den Belagerern die Möglichkeit genommen habe, ihm einen offiziellen salvus conductus auszustellen. Außerdem könne er schwerlich sich über die Verweigerung beklagen, da er selbst den Angehörigen fremder Gesandtschaften den Austritt aus Paris verweigert habe, endlich, er sei jetzt doch wohl in Paris unentbehrlicher, als bei einer Pontusfrage. — Wir meinen, daß dies Schriftstück den Franzosen, welche zu lesen verstehen, eine größere Demüthigung sein muß, als ein verlorenes Treffen. Aber eine wohlverdiente. Denn das ganze Unglück der Franzosen war, daß Romanschreiber, Journalisten, Advocaten der Tribüne und beifallslustige Pfaffen seit Decennien den französischen Stil verdorben haben. Es ist hart, daß wir mit blutigem Roth die Schülerhefte ihrer Politik durchcorrigiren müssen.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 5.)

Uebergabe von Paris, Besetzung sämmtlicher Forts durch unsere Geschütze, Aussichten auf nahen ruhmvollen Frieden. Dies waren die großen Verkündigungen der letzten Woche. Während der harte Winter noch einmal mit eisigem Hauch über die dichte Schneedecke blies, schrien in den Städten die Verkäufer der Flugblätter den kommenden Frühling dem Volke aus, die Glocken läuteten und die Leute drängten sich unter dem Flaggenschmuck der Straßen. Der erste frohe Gedanke bei dem Eintreffen der großen Botschaft war doch an die Hunderttausende unserer Mütter und Frauen, denen jetzt

die quälende Sorge um die entfernten Lieben von der Seele genommen wird, der nächste dankbare an unsere Männer im Felde.

Die Telegraphendrähte, zeither oft lakonisch, sind plötzlich wortreich geworden, den ganzen Tag folgen einander die bedeutsamen Meldungen, wir sind wieder in die Tage nach Sedan zurückversetzt und erwarten das Außerordentliche mit einem Bedürfniß regelmäßig erneuter Aufregungen, welches uns fast ein Gefühl des Mißbehagens gibt, wenn nicht jede Stunde Größeres in regelmäßiger Steigerung verkündet. Wir sind so lange gewöhnt, mit unseren Gedanken im Felde zu leben, daß wir erstaunt um uns sehen werden, wenn wir einst in Frankreich nichts mehr zu fordern haben. Und doch, jetzt dürfen wir es sagen, wir sind zugleich voll tiefer, banger Sehnsucht nach dem Frieden. Wir, die wir in der Heimat mit pochendem Herzen das Große und Furchtbare vernahmen, das unsere Lieben in der Ferne gethan, wir haben geringere Dauerhaftigkeit im Ertragen des Unerhörten erwiesen, als die kämpfenden Krieger selbst. Denn sie waren in Thätigkeit wir sorgenvolle Zuschauer.

Ist es nur darum, daß uns das Herz bei allem Siegesjubel nicht so leicht wird, wie wir selbst erwarteten? Sind es nur die Nachklänge vergangener Spannung, Trauer und herber Sorge, die noch leise in uns tönen? Oder ist es das Vorgefühl neuer schwerer Pflichten, die uns erwarten, ist es Ahnung des Verhängnisses, das dem deutschen Volk durch diesen Krieg bereitet wurde? Ganz plötzlich ist Alles Wahrheit geworden, ja mehr als die Muthigsten des lebenden Geschlechts geträumt, ersehnt, gewollt. Nicht die Gefahren fürchten wir, die uns auf der Höhe drohen, zu der wir uns in Waffen emporgerungen, aber wir erwägen als Deutsche in ernstem Nachdenken das Maß unserer Kraft.

Wir wissen, daß uns jetzt ein Friede kommt, fast ganz so wie wir ihn von dem Feinde fordern wollten. Selbst wenn

ein fernerer Widerstand durch Frankreich versucht werden sollte, er könnte nach menschlichem Ermessen nur kurze Zeit verzögern. Aber wir begehren einen dauerhaften Sieg, d. h. einen solchen, der uns nicht der Gefahr aussetzt, bei irgend einer politischen Katastrophe wieder zu verlieren, was wir erkämpft. Wir wollen es auf unsere Seelen und unser Gewissen nehmen, deutsche Landgenossen, welche sich jetzt als Franzosen fühlen, wieder zu Deutschen zu machen. Wir wollen an Landgebiet behaupten, was zur Sicherung unseres Oberrheins durchaus und unumgänglich nöthig ist, nichts weiter, nichts mehr. Sagen unsere Feldherren, daß wir das französische Metz und Belfort nicht entbehren können, um das deutsche Hinterland und den Elsaß zu behaupten, so dürfen wir diesem Erwerb nicht entsagen, obwohl wir wissen, daß er kein Gewinn für unsere nationale Cultur ist, und daß wir die Franzosen dort nie zu Deutschen machen werden. Aber den leichtbeschwingten Rathgebern, welche im Erobererrausch uns noch weiter über französisches Volksthum ausbreiten möchten, haben wir ernsthaft zu widerstehen. Denn wir werden mit dem deutschen Grenzland ohnedies soviel Noth, Sorge und politische Beschwer auf uns laden, daß das lebende und das nächste Geschlecht reichlich damit zu thun haben wird. Dieser Gewinn, der der zweitgrößte des Krieges, ist kein Siegespreis, der unser Leben behaglich macht. Es ist in Wahrheit eine schwere Last, die wir auf uns nehmen müssen, um unserer Nachkommen willen und für die Enkel derer, die uns in den alten Reichsstädten jenseits des Oberrheins verwünschen.

Aber alle Stimmen aus dem Volke dringen jetzt nur zufällig und gedämpft an das Ohr der Wenigen, welche über die Gestaltung unserer Zukunft entscheiden. Auch dies bedrückt uns. Es ist wahr, in den großen Krisen vor Krieg und Frieden faßt sich die Willenskraft einer Nation immer zusammen in wenigen Menschen, vielleicht in einer einzigen herrschenden Manneskraft. Solcher Führer Charakter und

Einsicht wird in diesen entscheidenden Tagen zum Schicksal für das menschenreichste Volk. Nie ist die Bedeutung des einzelnen Mannes gegenüber seinem Volk größer und die Verantwortlichkeit furchtbarer, aber nie verdient er auch mehr ein rücksichtsvolles Urtheil, als in solchen Stunden, wo er zumeist aus seiner eigenen Einsicht und Kraft die letzte Entscheidung für Alle zu holen hat. Gerade darum aber fühlen wir als eine Beschwerung für unsere höchsten Führer, daß sie in so gewaltiger Zeit so weit von ihrem Volk entfernt sind, in fernem Land, ohne die stille unablässige Einwirkung, welche die Meinung der Vertrauten, Parteien, des Volkes sonst ihnen selbst zur Freude und zum Aerger auf sie ausübt.

Für Alle ersehnen wir die Heimkehr. Für unsere kaiserlichen Herren, denen wir eine größere Abwechslung in dem geselligen Verkehr wünschen, als der Club schlachtenbesuchender Fürsten zu Versailles bietet, für unseren Reichskanzler, dessen Herrschergewalt sich vor den Parteien im Reichstag besser bewähren kann, als in seinem Gegensatz zum großen Generalstab, für unsere Generäle und Offiziere, denen ihr Hausen unter Prachtmöbeln, Wandbildern und Sèvresporzellan der verlassenen Villen nicht die ehrliche deutsche Genügsamkeit verderben soll, endlich für unser Heer, dem nach unerhörten Leiden und Thaten die Ordnung und Liebe der Heimat so noth thut.

Freilich ist die Kriegsarbeit nicht ganz beendet. Zwar ist dem General Manteuffel gelungen, Bourbaki in die Schweiz zu drängen, aber Garibaldi's Umstellung ist noch nicht erfolgt. Die größte Verlegenheit jedoch ist die Verproviantirung von Paris. Jene Franctireurbande, welche bei Toul die Eisenbahnbrücke sprengte, hat den Parisern einen größeren Verlust an Menschenleben bereitet, als unsere Beschießung. Unsere Armeeleitung hatte in großartiger Weise durch Magazine und Verträge im besetzten Land für Herbeischaffung von Lebensmitteln gesorgt. Alles war weise ausgerechnet, um außer

dem Heer auch die Stadt zu erhalten. Jetzt sind wir zwar noch in der Lage, mit Anstrengung unserer Armee die Zufuhren zu sichern, wie aber soll dies während der nächsten acht Tage für Paris geschehen? — Auch das ist herbe Vergeltung!

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 6.)

16. Das „Retten" und „Rollen". Bitte an unser Heer. Vier Jahrtausende geschichtlichen Lebens sind nöthig gewesen, bevor in der sittlichen Empfindung cultivirter Völker der große Grundsatz herausgebildet wurde: Privateigenthum der Feinde, so weit es nicht den Zwecken des Krieges dient, ist unverletzlich. Noch heut wird dieses menschenwürdige Gebot, das durch Herkommen überliefert und durch neue Verträge auf Gut zur See ausgedehnt ist, von den Franzosen nicht anerkannt. Französische Generäle durften beim Beginne des Krieges wagen in ihren Corpsbefehlen die Soldaten durch die Aussicht auf den Raub in Feindesland zu ermuthigen, französische Kriegsschiffe haben deutsche Kaufmannsgüter als Prisen fortgeführt und Kauffahrer auf offener See verbrannt, die Aufregung des Volkskriegs durch zuchtlose Banden zerstörte für nicht wenige Ortschaften in Frankreich die Voraussetzungen, unter denen Schonung des bürgerlichen Eigenthums im Kriege möglich wird. Dennoch freuen wir uns, daß der Waffenstillstand den Rückfall unserer Marine in die alte Seebeuterei verhindert hat, und daß die „Augusta" ihre vergeltende Kreuzfahrt gegen Transportschiffe ins Werk setzte, welche dem Bedarf des feindlichen Heeres dienten.

Denn kein großer Fortschritt der Menschheit ist so theuer erkauft, als die edle Lehre, daß Leben, Ehre, Freiheit, Habe des Nichtkämpfers in Feindesland geachtet werden müsse; Ströme von Blut sind vergossen, unsägliche Trübsal von hundert Geschlechtern vergangener Menschen darum geduldet worden. Auf dieser Lehre allein beruht unsere Hoffnung, daß

der grause Zerstörungsprozeß der Kriege nicht unseren Kriegern eine sittliche Verwilderung bereite, nicht irgend einmal unserem Volke einen Untergang der Cultur, Sitte und Bildung, und einen Rückfall in die Barbarei der Urzeit herbeiführe. Und wer in diesem Kriege das Herz beängstigt fühlt durch die Schauerbilder eines Schlachtfeldes, der kann am nächsten Morgen wieder guten Muth gewinnen, wenn er den deutschen Kameraden in französischem Kramladen seinen Beutel ziehen sieht, um den kleinen Einkauf gewissenhaft zu bezahlen. Denn um den handfesten Musketier, der die französische Cigarre prüfend beschaut, stehen als unsichtbare Zeugen viele gute Geister unseres Volkes, die seit undenklicher Zeit für unsere Seelen gearbeitet haben, und deren irdische Namen ihrem Schützling, dem ehrlichen Pommer, vielleicht nur wenig bekannt sind, eine große erlauchte Genossenschaft: Kant und Goethe, Friedrich der Große und Luther, bis zurück zu den Aposteln des neuen Testaments und vielleicht noch älteren Lehrherren aus deutscher Vorzeit.

Die ältesten Volkskriege erstrebten Austilgung des gesammten feindlichen Stammes, Aneignung seiner Habe und seines Weidegrundes. Der Eigennutz lehrte bald Gefangene bewahren. Aber durch das ganze Alterthum wurden Bewaffnete und Wehrlose, Männer, Frauen, Kinder getötet oder zu Sklaven gemacht, ihre gesammte Habe gehörte dem Sieger, das Weib hatte als Sklavin keinen Anspruch auf Schonung ihrer Ehre. Auch zur Zeit der römischen Kaiser galt dieser Kriegsbrauch, nur besonderer Vertrag oder die Gnade des Feldherrn gönnten dem schwächeren Theil günstigere Bedingungen. Durch die Germanen kam noch vor dem Christenthum bessere Behandlung der Frauen in die Kriegführung. Die Frauen der Teutonen wollten sich gefangen geben, wenn die Römer gelobten, ihre Ehre zu schonen, da dies verweigert wurde, töteten sie sich selbst; aber der Gothenkönig Totila ließ einen seiner Krieger hinrichten, weil er an einer Jungfrau in

dem eroberten Neapel gefrevelt hatte, und als die Franken am Ende der Wanderzeit verwüstend von Frankreich aus in Italien einfielen, war ihnen bei den übrigen Germanen der härteste Vorwurf, daß sie die Frauen nicht verschont hätten. Seit im späteren Mittelalter die Fehden meist unter Landsleuten geführt wurden, seit das Christenthum allmählich die harte Sklaverei in die Hörigkeit milderte, seit das Ritterwesen die Ehrbegriffe des Kriegers gleichmäßig bildete, und vor Allem seit geprägtes Geld reichlicher umlief, gewann der kämpfende Gegner das Recht, sich in gewissen Formen zum Kriegsgefangenen zu ergeben, er wurde nicht mehr Sklave, sondern durfte sich ohne Minderung seiner Ehre freikaufen; zwar wurden auch die unbewaffneten Männer der feindlichen Partei zu Gefangenen gemacht und beim Frieden „geschatzt", d. h. nach dem Gutachten des Siegers mit einer Lösungssumme belegt, aber Frauen und Kinder wurden nicht gefangen und nicht geschatzt; zwar verfiel die gesammte Habe der Feinde dem Sieger, aber die Frauen behielten ihrer Ehre wegen die Kleider auf dem Leibe, die rittermäßige Frau ihren ganzen Schmuck; zwar blieb das Rind die besondere Beute der Offiziere, aber Federvieh zu beuten, ziemte dem Reisigen und dem Landsknecht nicht, das nahmen im Nothfall nur ihre Dirnen und Buben. Solcher Kriegsbrauch, oft durch größere Wildheit heimischer Landsknechte und der Fremden, zumal der Spanier mißachtet, dauerte in der sittlichen Empfindung der Deutschen bis in das siebzehnte Jahrhundert. Immer aber war der Krieg vor Allem Raub und Zerstörung der feindlichen Habe, auch des Privatbesitzes, das „Brennen" galt für das wirksamste Mittel, zu schrecken und die Kräfte des Feindes zu schwächen. Da die Städte in der Mehrzahl befestigt waren, konnten sie sich durch Vertrag mildere Bedingungen — zum Vortheil für die Kasse des feindlichen Heerführers — sichern, aber die Dorfhäuser des Landstrichs schwanden bei längerem Kriege vom Erdboden. Es ist sehr merkwürdig, daß die nächsten Fortschritte zu besserer

Menschlichkeit in dem fürchterlichsten Kriege der Welt, dem dreißigjährigen, gemacht wurden. Freilich gerade, weil er der längste war und unerhörten Nothstand schuf. Während gegen die Wehrlosen unsägliche Greuelthaten verübt und weite blühende Landschaften in Wüsteneien verwandelt wurden, während die Generäle im besetzten Land Wälder niederschlugen und das Holz zu Spottpreisen veräußerten, große Bibliotheken und das Silberzeug reicher Städte und Fürstenhöfe in das Ausland verfuhren und während die Artillerie die Kirchenglocken, ihr besonderes Beutegut, abschnitt und verkaufte, bildete sich bei den zahlreichen Söldnerheeren ein fester Kriegsbrauch aus. Zunächst gegen die feindlichen Krieger, unter denen jeder Söldner alte Kameraden wußte. In der Schlacht mußte „Quartier" gegeben werden, wenn es gefordert wurde, mit dem Gefangenen wurde „Cartell" geschlossen, d. h. er gelobte nicht zu fliehen; zwar gehörte dem Sieger, was er in den Kleidern barg und von dem Gefangenen war es schicklich, dies selbst darzubieten, aber wer „holländisches Quartier" erhielt, behielt bereits, was sein Gürtel umschloß. Das Lösegeld der Gefangenen war im Ganzen niedrig und durch die Zahlung konnte man jederzeit frei werden. Auch den Nichtkämpfern half die Noth und Habsucht der Heere. Privateigenthum konnte gegen Zahlung einer Summe durch eine „Salva Guardia" Schutz erhalten, die Landschaften und Gemeinden konnten das gemeinsame Eigenthum und das ihrer Bürger durch eine Bauschzahlung — die Contribution — vor der Plünderung retten. Zwar wurde oft gezahlt und doch geplündert, aber die Verwüstung selbst zwang den Heeren wie dem Volke die Erkenntniß auf, daß die Bewahrung des Privateigenthums ebenso sehr ein Lebensinteresse der feindlichen Heere sei, als der Einwohner. Am Ende des Krieges war Verachtung und Haß gegen die Generäle, welche im Verdacht besonderer Raublust standen, allgemein und sehr laut, und als in dem nächsten Geschlecht die Franzosen ihre Feuerbrände in die Städte und Dörfer der

Pfalz warfen, erhob sich weit über die Grenzen Deutschlands ein Schrei des Abscheues, so gellend, wie er bis dahin von Unbetheiligten noch niemals erhoben worden. Der neue Status despotischer Landesherren, welcher aus gedrillten Soldaten ein stehendes Heer formte, hatte genügende Gründe, diese humane Einsicht praktisch zu verwerthen. Der seßhafte Bürger war von dem neuen Heerwesen durch eine weite Kluft geschieden, seine Miliz, wo sie noch bestand, wurde von dem Regenten mit Mißbehagen und Verachtung betrachtet, das fürstliche Heer, welches auch in seiner Verpflegung so gesondert als möglich gehalten wurde, sollte den kunstvoller gewordenen Krieg allein führen, der Bürger sollte steuern und arbeiten, damit das Heer erhalten werde. Und es machte wenig Unterschied, ob er im besetzten Land des Feindes wohnte, auch dort war er als Steuerzahler, Quartiergeber, Contribuirender nöthig, ja es war dem feindlichen Feldherrn Gewinn, wenn die ganze Verwaltung des besetzten Landes unversehrt blieb, die Maschine der Beamten regelmäßig wie im Frieden fortarbeitete. Der deutsche Feind legte seitdem schwere Lasten auf Stadt und Land, aber nicht mehr durch die Willkür von tausend Einzelnen, sondern in geordneter Weise. Damit der Bürger das zu tragen vermochte, mußte er geschont und geschützt werden. Noch bestand freilich in den rohen Heeren die alte Freude am Plündern, aber die Kriegszucht war streng geworden, der Stock des Offiziers bedräute täglich. Wieder einmal sollten die Deutschen unter Napoleon die Leiden feindlicher Kriegsherrschaft ertragen. Der Grimm des Volkes über die Forderungen der Soldaten, den Uebermuth der Offiziere, die Erpressungen der Generäle, das sechsjährige, unerhörte Aussaugen der preußischen Landschaften half zu dem Freiheitskriege. Bis heut laufen im Lande zahllose Geschichten umher von den Räubereien des kaiserlichen Heeres, und fast jeder französische Feldherr hat im deutschen Volk einen sehr bestimmten Ruf hinterlassen. Unsere begeisterte Jugend hat die Einwohner Frankreichs nach

unserem Einmarsch 1814 nur selten entgelten lassen, was die Soldaten des Kaisers an uns gefrevelt, und von der höchsten Heeresführung wurde Frankreich mehr geschont, als preußischem Eifer damals recht war. Seitdem haben fünfzig Friedensjahre, die Zunahme humaner Bildung, innigere Verbindung der Völker viel gethan, das Urtheil über Erlaubtes und Unerlaubtes im Kriege zu läutern. Manches, was noch 1813 in den Heeren für herkömmlich galt, darf von den Zeitgenossen nicht gebilligt werden. — Die letzten Kriege in Schleswig und Oestreich haben nach der Zerstörung wieder emsige Arbeit der Humanität hervorgerufen, sie brachten uns außer der großartigen Einrichtung unseres Sanitätswesens und dem Vertrag gegen Sprenggeschosse bei Handfeuerwaffen vor Allem die Verträge über Achtung des Privateigenthums zur See.

Solch kurzer Rückblick kann in Wahrheit erheben. Denn er zeigt, wie unablässig Gesittung und Menschenliebe arbeiten, den großen Naturprozeß, welchen wir Krieg nennen, für die sittliche Empfindung der Lebenden erträglich zu machen. Und die schnellen Fortschritte der Menschlichkeit seit den letzten zwei Jahrhunderten lassen erkennen, wie man unserer Zeit schweres Unrecht thut, wenn man ihr vorzugsweise Förderung der Selbstsucht zur Last legt. Wenn vor zweitausend Jahren die Römer eine gallische Stadt im Kriege besetzten, so entleerten sie die Häuser, indem sie die Männer töteten, die Frauen und Kinder an Sklavenhändler verkauften, welche den Legionen folgten, wie jetzt die Lieferanten unserem Heere; als vor wenig Monaten einer unserer schneidigsten Husarenoffiziere, Rittmeister von der Lancken, drei Tage bei der Familie eines Redacteurs in französischer Departementsstadt einquartiert gewesen war, rief ihn beim Abschied die alte Mutter des Hauses an ihr Krankenbett, dankte ihm, und bat ihn, wenn er einmal verwundet werden solle, doch nur in ihr Haus zurückzukehren, damit sie ihn pflegen könne. Und die kleine Geschichte ist nur eine von zahlreichen ähnlichen.

Wir Deutsche haben für die menschliche Schonung des Feindes im modernen Kriege wohl am meisten gethan. Zuerst durch unsere Leiden, denn fast alle größten Kriege der Neuzeit wurden durch unser Herzblut genährt. Dann durch die Beschaffenheit unseres Heeres und die allgemeine Dienstpflicht. Wir, zur Zeit wir allein, senden unsere gesammte blühende Jugend in das Feld, es sind die Besten unseres Volkes, welche in Frankreich siegen und fallen, nicht nur die Vertreter unserer militärischen Kunst, sondern auch ein gutes Theil unserer Besitzenden, Gelehrten, Richter, Volkslehrer. Wir haben aber deshalb auch weit höhere Pflichten durch unser Heer zu erfüllen, als andere Völker, wir können nicht, wie zur Zeit die Franzosen, die Engländer thun, uns achselzuckend entschuldigen bei Uebergriffen und schweren Thaten unserer Armee, die ja nur ein Werkzeug des Staates sei mit alten Standesfehlern, und die keineswegs die beste Sitte und Einsicht in sich trage. Bei uns ist das Heer auch das Volk, die Ehre des Heeres unsere Ehre, seine Sitte die unsere, wir haben keine bevorzugten Volksschichten außer dem Heer, die wir als Bewahrer sauberer Empfindungen und idealer Habe rühmen dürfen. Jede Verwilderung und jede Verwirrung der Sitte und Ehrlichkeit, welche der Krieg in unser Heer bringen könnte, würde dem Mark unseres Lebens schaden. Und nicht aus patriotischem Stolz und aus verständigem Interesse allein folgen unsere Gedanken mit ängstlicher Spannung den Thaten und Stimmungen des Heeres, es sind unsere Liebsten, um die wir sorgen, unsere Verwandten und Freunde, Blut von dem unseren, sie unsere Freude und ein Theil unseres besten Lebens.

Der Krieg wirft den Ausziehenden plötzlich aus dem festen Gefüge bürgerlicher Ordnung in ungeheuerliche Verhältnisse. Fast alle gewohnten Schranken des Lebens sind ihm gefallen, nur der militärische Gehorsam und das Pflichtgefühl bändigen ihm den Sinn. Er muß in einer steten Lebensgefahr sich behaupten, er muß töten und zerstören, er lebt in unaufhör-

lichem Wechsel der stärksten Triebe, der gewaltigsten Leidenschaften. Völlige Selbstopferung und Hingabe bis zum Tode und dicht daneben harte Selbstsucht, schreckenvoller Kampf um das Leben, die furchtbarste Erschöpfung durch den Marsch, und gleich darauf eine lockende Fülle von Genuß, den ihm die Heimat nur selten bietet; heut verbrennt er ein Dorf der Franctireurs, durchstößt die Meuchler seiner Kameraden mit dem Bajonett und wirft ihre Leiber in die Flamme, morgen wiegt derselbe Mann die Kinder seines französischen Wirths auf dem Schoß, fühlt warmes Mitleid mit der abgehärmten Hausfrau und theilt seine Mahlzeit mit den Darbenden. Solches Dasein macht schnell sorglos und gleichgiltig gegen fremdes Privatinteresse. Es fördert durchaus nicht das Nachdenken über Allerlei, was dem Soldaten erlaubt und unerlaubt ist. Wenn hier zu wenigen Beispielen bemerkt wird, wo das Recht des Soldaten aufhört, und das Unrecht anfängt, so soll nur bedächtig auf einen Punkt gedeutet werden, den unsere Krieger im Grunde genau so gut kannten, wie wir anderen alle, und der erst in der Bedrängniß der feindlichen Fremde Einzelnen undeutlich geworden sein mag. Die Beobachtungen dafür sind im Heere selbst gemacht. — „Privateigenthum in Feindesland, soweit es nicht den Zwecken des Krieges dient, ist unverletzlich.“ Die schwierige Frage ist nur, was dient dem Kriege? Und ferner: „Der Soldat hat von dem Wirth nur Quartier und in der Regel bestimmt vorgeschriebene Verpflegung zu beanspruchen, alle Leistungen Einzelner und der Gemeinden werden von dem militärischen Kommando auferlegt und durch die Ortsobrigkeit, Präfect, Maire u. s. w. vertheilt.“ Auch die Anwendung dieser Vorschrift wird oft unmöglich. Der Soldat kommt am Abend nach langem Marsch todmüde und hungrig in das Quartier und fordert sein Essen; er findet ungefügige Wirthe, welche nichts zu essen haben oder dies vorgeben. Er sucht also selbst nach, schlägt grimmig Thüren und Kasten auf. Das ist unzweifelhaft nicht in der Ordnung. Er soll den

Fall melden, d. h. er soll in der Nacht, in fremdem Ort zu dem Unteroffizier, Feldwebel, Hauptmann laufen, er weiß aber aus Erfahrung, daß er von diesen wieder zum Maire geschickt wird, und daß der Maire, wenn er überhaupt zur Stelle ist, wahrscheinlich auch nicht zu helfen weiß. Ist das Dorf bereits ausgesogen, so kommen viele Soldaten mit ähnlicher Klage und der Hauptmann ist in seiner bärbeißigsten Stimmung. Der Soldat hilft sich also selbst, so gut er kann. Bei dem Suchen findet er ein Hemd des Bauern. Das eigene, das der Soldat seit 14 Tagen auf dem Leibe trägt, ist so unsäuberlich, daß ihm davor graut. Er nimmt also das Hemd des Franzosen. Er weiß, daß das Unrecht ist. Könnte er sich mit den Quartiergebern verständigen, so würde er gute Worte darum geben, ja vielleicht etwas aus seinem Beutel dafür zahlen. So aber verhärtet er sich in Zorn. Seine Stiefeln sind zerrissen, er hat den ganzen Tag den Schlamm der Landstraße an den Füßen gefühlt. Sein Wirth trägt gute Stiefeln. Er zwingt ihm einen unwillkommenen Tausch auf, oder noch lieber, er nimmt die Stiefeln still fort, wenn er kann. Ein neues Unrecht, sein Offizier soll die Lieferung befehlen. Aber der Soldat setzt voraus, daß der Offizier über die neuen Stiefeln wegsehen wird, weil ihr Erscheinen ihm eine Mühe spart. — Der deutsche Soldat, welcher so wirthschaftet, gehört nicht zu den besten der Compagnie, auch nicht zu den schlechtesten, er ist von dem Mittelgut. Der schlechte nimmt auch die Uhr, die sich ihm darbietet, um sie dem Marketender gegen eine Flasche Cognac zu verkaufen, und der brave versagt sich auch bei Hunger und Durst jede Gewaltthat. Es ist keine patriotische Redensart, sondern herzerfreuende Wahrheit, daß sich aus dem Kleinleben des Heeres neben unzähligen Uebergriffen aus Noth und Begehrlichkeit ebenfalls zahllose Beispiele stellen lassen von stiller Entsagung und wahrhaft heldenmüthiger Enthaltsamkeit unserer Soldaten gegenüber dem feindlichen Wirth. Und wir werden jeden Eingriff des Soldaten

in Habe und Gut der Fremden schonend beurtheilen, wenn dieser Eingriff nur dazu dient, ihm sein schweres Tagesleben erträglich zu machen, aber wir werden den nicht für einen ehrlichen Soldaten halten, der aus dem Gut der Feinde für sein späteres Leben Gewinn sucht.

Wie dem Soldaten gelingt auch dem Führer nicht immer, das Eigenthum feindlicher Bewohner nach den Forderungen der Kriegsvorschriften und der Humanität zu behandeln. Ein Hauptmann sendet in das nächste Dorf nach einem Faß Bier oder Wein für seine Compagnie, der Beauftragte findet die Dorfstraße durch drei bis vier Fuhrwerksreihen gesperrt, er hat Mühe, in einen Bauerhof zu dringen, dort eilt er in den Keller, läßt das Faß heraufschroten, schirrt die Pferde des Bauern an den Wagen und sucht schnell den Rückweg, um von seiner Compagnie nicht abgeschnitten zu werden. Er würde wohl den Lieferungsschein schreiben, der weinende Franzose denkt nicht daran, vielleicht ist keine Tinte im Hause, den Maire vollends aufzusuchen fehlt die Zeit und Freiheit des gesperrten Weges. Der Requirirende weiß, daß der Bauer Pferde und Wagen, die nur für eine Wegstunde zur Fortschaffung dienen sollen, nie wieder sieht; läßt seine Compagnie den Wagen frei, so wird er sogleich von einer andern mit Beschlag belegt, vielleicht von Unbefugten, Marodeuren oder Marketendern. Wer nimmt sich im Felde Zeit, ihr Recht zu prüfen? Die Armeegensdarmes haben sich im Ganzen als ungenügende Polizeieinrichtung der Heerstraße erwiesen, Profose haben wir nicht und die Willkür im Benutzen von Fuhrwerken war in Wahrheit ein großer Uebelstand. Der Hauptmann weiß, daß er dem Landmann einen Werth von einigen Hundert Thalern vernichtet, um seiner Mannschaft einen Trunk zu schaffen, und daß dem Franzosen auch die Möglichkeit einer späteren Entschädigung genommen ist, und doch begeht er in dem Drange des Marsches gar kein oder nur ein sehr kleines Unrecht. Von der Erfrischung, die er seinen Leuten bringt,

mag mehr abhängen als das Fuhrwerk und der Bauerhof werth sind. Und wenn nicht, so empfindet er sicher, dies sind unsere Leute, jenes sind Feinde. — Weniger günstig wird das Urtheil über einen höheren Führer sein, wenn dieser (etwa beim Einmarsch in die Champagne) für seine Officiertafel aus den Privatkellern der kleinen Stadt sämmtlichen Champagner einfordern läßt. Wir gönnen unsern Officieren jeden guten Trunk, gönnen auch den Franzosen, daß sie ihn bezahlen, aber diese Art des unnöthigen Eingreifens in Privatbesitz ist für einen der Großen unseres Heeres nicht vornehm genug. Der Kronprinz des deutschen Reiches dachte anders: was sein Feldtisch außer den feldmäßigen Bestimmungen der Intendantur bedurfte, das wurde, wie solchem Herrn schicklich, von seinem Marschall den Franzosen bezahlt. Wie denn im Ganzen die Verkäufer der besetzten Landestheile alle Ursache haben, die offenen Börsen unserer Offiziere zu preisen.

Aber freilich dieser Krieg, der wie eine fremdartige Heldensage in die Prosa unseres ehrlichen Lebens drang, hat auch den Feingebildeten unseres Heeres, und gerade diesen am meisten, eine eigenthümliche Versuchung bereitet. Als unser Heer seinen Ring um Paris schloß, betrat es eine Gegend, in welcher fast Alles, was Reichthum, Luxus, schöne Erfindung und Kunst der Franzosen zu schaffen vermochte, in zahllosen Villen, Landhäusern, Schlössern dem Schicksal des Krieges preisgegeben, dalag. Es war eine ganze Landschaft voll Schätze, ohne Menschen, verzaubert wie aus dem Märchen, eine unabsehbare Zahl von Schlössern Dornröschens. Schon hatten französische Banden ihr Raubwerk daran begonnen, aber es war doch überviel von Pracht und Zierlichkeit zu schauen. Und Alles unter dem Fluche des Krieges, Vieles im Bereich der französischen Geschütze, welche unabläßig ihre vernichtenden Geschosse gegen die verlassenen Besitzthümer der Pariser schleuderten. In diesem Landstrich richteten sich unsere Truppen ein, Offiziere und Soldaten hausten monatelang unter den Bronce-Uhren, Mar-

mortischen, Damastbehängen und kunstvollen Möbeln, zwischen goldenen Spiegeln, Oelgemälden und Kupferstichen der Pariser Industrie. Die Musketiere aus Posen und Schlesien zerschlugen die sammtenen Sophas, um sich weiche Lagerstätten zu schaffen, sie behingen auf Vorposten ihren Unterschlupf mit Damast und Brokat, sie zertrümmerten die zierlich ausgelegten Tische und holten die Bücher aus den Bibliothekzimmern, um damit an den kalten Winterabenden zu heizen.

Wer Freude hatte an Schönheit und Eleganz häuslicher Einrichtung und Genuß an edlem Kunstwerk, den mußte solche Zerstörung, die sich wie von selbst machte und täglich Werthe von Hunderttausenden zu vernichten drohte, wohl dauern. Es war jämmerlich, das schöne Bild eines berühmten Malers zu sehen, dem unsere Soldaten mit Kohle ihre Zusätze aufgemalt hatten, eine Hebe mit abgeschlagenem Arm und geschwärztem Gesäß, eine kostbare buddhistische Handschrift mit Goldschnitt und schönen Verzierungen, welche zerrissen in das Kamin flatterte. — Und all diese Herrlichkeit war der Zerstörung geweiht; was unsere Mannschaften nicht gemüthlich für ihren Tagesbedarf verwendeten, das mochte am nächsten Tage eine französische Granate in Asche verwandeln oder ein Haufe fremdes Gesindel bei Seite schaffen. Es schien fast Verdienst, schöne und geschmackvolle Stücken zur eigenen Freude und Andern zum Genuß zu erhalten. So dachten Einzelne an ein „Retten" beweglicher Habe, welches, dem Vernehmen nach, auch vornehme und anspruchsvolle Männer beim Heere nicht immer mit scharfer Kritik betrachteten. Soldaten verhandelten an Juden und Unterhändl r, welche zahlreich von Versailles aus umherstreiften, um billige Einkäufe zu machen; auch manche Offiziere dachten an den Schmuck der eigenen Wohnung und die Lieben daheim; was leicht zu verpacken war, Kupferstiche und Oelbilder, kam in Gefahr ausgeschnitten und „gerollt" zu werden. Mit guter Laune und ohne Arges zu denken, sannen sie darauf, das herrenlose Gut der lieben Heimat zuzuwenden. Schon wird Einzelnes

davon bei uns unbefangen als Beute gewiesen, aus dem Feuer gerettete Bände der kaiserlichen Bibliothek von St. Cloud und Aehnliches. Dies zwingt zu einer bescheidenen Mahnung an die Grundsätze civilisirter Kriegführung, die unser Heer mehr als jedes andere zu vertreten das Recht und die Pflicht hat. Alles, was in dem Gebiet um Paris verlassen steht und liegt, ist gar nicht herrenloses Gut. Die Eigenthümer waren gezwungen, dasselbe den Zufällen des Belagerungskrieges preis zu geben, wenn aber unter diese Zufälle auch die Aneignung durch unsere Offiziere und Soldaten gehört, so haben unsere Offiziere und Soldaten dafür Rede zu stehen, den Fremden, ihrem eigenen Gewissen und der Ehre unserer Nation. Was die Zufälle des Krieges zerstören, müssen die Franzosen tragen. Wenn der kostbarste Divan zerbrochen wird, um ein paar armen deutschen Musketieren durch einige Stunden sanfte Ruhe zu geben, so ist es für das französische Möbel immer noch viel Ehre; wenn ein Füsilier Lederschwärze oder Putzpulver in der kostbarsten Sèvresschale bewahrt, so dürfen wir das lächelnd ansehen; wenn er sein Kamin mit einem prachtvollen Froissart in Renaissance-Einband heizt, so werden wir die Zerstörung bedauern, wenn ihm aber nichts anderes zur Hand ist und er aus Mangel an Einsicht handelt, ihn nicht einmal schelten dürfen. Das ist das Schicksal des Krieges, der schonungslos nimmt, was seinen Zwecken dient. Von dem Augenblick aber, wo wir dem Wunsch nachgeben, die Zerstörung von Werthvollem abzuwenden, dürfen wir, was uns werthvoll erscheint, für keinen Andern retten, als für den Eigenthümer. Denn welcher Unterschied ist zuletzt zwischen einem „Retter" und „Roller" und zwischen dem verachteten Leichenräuber, der auf den Schlachtfeldern Börsen und Uhren der Toten für sich sammelt?

„Doch wir kennen den Eigenthümer der Villa nicht." Für ernsten Willen ist der Name leicht zu erfahren und auch eine Bergungsstätte, in der ihm Aussicht auf Wiedererlangung wird.

Niemand darf von uns fordern, daß wir solcher Mühe uns unterziehen. Dem deutschen Offizier wird wohlanstehen, seine Mannschaft zur Schonung anzuhalten, darüber hinaus geht seine Pflicht nicht. Nur an Gewinn für sich selbst darf er nicht denken. Und wir meinen, die letzten Tage werden manchem wackern Mann, dem dies Sachverhältniß in den Kriegsstimmungen nicht so erschienen war, wie uns daheim, die Augen geöffnet haben. Monatelang erschien ihm das schöne Frauenporträt seines Schlafzimmers vogelfrei und es liegt bereits aus dem Rahmen gelöst. Jetzt nach der Uebergabe von Paris steht der Besitzer des Schlosses plötzlich bleich und verstört vor ihm. Der Deutsche mag dem Franzosen gerad ins Auge sehen, wenn er ihm mittheilt, wie die Verwüstung durch die wechselnde Besatzung nicht zu verhindern war, aber wir beneiden den tapfern Mann nicht um seine Empfindungen, wenn er den Franzosen händeringend vor dem leeren Rahmen stehen sieht, der einst das Bild seiner Tochter umschloß.

„Wohl, man rette nicht selbst. Aber warum nicht von den Händlern kaufen?" Sollte einer unserer zierlichen Herren aus dem Fürstenclub von Versailles also fragen, dann möge er die treugemeinte Antwort entgegennehmen, ein Mann von sicherem Selbstgefühl kauft keine Waare, von der er weiß, daß sie auf unehrliche Weise in den Handel gekommen ist.

Unseren Lieben aber, Offizieren und Mannschaften unseres Heeres rufen wir innig zu: Wir sind stolz und glücklich über eure Kriegsthaten, erhaltet euch auch als Menschen der Nation werth und ehrwürdig. Kehrt, o kehrt aus diesem furchtbaren Kriege alle zu uns zurück mit lauterem Gewissen und mit reinen Händen.

(Im Neuen Reich 1871, No. 7.)

17. **Nach der Uebergabe.** Während wir den Ausfall der französischen Wahlen abschätzen und den Nachrichten über Zusammentritt der Nationalversammlung lauschen, bilden sich

um Paris nach der Ergebung die Anfänge friedlichen Verkehrs, welcher so eigenthümlich ist, wie dieser ganze Krieg. Die Bedingungen der Uebergabe wurden im Heere und daheim nicht ohne stillen Widerspruch aufgenommen; daß der Einzug den Siegern wenigstens aufgeschoben, daß der Stadt, der eigentlichen Anstifterin dieses Krieges, nicht durch unser Heer die wohlverdiente Demüthigung bereitet werden sollte, hat hier und da verstimmt. Andere Punkte des Vertrags erregten militärische Bedenken, es war vorauszusehen, daß die Ablieferung der Waffen, die gar nicht überwacht werden konnte, nur sehr unvollständig erfolgen würde, und es war zu befürchten, daß die Heeresmacht und aufgeregte Bevölkerung der Stadt, im Fall der Frieden nicht aus diesen Vorbereitungen hervorgeht, immer noch zu einem blutigen, wenn auch fruchtlosen Widerstand allzuviele Möglichkeit haben werde, da der Trotz keineswegs gebrochen sei. Dennoch haben die Vertragsbestimmungen, im Ganzen betrachtet, genau das Richtige getroffen. Es war eine weise Maßregel, daß unserem Heere der Polizeidienst über zwei Millionen erbitterter Menschen erspart, und unsere Soldaten nicht den täglichen Reibungen und Zusammenstößen mit dem wüthenden Straßenvolk ausgesetzt wurden. Es war ferner durchaus wünschenswerth, daß wir der aus einer Besetzung von Paris nothwendig hervorgehenden Verproviantirung der Stadt und der Verantwortlichkeit dafür enthoben wurden. Was wir jetzt dafür thun, ist guter Wille, im Uebrigen war die Stadt durch Oeffnung einiger Verbindungsstraßen auf ihre eigene Thätigkeit angewiesen. In Wahrheit hat Paris sich um acht Tage zu spät ergeben. Die fürchterliche, selbstverständlich noch immer zunehmende Sterblichkeit beweist das, die Behörden geben selbst zu, daß sie sich über die vorhandenen Vorräthe und deren Beschaffenheit getäuscht haben, deshalb waren die ersten acht Tage nach der Uebergabe eine jämmerliche Nothzeit für die Stadt. Unsere Generalintendantur war durch die französische Sprengung jener Brücke bei Toul verhindert worden,

die gesammelten Vorräthe über die Maas heranzuschaffen, und unser Heer kam in Gefahr, in Folge der Nahrungsnoth der Stadt selbst in seiner Ernährung gefährdet zu werden. Daher war nöthig in dem Vertrag zu bestimmen, daß die von unseren Truppen besetzten Landstriche nicht zur Versorgung von Paris herangezogen werden durften.

Jetzt ist auf die Uebergabe ein eigenthümlicher Zustand gefolgt. Seit unsere Truppen die sämmtlichen Forts besetzt, gegen die Stadt gesichert und die Geschütze auf die Häusermasse gerichtet haben, bewachen unsere Posten das Zwischengebiet 5—800 Schritt vom Stadtwall entfernt. Es ist ein peinlicher, herzbedrückender Dienst. Die Posten haben strengen Befehl, auf den besetzten Stellen keine Lebensmittel in die Stadt zu lassen, ihnen gegenüber standen in den ersten Tagen die armen Leute aus der Stadt weinend und jammernd. Und doch war nicht zu helfen. Durch mehre Monate ist die Masse der Bevölkerung von der Regierung erhalten worden, es ist natürlich, daß sie auch jetzt diesen Anspruch erhebt, die Regierung hat nicht die Kraft zu widerstehen, noch lange nicht die Mittel, das Bedürfniß völlig zu befriedigen. Sie hat einen sehr schweren Stand und noch viele Jahre werden die inneren Verhältnisse von Paris die große Noth jeder künftigen Regierung sein. Unterdeß bedeckten sich die Straßen, welche von Paris in das Land führten, mit kräftigen Männern von militärischem Aussehen, in Massen zogen sie aus der Stadt, den schwarzen Tornister der Mobilgarde mit der braunen Soldatendecke auf dem Rücken, mit und ohne Passierschein. Es waren Mobilgarden, bisher die beste Besatzung der Stadt, welche nach den Vertragsbestimmungen kriegsgefangen und in Paris eingeschlossen bleiben sollten. Aber die Regierung ist froh, die unsicheren Soldaten loszuwerden, und unsere Posten sind nicht geneigt, den Passierschein der Auswanderer streng zu prüfen, denn sie halten die Heimreise der Leute für eine Bürgschaft des Friedens.

Auch die Bewohner der Umgegend ziehen in Haufen aus der Stadt, suchen ihre Wohnungen auf, richten sich unter den Truppen ein und öffnen die Läden. Auch für sie ist das Ende des Krieges gekommen, und Viele von ihnen beeilen sich, noch rasch etwas zu verdienen. Ueberall um Paris bilden sich Verkaufsstellen, wo früher unheimliche Oede war. Die Eisenbahnen fahren ihren Wagenpark heran und richten den Betrieb ein, Brücken und Wege, welche durch die Franzosen mit soviel Aufwand von Sorgfalt zerstört waren, werden von ihnen eifrig wieder hergestellt. Das Friedensbedürfniß wird täglich größer. Die Ueberzeugung, daß der Krieg zu Ende sein müsse, ist in und um Paris ganz allgemein, und es ist nur noch schwache Redensart, wenn man hier und da von den schönen Provinzen spricht, die man nicht missen könne. In Wahrheit hat man sich mit der Idee des Abtretens vertraut gemacht. Die Wahngebilde sind plötzlich zerstört. Die Nationalgarden und Mobilen tragen noch ihr Käppi mit Nummer, die Mobilen unter der Blouse ihre dunkelblaue Hose mit breiten rothen Streifen, aber beide haben das Kriegsspiel herzlich satt, ebenso die Reste der Linie, welche auch nicht mehr fechten wollen. Dieselbe Stimmung verbreitet sich von Paris und dem Norden täglich weiter in das Land, die Armeen Faidherbe, Chanzy, Bourbaki sind kampfunfähig, es gibt keine Kraft des Widerstandes mehr; daß Gambetta entsagte, daß Garibaldi auf eine Stelle in der Nationalversammlung verzichtete, gilt überall als Anzeichen, daß es mit dem Widerstand zu Ende sei.

Unsere Armeeleitung erweist in ihren militärischen Maßregeln jede Vorsicht, aber auch in Versailles weiß man, daß der Krieg zu Ende ist. Und deshalb galt dort für die richtige Politik, der provisorischen Regierung, zumal Herrn Jules Favre, jede Zuvorkommenheit zu erweisen, und Alles zu vermeiden, was das Ansehen derselben in Paris und Frankreich schwächen könnte. Daher im letzten Grunde diese Bedingungen der Uebergabe. Solche Schonung liegt im Interesse Frank-

reichs und zugleich in unserem, denn wir brauchen jetzt vor Allem eine Staatsgewalt, mit welcher wir Frieden schließen können.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 10.)

Der Einmarsch in Paris, der Schluß einer fast unabsehbaren Reihe der größten militärischen Leistungen, hat die Humanität unserer Offiziere, die Geduld unserer Soldaten auf die härteste Probe gestellt. Er war für die Zucht und das Ehrgefühl der Truppen die schwerste aller Prüfungen, welche dieser Krieg voll Haß und Grimm aufgelegt hat, er war vor der ganzen Welt die beste Widerlegung der gemeinen Schmähungen, durch welche die niedergeworfenen Feinde ihren Haß auszudrücken bemüht waren. Und wir dürfen ohne Selbstüberhebung behaupten, daß nur bei der Langmuth und Gutherzigkeit und der straffen Kriegszucht unserer Leute ein solcher Einzug möglich war. Er hat freilich bei unseren Soldaten die Mißachtung französischer Volksart mehr gesteigert, als irgend ein Ereigniß des Krieges, und wenn den Franzosen daran lag, dies Gefühl in Deutschland recht allgemein und dauernd zu machen, so war der Ton ihrer Presse in den letzten Tagen vor dem Einmarsch und das Verhalten der Stadtbevölkerung gut gewählt. Obgleich aber den deutschen Soldaten das unbequeme Gefühl bleibt, daß sie den Parisern eine Anzahl wohlverdienter Püffe schuldig geblieben sind, so war doch für unser Kommando diese Form der Besetzung nicht zu verändern, wenn man nicht ungleich Werthvolleres auf das Spiel setzen wollte. Denn da man schon durch die Vertragsbestimmungen der Uebergabe vermeiden wollte, die Friedensaussichten durch einen Straßenkampf in Paris zu zerstören, so blieb jetzt nach Abschluß der vorläufigen Friedensbedingungen vollends nichts übrig, als eine kurze Demonstration, welche Allem sorgfältig aus dem Wege ging, was den theuer erkauften Frieden und die unsichere, kaum geschaffene Regierungsgewalt Frankreichs umstürzen konnte. Wir sind durch die Franzosen gezwungen worden, Frankreich so zu demüthigen,

daß sein Schicksal in diesen Tagen von den trunkenen Einfällen der Pariser Straßenläufer und ihres Gleichen abhing. Wohl, in der Stimmung von Straßenbuben haben die Franzosen uns den Krieg erklärt und schimpfend wie Straßenbuben toben sie am Ende nm ihre abziehenden Sieger. Eins ihrer Blätter in Belgien hat in der Nummer vom 24. Februar die Dreistigkeit gehabt, auch den Schreiber dieser Zeilen als Gewährsmann für ihre Schmähungen gegen unsere Offiziere zu citiren. Da ist sie just an den Rechten gekommen. Sie konnte keinen Zeugen finden, der stärker von der Unwahrheit ihrer Behauptungen überzeugt ist.

Unsere Armeeleitung hatte seit dem Einmarsch in Frankreich allem Staatsgut, welches nicht den Zwecken des Krieges, sondern friedlichen Culturzwecken dient, die größte Schonung angedeihen lassen, die Verwaltungen der französischen Museen und Bibliotheken könnten davon berichten. Als in Sèvres die französischen Granaten die berühmte Porzellanfabrik einzuäschern suchten, da retteten die Deutschen die vorhandenen Vorräthe mit Lebensgefahr. Es war französisches Staatsgut, welches von den Franzosen selbst dem Verderben geweiht war. Da war es ganz bestehendem Kriegsrecht und Brauch gemäß, daß unser Kommando dies Gut mit Beschlag belegte, nachdem man vorher der Fabrik das Werthvollste, ihre Modelle und Alles, was dem Weiterbetrieb dienen konnte, erhalten und für die Franzosen in Sicherheit gebracht hatte. Der mit Beschlag belegte Theil der Vorräthe wurde von dem Kriegsherrn an Persönlichkeiten seiner Umgebung vertheilt oder zum Besten der Soldaten versteigert. Ebenso verfuhr man mit einem Theil dessen, was unsere Soldaten aus dem Brande von St. Cloud gerettet hatten. Es war in beiden Fällen, wohl zu merken, nicht eine Beschlagnahme von unversehrtem Staatsgut, sondern eine solche von Staatsgut, das der Feind selbst zum Verbrennen und Einschlagen bestimmt hatte. Und die verdienten Generäle und Offiziere unseres Heeres, welche ein unter so außerordentlichen

Umständen erhaltenes Geschenk nach der Heimat sandten, trifft selbstverständlich nicht der leiseste Vorwurf. Wir bitten diese Art von Kriegsbeute zu vergleichen mit dem, was die französischen Heere aus dem Museum von Kertsch, was sie in China und Mexico gebeutet haben, ja selbst mit der Kriegsbeute, welche die Engländer nach der Einnahme von Magdala auf einen Haufen trugen und zum Besten des Heeres versteigerten, es ist immerhin ein Unterschied, bezeichnend für den Grad der Sitte und Zucht in den betreffenden Heeren. Und doch wurde es nach diesem völkerrechtlich und militärisch unsträflichen Verfahren der Deutschen wünschenswerth, darauf aufmerksam zu machen, daß auch vor Paris ein Unterschied sei zwischen Staatsgut und Privatgut. Denn war das Privatgut in Villen und Schlössern um Paris nicht auch von den Feinden aufgegeben und der Zerstörung durch Kriegsereignisse ausgesetzt? Und wenn die Generäle Andenken heimsandten, konnten das die Krieger nicht auch thun? Zu diesem Zweck wurde der zuerst in Nr. 6 „Im Neuen Reich" erschienene und oben Seite 475 wieder abgedruckte Aufsatz geschrieben. Er behandelte unter Anderem die Frage: Ist feindliches Privatgut, welches von den Feinden der Vernichtung durch ihre Geschütze preisgegeben ist, als Beute zu betrachten? Uns scheint wieder der Umstand, daß eine solche — keineswegs kurz abzuweisende — Frage zwischen dem Heer in der Ferne und dem Volke daheim ehrbar und gewissenhaft verhandelt wird, von einem Standpunkt der Ehre und Sittlichkeit zu zeugen, um den uns Deutsche wenigstens die Nation beneiden könnte, deren Generäle beim Beginn des Krieges ihr Heer durch die Aussicht auf Raub und Beute in Feindesland zu ermuthigen suchten. Jener Aufsatz aber war unter diesen Verhältnissen nützlich und zeitgemäß, und wenn es dem Verfasser gelungen sein sollte, hier und da einen wackeren Kameraden im Felde zur Beistimmung zu bringen, so würde er sich herzlich freuen. Daß freilich die Franzosen in ihrer Art den Inhalt lügenhaft verkehren würden, war auch anzu-

nehmen. Aber dieser Krieg hat uns so hoch gehoben, daß uns die ungerechten Schmähungen der Fremden nur sein dürfen wie Geschrei der Sperlinge und Gebell von Hündlein. Wir haben nur eine Macht, mit welcher wir uns in Frieden erhalten müssen, und diese Macht ist unser Gott in unserem Gewissen.

Mit den Parisern haben wir kein Mitleid. Es ist bei ihnen selbstverständlich, daß sie über die Verwüstung ihrer Sommerwohnungen ein Zetergeschrei erheben. Es ist nur albern, wenn sie fordern, daß der Krieg, den sie uns frevelhaft erklärt, ihnen nicht wehe thue, und daß die Habe, die sie der Vernichtung des Festungskampfes überliefert, ihnen erhalten bleibe. Sie hatten nicht den Schatten eines Rechtes zu fordern, daß wir ihr Eigenthum schonten, das sie selbst aufgaben und in Brand schossen. Und nur um uns selbst zu genügen, hatten wir dafür zu sorgen, daß wir nicht mehr verwüsteten, als der Zwang des Krieges unvermeidlich machte. Wenn jetzt die Pariser Blätter unsere Offiziere Räuber schalten, so huldigten sie, wie häufig, den Stimmungen ihres Straßenvolkes, und es ist darüber nichts weiter zu sagen, als daß wir dieser Verkommenheit der französischen Presse den Krieg, aber auch den Sieg über eine gesunkene Nation verdanken. Wenn jedoch eine bekannte belgische Zeitung in dasselbe Geschrei einstimmt, so steht ihre Sache noch schlechter. Die Pariser Blätter verläumden in der Wuth, ihr aber ist die Unwahrheit angeboren, sie ist ein vaterlandsloses Blatt, das sich den Schein der Unbefangenheit geben muß, um fremdem Vortheile zu dienen, welcher das Blatt gegründet und gekauft hat. Darum ist sie in der Presse Europas eine besonders unerfreuliche Erscheinung.

Den Franzosen aber antworten wir auf ihre abgeschmackten Ausfälle gegen die Ehre unseres Offiziercorps mit einer kurzen Frage. Worin liegt im letzten Grunde das Geheimniß unserer unerhörten Siege über sie? darin, daß unsere Soldaten nicht nur mit ihren Offizieren, auch für ihre Offiziere in den Tod

gehen. Und das ist nur deshalb möglich, weil die Offiziere im Großen und Ganzen ihnen Vorbilder nicht nur militärischer Ehre, sondern auch der Ehrlichkeit, Menschenfreundlichkeit, opfervollen Hingabe an die Pflicht sind, weil die Soldaten in den Offizieren die gebildeten und ehrenwerthen Menschen ehren und lieben. Bei unserem Heer ist ganz unmöglich, daß der Soldat seine Offiziere des Verrathes oder der Bestechung durch den Feind für fähig hält, es wäre ein Ausnahmefall, wenn er ihm überhaupt irgend eine unehrenhafte Handlung zutraute. Die oberen Führer dieser stolzen Genossenschaft aber sind wieder solche, in denen das ganze Heer nicht nur die höchste Tüchtigkeit, auch das edelste Pflichtgefühl ehrt. Und solange die Franzosen dies nicht einsehen, und solange sie nicht im Stande sind, für das französische Heer ähnliche Verhältnisse zu schaffen, ist ihr Rachegeschrei Theaterphrase und ihre Hoffnung auf künftige Genugthuung das Traumbild von Thoren.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 9.)

18. Der Friede. Mit dem ersten warmen Frühlingshauch kam uns die Friedensbotschaft. Wer diesmal unter dem Flaggenschmuck einer deutschen Stadt dahinschritt, der fand überall, wie unsere Volksart ist, ruhige Freude, er tauschte mit Bekannten kräftigen Händedruck und wenige Worte, aber Jeder war sich selbst bewußt, daß er die größten Gedenktage seines Volkes erlebe. Und wer in gereiftem Alter das Glück dieser Tage schaute, der fühlte zugleich, daß sie in Vielem die Erfüllung waren seiner höchsten Lebenswünsche, und die wundergleiche Vollendung langjähriger Arbeit seiner Zeitgenossen.

Denn den Aelteren unter uns ist das größte Glück zu Theil geworden, welches ein gnadenvolles Geschick den Geschlechtern der Erde gewährt; sie haben erlebt, Allen greifbar und verständlich, wie unsere Nation zu politischer Einheit und

Größe heraufwuchs. Nicht im Genuß sind sie zu Männern gebildet, sondern im Entbehren, sie sahen das Werden, und sie halfen, Jeder in seiner Weise, an dem Wachsthum. Als die jung waren, welche jetzt auf der Höhe ihres Lebens stehen, da waren Kaiser und Reich nur ein undeutliches Traumbild in verbotenen Studentenverbindungen, in Deutschland herrschte ein östreichischer Kanzler, Rußland war der große Hort deutscher Regierungen, in Frankreich suchten deutsche Schriftsteller guten Stil, deutsche Liberale weltverjüngende Ideen, wer sich als Deutscher fühlen wollte, der dachte an Goethe und Schiller, an Kant und die Arbeit unserer Philologen, und wenn er ein Preuße war, nicht ohne Widerspruch der Anderen, an die Freiheitskriege.

Prinz Wilhelm von Preußen und Herr von Moltke standen schon im reifen Mannesalter und Herr von Bismarck war auch nicht mehr Jüngling, da durften noch fremdländische und deutsche Rathgeber uns tröstend mahnen, wir möchten uns nur keine Gedanken um den unsicheren geographischen Begriff Deutschland machen, und was etwa von nationalen Fähigkeiten in uns sei, in friedlicher Bücherarbeit für die Bildung der Welt nutzbar verwenden. Und jetzt, 32 Jahre später, betrachtet das bestürzte Ausland uns wie märchenhafte Berserker, deren Eisenwaffen nichts zu widerstehen vermag, und wir selbst merken, daß wir wenig auf Erden zu fürchten haben, außer Gott und seinen Mahnungen in unserem Gewissen.

Heut können wir alle mit fröhlichem Muth zurückdenken an die Noth, den Hader, die harten, innern Kämpfe der Vergangenheit, an Vieles, worum wir gesorgt, gezürnt, gerungen haben, das Meiste davon ist uns doch zu Gute gekommen, uns und dem deutschen Staat. Denn unser Volk ist daran heraufgewachsen zu seiner Stärke. Auch vor allen Einzelnen, vor jedem Freunde, dem wir grüßend in das Antlitz schauen, empfinden wir lustig, daß er jetzt ein stolzer Mann geworden

ist in sehr stattlichem Volke, und wir prüfen, wie ihn seine neue Großmachtstellung kleidet und auf welchen Pfaden seine Seele dazu herangeklommen ist. Junker aus der Mark, wie lange ist's her, daß dir auf deinem Erbe die dreifarbige Flagge und der ganze deutsche Schwindel tötlich verhaßt waren, und jetzt hast du so todesmuthig dein Leben gewagt für dieselben Farben und für die Herrlichkeit des deutschen Reichs. Wo ist dein Widerwille gegen stehende Heere und Militärausgaben, du entschiedener Unzufriedener? wo, Sachse und Baier, eure Abneigung gegen die preußischen Pickelhauben? ihr alle seid bezichtigt heimlich Kaiser Wilhelms Porträt nach Hause getragen zu haben. Vieles hat der Deutsche sich selbstthätig auf eigene Hand verschafft, Eines hat er lange entbehrt, den edeln Stolz auf die politische Geltung seines Volkes. Jetzt fühlt er das Glück, so voll, so mächtig!

Aber Keiner mehr, als die Deutschen in der Fremde, und darum gebührt ihnen der erste Friedensgruß. Liebe treue Landsleute! Euer Viele sind arm an Glück und unzufrieden mit der Heimat weit über das Meer gezogen, und Mancher von euch hat lange Jahre an deutsche Wirthschaft ohne Freude gedacht. Jetzt aber, wo die Heimat euch bot, was ihr in der Fremde schmerzlich vermißtet, ist euch im wackren Gemüth die patriotische Begeisterung zu Flammen aufgeschlagen, ihr waret unter den Ersten, welche die volle Bedeutung unserer Siege würdigten, und ihr habt durch Wort und milde That uns fast aus jedem Land und jedem Hafen der Erde bezeugt, wie brüderlich ihr mit uns fühlt. Der Friede erwirbt uns keine Colonien noch Schiffsstationen, weder Saigun noch das abenteuerliche Pondichery, und wir halten das für kein Unglück; er überträgt auch nicht die unbesiegte französische Kriegsflotte als unverdiente Beute in unsere Häfen, und das ist uns recht. Aber wir wollen jetzt eifrig an schnellsegelnden Corvetten bauen zum Schutz eures Handels, und wollen um euer Wohl unter den Fremden sorgen mit aller

Kraft. Denn nächst unserem Heer seid ihr uns Eroberer, friedliche Eroberer, die durch ihren Fleiß und die bürgerlichen Tugenden unseres Volkes in fremden Welttheilen unsere Tüchtigkeit und Ehre vertreten. Bevor noch die deutsche Flagge an fernen Küsten flog, habt ihr als Einzelne durch feste Arbeit den Grund gelegt zu dem Ansehn und dem Einfluß, den der deutsche Arbeiter und Kaufmann jenseit des Meeres gewinnen. Jetzt sollen die Siege unseres Heeres auch euch zum Heil werden und im Frieden brüderlicher Sinn und gemeinsames Schaffen euch und uns in fester Gemeinschaft verbinden.

Einen anderen Friedensgruß richten wir über den Rhein an die deutschen Schweizer mit artigen Worten: Ihre Regierung hat während des Krieges unter schwierigen Verhältnissen uns Deutschen eine ehrliche Neutralität erwiesen, und wir zollen derselben dafür achtungsvollen Dank. Nicht ebenso ehrliches und unparteiisches Urtheil hat uns die Presse Ihres Landes, und der überwiegend größere Theil der deutschen Schweizer gegönnt. Bei Alemannen und Burgundern war die Blutsverwandtschaft und die Gemeinsamkeit der Sprache, Sitte, Literatur nicht stark genug, um die Tagesstimmungen von warmen Sympathien mit Frankreich abzulenken. Möge Ihnen dieses kalte politische Mißtrauen, welches wir mit Trauer wahrnahmen, in dem Frieden weichen. Wir haben auf Belfort verzichtet, wir werden längs dem Berner Jura nicht Ihre Nachbarn und Sie haben nicht mehr zu besorgen, daß ein preußischer Grenzstein bei Delle Ihre Neuenburger an eine alte Verbindung erinnere. Wir überlassen den Wachtdienst über das französische Grenzvolk unsern Gegnern und Ihnen. — Wenn seit Anfang des Krieges Belfort in deutschen Briefen selten als wünschenswerther Besitz erwähnt wurde, so war dazu hinreichender Grund. Im Frieden wurde dieser französische Grenzstrich mit einer wilden und gesetzlosen Bevölkerung eine unablässige Sorge; dazu kam der Nachtheil einer neuen Grenzberührung mit Ihrem Land, die für beide Theile

aus naheliegenden Gründen nicht wünschenswerth ist. Militärisch aber hat Belfort allerdings den Werth einer Wegsperre, welche ungefähr ein Armeecorps als Gegengewicht fordert. Für großen Krieg ist dort, wie im badischen Oberland, kein Boden, auch führen französische Eisenbahnen durch Burgund die feindlichen Heeresmassen fast ebenso schnell an solche Pässe der Vogesen, welche der großen Operationsbasis näher liegen. — Möge auch in der Schweiz die Ueberzeugung allgemein werden, daß das kaiserliche Deutschland von jetzt ab ein starkes Interesse an der Unabhängigkeit und dem kräftigen Gedeihen des Schweizervolkes haben muß. Für einen Kriegsfall hat die Neutralität des dreisprachigen Landes in unserer Flanke den höchsten Werth, — wir haben ihn soeben schätzen gelernt — für den Verkehr des Friedens sind wir beide, Deutsche und Schweizer so sehr auf einander angewiesen, daß wir gute Nachbarschaft gar nicht entbehren können. Und wie die Schweizer auf ihren Bahnen uns den Weg über die Alpen bereiten, so möchten wir sie auch zu Fürsprechen deutscher Bildung und deutsches Geistes gegenüber den romanischen Nachbarn gewinnen.

Wir Deutsche sehen von der Höhe, die wir erstiegen, langjährige große Aufgaben neuer Friedensarbeit vor uns. Bevor wir uns aber dazu rüsten, haben wir der ersten Pflicht zu genügen, dem Dank gegen alle guten Gewalten unseres Lebens, gegen unsere Feldherren, unsern starken Reichskanzler und unsere Brüder im Felde.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 12.)

19. Die Heimfahrt im Kaiserzuge. Ein Brief.
Ich bin in der Heimat bei Weib und Kind, ein glücklicher Mann. Wir haben im Eisenbahnwagen einen Triumphzug durch Deutschland gemacht, dessen eigenthümliche begeisternde Wirkung sich mit anderen Empfindungen, die das Leben gibt, gar nicht vergleichen läßt. Zwar die ersten Begrüßungen,

welche das neue Deutschland entgegenbrachte, als wir, von Pont-à-Mousson kommend, bei Pagny die deutsche Grenze überschritten, waren nicht übermäßig erhebend. Da stand Präsident von Kühlwetter in großer Uniform; hinter ihm zwei seiner Herren in ähnlicher Gala, 20 Mann Landwehr als ihre Leibgarde und als Chorus für Rede und Hoch, welche der Präsident im Namen der neuen Lande huldigend darbrachte; im Hintergrund schlichen einige Bewohner in schmutzigem Gewande ohne Ahnung des großen Actes, der vor sich ging. Dabei regnete und schneite es und das neue Deutschland sah sehr traurig aus. Aber in uns war heller Jubel und mit Ausnahme der drei würdigen Herren vom Civil, welche die Bedeutung des Augenblicks und ihre eigene schwierige Stellung ernsthaft empfanden, waren die Beobachter der Scene, wir Heimziehenden, sehr zu einer humoristischen Auffassung geneigt. Denn uns stand das Wiedersehen des heißgeliebten Vaterlandes bevor, das Betreten der Heimat, deren Luft wir athmen müssen, um wirklich zu leben. — Es wurde ein volles und reines Entzücken, da wir die Grenze bei Saarbrücken überschritten. Die Blicke der Begrüßenden, die Befriedigung, Freude und der Stolz, womit sie auf uns sahen — das Herz ging einem auf und manche Thräne der Freude floß aus unseren Augen. Und von jetzt begann ein Fest der Heimkehr, viel schöner und gewaltiger, als im Jahr 1866, die gethane Arbeit war auch schwerer und gründlicher gewesen, die Erfolge völliger. — Welche Reden der neue Kaiser überall erhalten, das haben Sie wohl in den Zeitungen gelesen, aber was kein Blatt verkünden kann, das ist der Ausdruck, die stille ergreifende Sprache in den Gesichtern der tausend und tausend Menschen, welche zwei Tagefahrten lang überall am Wege standen, Jeder voll von Hingabe und rührender Liebe und Dankbarkeit in Auge und Zügen. Den Kaiser suchte Jeder, und wenn sie ihn erkannt, dann wiesen sie mit den Händen nach ihm: „da, da ist er", freudestrahlend, mit feuchtem Blick

riefen sie ihr Hurrah, warfen Hüte und Mützen und grüßten mit den Tüchern. Der kleine Junge schwenkte die schwarz-weiß-rothe Fahne, der Greis schwenkte mit dem Feuer eines Jünglings den Hut, aber ihm rannen die Thränen in den weißen Bart, er fühlte ganz anders, was erfüllt war. Und dies wiederholte sich an jeder Bahnsperre, an jedem Haltepunkt, auf jeder Station, uns schien das ganze deutsche Volk zum Gruß an die Bahn geeilt, auf der wir so schnell dahinsausten. Es waren überall dieselben Grüße, und gerade in ihrer endlosen Wiederholung erhoben sie Gemüth und Gedanken ganz unbeschreiblich. Wir fuhren dahin wie Selige, wie auf Engelsflügeln durch ein Reich des Glanzes und der Liebe getragen. In der gehobenen Seele erhielten alle Erlebnisse der letzten Vergangenheit die Klarheit und Lebendigkeit sichtbarer Bilder. Neun Monate harter Kämpfe zogen durch den Sinn. Alles, was man in diesem Feldzuge erlebt und gelernt, die Menschen und ungeheure Verhältnisse, das Edle und Scheußliche, Freund und Feind, die Bundesgenossen in ihrer Bedeutung und Schwäche, das alles glitt geisterhaft in wachem Traume an dem innern Auge vorüber, unzählig waren die Gestalten, schmerzlos wurde auch das Sorgenvolle, das man erlebt hatte, frei und sicher schwebten die Gedanken darüber. Und immer wieder hob neues Hurrah, der wehende Gruß, der feuchte Glanz glückseliger Blicke der Landsleute am Wege das Gemüth zu frohem Genuß der Gegenwart. — Auch traurige Eindrücke blieben nicht aus, schwarze Gestalten in der Menge oder an den Fenstern verdeckten mit dem Tuch das Antlitz, wenn der Freudenruf um sie erscholl, ihnen kehrten die Liebsten nicht zurück.

So zogen wir zwei Tage durch das Vaterland. Es war ein Siegeszug, wie ihn die Vorfahren sich vielleicht für die Helden ihrer Sage dachten, wenn diese vom Schlachtfeld zu den Göttern heraufgetragen wurden. Freilich auch darin waren manche unter uns der Erde entrückt, daß sie unterwegs

wenig Gelegenheit hatten, irdische Nahrung einzunehmen. Die jubelnde Menge trennte als undurchdringliche Mauer von den Buffets und die dem Kaiser und Kronprinzen kredenzten Becher, Tassen u. s. w. trugen nicht dazu bei, allen Andern das Leid dieser Trennung zu verringern. Als wir der Heimat näher kamen, schlug das Herz schneller, und die Ungeduld wurde schwer gebändigt. Und als man endlich Frau und Kind an das Herz schloß, da war Ruhm und Gefahr, die ganze Welt war vergessen, das langentbehrte Haus, das Daheim in der ganzen Fülle seiner Seligkeit, nahm ganz gefangen. Es ist schön als Deutscher stolz zu sein, und es ist auch nicht übel für das Vaterland, den Feind zu hauen. Aber die ganze Welt, aller Siegerstolz und alle Erfolge und Ehren sind wenig gegen das Glück, nach solcher Trennung sich unter den Seinen als ein stiller, zufriedener Mensch zu fühlen.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 21.)

20. Die Lage in Frankreich und unser Gewinn. Während dies geschrieben wird, dringen die französischen Regierungstruppen in Paris ein. Der achtwöchentliche Kampf der Regierung gegen die unbotmäßige Hauptstadt ist beendet. Es war weniger die Streitmacht des Herrn Thiers, welche dies Ziel ermöglicht hat, als der innere Verfall der Commune, und die Ueberzeugung ihrer Führer, daß nach Abschluß des Friedens mit Deutschland und nach Rückkehr der französischen Gefangenen alle Aussichten des Aufstandes geschwunden sind. Lehrreich ist für uns der Verlauf des Kampfes, welcher zwischen den Franzosen um den Besitz von Paris geführt wurde. Der Einmarsch der Regierungstruppen durch den Stadtwall erfolgte ohne erwähnungswerthen Widerstand auf derselben Südwestecke, welche während unserer Belagerung als maßgebender Punkt für einen Angriff gegolten hatte. Die Regierungstruppen verdanken ihre langsamen Erfolge der Geschützwirkung. Sie haben ihre eigene Hauptstadt sehr viel rücksichtsloser beschossen,

als wir gethan, und sie finden das jetzt ganz in der Ordnung. Es ist ein alter Lehrsatz der Kriegskunde, daß ein Bombardement nur dann wirksam ist, d. h. die Uebergabe der Festung zur Folge hat, wenn der belagerte Befehlshaber oder die Besatzung untüchtig sind. Wir haben im letzten Kriege fast alle eingenommenen Festungen durch Beschießung gewonnen, selbst bei Straßburg hat dieselbe den bei weitem größten Theil der Arbeit gethan. Auch das war bezeichnend für die Leistungen der Franzosen. Und doch ist unserem Heer die Frage nicht erspart worden, weshalb wir soviel bombardirt und so viel Eigenthum friedlicher Bürger zerstört haben. Der zureichende Grund war, weil die Beschießung, wo sie wirkt, in der Regel rasch wirkt, und weil der Belagerer dabei am weitesten abbleiben kann, also selbst den geringsten Verlust erleidet. Ehe man die regelmäßige Belagerung mit ihren Mühen, Kosten und Verlusten beginnt, versucht man, was die eigene Mannschaft, das Werthvollste im Kriege, am meisten schont; hilft dies nicht, dann bleibt freilich nichts übrig, als planmäßiger Angriff. Jetzt haben die Franzosen von demselben Vortheil langen und reichlichen Gebrauch gemacht. Wir aber empfinden als eine Vergeltung des Schicksals, daß Herr Thiers, der eifrigste Vorkämpfer der Befestigung von Paris, durch sein eigenes Werk an Besitzergreifung der Stadt gehindert und genöthigt wurde, dieselben Befestigungen, die er einst geschaffen hat, durch französische Geschütze niederzuwerfen.

Ohne Zweifel wird der Einnahme von Paris sehr bald ein plötzlicher Umschwung der Stimmung folgen, ähnlich wie einst dem Sturz der Jacobiner. Viele Tausend Flüchtlinge, welche erbittert in ihre zerstörten und ausgeraubten Wohnungen zurückkehren, die Priester, der heruntergekommene Mittelstand, die Genußsüchtigen, sie werden mit keltischem Haß, Spott, Rachegeschrei die Räuber der Commune verfolgen. Thiers hat wiederholt seine Treue gegen die Republik verkündigt und in Gesprächen seine innige Ueberzeugung kundgegeben, daß

Frankreich zwar jetzt legitimistische Neigungen habe, daß aber eine Rückkehr der alten Königsfamilien einen neuen Bürgerkrieg herbeiführen werde. Man thut ihm wohl mit der Annahme nicht Unrecht, daß dies seine wahre Meinung ist und daß er sich selbst, als lebenslänglichen Regenten, für die beste Kur Frankreichs hält. Die Frage ist nur, ob die Franzosen dieselbe Ansicht gewinnen.

Wir haben seit den Verhandlungen von Frankfurt unter den möglichen Machthabern Frankreichs die Wahl getroffen. Solange Thiers und seine Freunde den Vertrag beobachten, ist unser festes und großes Interesse, daß sie in der Regierung dauern. Der Friedensvertrag ist ihr Werk, wie das unserer Diplomatie, sie sind durch die verhältnißmäßig stärksten Beweggründe, durch Einsicht und Ehre, gebunden, ihn zu vertreten und auszuführen, sie sind durch den Friedensschluß von uns als die gesetzliche Staatsgewalt Frankreichs anerkannt, auch die persönliche Annäherung und Verständigung hat stattgefunden, welche jedem Vertragsschluß vorausgehen muß, und die in der Politik zwar für ein schwaches Band gehalten wird, aber gerade hier am wenigsten entbehrt werden kann. Wir haben von keinem Staatsoberhaupt, welches auf Herrn Thiers folgen mag, größere Ehrlichkeit und Vertragstreue zu hoffen, wohl aber das Bedürfniß jeder neuen Regierung nach Volksgunst mit einigem Mißtrauen zu betrachten.

Nicht als ob wir in Sorge um neue Kriegspläne wären. Wenn die Lehren der Geschichte nicht völlig trügen, so muß nach den fürchterlichen Schicksalen, welche Frankreich seit einem Jahr durchgemacht hat, und nach den harten Lehren, die ihm eingeschlagen wurden, dort ein tiefes Ruhebedürfniß die Oberhand gewinnen, Sehnsucht nach einer festen Regierung, welche Sicherheit für friedlichen Erwerb und die Möglichkeit gibt, die Schäden der Kriegszeit auszuheilen. Man darf überzeugt sein, daß diese nothwendige Gegenströmung kräftig wirken und Dauer haben wird, trotz gekränkten Soldaten und schnaubenden

Journalisten. — Und wenn es doch anders käme, wir können's kaltblütig abwarten.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 15.)

Schon hat sich erwiesen, wie gegenwärtig in Frankreich nur militärisches Regiment die Ordnung erhalten kann; daß Thiers und Favre genöthigt waren, den Marschall Mac Mahon zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen zu ernennen, ist ein deutliches Kennzeichen der gegenwärtigen Sachlage. Denn die drei Männer vertreten in merkwürdig ausgeprägter Weise drei verschiedene Richtungen des französischen Lebens. Thiers, der alte Orleanist, mit starken Ansprüchen an gelehrte Bildung, stellte sich bei den Verhandlungen mit unseren Staatsmännern dar wie ein recht beschäftigter guter Arzt, ein feines, kluges, glattes Gesicht, gute und einfache Kleidung, nie ohne die weißeste Halsbinde; er bewegt sich auch wie ein Arzt der vornehmen Gesellschaft, der sich von seinen Patienten nicht beeinflussen läßt, trotz gewandter Formen und gefälliger Rede schneidet hier und da ein entschiedenes Wort, ein feiner Witz; er handelt auch wie ein kluger Arzt, er hat immer noch ein Mittel, selbst wenn ihm der Fall hoffnungslos erscheint, wenigstens schiebt er die letzte Entscheidung hinaus. Er ist klug genug, um die Schwäche Frankreichs völlig zu erkennen, er weiß, daß zur Zeit nirgends eine gesunde Grundlage für festen Staatsbau vorhanden ist, aber er versucht behend alle seine Kunst, theils aus Pflichtgefühl, theils aus Eitelkeit. Denn wenn er auch im Grunde seiner Seele wahrscheinlich gering von seinen Franzosen denkt, deren geistigen Zustand er solange durch süße Arzneimittel zu Grunde richten half, so denkt er doch hoch von sich selbst und von seiner staatsmännischen Begabung. — Und neben ihm der ehrliche Republikaner Favre, ein alter Rechtsanwalt, derbe untersetzte Gestalt, der Alles was er ist und hat sich selbst verdankt, auch er müht sich jetzt nach Kräften, seinen Schutzbefohlenen Frankreich aus dem vorliegenden Rechtshandel

möglichst heil herauszuwickeln, kommt der Schützling schließlich doch an den Galgen, so thut ihm das herzlich leid, aber er ist gar nicht geneigt, das Schicksal desselben zu theilen, und wird durchaus nicht den Versuch machen, den Strick gewaltsam zu zerschneiden. Doch er wie Doctor Thiers werden als anständige Hausfreunde verschmähen, die verzweifelte Lage Frankreichs zu eigenem Vortheil auszubeuten, und dies ist ein Lob, das man der Mehrzahl einflußreicher Franzosen aus alter und neuer Zeit nicht geben kann.

Die Verbindung von Thiers und Favre mit Mac Mahon bedeutet zunächst, daß sich alle Parteien von den Legitimisten bis zu den Republikanern für den Kampf gegen den Communismus geeinigt haben. Marschall Mac Mahon, der angesehenste und persönlich achtbarste General der Napoleonischen Zeit, ist ein biederer Legitimist und sehr treuer Katholik. Beim Beginn des Krieges hatten sich die verschiedenen Parteien der Rechten vereinigt, ihm durch allgemeine Geldsammlung schon bei Lebzeiten ein Denkmal zu setzen. Vielleicht sollte er schon damals ein Führer gegen Napoleon werden. Jetzt hat trotz seiner unglückreichen Kriegführung die Rechte der Nationalversammlung den Regenten Thiers bestimmt, den Marschall zum Vorkämpfer gegen den Socialismus, d. h. zu seinem Nachfolger zu machen. Es war wohl nicht zufällig, daß kurz vorher eine Versöhnung der Linien Bourbon-Orleans und ein Abkommen über die Personen der künftigen Monarchen Frankreichs stattfand. Ist aber der Marschall wirklich der kräftige Charakter, um die eiserne Hand über Frankreich und in ihr eine neue Dynastie zu halten? Uns erscheint Jemand, der so im Kampfe niedergeworfen wurde wie er, eher als ein gebrochener Mann. Wohl möglich, daß er als Sieger in Paris einrückt und als Retter der Gesellschaft begrüßt wird, aber auf wie lange? und für welchen Nachfolger? —

Für unsere Soldaten in Frankreich ist eine nüchterne, lästige

Dienstzeit gekommen, und es fehlt nicht an Klagebriefen der Einzelnen.

Der Krieg hat trotz der furchtbaren Anstrengungen, die er zumuthete, in mancher Hinsicht den Soldaten verwöhnt. Jetzt haben die Liebesgaben plötzlich aufgehört, die Post nimmt keine Paketsendungen an, das Land des Feindes bietet nicht mehr gehäuftes Maß aus den erzwungenen Lieferungen, es wird nur gestrichenes aus den deutschen Vorräthen verabreicht. Dazu kommt, daß in den meisten Quartieren das hochmüthige, verstockte und eigennützige Wesen der Franzosen die Mannschaften bitterlich kränkt, die für ihre tägliche Feldzulage zum Sold sich in dem theuren Lande sehr wenig anthun können und in Schenken und Kaufläden die Empfindung haben, übertheuert und geplündert zu werden. Und obgleich noch nie so viel auf die Ernährung der preußischen Armee verwandt worden ist, als in diesem Kriege — auch 1866 kleinere Mahlzeiten, keine Zulage — so ist doch ganz natürlich, daß der Soldat sich in feindseligen Besatzungsorten, getrennt von der Heimat, im Zwange neuer, oft demüthigender Rücksichten auf die widerwärtige Bevölkerung, eng bedrückt fühlt, zumal wenn er in deutschen Zeitungen von dem begeisterten Empfange seiner Feldherren, der vergnügten Siegesfeier in Stadt und Land liest.

Aber was ihm selbst am meisten überflüssig und langweilig erscheint, das ist — im Ganzen betrachtet — für seine Gesundheit und moralische Kraft die beste Hilfe. Der harte, wilde Krieg macht den Soldaten unbändig und lockert die Disciplin auch des besten Heeres. Diese wieder straff zu ziehen, ist vor kriegsmüden Truppen eine der schwersten Aufgaben für die Kommandirenden, die härteste Zumuthung für die Soldaten selbst. Es gibt aber kein besseres und wirksameres Mittel dazu, als den Drill, diesen alten, mürrischen, unsterblichen Schutzgeist unseres Volksheeres, den wenig anmuthigen Bürgen und Gehilfen unserer Schlachtensiege. Mit Gepäck exercieren, Parademarsch üben, anstrengende Uebungs-

märsche thun, selbst nach der Scheibe schießen dünkt die Sieger von Wörth, Mars la Tour, Sedan, Orleans ein besonders unholder Rückfall in die Rekrutenzeit. Aber wenn wir sicher sein wollen, daß unser Heer bei einem neuen Kriegslärm den Franzosen mit der alten Ueberlegenheit entgegentreten werde, so ist gerade jetzt nöthig, den Soldaten zu gewöhnen, daß jeder Muskel und jeder Pulsschlag dem Kommando und Willen des Vorgesetzten gefügig gehorchen. Nur der Mann, welcher gegen alle seine Neigungen, gegen Natur und Willen, bei 30 Grad Wärme, Helm auf dem Kopf, fest zugeknöpft und bepackt, mit taktvollem Schritt so marschirt, daß jeder Tritt durch den ganzen Körper ruckt und daß der Erdboden zittert, nur dieser hat und gibt die Zuversicht, daß er auch auf seinen Vorgesetzten hören wird, wenn der Kugelregen betäubend dröhnt und ihm jeder Nerv durch die Gefahr in zuckende Spannung geräth. Nur die Gewöhnung an den stärksten Zwang des Geistes und Leibes gibt Bürgschaften für die Schlacht. Daran mögen unsere jungen Helden denken, welche jetzt der Affe unerträglich drückt. Es war kein Zufall, daß sogar im Kriege die tüchtigen Offiziere der Baiern bei den Preußen die Kunst des Drillens zu lernen suchten.

Wir werden also die leisen Klagen, welche in Privatbriefen aus unserem Heer zur Heimat ziehen, auf das rechte Maß zurückzuführen haben. Daß unsere wackeren Knaben jetzt stark mit Exercieren behelligt und in die Friedensordnung zurückgedrillt werden, ist ganz unvermeidlich. Gerade weil und solange sie in Feindesland stehen, ist diese herbe Zucht doppelt nothwendig.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 22.)

Und Paris? Die dichten Rauchwolken, welche aus den Brandstätten der Unglücksstadt aufsteigen, ziehen mit dem Frühlingswind über das entsetzte Land, durch die schweigsamen Straßen tönt der dumpfe Trommelwirbel der Regulären,

die Befestigungen von Paris haben ihre Aufgabe in den letzten acht Monaten vollauf erfüllt, sie haben Paris und Frankreich ins Elend gebracht. Wer irgend in der großen Stadt, dem Prachtstück moderner Civilisation, Schönes geschaut, Verlockendes genossen, der trauert und berechnet ängstlich, was vernichtet und erhalten ist; manchen Verlust hat das Gerücht übertrieben, das Gräulichste, Widerlichste, Scheußlichste in Sturm und Vertheidigung wird vielleicht niemals einen wahrhaften Berichterstatter finden. Vertheidigung und Eroberung in dem siebentägigen Straßenkrieg wurden wieder zumeist durch Geschützkampf geführt, der die Kämpfenden am meisten schont, die Gebäude stärker durch Geschosse und Feuer zerstört. Den Generälen der Regierung wurde, und nicht nur von Franzosen, der thörichte Vorwurf gemacht, daß sie durch fortgesetztes Vordringen bei Nacht viele Zerstörung werthvoller Gebäude hätten hindern können. Ihre Aufgabe war aber nicht, Louvre, Tuilerien und andere Paläste zu retten, sondern die Aufständischen um jeden Preis zu tilgen, und sie haben nur ihre Pflicht gethan, wenn sie unsichere, erschöpfte und wüthende Truppen nicht für die unberechenbaren Zufälle und Schrecken eines nächtlichen Straßen- und Häuserkampfes aus der Hand geben wollten.

Wir Deutsche haben in dem ganzen Jahre so oft Veranlassung gehabt, die schlechten Seiten der Franzosen auszumalen, daß wir vor diesen letzten unheimlichen Ausschreitungen des keltischen Wesens am liebsten auf eine Eigenschaft unserer Nachbarn hinweisen, welche ihnen zu einem Ersatz für manche Tugend verliehen scheint, auf ihre unzerstörbare Schwung- und Lebenskraft. Kein anderes Volk vermöchte so schnell über die jämmerliche Geschichte der letzten Monate hinwegzukommen und so keck um die Trümmer der zerstörten Staatsmauern ein neues Leben einzurichten, als sie. Paris wird für Arbeit und Genuß in wenigen Wochen viel von seiner früheren Lebhaftigkeit zeigen, und wir werden in kurzer Zeit

wahrscheinlich mit gemischten Empfindungen und nicht ohne Betroffenheit sehen, wie schnell dort auf der Oberfläche des Lebens, im Comtoir und auf der Straße, die größten Einbußen verwunden werden.

Es ist ja also Aussicht, daß auch wir recht bald etwas von den Milliarden erhalten. Wir gönnen den Franzosen, daß sie uns die allergrößten Summen bezahlen, nicht ebenso uns, daß wir mehr als den Staatsaufwand erhalten. Der Krieg darf kein Geschäft werden, weder für einen Staat, noch für irgend eine Klasse einflußreicher Männer, und wir mögen uns wahren, daß der knappe, sorgfältige, gewissenhafte Haushalt Preußens nicht durch ein plötzliches Verfügen über zulaufende Millionen aus der gewohnten Sparsamkeit komme. Noch ist unsicher, ob wir überhaupt diese Gefahr zu überwinden haben werden. Aber schon die Erwartung des fremden Geldes, — das doch den Einzelnen ihre Verluste auch nicht annähernd ersetzen wird — trägt nicht dazu bei, uns Deutschen ein besonders freundliches Aeußere zu geben. Nicht unserem geärgerten Reichskanzler, der in besorgter Arbeit an den Friedensbedingungen und Zahlungstagen herumänderte und zuletzt gar Abschlagszahlungen der französischen Banknotenpresse annehmbar fand, nicht unseren Reichstagsabgeordneten, welche in Versuchung kommen, aus den französischen Geldern sich eine besondere Volksgunst herauszumünzen, nicht unseren Ministerien, welche auf die erwarteten Gelder viele nothwendige Neugestaltungen und Verbesserungen anweisen möchten, vollends nicht den Hunderttausenden, welche Entschädigungsansprüche mit und ohne zureichenden Grund erheben, und nicht den großen und kleinen Staatskünstlern, welche hilfreiche Pläne aller Art auf das Beutegeld zu gründen beeifert sind. Geht das so fort, dann werden die ehrbaren und bedächtigen Deutschen vor der übrigen gebildeten Menschheit ein sehr begehrliches Aussehen erhalten, das ihnen keineswegs wohl ansteht. Der alte Fluch, der am Gelde hängt, äußert

sich bereits in zahlreichen, politischen Verstimmungen, Händeln und kleinen Lächerlichkeiten, jetzt, wo wir nur nach den Millionen ausschauen. Wie es uns bekommen wird, wenn wir sie erst wirklich erhalten, darüber werden wir nach mancher ernsten Erfahrung zu urtheilen haben. — Zur Zeit wollen wir bescheiden daran denken, daß es nicht leicht ist, die Größe, welche ein stolzer Sieg bereitet, auch durch das Leben zu behaupten.

Schlachtenmuth der Deutschen sonst und jetzt.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 23.)

In diesen Wochen kränzen wir die heimkehrenden Sieger und die Hauptstadt rüstet ihnen festlichen Empfang. Aus den starken Aufregungen des Kampfes und aus freudenlosem Harren im Lande der Feinde kehren sie zu der Ordnung ihrer Heimat mit dem Bewußtsein gethan zu haben, was für alle Zeiten als eine der größten Leistungen menschlicher Volkskraft gerühmt werden wird. Wenn sie blumengeschmückt unter dem jauchzenden Zuruf ihrer Mitbürger in Berlin einziehen, wird vielen von ihnen die nächste Vergangenheit wie ein wilder Traum erscheinen. Sie haben Tod gegeben und dem Tode getrotzt, sie haben in heißen Kampftagen eine für die meisten neue und furchtbare Spannung der Empfindung durchlebt, sie haben das Grausen vor der drohenden Vernichtung gefühlt und sie haben es in mannhafter Arbeit überwunden.

Sehr wenige Menschen sind so hartnervig, daß sie kein Mißbehagen oder doch nur ein geringes beim Eintritt in die Gefahr des Kampfes zu überwinden haben, die meisten fühlen die Todesfurcht in einem Grade, welcher Körper und Geist kraftlos zu machen droht, und nur durch die stärksten sittlichen Anreizungen, durch Stolz, Ehrliebe, Pflichtgefühl, noch mehr

durch eisenfest eingearbeiteten Gehorsam und den Nachahmungstrieb oder das Herdengefühl gebändigt wird. Dies natürliche Grauen vor der Todesgefahr wird bei jungen Soldaten und vor dem ersten Kampf durch die lebhaften Eindrücke des Geschützdonners und die ungewohnten Bilder des Schlachtfeldes vermehrt, aber es bleibt auch dem kampfgewohnten Soldaten nicht erspart; es ist jedem abhängig von zufälliger Beschaffenheit des Leibes und der Seele, es bedrängt selbst den stahlhart Tapfern in außergewöhnlichen Fällen, welche die Phantasie besonders aufregen, vielleicht so, daß er mit Scham — nach militärischem Ausdrucke — den Hundsfott in sich merkt. Ja, es ist durchschnittlich bei jungen Soldaten leichter zu besiegen, als in höheren Jahren. Dies Grauen vor dem Tode ist am stärksten vor der Schlacht und bei unthätigem Harren, es mehrt sich bis zu den Augenblicken, wo die Todesgefahr und die Schrecken des Kampfes dem Soldaten fühlbar werden, es wird am schnellsten durch körperliche Anstrengung und durch den Zwang einer eingeübten Thätigkeit besiegt. In kräftig beanlagten Naturen folgt dieser heftigen nervösen Beklommenheit während der Schlacht allmählich eine starke Spannung, welche dem Einzelnen als Gleichgiltigkeit, ja als eine befreiende Thatenlust fühlbar wird. Diese Spannung, ebenfalls ein ungewöhnlicher Zustand, hebt, wenn sie durch Erfolge gesteigert wird, den Soldaten auf eine merkwürdige Höhe der körperlichen und moralischen Leistungen. Sie erhöht seine gesammte Lebenskraft, er vermag alsdann Anstrengungen zu ertragen, die man ihm im Frieden nicht zumuthen dürfte, und als Verwundeter Operationen und Leiden auszuhalten, welche ihm sonst tötlich werden müßten. Wer die Tapferkeit unserer Truppen richtig würdigen will, zumal die der preußisch geschulten, welche schon im Anfange des Krieges die schwersten militärischen Aufgaben unübertrefflich gelöst haben, der wird sich deutlich zu machen suchen, daß der Schlachtenmuth des modernen Kriegers gar nicht allein natürliche Anlage ist, wie

wohl die Rauflust und Prügelfreude eines jungen Mannes von übermüthiger Lebenskraft, sondern vorzugsweise hervorgebracht wird durch das Zusammenwirken starker ethischer Antriebe und einer eisernen Disciplin, welche Leib und Seele noch in Todesgefahr zum Gehorsam gegen die Führung zwingt. Es ist ein ergreifender Anblick für den siegreichen Feldherrn, nach der Schlacht die strahlenden Augen seiner müden Krieger zu schauen, den Jubelruf der Schaaren, die Grüße der Verwundeten auf der Erde zu empfangen, aber vielleicht noch erschütternder ist der Anblick der Truppe, wenn sie sich bereitet, in den tötlichen Kampf zu gehen. Die umwölkten Blicke, das schweigsame, tiefernste Wesen, kurze Fragen und Antworten, in vielen Gesichtern eine ängstliche Erregung und verblichene Wangen, und doch Tritt und Haltung fest, die Noth der schweren Stunde gebändigt durch Ehre und Zucht.

Die Tapferkeit des Kriegers in unserer Zeit ist eine andere geworden, als die unserer Vorfahren war. In der ganzen antiken Welt und im Mittelalter bis zur Einrichtung der großen quadratischen Landsknechthaufen war die Schlacht durchaus Kampf aus nächster Nähe und wesentlich ein taktisch mehr oder weniger geregelter Zweikampf der Einzelnen. Die Fernwaffen der Schützen: Pfeile und geschleuderte Bleikugeln, ja auch die Speer und Stein werfenden Geschütze der späten Römerzeit reichten nur wenige hundert Schritt, die Masse des Fußvolks warf den Wurfspeer, die Angreifenden rückten bis auf etwa dreißig Schritt an die feindliche Schlachtlinie heran. Wer nur um wenige Fuß erhöht stand, konnte vielleicht das ganze Schlachtgetümmel, die gesammte Aufstellung beider Heere übersehen. Das stärkste Geräusch der Schlacht war der Schlachtruf der Haufen, der Ton der Signalinstrumente, das Dröhnen von Speer und Stein an den Rüstungen. Die Angriffswaffen waren weniger furchtbar, ihr Flug mit dem Auge zu verfolgen, der Schutz durch Rüstung und Schild weit größer. Allerdings ist der Verlauf des Schlachtenkampfes

zu jeder Zeit in der Hauptsache derselbe gewesen: Lockerung der feindlichen Massen durch Geschosse, Sturmangriff auf ihre Stellung, Verfolgung. Aber auch der Sturmangriff war ein Kampf von Mann gegen Mann, er dauerte oft lange; gelang es, die Gegner zu werfen, so war die Verfolgung bei der großen Nähe der Heere natürlich weit kürzer und erfolgreicher als in der Regel jetzt, es war ein massenhaftes Niedermetzeln, oft Vernichtung des ganzen feindlichen Heeres. Und die großen Verlustziffern des unterliegenden Theiles sind nicht der Schlacht selbst, sondern der Verfolgung beizumessen. Zu solchem Kampf mußte der Soldat ganz besonders für den Einzelkampf vorgebildet werden. An seine Ausdauer wurden sehr große Anforderungen gestellt, nicht geringere an seine Gewandtheit im Gebrauche der Angriffs- und Schutzwaffen für das Nahegefecht. Der römische Legionssoldat blieb mehre Jahre Rekrut, während dieser Zeit wurde ihm ein Sturmangriff ungern zugemuthet, nur langsam bildete sich die Armeskraft für den Speerwurf und noch schwerer die ruhige, kaltblütige Vorsicht in der Vertheidigung. Die Ueberlegenheit alter Soldaten über junge war eine ganz unzweifelhafte, und die Schlacht nutzte weit völliger die ganze Körper- und Seelenkraft der Einzelnen aus, als jetzt. Aber gerade darum war der Kampf selbst für den Krieger weit mehr eine Bethätigung seines persönlichen Muthes und seiner Geschicklichkeit als jetzt. Jeder Einzelne kämpfte selbständiger, und sobald er für kurze Zeit aus verhältnißmäßig sicherer Deckung in den Bereich feindlicher Geschosse trat, mit größerer Aussicht sich zu wahren, als jetzt; er stand wie in der Arena, von tausend leidenschaftlich Betheiligten beobachtet, er suchte sich seinen Gegner und wurde von ihm gesucht. So waren die peinlichen Eindrücke, welche er vor seinem Eintritt in den Kampf erhielt, weniger furchtbar, der Kampf selbst einer tüchtigen Rauferei immer noch ähnlich. Zuverlässig hatte der Anblick der wüthenden Gesichter in der feindlichen Schlachtlinie und

das wilde Geschrei nichts Ermuthigendes, aber auch seine Freunde riefen, und er sah vorwärtsgewandt mehr die Verluste der Feinde als die seines Heeres. Der einzelne Soldat war damals in der Schlacht mehr, der Offizier verhältnißmäßig weniger, die Centurionen sprangen beim Ansturm auch in erster Linie ein, sie lenkten die Bewegungen der Streitenden durch Zuruf, aber der Krieger war für Angriff und Vertheidigung vor Allem auf sich selber angewiesen.

Als die Germanen gegen diese römische Kampfweise ihre Kraft versuchten, fiel dem Römer auf, wie sorglos um Deckung sie sich den Geschossen aussetzten; statt sich mit Lederkoller, Schienen, Helm zu wahren, zogen sie vor dem Kampf ihren Reno, die Jacke, aus, und ließen das lange Haar frei im Winde flattern. Sie gaben wenig auf den vorbereitenden Gerkampf, sondern warfen sich in ungeheurem Ansturm, ihrer Größe und Körperkraft vertrauend, über die kleineren Römer und schmetterten mit Schwert, mit Kaia und Frankiska (Keule und Axt) die ersten Reihen der Römer nieder. Wurde durch neue gegenrückende Römercohorten der Durchbruch aufgehalten, so sprangen sie zurück und wiederholten den Sturm so lange, bis den Römern oder ihnen selbst — wie der römische Offizier Ammianus sagt — „das Grauen“ kam. Im letztern Fall wurde auch ihre Niederlage groß. Aber man beachte wohl, schon damals merkten die Germanen, daß ihr Erfolg im Kampfe von der Stärke der Steigerung abhing, welche sie ihrem Heer vorher zu geben wußten. Während die römischen Feldherren ihren Soldaten durch Anreden vor der Schlacht die Kampfstimmung zu steigern suchten, rüsteten die Germanen zur Schlacht, wie zu einem hohen Fest, strählten und salbten das Haar, und hoben sich in den Schlachtenzorn durch höhnende Rufe und Spottreden und durch einen eigenthümlichen Sang in die vorgehaltenen Schilde, dessen fürchterlicher Schall die Römer mehr als einmal des Muthes beraubte. Aber die Kampfweise der Germanen litt allzusehr an dem Uebelstand,

daß sie die Schlacht als Massenzweikampf betrachteten, ihre taktischen Bewegungen waren dürftig, an ihren Befehlshabern wurde nicht kluge Umsicht, sondern persönliche Tapferkeit am höchsten geschätzt, sie murrten, wenn ihre Könige nach Art römischer Feldherren unter dem Fußvolk zu Pferde in die Schlacht zogen, sie forderten, daß der Feldherr vor den Anderen in die Feinde drang; ihn zu schirmen und mit der größten Aufopferung vor dem Tode zu behüten war Sache seines Gefolges, er selbst sollte der größte Schlachtentöter sein, und das Lied nach der Schlacht sang vor Allem von der Menge, die er im Kampfe erlegt.

Das deutsche Fußvolk verkümmerte unter den Karolingern, die Reiterei wurde Hauptsache. Auch als das Ritterthum seine Bräuche ausgebildet hatte, blieb die Schlacht ein großer Speerkampf, in dem der Einzelne Gefangene und Beutepferde suchte, ja sie wurde es in so schädlicher Weise, daß der Zweikampf die Heere völlig aufzulösen drohte und zuweilen eine zusammengehaltene Reserve von wenigen hundert Mann des Feindes seine Niederlage in einen Sieg verwandelte. Wir lesen von dem gewaltigen Eindruck zweier zusammenstoßender Schlachtreihen. Aber es hat in Deutschland keine Zeit gegeben, wo das Schlachtfeld so große Aehnlichkeit mit einer Rennbahn hatte, als damals; der Krieg war ein Geschäft harter Speergesellen, wie das Turnier, und zuweilen gewinnbringender und weniger gefährlich. Die Einzelnen kämpften tapfer, aber jeder Ritter fühlte sich als Offizier, die Einwirkung des Befehls war schwach, der Feldherr geizte oft nach dem Ruhm, der beste Lanzenbrecher zu sein.

Mit dem Landsknechtheere und der Einführung der Handfeuerwaffen im 15. Jahrhundert kam noch lange nicht die moderne Art der Tapferkeit in die Welt. Zuerst stieg am Schlachttage die Bedeutung der vier Offiziere: des Obersten oder Feldhauptmanns, der das Heer geworben, des Hauptmanns, Fähnrichs und Feldwebels. Sie hatten die unförm-

lichen quadratischen Schlachthaufen zu ordnen und zu bewegen, der Fähnrich freudig zum Kampf anzufeuern und die Ehre des Fähnleins zu wahren. Die angehängten Schützenflügel sollten die feindliche Schaar locken, der Gewalthaufe der Spießträger und Hellebardiere brach durch, die Reiterei half bei der Verfolgung. Aber die Schützen mit ihrer unvollkommenen Gabelbüchse unterstützten in der That wenig, sie kämpften verhältnißmäßig sicher und waren an Laufen und Rückzug gewöhnt. Im Schlachthaufen waren beim Ansturm nur die ersten Glieder in großer Gefahr, diese wurden höher bezahlt und durch verzweifelte „Katzbalger" verstärkt; die Masse drückte fast ungefährdet nach, erst wenn der Haufe gesprengt war, drohte ernste Gefahr, in der Regel nur Gefangenschaft bis zur Lösung durch Geld. Dennoch wurde in dieser Zeit ein neues, unerhörtes Grauen am Schlachttage empfunden: das Krachen der Geschütze, der tückische Lauf der Kugel, die durch das höllische Kraut, das Pulver, getrieben, unsichtbar den starken Harnisch durchschlug und den Mann tötete. Wie schrecklich und unheimlich diese Erfindung den Heeren erschien, vermögen wir noch aus manchem Bericht zu erkennen.

Seitdem ist die Bedeutung der Feuerwaffen in jedem Jahrhundert, zuletzt in jedem Jahrzehnt, gestiegen, mit jeder Zunahme der Wirkung sind die Schrecken der Schlacht, aber ebenso die moralischen Gewalten verstärkt worden, welche den Soldaten befähigen, das natürliche Grauen zu überwinden. Am Ende des dreißigjährigen Krieges galten die schwer bewaffneten Spießträger bereits für arme Teufel, militärisch untüchtig und ungefährlich; im 18. Jahrhundert wurde die neue Infanterie der fürstlichen Landesherren, voran der preußischen Könige, auf die Feuerwaffe allein auch für den Sturm angewiesen, aber um diese stärkere Zumuthung durchzusetzen, wurde der Drill kunstvoll und emsig ausgebildet, eiserne Zucht bändigte nicht nur die Willkür, auch die Furcht, das Ansehen der Offiziere stieg hoch. Das Offiziercorps der Preußen wurde die stolze

Genossenschaft der Könige, Hüter und Bewahrer militärischer Tapferkeit, der Ehre des Staates. — Nach dem Jahre 1807 erwies sich eine neue Verstärkung der sittlichen Gewalten im Heer als nothwendig. Die gebildeten Classen wurden durch die allgemeine Dienstpflicht in das Heer gezogen, die Liebe und die Hingabe für das Vaterland wurden als die wichtigsten Triebfedern für große militärische Leistungen anerkannt, der Freiwilligendienst, die höhere Ausbildung und sorgfältige Wahl der Offiziere machten den Kriegsdienst zu einer Ehrensache des Bürgers, die Erinnerung daran zum Stolz des bescheidenen Mannes.

Jetzt beginnen die Schrecken der Schlacht für den Soldaten schon lange bevor er sein Gefechtsfeld betreten hat. Die schweren Geschütze wirken mit beängstigender Genauigkeit bis in eine Entfernung, in welcher nur das Fernrohr Massenbewegung erkennbar macht, die Chassepots erreichten bis 2000 Schritt, töteten auf 1500, bevor der Deutsche überhaupt nur den Feind erkennen konnte. Diesen Raum von 1000—1500 Schritt zu durchschreiten, in welchem das Feuer unserer angreifenden Infanterie gegen eine feindliche Stellung unwirksam war, wurde eine schwere Vermehrung der Schlachtbedrängniß, welche man zur Zeit Friedrichs des Großen gegen Infanterie, selbst gegen Feldartillerie, nicht kannte. Denn damals rückte man fast ungefährdet der feindlichen Infanterielinie bis auf 200 Schritt gegenüber, begann ein schnelles Feuern, verkürzte in Linie feuernd und dabei vorgehend die Entfernung und nahm dann durch Anlauf mit Bajonet gewöhnlich die Stellung des Gegners.

Noch furchtbarer für die aufgeregte Phantasie und doch gar nicht zu vermeiden ist jetzt das stundenlange Stillhalten in feindlicher Feuerwirkung; — mehr als einmal ließ ein tüchtiger Kommandeur, um die betroffene Truppe zu beschäftigen, in solcher Muße die Griffe machen, wie daheim. Geht es aber näher zum Ansturm, so steigert sich jetzt das betäubende und tötende Knattern, Dröhnen und Rasseln zu

einer so gewaltigen, markerschütternden Stärke, daß früherer Schlachtendonner dagegen wie ein Kinderlärm ist, die Treffer werden zahlreich, die Kugeln scheinen wie Hagel zu fliegen. Dennoch beginnt in dieser Zeit für den thätigen Soldaten die Befreiung von dem bangen Druck, denn er tritt selbst in emsige Arbeit.

Immer aber sieht er auf seinen Offizier. Das feste Band der Mannszucht hält auch den Schwächeren fest, fast Jedem steigert sich der Gehorsam in solchen Stunden zu einer willenlosen, unbedingten Hingabe. In der Schlacht ist der Offizier seiner Mannschaft die edle Verkörperung der Ehre und Pflicht, er sucht sie vor der Gefahr zu decken, indem er sich aussetzt, er ermuntert und leitet sie durch Wort, Wink, Zeichen gerade wie auf dem Exercierplatz. Kommt es endlich zum Sturm der festen Stellung des Gegners steil aufwärts, wie beim Gaisberg, bei Spicheren, bei Wörth, so macht sich die Sache häufig etwa folgendermaßen. Die Offiziere der Compagnie springen voran, einige Dutzend der Mannschaft, die Bravsten, mit den Unteroffizieren und Freiwilligen dicht hinterdrein, dann kommt ein wenig bedächtiger langgestreckt die Masse der Compagnie, und dahinter zieht sich ein unerfreulicher Schweif, die Schwachen und „Drücker", diese bleiben wohl ganz zurück oder beugen abwärts in Busch und Graben. So klimmt die Compagnie bergauf, einem langen Insekt ähnlich, an dem man Kopf, Leib, Hintertheil durch dünnen Faden verbunden sieht. Die Fühlhörner aber sind immer die Offiziere. Das ist selbstverständlich. Ebenso bei der Reiterei. Wenn preußische Cavallerie angreift, so ist Brauch, daß der Regimentskommandeur seinem Regiment 40 Schritt vorreitet, auch von dem zugschließenden Offizier wird erwartet, daß er — gegen die Exerciervorschrift — nach vorn jagt. Für den Kommandeur ist jetzt solcher Vorritt gegen Infanterie fast sicherer Tod, und nach den Tagen bei Metz soll ein Armeebefehl dagegen erlassen sein. Es steht zu besorgen, daß er nichts geändert hat. Denn wollte man

solchem Offizier verständige Einwendungen machen, so würde er wahrscheinlich ehrlich antworten: „Einer muß sichtbar voran, dann jagen Pferde und Leute fest hinterdrein, fehlt der eine, so schlappt der Angriff, und der Kommandeur hat die Ehre des Regiments.“

Dies hoch gesteigerte Gefühl der Kriegerehre und Dienstpflicht, die strenge, unablässige, sich selbstvergessende, in keiner Gefahr und Noth ermüdende Sorge um die Untergebenen: sie sind die ausgezeichneten und unübertroffenen Tugenden unseres Offiziercorps. Und sie haben sich neben der körperlichen und moralischen Tüchtigkeit, der sorgfältigen Ausbildung und dem gutherzigen, vertrauenden Wesen unserer Mannschaften bewährt durch die größten Leistungen als sichere Hilfe gegen die Schrecken einer Schlacht.

Neues und altes Kaiserceremoniell.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 13.)

Bevor der erste deutsche Reichstag durch den Kaiser eröffnet wurde, war den Anwesenden eine kleine Ueberraschung bereitet. An Stelle des preußischen Königsthrones war ein werthvolles Museumstück aufgestellt, wenn die Zeitungen recht berichten, ein Stuhl aus der Sachsenzeit, in welchem einmal alte Kaiser gesessen haben konnten, von Goslar in eine Privatsammlung gerettet, unten von Stein, oben von Erz, eine sehr merkwürdige Erinnerung. Der geheimnißvolle Stuhl aus dem Urwald deutscher Geschichte war dem Vernehmen nach widerwillig, sich der modernen Feierlichkeit einzupassen, es mußte lange an ihm herumgepocht werden. Wurde vielleicht gar durch ihn die ganze Feierlichkeit um eine halbe Stunde aufgehalten? Uns Draußenstehenden macht der Schmuck des Stuhles antiquarische Gedanken. Dergleichen Stein- und Erz-

werk wurde in alter Zeit bei Feierlichkeiten nur als Gerüst betrachtet, es wurde mit einem Teppich überdeckt, den Frau Adelheid nach italienischem Muster gestickt, oder Frau Theophano aus der Damastweberei von Byzanz mitgebracht hatte, und auf den Sitz wurde jedenfalls ein schönes, weiches Kissen gelegt. Ohne das Kissen hätte sich ein alter Sachsenkaiser nur unwillig in den kalten Stein gesetzt. Warum? Er hatte ja keine Hosen an; die Strümpfe, welche ihm das Frauengemach seiner Gemahlin anmaß und nähte, reichten zwar hoch hinauf, indeß — um es kurz zu sagen, man hatte damals nach dieser Richtung viel natürliches Zartgefühl. Wir hoffen, daß der Stuhl noch lange zur Freude von uns Alterthümlern unter seiner Nummer dort aufbewahrt wird, wo man derlei ehrwürdigen Trödel zu schätzen die Muße hat.

Von der Tagespresse wurde mit großer Befriedigung hervorgehoben, daß die Reichskleinodien, welche im Zuge getragen wurden, unsere alten preußischen waren. Sie haben freilich für den Schauenden nicht sämmtlich gleiche Bedeutung. Wenn Graf Moltke das Schwert des Kaisers hielt, so sind die Gedanken, welche gerade jetzt bei diesem Anblick aufsteigen, so mächtig, daß sie einem ehrlichen Gesellen wohl Rührung in die Augen treiben können. Von den anderen ehrwürdigen Kleinodien sind uns Krone und Scepter noch von Thalern und Wappenschilden so ziemlich verständlich, obgleich die wahre und eigentliche Krone des Königs von Preußen und des neuen Kaisers der Helm ist. Schlimmer daran ist der liebe alte Reichsapfel, lateinisch das Pomum genannt, dessen eigentliche sinnbildliche Bedeutung keineswegs feststeht. Und es ist keinem kleinen Prinzen zu verdenken, wenn er beim Anblick dieses fürstlichen Brummküsels in Versuchung kommt, eine Peitschenschnur herumzuwickeln und denselben in stillem Gemach als Kreisel herumzutreiben.

In ältester Zeit freilich hatten diese Stücke weit andere Bedeutung. Nur durch sie konnte man König und Kaiser wer-

den. Nur dadurch, daß dem gekürten Mann die Kappe um den Leib gelegt, die Krone auf das Haupt gesetzt, Speer und Scepter in die Hand gegeben wurden, ward sein deutsches Königthum geschaffen. Ohne die Ceremonie war er nicht König und vermochte nicht eines seiner Königsrechte auszuüben. Aber noch mehr, auch die Königskleinodien vermochte er sich nicht arbeiten zu lassen. Die Fähigkeit, alle Rechte der Würde auszuüben, hing an bestimmten überkommenen Stücken. Und nicht bloß, weil diese gerade ehrwürdig waren und zum Königsschatz gehörten. Sie hatten vielmehr ein gewissermaßen persönliches Leben. Sie waren irgend einmal durch starke Segen und Gebete der Frommen geweiht und erfreuten sich des besonderen Schutzes der einflußreichsten Heiligen im Himmel. In alle waren zur Verstärkung ihrer Kraft Reliquien gebunden. Die Kappe war selbst die Hinterlassenschaft eines Heiligen, und man wußte, daß sie, am Schlachttage getragen, dem Tragenden Sieg verlieh, die Reliquien im Bügel der Krone, im Schaft des Speers, im Knopf des Schwertes bewahrten vor dem Messer des Mörders, oder gaben klugen Entschluß im Rathe, auch der Reichsapfel, seitdem er nachweisbar ist, war wahrscheinlich eine Reliquienhülle. Und noch anderer Zauber hing an den Kleinodien, den nicht die christliche Kirche zugefügt hatte. Alle diese Stücke hatten ein Schicksal, sie hatten früheren Besitzern Ruhm und Ehre gebracht, um ihren Besitz war schwere That gewagt und abgewehrt worden, wer sie empfing, der empfing Segen und Fluch vergangener Geschlechter, der über sie und gegen sie gemurmelt worden war. So waren sie Gegenstände einer hohen, furchtsamen Verehrung, welche ihren Besitzer in Vielem über das gewöhnliche Menschenloos heraushoben und unter den besonderen Schutz der Heiligen stellten. Kein Wunder daher, daß sie ängstlich behütet wurden, und daß ein Besitzer vor seinem Tode sie zuweilen sorglich seiner Gemahlin oder einem treuen Verwandten zur Bewahrung überwies, wenn er wußte, daß diese bei dem nächsten Wahlherrn der Deutschen geringe

Freundschaft finden würden. Er konnte seinen Lieben kein besseres Erbe hinterlassen, denn sie erhielten dadurch Gelegenheit, mit dem nächsten Kronträger einen vortheilhaften Vertrag zu machen.

Doch das alles ist lange her. Jetzt sind uns diese Kleinodien bedeutungsarme Schaustücke geworden, die unsere Herrscher nach Zeitgeschmack und persönlichen Wünschen umformen lassen, um sie nicht zu gebrauchen. Selbst die Krone ist so unwesentlich, daß der König oder Kaiser, in dessen Nähe niemals dieses Goldgeschmiedewerk sichtbar wäre, auch nicht den kleinsten Theil seiner Machtfülle und Majestät verlieren würde. Wir hören jetzt, daß dergleichen doch für die neue Kaiserwürde in Arbeit gegeben sein soll. Und wieder melden die Zeitungen, daß die Majestät von Baiern sogar die Krone ihres kaiserlichen Ahnherrn Ludwig als Ehrengeschenk dem Kaiser verehren wolle. Das wäre gewiß recht freundlich von dem Haupt des erlauchten Hauses Wittelsbach gedacht, und wir möchten um Alles nicht eine deutsch-patriotische Absicht kränken. Aber wir haben ja von solchen guten Werthstücken bereits den erwähnten Stuhl. Und sollte die Krone Ludwigs eine Aufmerksamkeit sein für eine andere Aufmerksamkeit, welche Weißenburg hieße, so würde dieses Geschenk von den Deutschen mit Blicken betrachtet werden, deren bösen Schein wir sowohl von dem Haupte unserer Hohenzollern als des Königs Ludwig für immer abgewandt wünschen.

Ja, wir haben eine entschiedene Abneigung Erinnerungen an das alte Kaiserthum des heiligen römischen Reiches im Hause der Hohenzollern wieder aufgefrischt zu sehen. Wir im Norden haben den Kaisertitel uns — ohne große Begeisterung — gefallen lassen, soweit er ein politisches Machtmittel ist, unserem Volke zur Einigung helfen mag und unseren Fürsten ihre schwere Arbeit erleichtert. Aber den Kaisermantel sollen unsere Hohenzollern nur tragen wie einen Offiziersüberrock, den sie im Dienst einmal anziehen und wieder von sich thun; sich

damit aufputzen und nach altem Kaiserbrauch unter der Krone dahinschreiten sollen sie uns um Alles nicht. Ihr Kaiserthum und die alte Kaiserwirthschaft sollen nichts gemein haben, als den — leider — römischen Cäsarnamen. Denn um die alte Kaiserei schwebte so viel Ungesundes, so viel Fluch und Verhängniß, zuletzt Ohnmacht und elender Formenkram, daß sie uns noch jetzt ganz von Herzen zuwider ist. Von Pfaffen eingerichtet, durch Pfaffen geweiht und verpfuscht, war sie ein Gebilde des falschesten und verhängnißvollsten Idealismus, welcher je Fürsten und Völkern den Sinn verstört, das Leben verdorben hat. Schwer hat unsere Nation die innerlich unwahre Idee gebüßt, Jahrhunderte der Schmach und des politischen Verfalls sind aus ihr hervorgegangen.

Die Hohenzollern haben uns aus dem Jammer herausgehoben, und gerade sie sollen nicht der Rache der höhnenden Dämonen verfallen, welche noch immer hinter den Lappen des alten verschossenen Kaisermantels lauern, und unseren Herren den Schein für das Wesen, den Vorsitz an fürstlicher Tafelrunde für die Herrschaft über ein einiges Volk geben möchten. Unsere Kaiser sollen ernsthafte Geschäftsleute sein, welche das Wesen der Macht freut, nicht der Goldglanz, nicht ein neuer Reichsherold Germania, nicht ein abenteuerliches vierfarbiges Kaiserbanner und nicht die große fürstliche Festtafel, bei welcher verdiente Generäle, die unsere Feinde geschlagen haben, verurtheilt werden, hinter dem Stuhl durchlauchtiger Herren aufzuwarten, welche vielleicht als müßige Zuschauer die Reise in Feindesland mitgetrödelt haben.

Doch diese Zeit voll Politik lenkt auch einen bescheidenen Antiquar aus Stil und Ordnung des Vortrags. Es war hier nur die Absicht, einige alte Momente kaiserlicher Thätigkeit neben neue zu halten. Wenn kritische Naturen des Berliner Hofes über solchen Brauch, wie den Vortritt des Hofes bei dem feierlichen Eintritt des Kaisers zur Thronrede urtheilen, so äußern sie wohl die bescheidene Ansicht: bei uns

macht man dergleichen nicht gut. In Wahrheit macht man's wahrscheinlich so gut wie anderswo, uns fehlt nur gar sehr das Gemüth für solche dramatische Schaustellung. Unser volles Interesse liegt ganz wo anders. Nicht das Ceremoniell um die Thronrede, sondern ihr Inhalt, nicht Uniform und Orden des Kaisers, sondern der Ausdruck seiner Mienen, die Betonung seiner Worte sind uns bedeutsam. Das Andere geht so nebenher, je anspruchsloser, desto besser.

Wir haben jetzt nur éine häufigere öffentliche Handlung, bei welcher der Kaiser vor seinem Volk in wirklicher Machtentfaltung erscheint, und das ist unsere Parade. Die Königsparaden sind die größten und am meisten charakteristischen Repräsentationsfeste der deutschen Königsmacht; das soll auch der nicht leugnen, der sie vielleicht einmal langweilig findet und der Störung des hauptstädtischen Verkehrs grollt. Es ist lehrreich, damit die etwa entsprechenden Acte der alten Kaiserwürde zu vergleichen, aus dem sechzehnten Jahrhundert, der Zeit, wo sich die Kaisermacht auf einige Jahrzehnte aus tiefem Verfall zu außerordentlichem Glanz erhob und wo alter Brauch des Mittelalters noch sorgfältig geübt wurde. Freilich bei militärischen Musterungen hatte der alte Kaiser selten Gelegenheit, in seiner Machtfülle zu erscheinen. Bis zur Hohenstaufenzeit hatten die Römerfahrten zuweilen eine großartige Veranlassung geboten, seitdem war das Mustern gesammelter Vasallen oder geworbener Fähnlein eine peinliche, schmucklose Arbeit geworden. Und die Nation sah wenig von ihrem Kaiser. Nur eine häufig wiederkehrende Veranlassung zur öffentlichen Darstellung kaiserlicher Majestät war geblieben, die Ertheilung von Fahnenlehen. Sie fand statt nicht nur nach neuer Kaiserwahl, auch nach jeder Besitzänderung in den großen Adelsgeschlechtern, sie war wohl auf jedem Reichstag das größte Fest. Und da der Brauch dabei sehr alterthümlich war, uns ganz fremdartig geworden und selten beschrieben ist, und da er genau ebenso die alte Kaisermacht kennzeichnet, wie

die Königsparaden der Hohenzollern die neuzeitliche, so soll hier kurz davon berichtet werden.

Auf dem Platz der Reichsstadt wurde ein Gerüst errichtet, mit breiten Stufen, es mußte unter freiem Himmel sein und es mußte umritten werden können. Darauf der Kaiserstuhl und die Sitze der Kurfürsten, Alles mit schönen Teppichen und golddurchwirktem Stoff bedeckt, in der Nähe waren Ankleidezimmer für den Kaiser und die Kurfürsten. Zur bestimmten Stunde kam der Kaiser mit den Kurfürsten und großem Gefolge angeritten, stieg bei seinem Ankleidezimmer ab und legte den schweren goldenen Kaisermantel und die Krone an. Dann schritt er im Kaiserschmuck und der Krone mit großem Zuge auf das Gerüst und setzte sich auf den Kaiserstuhl, weit sichtbar, sehr stattlich; zur rechten und zur linken Hand saßen die Kurfürsten, welche die Reichskleinodien im Zuge getragen hatten: Mainz das Evangelienbuch zum Schwur, Sachsen das Schwert, Brandenburg den Scepter, Rheinpfalz den Reichsapfel. Darauf ritt, bis dahin unsichtbar, der Rennhaufe des fürstlichen Vasallen heran, der das Lehn erhalten sollte. Es waren seine Vasallen und Reisigen, in seine Farben gekleidet, die Edelleute darunter in Sammt mit Federn, Alle kleine Fähnlein in den Händen oder auf den Häuptern der Rosse; in der Mitte aber führte der Hause die rothe Rennfahne, die auch Reichsfahne oder Blutfahne genannt wurde. In gestrecktem Roßlauf umrannte die Schaar das Gerüst mit dem Kaisersitz — die schnelle Gangart dabei war uralter Brauch der Deutschen, die auch beim Turnier so gegeneinander ritten, die Romanen nur im Trabe. — Nachdem der Kaiserstuhl zum erstenmal „berannt“ war, ritten die Boten des Vasallen heran, Reichsfürsten von seiner Freundschaft, sie stiegen vor dem Gerüst ab, knieten auf den Stufen nieder, und knieend bat der Sprecher unter ihnen den Kaiser um die Ertheilung der Lehne. Darauf stand Mainz auf, besprach sich mit dem Kaiser, dem laut zu reden gar nicht zugemuthet wurde, und

antwortete, daß der Kaiser bereit sei. Hatten die Boten wieder ihre Rosse bestiegen, so kam nach dem zweiten und dritten Rennen der Blutfahne der Reichsfürst selbst unter Trompeten- und Paukenschall mit seinem Gefolge und einem Reiterhaufen in allem Glanz, den er aufzubringen vermochte, angeritten, vor ihm alle Fahnen seiner Lehen, deren Bilder in den Wappenfeldern unserer alten Familien erhalten sind. Auch er ritt im Galopp an das Gerüst, stieg ab und kniete nieder. Dann legte Mainz das Evangelienbuch in den Schoß des Kaisers, der Kaiser faßte mit beiden Händen die oberen Ecken, der Lehnsfürst legte die Hand auf das Buch und schwor den Vasalleneid. Darauf ergriff der Kaiser das Schwert am Kreuzgriff und bot den Knopf dem Vasallen, dieser faßte daran und küßte den Knopf, war er aber ein geistlicher Fürst, so wurde ihm die Spitze des Scepters geboten. Darauf wurden die Fahnen gebracht, zuerst die Blutfahne, dann die Lehensfahnen, der Kaiser faßte mit der Hand an jede, und darunter ebenso der Vasall. Waren die Fahnen angefaßt, so wurden sie von dem kaiserlichen Herold Germania unter das schauende Volk geworfen, die Leute rissen sich darum und trugen die Fetzen als Beute heim. Als aber im Jahre 1566 bei der Belehnung des Kurfürsten August durch Maximilian II ein kecker Reiterknabe die Fahne des Herzogthums Sachsen — die mit dem Rautenkranze — behend ergriff und unversehrt entführte, freuten sich die Sachsen über das gute Vorzeichen und der Reiter erhielt eine Belohnung. Nicht immer ging dieser Act der Belehnung ohne Zwischenfall vor sich. Als im Jahre 1530 Karl V die Herzöge Jörg und Barnim von Pommern belehnte, erhob sich Kurfürst Joachim von Brandenburg nach dem ersten Rennen der Pommern und wahrte in schöner Rede seine Ansprüche auf die pommerschen Lande, und als darauf die beiden Herzöge knieend an die Fahnen faßten, trat auch er hinzu und faßte auch mit der Hand an die Stangen. — Der Belehnte trat unter die Fürsten auf

dem Gerüst. War allen Werbern ihr Lehen ertheilt, dann kehrte der Kaiser im Zuge zu seinem Ankleidezimmer zurück, legte die Bürde des Kaiserschmucks ab, verabschiedete freundlich die Fürsten und ritt nach seiner Herberge.

Man beachte sein Verhältniß zu der feierlichen Handlung. Er war der geweihte Vertreter des Reiches, er mußte die Kaiserkrone tragen, unter freiem Himmel sitzen, von den Reichskleinodien umgeben sein, gewisse Handgriffe thun, um die wichtigsten Rechtshandlungen des Reiches zu vollziehen. Das Volk freute sich, wenn er tapferlich dasaß, und es schätzte sorgfältig den Geldwerth der Krone und seines goldenen Chormantels, auf dessen Rückseite der kaiserliche Adler gestickt war. Sprechen durfte er nicht, das besorgte für ihn der Erzbischof von Mainz; die bewaffnete Mannschaft gehorchte — abgesehen von seiner Hausmacht — denselben Vasallen, deren Landbesitz nur durch seine Verleihung zu einem rechtlichen wurde; das Geld hatten die Fürsten und Reichsstädte, und dies war für ihn noch schwerer zu bekommen, als die Schaaren seiner Vasallen. Dauerte die Feierlichkeit lange, dann wurde ihm die Krone zu schwer, und der König von Böhmen mußte sie im Schoß halten, nur so oft ein Lehnsmann mit den Fahnen anrannte, mußte sie wieder aufgesetzt werden. Aber das Ceremoniell, dem er leidend diente, war wieder sehr bedeutsam. Trug er nicht die Krone auf dem Haupt, so konnte er nicht Lehen zutheilen, faßte der Vasall nicht an die Fahnenstange, so begab er sich seines Rechtes an den Landbesitz.

Ist das nicht grundverschieden von moderner Auffassung der Kaiserwürde? Auch die Kaiserparade unter den Linden hat manchen eigenthümlichen Brauch, den ohne Zweifel ein kundiger Mann in ferner Zukunft seinen Deutschen schildern und als höchst bedeutsam darstellen wird. Was aber ist bei uns die Hauptsache? Nicht daß der Kaiser in kriegerischem Schmuck vor Heer und Stadtvolk sich zeigt, sondern das Urtheil, welches er über seine Truppen fällt, seine soldatische

Ansicht, seine Zufriedenheit, sein Lob, sein Tadel. Wir sehen und suchen in ihm stets den Kriegsherrn, den Befehlshaber, den höchsten Beamten des Reiches, den tüchtigen Mann von Sinn und Urtheil. Vor der Majestät des alten Kaisers beugte auch der stolzeste Reichsfürst sein Knie zur Erde, aber jede persönliche Willensäußerung des Kaisers war den Vorfahren unbequem, oft gleichgiltig; unserem Kaiser stehen wir Mann zu Mann mit offenem Auge gegenüber, wir achten an ihm nicht Krone und goldenen Chormantel als die weitsichtbaren Abzeichen seines Amtes, und nicht die Handgriffe und dramatischen Bewegungen, durch welche er waltet, sondern wir verehren in seinem hohen Amt seine persönliche Tüchtigkeit, den Wollenden, den großen Arbeiter für die Nation. Und deshalb ist der Nation das Ceremoniell und die äußerliche Darstellung seines Kaiserthums nur soweit erträglich, als das Unwesentliche nicht die Zeit und den Ernst seines thätigen Lebens beengt.

Das Deutsche Reich als Großmacht.

(Im Neuen Reich 1871, Nr. 26.)

Die deutsche Nation hat als letzte unter den großen Völkern Europas sich zu einigem Staatswesen zusammengeschlossen, nachdem ihr früherer Staatsbau durch die Absonderungsbestrebungen seiner Theile in Schwäche zerfallen war. Auch das neue Reich bietet durch seine Verfassung noch keine Bürgschaft für Kraft und Dauer. Jede zeitweise Lähmung der preußischen Energie, welche durch Schwäche der Regierenden oder durch innere Entwickelungskrankheiten hervorgebracht werden mag, könnte in die Verträge mit den deutschen Königreichen einen Riß machen, und die Staaten, denen Militärhoheit und diplomatischer Verkehr mit dem Ausland bewahrt worden ist,

in gefährliche Versuchung setzen, das eigene Heil im Anschluß an andere Mächte zu suchen. Auch wäre es ein Irrthum zu meinen, daß die Gemeinsamkeit großer Verkehrsinteressen und der Gesetzgebung in wenig Jahren ein sicherndes Gegengewicht gegen die Territorialpolitik aufsetzen wird, der Zollverein hat in der Sturmzeit 1866 nicht zusammengehalten, und die festesten Verbindungen des Privatverkehrs pflegen in Zeiten politischer Erregung schwächer zu sein, als die aufgeregte Leidenschaft der Parteien oder der Erhaltungstrieb der Herrschenden. Dazu kommt, daß die ganze Verfassung des Deutschen Reiches bis jetzt durchaus nach den Bedürfnissen einer einzelnen thatkräftigen Persönlichkeit zugeschnitten ist, welche hier gewinnend und übersehend, dort gewaltsam durchgreifend Alle in persönlicher Scheu und Abhängigkeit zu binden weiß, die Kronen durch den Reichstag, die Volksvertreter durch den Bundesrath im Schach hält, und sich selbst größte Freiheit für Anordnungen nach dem Bedürfniß der Stunde vorzubehalten versteht. Aber bei aller Unfertigkeit hat das neue Reich der Deutschen vor jenem früheren, welches während seiner Hilflosigkeit heilig genannt wurde, eine besondere Bürgschaft der Dauer voraus. Es ist gegründet auf das Uebergewicht eines einzelnen, straff verwalteten, einheitlich verbundenen Staates, welcher nach seinem Machtgewicht der Gesammtheit aller kleineren Staaten, die er sich durch Bündniß und Verträge angeschnürt hat, beträchtlich überlegen ist. Auf der Gewalt Preußens beruht das Reich, seine Macht und Dauer. Und deshalb sind gerade jetzt die Verhältnisse im preußischen Staat für deutsche Vaterlandsfreunde in ganz neuem Sinn eine Herzensangelegenheit geworden: die Parteien des Landtags, die Charaktere der leitenden Beamten, die Majestät und verfassungsmäßige Gewalt des Königthums. Daß dort der strenge, pflichtvolle, arbeitskräftige Sinn im Beamtenthum dauere, die nöthigen Reformen in Verwaltung, Kirche, Schule völlig durchgeführt, das gesetzliche Ansehen der Krone in den

Reibungen mit der Reichsgewalt nicht beeinträchtigt werde, das muß jetzt gerade den liberalen Deutschen eine ernste Forderung sein. Denn nur wenn uns Preußen fest bleibt, bewahrt unser Reich festen Grund.

Aber die Stellung einer Nation unter den Staaten der Erde wird nicht nur durch die Regierenden und ihre Maßnahmen, noch mehr durch den Charakter des Volkes und durch feste Culturbedingungen gerichtet, denn diese Besonderheiten üben unablässig während Jahrhunderten, Jahrtausenden ihren Einfluß. Darum sei hier an die Eigenschaft der Deutschen gemahnt, welche auf die Dauer mehr als irgend etwas Anderes auf unser Verhältniß zum Auslande und unsere Politik einwirken muß. Wir sind das Colonistenvolk der Erde. Wir sind es vom ersten Auftreten der Germanen in der Geschichte bis zur Gegenwart, von dem Kimbrerzuge bis zu unseren deutschen Comtoiren in China und Japan auf eine eigenthümliche Weise und in ganz riesigem Umfange geblieben. Es sei erlaubt, an Vergangenes zu denken.

Um das Jahr 600 hatten deutsche Auswanderer fast das ganze römische Kaiserreich vom Rhein bis zum Tajo besiedelt. Schleswig'sche Angeln und Sachsen waren auf ihren hochbordigen Seerossen an der Küste des Britenlandes gelandet und verwandelten das römische Colonialgebiet in die stärkste Veste germanischen Lebens. Die Oberschlesier und ein Theil der Mittelschlesier — Hasdinge und Silinge — waren aus ihrem befestigten Grenzwald südwärts gezogen, hatten sich mit Altmärkern, dem Suebenstamm, der schon früher in das jetzige Schwaben gewandert war, zu großem Siedlerzuge verbündet; sie nahmen die pyrenäische Halbinsel ein und gaben — neben den Westgoten — trotz allem Völkermord und Raub den Einwohnern soviel Kampfmuth, Zeugungskraft und Bauernfleiß, daß die Urenkel das Land dem europäischen Wesen gegen die fremden Araber und Kabylen zu retten vermochten. Colonisten aus Niederschlesien und der Neumark zogen als Burgunder über

den Oberrhein und besetzten einen Theil der Schweiz und das Land jenseit der Vogesen, während die niederrheinischen Franken das nordöstliche Gallien eroberten und als Gebieter fast über das gesammte Land zwischen Rhein und Pyrenäen schalteten. Aus Altmark und Uckermark wanderte ein Theil der Winiler nach Oberitalien, dort nahmen die „Langbärte" verwüstetes Gotenland in Besitz und wurden die Stammväter norditalischer Barone und lombardischer Patricier. Ueberall sind die ausgewanderten Deutschen die Begründer der neuen Völker Europas geworden. Und man meine nicht, daß seitdem das Colonistenwerk der Deutschen aufgehört hat. Zunächst freilich war der Osten Deutschlands selbst, zumal der jenseits der Saale, durch den Abzug von vielen Hunderttausenden allzu menschenarm geworden; von der unteren Donau drangen die Avaren an den Lech, von der Weichsel kamen die Slaven, setzten sich herrisch über die Zurückgebliebenen und verwuchsen mit ihnen zu Wendenvölkern, aber schon im 7. Jahrhundert breiteten sich die Franken wieder gen Osten, im 8. wurde Salzburg und Oestreich von den Baiern besiedelt, im 9. die Slaven von den Sachsen über die Saale zurückgedrängt, im 10. ward Mähren und das Elbgebiet unterworfen. Das 11. wurde durch eine großartige Binnencolonisation in Anspruch genommen, denn überall erhoben sich die Thürme deutscher Städte und die rührige Kraft der Anbauer arbeitete im Mauerbereich der Burgen mit emsigem Bürgerfleiß, der jetzt in besserem Schutz und Recht und mit mannigfacher Kunst das Leben des Arbeiters festigte. Im 12. Jahrhundert richteten die Päpste den Wanderdrang unserer Nation auf das Morgenland, sehr starker Abfluß überschüssiger Kraft fand in den Kreuzzügen statt nach ungünstiger Richtung. Es war ein großer Menschenverlust, aber diese Zeit eröffnete doch dem deutschen Wanderer den fernen Osten, sie gab die Anregung zu der großartigen Colonisation des 13. Jahrhunderts. Denn in diesem wurde alles früher deutsche Landgebiet bis östlich von der Oder den Slaven

durch unsere Colonisten abgewonnen, Preußen erobert, Liefland, Kurland und Esthland mit deutschen Burgen und Städten besetzt, auf czechischem, polnischem und ungarischem Boden hunderte deutscher Städte gegründet, bis nach Siebenbürgen weite Landstrecken mit deutschen Bauern besiedelt. Diese großartige Ausbreitung deutscher Arbeiter wurde um 1350 plötzlich durch eine fürchterliche Pest unterbrochen, welche die Dörfer und Städte Mitteleuropas entleerte. Mehre Generationen waren trotz der starken Lebenskraft unseres Volkes nöthig, die Verluste an Menschen zu ergänzen. Dazu kamen im 15. Jahrhundert die Hussitenkriege, welche das mittlere Deutschland gräulich verwüsteten, ferner die strengere Ausbildung der Grundherrlichkeit und Landeshoheit, welche nicht nur in Deutschland, auch in Skandinavien, Polen, Ungarn den Auszug und die Einwanderung dem unfreien Landmann erschwerte. So geschah es, daß die Bewegung des 16. Jahrhunderts vorzugsweise nach den Städten ging, und daß die Auswanderung nach dem Osten fast nur durch zahlreiche Einzelne, zumeist durch Handwerker geschah. Aber die deutschen Städte vergrößerten sich schnell, die bessere Sicherheit des Lebens, eine höhere Ausbildung kunstvoller Arbeiten, größere Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, das gemeinsame Gefühl rasch zunehmenden Wohlstandes gaben im Lande selbst einer größeren Menschenzahl Nahrung und Gedeihen. Deutschland fühlte sich wieder menschenvoll. — Da brachte das 17. Jahrhundert den dreißigjährigen Krieg. Er brach die Volkskraft, verminderte die Menschenzahl um viel mehr als ein Drittel, zerstörte Handel, Industrie, Wohlstand fast des ganzen Binnenlandes. Fast 200 Jahre rang und mühte sich das arme und muthlose Volk, diese Verluste an Menschenkraft und Capital wieder zu ersetzen, um 200 Jahre wurden wir gegen Engländer, Holländer, Franzosen in unserem Wohlstand zurückgeworfen. Eben war in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts unter dem Bürgerthum wieder Industrie, Unternehmungslust, ein fröh-

liches Aufstreben erkennbar, so tilgten die Kriege Napoleons das junge Gedeihen. In dieser ganzen Zeit stockte die Auswanderung, nur die Seestädte der Nordsee bewahrten die Wanderlust und die Fahrten kleiner Handwerker gingen fort.

Doch merkwürdig, kaum waren die Schäden jener furchtbaren Zerstörung von 1618—48 überwunden — so weit sich aus statistischen Vergleichen der Menschenzahl und des Vieh- und Besitzstandes erkennen läßt, etwa um das Jahr 1830, zur Zeit der ersten deutschen Eisenbahnen — so begann auch sofort die uralte Ansiedlerlust sich kräftig zu regen. Und jetzt, nach 40 Jahren betrachten wir staunend die Ergebnisse. Die großen Binnenstaaten Nordamerikas, Dörfer am Kap, weite Flächen in Australien, zahlreiche Colonien in Südrußland, sind mit deutschen Ackerbauern gefüllt, kaum ein größerer Handelshafen öffnet sich an irgend einem gastlichen Gestade der bewohnten Welt, in welchem nicht deutsche Häuser unter den ersten stehen, deutsche Barkschiffe fahren Frachtgüter von Hinterindien, in den Meeren von China und Japan, von Chili und Peru, deutsche Walfischfänger segeln auf Fang von den Sandwichinseln wie von Bremen und Hamburg, kaum eine Stadt der Erde, welche Fremden überhaupt zugänglich wird, wo nicht deutsche Handwerker ihre Lieder singen, kaum eine deutsche Familie in den bescheidensten Verhältnissen, die nicht Verwandte und Bekannte in mehr als einem fremden Welttheil weiß. Mit wundergleicher Schnelligkeit wächst der Verkehr und die Bedeutung der Interessen, welche wir in der Fremde haben. Auch gegenüber den Culturländern Europas sind wir es, welche den andern weit mehr von unserer Volkskraft abgeben, als wir im friedlichen Austausch dagegen erhalten. Wir haben vor Kurzem Veranlassung gehabt, um die Zahl unserer Landsleute in Frankreich zu sorgen. Vollends im Osten. In Congreßpolen lebt fast eine halbe Million Deutscher, meist auf unserer Seite der Weichsel, ein Theil der Güter längs der Grenze ist in deutschen Händen, ein weit größerer in Abhängigkeit von

dem Capital unserer Kaufleute zu Breslau, Posen, Danzig. Man darf im Ganzen annehmen, daß jedes Jahr mehr als 300,000 Deutsche zur Arbeit in die Fremde ziehen, in 10 Jahren also 3 Millionen, in hundert Jahren 30 Millionen, von denen allerdings ein gutes Theil wieder heimkehrt. Die Heimkehrenden und die, welche in der Fremde bleiben, welche Bedeutung müssen sie im Lauf der Zeit für uns gewinnen!

Längst erkannte der Kaufmann die Wichtigkeit dieser nationalen Wanderung. Und doch ist unseren Landsleuten erst seit der jüngsten Zeit das Gefühl vergönnt, auf die Größe und Bedeutung ihres Heimatstaates stolz zu sein. Wer fortan in die Fremde zieht, der wird in seinem Herzen einen stärkeren Schutz gegen die Einwirkung fremder Nationalitäten bewahren; und das treue Festhalten am Vaterland wird ihm auch vortheilhaft werden, sobald er sein Recht in der Fremde durch die Vertreter des Reiches und die Kanonen unserer Kriegsschiffe kräftig gewahrt sieht. Jetzt erst werden die Wanderer und wir daheim den vollen Gewinn aus ihrer Thätigkeit empfangen. Vor Allem für unsere Politik unter den Großmächten der Erde.

Wir sind durch unsere Angehörigen aufs Stärkste betheiligt an allem friedlichen Verkehr der Völker. Wir haben nie Colonien gehabt, wir begehren kein Privilegium des Besitzes um andere Völker auszubeuten, unsere Landsleute haben fast schutzlos, auf eigene Umsicht angewiesen, uns stattlich und ehrenwerth gemacht unter den Fremden, bevor wir mächtig genug waren, um ihnen ein Rückhalt zu sein. Daran denken wir treu, wir merken, daß wir ihrem mannhaften Kampf gegen übermächtigen Wettbewerb die Gesundheit und jugendliche Kraft unseres Verkehrslebens verdanken. Wir sind deshalb vor anderen Nationen darauf angewiesen die Freiheit des Völkerverkehrs zu vertreten, niedrige Zolltarife, offene Häfen, gerechte und gleichmäßige Behandlung der Fremden, Achtung des Privateigenthums zur See. Unseren staatlichen Agenten

im Ausland wird vor Anderen die edle Pflicht obliegen, die Interessen ihrer Schutzbefohlenen kräftig gegen jede territoriale Engherzigkeit zu wahren, und unsere junge Marine wird mehr als die älterer Seemächte veranlaßt sein, die dreifarbige Flagge der Deutschen an den Küsten zu zeigen, wo man die Macht fühlen muß, um daran zu glauben.

Wir sind dazu bestimmt, Vertreter und Vorkämpfer jedes Fortschritts zu sein, durch welchen die Cultur des Menschengeschlechts von einem Volk zum anderen übergeleitet wird. Unsere Wissenschaft hat zuerst davon Nutzen gezogen, daß wir das größte Colonistenvolk der Erde sind. Die scharfsinnige Erforschung jeder Lebensäußerung fremder Völker, die neidlose und liebevolle Würdigung aller Funde, welche jemals irgendwo gemacht wurden, diese schönste Gabe, welche dem deutschen Volksthum bei seinem Entstehen in die Wiege gelegt wurde, sie ist durch unsere Wanderlust unablässig gesteigert worden. Wir dürfen ohne Ueberhebung sagen, daß wir alle Völker besser kennen, als sie uns, und daß viele für uns weit mehr Werth und Bedeutung haben, als wir für sie. Darin liegt zum großen Theil das Geheimniß unserer Kraft und Stärke. Deshalb sind wir auch mehr als andere Völker befähigt, die Eigenthümlichkeit und die Lebensbedürfnisse anderer Nationen zu ehren. Wir vermögen leichter gerecht gegen sie zu sein. Auch deshalb wird unsere Politik eine friedliche.

Wir sind völlig auf friedliche Entwicklung angewiesen. Wir senden die Schaaren unserer jungen Männer in jedes Culturland der Erde, wir hausen daheim als ein festländisches Volk zwischen mächtigen Nachbarn mit mäßiger Ausdehnung unserer Seeküste. Es kann uns nicht einfallen, durch Heere und Flotten in der Fremde zu erobern. Aber wir sind als Nation nicht mehr getheilt und schwach, wir fühlen lebhaft, daß wir unsere Ehre vor der Welt zu behaupten haben, und wir vermögen nicht mehr, Bedrückung und Ungerechtigkeit der Fremden duldend zu ertragen. Wir haben in sieben

Jahren drei Kriege führen müssen, um die ungerechten Uebergriffe fremder Mächte in die Interessen deutschen Volksthums abzuwehren. Wir werden auch in Zukunft unsere Landsleute in der Fremde und die Interessen Deutschlands gegen unleidlichen Druck, den eine fremde Macht auflegt, zu vertreten wissen.

Der Tod des Kaisers Napoleon.

(Im Neuen Reich 1873, Nr. 4.)

Durch fast fünfundzwanzig Jahre hat sich die öffentliche Meinung Europas unausgesetzt mit der Persönlichkeit des Mannes beschäftigt, welcher jetzt unerwartet aus dem Leben geschieden ist. Kein Anderer hat während dieser Zeit größeren Einfluß auf die politischen Geschicke der Erde ausgeübt, und doch merken wir Deutschen jetzt, wo wir sein Leben im Zusammenhang übersehen möchten, daß uns gar nicht leicht wird, die Verschlingung der Fäden zu erkennen, durch welche ihm sein Schicksal bereitet wurde. Zum Theil kommt dies daher, weil die Mischung von Böse und Gut, von Vorzügen und Schwächen in romanischen Naturen für uns Deutsche immer schwerer verständlich ist, als die der eigenen Volksgenossen oder selbst der Slaven. Dann aber ist das innere Leben dieses Mannes während längerer Zeit verhältnißmäßig wenig bekannt und die Glaubwürdigkeit vieler überlieferten Anekdoten nicht zweifellos. Auch die folgenden Zeilen wollen nur an Bekanntes erinnern.

Bei jedem Leben, welches abgeschlossen vor uns liegt, prüfen wir zuerst die beschränkenden Verhältnisse, unter deren Herrschaft es sich gestaltete, demnächst, wie weit das Tüchtige, Vernünftige, Gute, das die Zeit von dem Manne fordert, zu Tage kommt in dem unablässigen Kampf zwischen freier Selbstbestimmung und zwischen dem Zwange, den die eigene Ver-

gangenheit auf Jeden legt. Bei solcher Betrachtung findet sich wohl in jedem kräftigen Leben ein Höhenpunkt, wo der Mann siegreich gegen die Beschränktheit der eigenen Vorbildung das Gute, welches seine Zeit von ihm begehrt, durchzusetzen weiß. Und es ist kein Zufall, daß auf solchen Höhenpunkt sehr häufig ein starker Rückschlag folgt, in welchem falsche Schritte, übermüthiges Wagen oder auch der übermächtig werdende Zwang des früheren Lebens die Kraft mindern, den klaren Blick trüben, dem Manne sein Verhängniß bereiten.

Unendlich verschieden sind diese störenden Motive, sehr verschieden auch die Gewalt ihrer Nachwirkung; aber sie lassen sich fast in jedem Leben, welches bis in das höhere Alter reicht, erkennen! Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese Zeit der Prüfung oder des Rückfalls häufig zwischen dem 50. und 55. Lebensjahre liegt.

Die Ehe, durch welche Louis Napoleon seinen Namen und seine Ansprüche erhielt, wurde nur unter dem harten Befehl seines Oheims äußerlich zusammengehalten, Unwahrheit und falscher Schein umgaben schon seine Wiege. Die großen Eindrücke seiner ersten Knabenjahre waren die vierjährigen Kämpfe Europas, durch welche die Dynastien seines Hauses gestürzt wurden. Der Knabe Louis wurde aus Frankreich verbannt, als ein Heimatloser war er in Baiern und der Schweiz längere Zeit von deutscher Art beeinflußt. Als er heranwuchs, verfiel er den blasirten und verdorbenen Kreisen der Emigrirten, welche abenteuernd und genußsüchtig in der Fremde umhertrieben, oft im Kampf nicht nur gegen die bestehende Staatsgewalt, auch gegen Sitte und Recht ihrer Zeit. Von seiner Mutter, der glänzendsten Frau der Napoleoniden, ging auf ihn eine Zartheit der Empfindung in allen persönlichen Verhältnissen über, das Bedürfniß und das Geschick Menschen an sich zu fesseln. Er war erzogen mit den Ansprüchen eines kaiserlichen Prinzen, in scharfem Gegensatz und in Mißachtung der bestehenden Staatsordnung, kein Wunder, daß er ein Mitglied

der revolutionslustigen Gesellschaften wurde, welche damals von ihrem Hauptsitz Italien ihre Fäden nach Frankreich, Polen, Rußland zogen. Er schwor als Carbonaro seinen Bluteid, betheiligte sich 1831 an dem italienischen Aufstand, wurde mit Mühe den Kugeln der Oestreicher entzogen, und nur durch die Erfolge der Russen verhindert, sich gleich darauf an die Spitze der polnischen Revolution zu stellen.

Aus dieser wüsten Verschwörerwirthschaft, deren Gebahren seinem fein beanlagten Geist wahrscheinlich bald unbequem war, hob ihn 1832 der Tod des Herzogs von Reichstadt heraus. Seitdem wurde er Erbe der napoleonischen Ansprüche auf Frankreich, er gewann ein hohes Ziel für sein Leben und trat in Verbindung mit französischen Unzufriedenen. Freilich wurde diese Führerschaft für seinen Ruf zunächst kein Vortheil. Die kindischen Schilderhebungen von Straßburg und Boulogne, welche er und seine Umgebung mit der früheren Verschwörergewohnheit in Scene setzten, brachten ihm Gefängniß und ruhelose Jahre eines Abenteurerlebens in Amerika und England. Dennoch haben diese Versuche ihn persönlich gefördert. In den Jahren gezwungener Muße arbeitete er ernsthaft an seiner Bildung; in Amerika und England erhielt er Einsicht in mächtige Staats- und Culturverhältnisse, sogar der Fluch des Lächerlichen, dem er damals unterlag, wurde ihm später vortheilhaft, denn er gab ihm den Schein der Ungefährlichkeit.

Als ihm 1848 die Revolution Frankreich öffnete, flog er wie ein Raubvogel herzu. Noch einmal wurde er weggescheucht. Als er aber wenige Monate darauf nach Paris zurückkehrte, ward er Herr der Geschicke Frankreichs, um diese Stellung durch zweiundzwanzig Jahr zu behaupten; für diesen Zeitraum machte er sich zum ersten Politiker, Frankreich zum bestimmenden Staat Europas.

Ein zwanzigjähriger Verkehr mit Verschwörern hatte ihn zu einem sehr hinterhaltigen Manne geformt. Er hat niemals mit einem großen Vorrath von politischen Ideen gearbeitet;

die aber, welche ihm einmal in der Seele aufgegangen waren, hat er eisenfest gehalten. Er steckte sie zurück, wenn er starke Hindernisse fand, aber er kam immer wieder darauf hin. Und die herrschende dieser Ideen war, daß er Erbe Napoleons I und Beherrscher Frankreichs werden müsse, und zwar auf demselben Wege, auf dem sein Vorfahr Erfolge gehabt; auch er mußte Herr der Revolution werden, indem er die revolutionären Kräfte sich dienstbar machte, und er mußte Oberhaupt der Republik werden, um diese zu beseitigen. Er gewann, obgleich er kein Soldat war, zuerst das Heer, dann die arbeitenden Klassen, endlich das Vertrauen der Ruhe liebenden Bürger, und setzte ohne den Kriegsruhm seines Ohms in vier Jahren durch, daß der Kaisermantel um seine Schultern gelegt wurde. Die Form der allgemeinen Abstimmung, welche er wieder einführte, vermochte Niemanden über die ungeheure Selbstsucht zu täuschen, mit welcher er sich außerhalb der Parteien festsetzte, weil er in dem unsichern und energielosen Staatswesen fast der einzige Mann war, welcher genau wußte, was er wollte. Aber die Franzosen wollten sich täuschen lassen und billigten an der Stimmurne den großen Betrug.

Er hatte sich eingedrängt, und er blieb trotz allem ein Fremder mit der schweren Aufgabe, seine Anmaßung unablässig zu rechtfertigen. Er war weniger Franzose als Napoleon I, der doch seine lange militärische Laufbahn im französischen Heere gemacht hatte, er war nach der Art seiner Großmutter ein Creole, dazu ein wenig Corse, ein wenig Holländer; über allem ein Heimatloser, der mit unheimlicher Schärfe die Schwächen und herrschenden Neigungen der Franzosen beobachtete, und immerfort in seinem geheimen Cabinet auf das Hämmern der Drähte horchte, welche ihm die politischen Tagesstimmungen aus dem Lande zutrugen.

Er war ein hinterhaltiger und doch kein unzuverlässiger Mann. Oft so schweigsam, daß er auch seine Vertrauten

peinigte, machte er da, wo er sich aussprach, im Privatverkehr den Eindruck der Wahrhaftigkeit, auch in den Geschäften galt er für zuverlässig und treu seinem Worte. Das war wahrscheinlich nicht bloß Klugheit, er war auch seiner Anlage nach eine vornehme Natur. Diese Zuverlässigkeit wurde ihm darum leichter, weil die Ideen und Zielpunkte seiner Politik im Ganzen sehr einfach und dauerhaft waren. Denn die Falschheit des Politikers ist nur in seltenen Fällen Verlogenheit, sie wird vorzugsweise an solchen Staatsmännern auffällig, welche in der Lage sind, ihre Ziele und Mittel oft wechseln zu müssen. Unter den leitenden Ideen des Kaisers standen in der auswärtigen Politik einige Sätze bis in die Jahre seines Verfalls sehr fest. Er wollte die Fehler vermeiden, welche seinen Oheim gestürzt hatten, darum Frieden und gutes Einvernehmen mit England halten und mit Deutschland. Er hütete sich ängstlich Nationalitäten gegen sich zu empören und da feindlich entgegenzutreten, wo Völker von unfertigem Staatswesen nach einheitlicher Zusammenfassung rangen. Im Innern aber hielt er für seine Aufgabe, durch Vergrößerung des äußeren Wohlstandes und durch strenge Polizei das Gefühl der Sicherheit und des Behagens zu geben, den Bauern höhere Landescultur, den arbeitenden Klassen huldvolle Fürsorge für ihr Wohl, den Bürgern reiche Entwickelung der aufstrebenden Kräfte, den Genießenden üppige Entfaltung des Luxus, den Parisern das stolze Bewußtsein, die schönste und lustigste Hauptstadt der Welt zu haben. Er wußte, daß er den Franzosen nicht nur unablässig wohlthun, auch ihrer Ruhmsucht Befriedigung gewähren mußte. Er selbst war kein Krieger und hatte große Ursache, einen siegreichen General zu fürchten. Und doch durfte er den Ueberlieferungen des alten Kaiserthums: Ausbreitung der französischen Herrschaft nicht untreu werden. Darum wurde sein Bestreben, mit möglichst geringer Gefahr und sicheren Bündnissen die Grenzen gegen schwächere Nachbarn hinauszuschieben.

Er fand die Geister und Gewissen der Franzosen unter der Herrschaft zweier wühlenden Mächte, welche, obgleich mit einander verfeindet, beide den Grundsätzen seiner Herrschaft feindlich waren, unter der Pariser Presse und der katholischen Geistlichkeit. Die Presse, wie sie war, parteisüchtig, stürmisch, maßlos und arm an Gewissen, vermochte er nicht zu gewinnen, ja er vermochte neben ihrer ungezügelten Thätigkeit gar nicht zu dauern, die Geistlichkeit stand feindselig gegen das Princip seines Hauses, verbündet mit seinen Feinden, ebenfalls in unversöhnlichem Gegensatz zu einer festen nationalen Staatsgewalt.

Die Aufgabe seiner Regierung wurde es, einen stillen unablässigen Kampf gegen Beide zu führen, bald dem Einen, bald dem Anderen nachzugeben oder entgegenzutreten. Als er zuletzt die Kraft verlor, die Presse zu zwingen und der herrschlustigen Bundesgenossenschaft der Priester zu widerstehen, da verging er.

Wer die zweiundzwanzig Jahre seiner Regierung jetzt unbefangen überblickt, der erkennt leicht, wie er die ersten zehn Jahre der Kaiserherrschaft sich siegreich über allen Gegnern ausbreitet, durch das englische Bündniß und den Krimkrieg, der wenigstens für ihn selbst vortheilhaft war, durch den östreichischen Krieg und die Befreiung Italiens, noch mehr durch eine Reihe großartiger Reformen im Innern, durch das Freihandelssystem, Erhebung der Landbauer, durch große Landesculturen, den Ausbau von Städten, Landstraßen und Canälen. Für Frankreichs materielles Wohl — im besten Sinne des Wortes — ist er in Wahrheit ein Augustus gewesen, denn er hat dem Erwerb und der Production ein Gedeihen geschaffen, wie es Frankreich vorher nie gekannt hat. Er gab sich redlich Mühe, den Kreis seiner Anhänger durch Heranziehen der anständigen Leute zu vergrößern und sich selbst vor Europa als gerecht, mild, weise zu bewähren. Es gelang ihm, das Mißtrauen der alten Herrscherhäuser in hohem Maße zu über-

winden, nicht nur seinen Franzosen, der gesammten gebildeten Welt gründlich zu imponiren. Auch er selbst war Haupt einer Dynastie geworden, er hatte für ein Kind zu sorgen, das er zärtlich liebte. Frankreich blühte auf, das Heer war durch siegreiche Feldzüge und glänzende Erfolge an ihn gebunden, er hatte durch Vervollkommnung der Feuerwaffen und Einführung der Panzerschiffe die Kriegsmacht Frankreichs, wie man annahm, zu der stärksten der Welt gemacht, zweifellos galt er für den ersten Mann der Zeit, gefürchtet, gehaßt, bewundert.

Da faßte ihn etwa um das Jahr 1862 das Verhängniß. Wir erkennen Schritt für Schritt sein Sinken, aber wir vermögen nicht genau nachzuweisen, mit welcher That oder welchem Leiden in seinem inneren Leben der Verderb beginnt. Denn in der Regel wird solches Herabsteigen eines Mannes durch ein bestimmtes Unrecht bezeichnet, das er selbst begeht und das zerstörend in seinem Geist und Leibe fortwirkt. War es eine durch seine alten leichtfertigen Gewohnheiten hervorgerufene Zerrüttung der Ehe, welche der spanischen Gemahlin größeren politischen Einfluß gab? war es nur die Abnahme seiner Körper- und Geisteskraft? War es die Verderbniß in seiner Umgebung, gegen welche ihn sein Mangel an sittlicher Kraft wehrlos machte? — Sichtbar aber wird sein Verfall seit der Zeit, wo er das Leben Cäsars schreibt, während die Kaiserin mit der unglücklichen Tochter des Königs Leopold den mexikanischen Kriegszug ersinnt, seit der Zeit, wo Fürst Bismarck Minister des Königs von Preußen wird. Von da ab verliert Kaiser Napoleon das Vertrauen zu sich selbst und den Glauben an seinen hohen Beruf mit reißender Schnelligkeit. Der Mißerfolg seines Cäsar, für sein inneres Leben weit wichtiger, als die Zeitgenossen glaubten, die furchtbare Katastrophe von Mexiko, die Schlacht von Königgrätz und die darauf folgende Conferenz seiner Generäle, in welcher er mit Schrecken inne wird, daß die militärische Macht Frankreichs nicht genügt, um die Ansprüche seiner Stellung zu behaupten, das alles sind

wesentliche Momente seines innern Verfalls. Noch einmal rafft er sich auf. Das Chassepotgewehr und die Industrieausstellung sollen ihn nach außen und im Innern schützen. Vergebens müht er sich auf Schleichwegen Luxemburg zu gewinnen und tastet nach einer Bundesgenossenschaft gegen Preußen; der Gegner, den er sich in Nikolsburg geschaffen hat, ist schlauer und stärker als er. Diese Erkenntniß mehrt seine Unsicherheit, das Geschrei der französischen Presse befängt ihn, seine Gemahlin, welche unter die Herrschaft der Jesuiten gekommen ist, verleitet ihn bei der römischen Kirche Anlehnung zu suchen. Mit den Pariser Journalisten wäre er vielleicht noch fertig geworden; daß auch die geheimen Führer des Klerus den Krieg mit dem protestantischen Preußen wollten, machte ihn zum Opfer einer unseligen Geheimregierung, welche bisher noch jede Dynastie und jeden Staatsmann verdorben hat, der sich ihr überlieferte. Als er im Sommer 1870 sich in einen großen Krieg drängen ließ, der völlig gegen die Grundsätze seiner guten Zeit war, da arbeitete er fast nur noch als Werkzeug seiner Umgebung. Widerstrebend und unter finsteren Ahnungen trat er in den Kampf, das lehren sein Kriegsaufruf, die Telegramme vom Heere, sein Verhalten in den Tagen von Sedan, die Schriftstücke, die er seitdem veröffentlicht hat.

Als ein Abenteurer war er heraufgekommen, mit fürchterlicher Selbstsucht und frevelhafter Willkür hatte er das Geschick einer Nation an das seine gebunden; viele große Eigenschaften und manche hohe Tugend eines Regenten hatte er während seiner Herrschaft bewährt, und zuletzt fügte eine rächende Vergeltung, daß er nach zweiundzwanzig Jahren eines höchst umsichtigen, oft weisen Regimentes zu einer Kriegserklärung verleitet wurde, die sich fast ebenso übereilt und abenteuerlich erwies, als seine Aufstandsversuche von Straßburg und Boulogne. Dennoch fühlen wir alle, daß auch in seinem Leben ein langes und nicht immer siegloses Ringen war, die Beschränktheit und das Unrecht seines Ursprungs zu über-

winden und die Versöhnung zu finden mit der ewigen Vernunft, die sich in der Geschichte der Völker unablässig offenbart.

Der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegessäule.

Zum 2. September.

(Im Neuen Reich 1873, Nr. 36.)

Unter den Männern jedes Alters, welche beim Siegesfest auf dem Königsplatz zu Berlin versammelt stehen, rühmen wir heut diejenigen, welche etwa sechzig und mehr Jahre des eigenen Lebens zu überschauen vermögen. Denn sie haben den größten Antheil an der Freude und Ehre dieses Tages. Ihre eigenen Erinnerungen umfassen einen so bedeutsamen Zeitraum des nationalen Wachsthums, wie sie nur selten ein Menschenalter erlebt, sie haben in ihrem Beruf nach dem Maße ihrer Kraft mitgearbeitet, um ihr Volk aus ziemlicher Enge und Dürftigkeit in ansehnlichen Wohlstand, hochgesteigerte Production und reichen Genuß heraufzuheben; sie haben das Wachsthum ihres Staates von verhältnißmäßig geringer Bedeutung zu stolzer Großmacht erlebt und selbst gefördert, sie haben die politischen Ideen, auf denen das neue Staatsleben, die Gesetzgebung, das öffentliche und private Recht beruhen, von den ersten Anfängen bis zu ihrer Verwirklichung im Reiche durchgekämpft, sie haben auch in Wissenschaft und Kunst die gewaltigsten Wandlungen beobachtet und den Gewinn davon genossen, ein völlig neues Verständniß vergangener Zeiten und Bildungsstufen, eine ganz neue Einsicht in das Leben der Natur, eine fast überwältigende Fülle von schönen Formen und Vorbildern, eine unerhörte Vervielfältigung der Bildungsmittel.

Der Preuße, welcher als Mann von sechzig Jahren vor

der neuen Siegessäule steht, lag in der Wiege, während die Kunde von harten Schlachten und theuer errungenen Siegen über die Franzosen durch das Land flog. Kämpfte damals sein Vater nicht selbst im Felde, so war er daheim beschäftigt die schweren Forderungen zu erfüllen, welche der Krieg an das verarmte kleine Volk machte. Die ersten starken Eindrücke, welche die junge Kinderseele aus der Welt erhielt, waren Erzählungen von dem bösen Napoleon, von Kosaken und Baschkiren, von der Erhebung des Volkes und vom Marschall Blücher, vom König und von der Königin Luise. Im knappen Haushalt, aber in der Wärme eines guten Familienlebens wuchs der Knabe herauf; daß man sich einschränken müsse, war die kluge Lehre, welche er wahrscheinlich am häufigsten hörte; aus den alten Röcken des Vaters verfertigte die Mutter oder ein demüthiger Schneider die Jacken des Kindes, vor dem Messingleuchter mit der Putzscheere las der Kleine die ersten Geschichten. Ging der Knabe an der Hand des Vaters in den Gassen der Landstadt, so hörte er wahrscheinlich oft bittere Klagen, daß die alten blühenden Handwerke der Weber und Würker auch nach dem Frieden immer noch zurückgingen, obwohl auf ihnen zumeist das Gedeihen der Städter beruhte, denn Maschinen und Fabriken gab es im ganzen Kreise nicht, außer den Mühlen und kleinen Brennereien; die Steinkohlen kannte der Knabe nur als ein Fossil in seiner Steinsammlung. Wenn er in das offene Land kam, wurden in jedem Kreise Landgüter gezeigt, welche verfallen dalagen, weil die Eigenthümer sich darauf nicht behaupten konnten. Kunststraßen gab es noch wenige, die Post kam keineswegs an jedem Wochentage; im Winter, wo die Landwege durch Schneewehen und Schlamm gesperrt wurden, blieb sie zuweilen ganz aus und der Knabe lief vergebens zum Postmeister, um für den Vater Briefe zu erbitten und kleine Zeitungsblätter, auf denen gedruckt stand, was der Polizei angenehm war. Eine Buchhandlung war auch in wohlhabender Kreisstadt durchaus nicht

immer zu finden, der Buchbinder verschrieb die wenigen Bücher, welche in der Landschaft begehrt wurden. Wer aber eine Reise machen wollte bis hinter die Schlagbäume der Landesgrenze, der versah sich mit einem Paß und einem gefüllten Eßkober und erkundigte sich sorgfältig, ob er auf dem Wege Leute aus seiner Gegend finden werde, an die er sich halten könne. Der Knabe war zum Jüngling erwachsen, als er die erste Dampfmaschine anstaunte, als er vernahm, daß ein Zollverein gegründet sei, als er auf der ersten Eisenbahn fuhr und als im Jahre 1830 eine politische Erregung wie ein Erdbeben durch die Seelen rollte. Erst seit dieser Zeit lernte er seinen Staat mit andern vergleichen.

Wahrlich, wenn ein Solcher jetzt im Festgewühl die Sammlung findet, den Glanz der Gegenwart den Eindrücken seiner Jugendzeit gegenüber zu stellen, so darf er eine beseligende Freude fühlen, fromme Ehrfurcht vor dem segensreichen Walten der göttlichen Vernunft und zugleich eine innere Erhebung, wie sie sonst dem Menschen nur durch die edelsten Werke der schönen Kunst bereitet wird. Denn wie ein vollendetes Kunstwerk der Gottheit empfindet er, was während seiner Zeit geworden ist; eine lange Kette von Ursachen und Wirkungen übersieht er, Anfang, Wachsthum und Hemmnisse, zuletzt einem Wunder gleich die Vollendung; und in dies einheitliche Ganze sieht er sein eigenes Leben vom ersten Anfang bis jetzt hineingeflochten. Kaiser und Reich, die in dem Jahre seiner Geburt wie ein poetisches Traumbild in den Seelen der Deutschen aufgingen, sie sind leibhaftig geworden: die Gefahren, welche seinen Staat seit den Freiheitskriegen bedrohten, die herrischen Ansprüche Oestreichs, der übermächtige Einfluß Rußlands, sie sind ge ändigt, die Völker, welche noch 1813 durch dynastische Interessen gezwungen wurden auf den Schlachtfeldern gegen einander zu kämpfen, leben in einer großen Einheit verbunden, die deutsche Nationalität, welche in seiner Jugend gleich einem Aschenbrödel von allen Fremden

mißachtet wurde, wird als der stolze Besitz eines Herrenvolks von Freund und Feind mit Achtung und Scheu betrachtet. Er gedenkt einer neuen Reihe von glänzenden Siegen, er sieht die Gestalten großer Feldherren und Staatsmänner, welche das kriegerische Königsgeschlecht der Hohenzollern im Ringe umstehen; einer Heldenarbeit seines Volkes gedenkt er, welche mit nicht geringerer Kraft und mit völligerem Erfolge geleistet wurde, als jene aus dem Jahre seiner Geburt. Und wenn er auf die Hauptstadt blickt, die er am Festtage betrat, so überschaut er eine fast unabsehbare Zahl von Häusern und Palästen, welche da erstanden sind, wo sonst sandige Felder sich breiteten, überall sieht er Schienenstränge und einen Wald von Dampfschornsteinen; auf den Straßen, die in seiner Jugend für menschenleer und übermäßig breit galten, beobachtet er ein emsiges Gewühl, in den Schaufenstern eine Ausstellung zahlloser Erfindungen, die in seiner Kindheit gar nicht, oder nur für wenige der Reichsten vorhanden waren. Wenn er sich dann am Abend nach deutschem Brauch mit alten Freunden zum heitern Mahl niedersetzt, so ist es nur ein Zufall, wenn die Speisekarte ihm nicht die Genüsse aus vielen fremden Ländern und Meeren bietet, Conserven aus Californien und New-York, Gemüse aus Afrika, edle Weine von den entferntesten Geländen, an denen die Rebe gedeiht. Jeder Blick belehrt ihn, daß die Verbindung seines Volkes mit fremden Nationen und der Antheil derselben an der Weltcultur ein unvergleichlich größerer geworden ist als in seiner Jugend, wo die Waaren, welche das Seehandlungsschiff Mentor von seiner Reise um die Welt heimbrachte, als seltsame Neuigkeiten in den Provinzen angestaunt wurden. Auf großem Zeitungsblatt fällt die Beschreibung des Festes, das er vor wenigen Stunden erlebt, in seine Hand; die Nachricht von seiner Feststimmung fliegt an dem Draht mit blitzähnlicher Schnelligkeit hunderte von Meilen in seine Heimat. Und wenn er auf dem Dampfwagen in seine Provinz zurückkehrt, nimmt er ein Bild des

Denkmals für seine Lieben mit, nicht von Menschenhand, sondern von der Sonne selbst gemalt. Sehr groß erscheint ihm, wenn er das Einzelne überdenkt, der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt, und doch ist ihm die Gegenwart nur Fortschritt und Erfüllung dessen, was vor sechzig Jahren begann, und die Gedanken darüber vermögen ihm und vielen Tausenden den edelsten Festgenuß zu geben. Nicht Alles ist besser geworden, jede Steigerung der nationalen Kraft bereitet neue Gefahren, es ist dafür gesorgt, daß wir auch in Zukunft uns nicht sicherer Ruhe und thatenlosem Genuß hingeben; dennoch soll gerade der ältere Deutsche in diesen Tagen ohne trübe Nebengedanken die Größe des Gewinnes empfinden, denn die Arbeit seines ganzen eigenen Lebens hat dazu geholfen, war er auch nur Einer unter vielen Hunderttausenden.

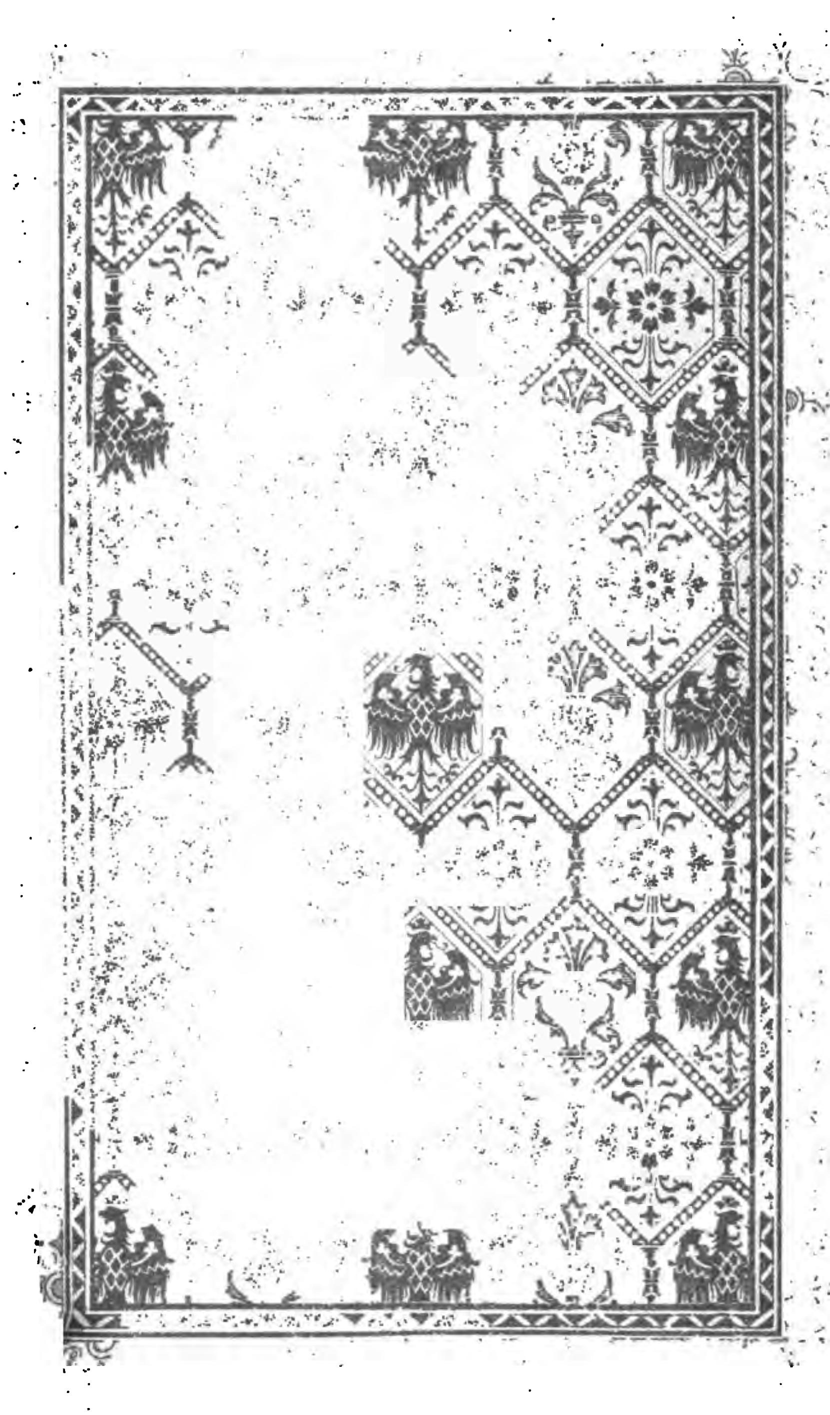
Aber mitten in dem freudigen Genuß der Gegenwart dürfen die Aelteren dem jüngern Geschlecht auch sagen, daß das enge, stille, anspruchslose Leben der Preußen, wie es nach den Freiheitskriegen sich formte, nicht in jeder Richtung kleiner war, als das Leben der Gegenwart. Ja die Aelteren dürfen von ihrer Jugend rühmen, daß einige patriotische Gedanken und Familiengefühle, welche wir in dem werdenden Geschlecht recht lebendig wünschen, in jener Zeit nach den Freiheitskriegen besonders stark und warm wirkten. Es ist wahr, der sichere Stolz auf nationale Größe, welcher das heranwachsende Geschlecht festigen kann, fehlte damals; an seiner Stelle aber war das Bedürfniß darnach und in vielen Seelen heiße Sehnsucht vorhanden und daneben eine warme, fast kindliche Treue gegen das heimische Staatswesen und das Königthum, dem man sich angehörig fühlte, wie ein Hausgenosse dem Hausvater. Jene Sehnsucht nach nationaler Größe hat in Tausenden als treibende Kraft gewirkt, die loyale Hingabe an das preußische Königthum aber war der Regulator jener treibenden Kraft und die dauerhafte Verbindung dieser beiden Gefühle hat Preußen heraufgebracht.

Es ist ferner wahr, der alte Staat der Hohenzollern drückte in Vielem härter auf die Einzelnen. Wo der Wirkungskreis des Privatrechts aufhörte, war oft Willkür der Behörden, engherzige Bevormundung, nicht ganz selten völlige Rechtlosigkeit des Unterthans zu beklagen. Die Menschen mußten mehr ertragen und sich mehr fügen und in manchem ehrenwerthen Mann aus jener Zeit erkennt man noch die Spuren der alten Unfreiheit; daneben aber auch ein Pflichtgefühl und eine Opferwilligkeit für das gemeine Wohl, welche das eigene Leben als etwas Beiläufiges erscheinen ließ, worin zu entsagen selbstverständlich war. Auch in dem stillen Familienleben jener Zeit und in dem engen Nebeneinandersein gedieh ganz gewöhnlich eine zarte Innigkeit der Empfindung, die vielleicht manchmal zur Empfindsamkeit wurde, die aber doch ihr warmes Licht unvergänglich in den Seelen zurückließ. Damit verbunden war eine sorgliche Rücksichtnahme auf das Wohl und Behagen der Andern, ein feines Verständniß für Charaktere und Eigenart der Bekannten. Auch in den kleinen Kreisen des Volkes war diese menschliche Gesinnung in Behandlung der Umgebung heimisch, eine schöne Höflichkeit des Herzens, gutes Zutrauen zu Andern, eine unbefangene Hingabe und Treuherzigkeit. Diese Tugenden waren keineswegs die Frucht einer reichen Bildung. Denn um die Wiege des Preußen vom Jahre 1813 standen die schönen Künste schwerlich, die Bildungsmittel, durch welche das Kind gezogen wurde, waren vielmehr sehr einfach. Der Vater war durch Lafontaine, Iffland und Kotzebue gerührt worden, der Sohn lernte unsere großen Dichter wahrscheinlich erst als Jüngling kennen und erhielt erst auf seinen Reisen große Eindrücke von schöner Kunst. Und nicht jedem Gebildeten jener Zeit ist der Sinn dafür geweckt worden. Die Ausbildung der älteren Preußen beruht vielmehr in der Hauptsache darauf, daß sie im Hause und durch ihren Staat dazu erzogen wurden, im Großen und Kleinen viel für Andere zu leben.

Andere Aufgaben und in Vielem eine reichere Ausstattung erhält das junge Geschlecht, welches unter dem Banner des Deutschen Reiches heranwächst, ihm wird leicht werden, Unvollkommenes und Beschränktes in den Charakteren und der Bildung der nächsten Vorfahren zu verstehen. Ihnen aber soll die Siegessäule als Mahnung stehen, daß sie sich in der größeren Freiheit, Sicherheit und Reichlichkeit ihres Daseins auch die gleiche Opferwilligkeit für den Staat und die Hingabe an die hohen Aufgaben der Menschheit bewahren, durch welche ihre Väter so Großes erreichten.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.






833.7 .F8951 v.15 C.1
Politische aufsatze. AMC9067
Stanford University Libraries
3 6105 045 054 108

